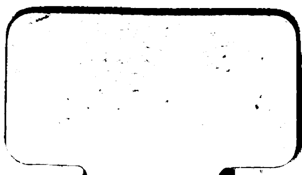


Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band

auf das Jahr 1811.



Göttingen,

gedruckt bey Heinrich Dieterich.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 4. May 1811.

Gotha.

In Deutschland bot bisher nur Wien seiner Orientalischen Academie einen Vorrath Arabischer, Persischer und Türkischer Handschriften, die ihm seine nahe Verbindung mit der Pforte zuführte, zur Verarbeitung dar; die Orientalisten in den übrigen, von allen morgenländischen Handschriften ganz entblößten, Deutschen Provinzen mußten, wenn es auf Erforschung neuer Wahrheiten, welche Handschriften zur Quelle haben, ankam, hinter den Orientalisch-gelehrten Männern, die in der Nähe der an Manuscripten reichen Bibliotheken zu Paris, Leyden, Oxford, Rom und Madrid lebten, ohne ihre Schuld weit zurückstehen. Se. Durchl. der Herzog von Sachsen-Gotha, ein durch Wissenschaften ausgebildeter Fürst, der wohl einsah, was unsern Deutschen Gelehrten zu ihren Forschungen über Asien abgehe, gab, nach einem seltenen Beyspiel, unserm Seezen bey seiner Abreise nach dem Orient den Auftrag, eine Sammlung wichtiger und inter-

essanter morgenländischer Handschriften für die Bibliothek seiner Residenz aufzukaufen. Ein Theil dieses kostbaren Ankaufs ist angekommen; und dieselbe Liebe und Municifenz für Wissenschaften, die den ganzen großen Gedanken gefaßt hatte, hat nun ungesäumt auch für den Abdruck eines Verzeichnisses von den Orientalischen Schätzen, die zu Gotha vorhanden sind, gesorgt:

Verzeichniß der für die Orientalische Sammlung in Gotha zu Damask, Jerusalem u. s. w. angekauften Orientalischen Manuscripte und gedruckten Werke, Kunst- und Natur-Producte u. s. w. Von U. J. Seezen. Gedruckt bey Breitkopf und Härtel in Leipzig 1810. Ein Alphabet in klein Folio.

Es sind darin wahre litterärische Schätze aller Art, ohne kleinmeisterische Vorliebe für eine Gattung von Kenntnissen, enthalten: historische und geographische, litterärische, lexicographische und grammatische, physicalische und naturhistorische, medicinische, mathematische und astronomische, moralische und theologische Schriften; Poesien, und Werke Orientalischer Beredtsamkeit, Romane, Reisebeschreibungen, viele zur Litteratur des Korans gehörige Stücke: daneben auch Schriften über Magie, Astrologie, Traumdeuterey, Taschenspielerey, und andere abergläubische und leere Künste. Einer nur etwas vollständigen Sammlung Griechischer Handschriften dürften ja neben den alten Classikern eben so wenig die Griechischen Goldkocher fehlen. Gelehrte der verschiedensten Fächer finden also nun von einem Deutschen Fürstenhause, in welchem die Liebe zu den Wissenschaften und ihre freygebigste Beforderung schon seit langem erblich ist, reiche Quellen historischer, litterärischer und wissenschaft-

licher Kenntnisse geöffnet, und sich auf eine stille, anspruchlose, kurz auf eine höchst edle Weise, durch die Bekanntmachung dessen, was für sie gesammelt ist, zu dessen Gebrauch eingeladen. Das Verzeichniß ist vom Hrn. Collegien-Rath Seezen selbst abgefaßt, und häufig mit kurzen Anmerkungen über die Wichtigkeit oder Seltenheit der Handschrift begleitet; ein anderer Deutscher Gelehrter hat bey einzelnen Artikeln noch auf Schriften verwiesen, wo von dem Verfasser einer Handschrift, oder ihrem Inhalt, bereits weitere Nachrichten zu finden sind. Noch ist nicht alles Aufgekaufte angekommen; aber des Wichtigen ist bereits viel vorhanden, nicht bloß des Speciellen, was der Mann vom Fache vorzugsweise wichtig nennt, sondern selbst des allgemein Wichtigen. Zum Belege hiervon brauchen wir nur einige geographische und historische Numern zu nennen, über deren interessanten Inhalt längst durch bekannt gewordene Proben entschieden ist, wie Masudi's schätzbares historisch-kosmographisches Werk: "die goldenen Fluren"; die berühmte Erdbeschreibung des Kazwini; Makrizi über Aegypten; Ebn Challican's einziges Werk über die Arabische Litterär-Geschichte; eine ganze Reihe sehr merkwürdigen Geschichten des Chalifats, wie Ebn Kotaibah, das bekannte Sicardan, nebst einem Commentar darüber, die Weltgeschichte des Karmani, die Geschichte Saladin's, von seinem Secretär Emadeddin, Ben Hadscher's Geschichte der Mamluken. Dieses Verzeichniß von interessanten Stücken, deren Inhalt bekannter zu werden verdient, ließe sich noch lange fortsetzen, wäre hier der Ort dazu. Den Beschluß machen manche im Orient (in

den Maronitenklöstern) gedruckte Bücher, Münzen (alte und neue), morgenländische Geräthe und Kunstsachen, gesammelte Pflanzen und Mineralien.

Heidelberg.

Die periodische Schrift, Studien, herausgegeben von Carl Daub und Friedrich Creuzer, Professoren in Heidelberg, enthält so manchen trefflichen Aufsatz, daß, wenn wir auch in unsern Blättern sie einzeln nicht ausziehen und uns über sie verbreiten können, insonderheit aus dem Grunde, weil Gelehrte aus verschiedenen Fächern zur Anzeige zusammentreten müßten (welches immer Sammlungen verschiedenartiger Aufsätze in so weit nachtheilig wird), wir sie doch wenigstens nennen, und unsern Lesern als tiefgedachte und gelehrte Ausführungen anpreisen müssen. Der sechste Band ist gegenwärtig als Jahrgang 1810 Nr. I. erschienen, zugleich mit 1809 Nr. II. Diese letztere, als der Zeit nach frühere, enthält die Fortsetzung der im Heft I. abgebrochenen Einleitung in die christliche Dogmatik, von Hrn. Prof. Daub. Ueber das wahre Verhältniß des Katholicismus und Protestantismus, und die projectirte Kirchenvereinigung, von Hrn. Prof. Marheinecke. Beschluß. Briefe von und an Winkelmann. Mitgetheilt von C. Hartmann in Rom. Sie bestehen in ein paar Documenten, zu beweisen, daß unser Winkelmann sich noch Winckelmann geschrieben habe. (Dem Rec. fiel die Ausfertigung des damahligen Nuntius am Dresdenischen Hofe, Archinto, worin Winkelmann's Uebertritt zum Römischkatholischen Glaubensbekenntniß 1754, ejuratis erroribus Lutheranae sectae,

bezeugt ward, nicht wenig auf, da er sich des Eindrucks sehr wohl noch erinnert, welchen diese Formel auf die Gemüther seiner Freunde damahls machte.) — Sendschreiben an Baron von Riedesel: eigentlich ein Anfang zu einem Unterrichte für reisende Liebhaber der Künste von dem, was sie zu betrachten haben; jetzt zuerst von der Lage des alten Roms, den Grenzen und Hauptplätzen. Ein Aufsatz von Reiffenstein über die Glasarbeiten der Alten war uns angenehm, weil wir wußten, daß Reiffenstein sich viel mit den Glasflüssen, besonders zu Cameen, abgegeben hat. Einige Gedanken von Winkelmann — zu betrachten als Nachlese von Blümchen aus werthen Händen, wenn sie auch nicht wichtig sind.

Aus dem I. Stück 1810 führen wir noch den Inhalt an: **Tradition, Mysticismus und gesunde Logik**: oder, über die Geschichte der Philosophie, von Prof. Fries zu Heidelberg; eine gesunde Philosophie. Vier bisher ungedruckte Fragmente des **Stoischen Philosophen Musonius**, von D. Moser, mit einer Nachschrift von Prof. Creuzer. Es ist merkwürdig, wie nach und nach die alte classische Litteratur sprung-, fach- und classenweise, gleichsam nach Perioden, ist bearbeitet und vervollkommnet worden, besonders auch in Behandlung, critischer und hermeneutischer Bearbeitung, der Schriftsteller. Ohne der Compilations-Periode durch Notas variorum und omnium und anderer seitdem erfolgter Abwechselungen zu gedenken, in welchen eine Zeit lang die Ciceronische und die Livianische Litteratur voran stand, und fast als die einzige galt, die den **Mann** machte, wie man zu sprechen pflegte: so erinnere man sich nur in den neueren Zeiten der

Abwechselung des um den Vorzug vor allen streitenden Studiums der Tragiker, dann des Homers, dann der Stoiker, des Plato und der Platoniker. Natürlich gewann jede Classe dabey durch eine genauere und reichlichere Ausbildung; und so lange kein Sectengeist sich eindrängt, ist dieß ein erwünschter Weg und Fortgang in dem ganzen philologisch-critischen Studium. Nur muß es nicht dahin führen, daß man alle andere Classen von Classikern und classischer Litteratur, außer der einen, z. B. der critischen, der grammatischen, der Platonischen, hintansetzt, auch wohl herunterwürdigt. Wie viel hat das Studium des Plato für die Geschichte und Lehre der Philosophie überhaupt gewirkt, und dieß wiederum auf den Plato selbst zurück? wie viel zur Erweckung des philosophischen Scharfsinns und zur Erweiterung der speculativen Philosophie selbst! Wyttenbach hat hierunter vorzügliche Verdienste (wozu auch sein Plutarch gedient hat, und noch dienen wird), die man nicht verkennen darf. Einige gelehrt ausgearbeitete academische Abhandlungen seiner Schüler trugen auch bey. Eine unter diesen, vom Hrn. Nieuwland, schon von 1783, zog auch den Musonius in die Reihe, zwar einen Stoiker, aber sich dem Plato nähernden Philosophen (G. g. A. 1783 S. 1099). Da von den Schriften desselben sich im Stobäus noch beträchtliche Bruchstücke, vermuthlich aus den ἀπομνημονεύματα, erhalten haben, so läßt sich noch manches Merkwürdige von ihm anführen; und wir hätten eher eine Sammlung aller Fragmente des Musonius erwartet, als eine Deutsche Uebersetzung einiger Stücke, die später erst von Ruhnkenius in einem Florentinischen Codex der heiligen Parallelen

des Johannes Damascenus sind aufgefunden worden; es sind deren vier: 1. εἰ παραπλησίως παιδευτέον τὰς θυγατέρας τοῖς υἱοῖς. 2. ἐκ τοῦ ὅτι καὶ γυναιξὶ φιλοσοφητέον. 3. und 4. (wovon wir die Griechischen Titel nicht angegeben sehen): daß man, um eine Sache zu beweisen, nicht viele, aber die treffendsten, Gründe angeben müsse, und, Lucius aus Musonius: was wirksamer sey, Gewöhnung oder Regel? Es ist schöne practische Philosophie darin nicht zu verkennen. Die ersten beiden waren im Griechischen bereits von Wyttenbach an das Licht gestellt in der angefangenen, und als Fortsetzung der Bibliotheca critica bestimmten, Sammlung φιλομαθίας τα σπόραδην· Miscellanea doctrinae liber primus 1809, deren unterbrochene Fortsetzung wir bedauerten, in so fern wir darin Anecdota und Memoria Sancticrucii fanden; die Anecdota bestanden eben in zwey Fragmenten des Musonius. Wie uns jetzt Hr. Moser benachrichtigt, sollten in der Fortsetzung auch die beiden andern Fragmente im Griechischen nachfolgen; er, Moser, erhielt die Erlaubniß, sie übersetzt zu liefern und mit critischen Anmerkungen, auch über das noch nicht gedruckte Griechische, zu begleiten, denen noch andere von Hrn. Creuzer beygefügt sind; von beiden von critischem Werth. Noch ist aber vom Hrn. Moser eine Einleitung über Musonius, sein Leben und seine Schriften vorgesetzt, welche aus jener oben angeführten Streitschrift des Hrn. Niewland zusammengezogen ist. — Uebersicht der Geschichte der Byzantinischen Kaiser von Constantin III. bis auf Leo den Isaurier, also von 610 bis 718, wo sie sich mit der fruchtlosen Belagerung Constantinopels durch die Araber endigt. Das Stück ist in

einem kräftigen Stil, mit genauer Befolgung der Geschichtbücher und ihrer Aussagen, geschrieben, so daß darin auch mit Gibbon gewetteifert zu werden scheint. Vermuthlich soll dieß eine Probe zu einem größern Werke seyn, das allerdings seinen Werth haben wird, und Interesse haben kann, so viel, als in einer Geschichte seyn kann, die kein Interesse hat, als Schauder oder Verachtung der Handelnden. Nach dem Nahmen des Verfassers waren wir lange begierig, bis wir in der Inhaltsangabe den Nahmen von F. C. Schlosser, Prof. am Gymnasio in Frankfurt, fanden. — Endlich trifft man wieder auf Aufsätze und Briefe von und an Winkelmann, mitgetheilt von C. Hartmann in Rom: V. Der erste Entwurf zur begeisterten Beschreibung des Apollo, aus den Papieren Winkelmann's: zum Beweis, wie sehr er an seinen Arbeiten feilte. VI. Eben desselben reifere Gedanken über die Nachahmung der Alten in der Zeichnung und Bildhauerkunst. VII. Sendschreiben an Lippert über Natter. Die Spannung zwischen beiden war aus Klatschereyen der Reisenden entstanden. VIII. IX. Ein anderes an Franken, seinen ehemahligen Collegen an der Bünauischen Bibliothek, über die Reisen und Reisenden (der damahligen Zeit) in Italien. Im Schreiben Nr. X. drückt sich der ganze Winkelmann in seiner hohen Begeisterung, die ihm eigen war, aus. Unter den übrigen, bis XIX., welche allenfalls Lebensumstände zu erläutern dienen, ist der XV. der merkwürdigste.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den 4. May 1811.

Paris.

Bey Schöll: Mémoires géographiques et historiques sur l'Egypte et sur quelques contrées voisines. Recueillis et extraits des Manuscrits Coptes, Arabes etc. de la Bibliothèque Impériale. Par *Et. Quatremère*, Prof. de la litérature grècque à l'académie de Rouen etc. Tome premier. 225 S. Tome second. 532 Seiten in Octav. 1811.

Man muß sich des Eifers freuen, mit welchem einige Französische Gelehrte von den Orientalischen Schätzen, die zu Paris aufgehäuft sind, gegenwärtig Gebrauch machen, und das Wichtigste davon ins Publicum zu bringen suchen. Uns Deutschen, die wir neben keinen solchen Quellen wohnen, müßte nun billig ein ähnlicher Eifer beleben, wenigstens an der Verarbeitung der Materialien, welche die Emsigkeit unserer Nachbarn jenseit des Rheins zu Tage fördert, thätigen Antheil zu nehmen, wozu, wenn es auch anderwärts an Gelegenheit fehlen sollte, die Schriften unserer Academien

und Societäten, die auf Kosten der Regierungen erscheinen, der schicklichste Platz wären.

Der erste Band dieser gelehrten Abhandlungen ist ausschlußweise der Geographie von Aegypten gewidmet, und enthält eine alphabetische Sammlung der Städte und Dörfer, welche der Verf. in Coptischen Schriftstellern gefunden hat; zuweilen nur den Nahmen allein, dessen Rechtschreibung dadurch wenigstens fest bestimmt oder berichtigt wird; am häufigsten aber mit gelehrten Forschungen über Alterthum, Lage, Merkwürdigkeiten, Schicksale des Orts u. s. f. begleitet. Es sind in allem 103 Artikel. Schon diese Zahl kann zum Beweis dienen, daß der sprachgelehrte Verf. eine größere Anzahl Coptischer Handschriften unter Augen gehabt und studirt hat, als irgend einer der frühern Kenner der Altägyptischen Sprache; noch mehr zeigt es fast jeder Artikel durch seinen Inhalt: hätte doch das Schicksal etwas Besseres, als Leben der Heiligen und andere bloß kirchliche Denkmähler in Coptischer Sprache erhalten wollen! wie weit anders würde die Ausbeute ausgefallen seyn! Bey ihrer Erläuterung bewundert man die seltene Belesenheit des Verf. in spätern Schriften der Griechischen Litteratur, deren Gebrauch, bey ihrem so wenig einladenden Inhalt, schon ein Verdienst ist: denn aus diesen und aus Arabischen Schriftstellern sind die über einzelne Oerter zusammengetragene Notizen genommen: die Nachrichten neuer Reisenden überläßt der Verf. seinen Lesern, in des Hrn. Prof. Hartmann's zu Marburg beiden Schriften, deren er mehrmahls mit Lobe erwähnt, der Africa Edrisii, und dem Paschalik Aegypten, nachzusehen: er gibt daher großen Theils nur Auszüge aus Handschriften der kaiserl. Bibliothek,

Aegypten betreffend. Aus ihnen bestätigt er häufig die Resultate unserer frühern geographischen Forscher über Aegypten; anderwärts bestreitet er die bisherigen Vorstellungen über Nahmen und Lage einzelner Oerter, und stellt dagegen auf, was er wahrscheinlicher oder gewisser erforscht zu haben glaubt; zuweilen bleibt er bloß bey Zweifeln und ihren Gründen stehen, ohne eine gewisse Bestimmung zu wagen. Das berühmte Bubastis ist das noch vorhandene Bastah; das heutige Busir ist auch Busiris bey den Alten; Zoan das bekannte Tanis: wenn nun gleich, wie in diesen Beyspielen, die Sache nicht neu ist, so wird doch Alles entweder mit neuen Gründen bestätigt, oder mit Stellen, die man nicht kannte, belegt. So erleichtert auch die gewöhnliche Vergleichung Moph's mit Memphis die Bemerkung, daß die Stadt in Coptischen Handschriften Mefi ausgedrückt wird. Tailamun dagegen soll auf dem östlichen Nilufer in der Provinz Seiuth gesucht werden, und wenn die neuern Geographen die Gebirgskette, welche sich gegen Westen, dem Laufe des Nils parallel, herabzieht, dafür ansehen, so sollen sie Tailamun mit dem Gebirge Zenathir verwechselt haben. Ein doppeltes Kolzom oder Klysma, das noch Gossellin angenommen hat, wird ausführlich bestritten: doch findet sich kein hinreichender Beweis geführt, daß es Arsinoe der Alten sey. Es ist auch nicht aufs Reine gebracht, welche Stadt des alten Aegyptens dem Nahmen Belbeis entspricht: doch neigt sich der Verfasser zu d'Anville hin, der Pharbit (ohne Artikel Harbit) darunter verstand. Glücklich fanden wir den Fehler der frühern Kenner der Coptischen Sprache, eines la Croze, Jablonski, Scholz u. A., vermieden, die Alles durch Etymologien ins Licht stellen

wollten: er verschmäht zwar eine Etymologie nicht, wenn sie sich ohne Zwang darbietet (Phile an der Grenze von Aegypten, auf der Seite von Aethiopien, ist ihm appellativ das Ende, also die Grenzstadt; Phiom oder Fium der See, von dem großen See, der die Stadt gegen Westen begrenzt); aber solche Etymologien sind ihm bloß Nebensache; Nachrichten zu den Ortsnahmen zu sammeln, sieht er für das Bessere und Wichtigere an: und wer müßte dieser Weise nicht seinen vollen Beyfall geben? Bey dieser allgemeinen Darstellung des Inhalts und Geistes dieser Forschungen müssen wir stehen bleiben: wollte man als Beurtheiler dem Verf. ins Einzelne folgen, so würde des Sprechens kein Ende werden. Neben glücklichen Combinationen stehen auch ungewisse und gewagte; wem wäre es aber auch gelungen, Aegyptische Finsternisse allenthalben durch reines Licht zu erhellen? Die künftigen Erläuterer eines Herodot, Strabo, Ptolemäus, Stephanus von Byzanz u. A. finden hier allerley Stoff zur Verarbeitung und Läuterung; desgleichen die Forscher des Hebräischen Alterthums, und des Mittelalters: denn nicht bloß alte, sondern auch neuere, erst unter der Herrschaft der Araber wo nicht ganz neu entstandene, so doch erst berühmt gewordene, Oerter sind aus Coptischen Denkmählern und Arabern erläutert.

Neben diesen geographischen Forschungen stößt man auch auf Notizen und Untersuchungen andern Inhalts, welche morgenländische Handschriften zu Quellen haben. So wird das Zeitalter des heil. Schenudi, über welches Jablonski und Mingarelli zu keiner Gewißheit haben kommen können, und über welches Georgi eine falsche Ansicht gegeben hat, S. 16 ausgemittelt, und um das J. 430 ge-

setzt; ein ausführlicher Abschnitt über die Psyllen und die Schlangenbeschwörer findet sich S. 202; eine Vertheidigung des vom Verfasser ehedem angenommenen vierten Coptischen Dialects S. 236 u. s. w.

Wir wenden uns zum zweyten Bande, der neu an historischem Inhalt, meistens durch bloße Uebersetzungen aus dem Arabischen, ist. I. Allerley geographische und historische Bruchstücke über Nubien (S. 1 . . . 126). Je unbekannter dieses Land bis auf unsere Tage geblieben ist, desto willkommener ist jede, auch geringfügige, Nachricht von ihm. Was sich hier gesammelt findet, ist aus Arabern, die zwischen 970 . . . 1412 nach Chr. lebten, zusammengetragen. Der Hauptschriftsteller über Nubien im Mittelalter würde Abdallah Ben Ahmed Ben Solaim aus Asvan seyn: ihn hatte einst Dschauhar, Feldherr des Fatimiten Moez, an Kirky, den König von Nubien, nach Donkolah gesendet, um ihn zur Abtragung des Sklaventributs aufzufordern; die Kenntniß, die er sich dabey von dem Lande erwarb, machte ihn geschickt, nach der Zeit eine Geschichte desselben für den Fatimiten Azizbillah Ben Moez aufzusetzen. Dieses Werk ist aber, so viel man bis jetzt weiß, nicht nach Europa gekommen: doch kennt man es aus Auszügen, welche Makrizi in seine Beschreibung von Aegypten eingerückt hat. Aus letzterer ist ein großer Theil der hier in bloßen Uebersetzungen zusammengestellten Nachrichten genommen, die übrigen aus Masudi und einigen andern Schriftstellern. Da wir von Nubien nicht viel mehr wissen, als was Edriß (bekanntlich ein geborner Nubier) in seine Erdbeschreibung aufgenommen hat, so ist schon unsere geographische Kenntniß des Landes etwas reicher

geworden. Zu Nubien werden die Provinzen Maris und Makorrah, die Reiche Alua und Kanem, gerechnet. Doch scheint Masudi Kanem davon abzusondern. In den Jahrhunderten, in welchen die gebrauchten Arabischen Schriftsteller lebten, wohnte in der Provinz Maris ein Statthalter, der Herr des Gebirges genannt, ohne dessen Erlaubniß Niemand, weder ein Moslem, noch ein Anderer, weiter als bis Bakuy, einem Flecken bey der ersten Katarracte, kommen durfte: er war einer der ersten Beamten des Reichs, mächtig durch die Reichthümer, zu welchen ihm Handlung mit den angrenzenden Mohammedanern und ihre Geschenke verhalfen, zu deren Sammlung aber tiefer im Lande alle Gelegenheit fehlte. Im obern Maks, einer Stadt tiefer im Lande, lag eine Garnison mit einem Commandanten, der die strengste Polizey-Aufsicht führte. Selbst wenn der König, von dem er doch gesetzt ward, in die Stadt kam, machte der Commandant Miene, ihn zu durchsuchen, damit Prinzen, Wesire und die übrigen Officiere sich nicht möchten weigern dürfen, der Untersuchung sich zu unterwerfen. Bey dem obern Maks hörte aller Verkehr auf; hinter ihm sah man keine Silber- und Goldmünzen mehr, die nur jenseit der Katarracten zur Handlung mit den Mohammedanern in Umlauf waren. Tiefer im Lande gab es nur Tauschhandel mit Sklaven, Vieh, Eisen und Getreide; im Reiche Kanem dienten gewisse dort verfertigte Zeuge (wendy, nach Andern dendy, auch zendy genannt) zum pretium eminens. Wer sich ohne besondere Erlaubniß des Königes in das Land hinter dem obern Maks gewagt hätte, der würde unabwendbar die Verwegenheit mit dem Tode haben büßen müssen: so blieb von jeher, was im

innern Nubien vorging, selbst den Nachbarn ein Geheimniß. In der Provinz Makorah lag die Residenz des Nubischen Beherrschers, Donkolah, etwa 50 Tagereisen von Asvan entfernt. Die Einwohner beider Provinzen, Maris und Makorah, leiteten sich aus Yemen, und ihre Könige von den Himjariten, ab. Das Reich Aluah hatte Sujah zur Hauptstadt, und einen eigenen König, der den Titel Wahwah führte. Die Völker des Reichs Aluah, wie die übrigen Nubier, waren Jacobitische Christen, deren Bischöfe vom Patriarchen zu Alexandrien abhingen; ihre Religionsschriften, Liturgie und Gebete, Griechisch, die aber in die Landessprache übersetzt wurden. Es sollen außer der Griechischen Schrift auch die Syrische und Coptische, ja es sollen sogar eigene Schriftarten unter ihnen im Gebrauche gewesen seyn, was bey ihrer geringen Cultur schwer zu glauben ist.

Nach der Eroberung von Aegypten wurde Nubien auf Omar's Befehl entweder von Amru-el-As selbst, oder von seinem Unter-Befehlshaber, Abdallah Ben Saad, angegriffen: ohne das Aeußerste der Belagerung von Donkolah abzuwarten, suchte der Nubische König um Frieden nach, und erhielt ihn (Heg. 21, Chr. 641) gegen einen jährlichen Tribut von 365 Sklaven. Diese schlaffe Abhängigkeit blieb bis auf die Zeit des Mamluken Bibars (Chr. 1272). In dieser Zwischenzeit nahmen die Beherrscher von Aegypten ganze Heere von Nubischen Sklaven in Sold; es kommen aber auch mehrere Einfälle von Nubien nach Aegypten, und von Aegypten nach Nubien, vor, bald der Christlichen Religion wegen (wie zur Vertheidigung des Patriarchen zu Alexandrien gegen Moslemische Mißhandlungen), bald wegen des Sklaventributs, bald

aus bloßer Kriegeslust. Wegen letzterer legten die Fatimiten (reg. Heg. 359 ... 564, Chr. 969 ... 1168) eine starke Garnison nach Asvan, und deckten durch sie die Aegyptische Grenze gegen die Nubier. Nach dem Abgange der Fatimiten wurde diese Maßregel der Vorsicht vernachlässigt: dieß führte zu häufigen Einfällen nach Asvan und über diesen Grenzplatz hinaus. Die Ajubiten (Kurden von Saladin's Geschlecht, von Heg. 564 ... 652, Chr. 1169 ... 1254) stellten sich ihnen endlich wieder mit Kraft entgegen. Schon Saladin's Bruder, Schems-ed-dulah, eroberte die Festung Ibrim, und legte, ehe er mit seiner schweren Beute abzog, den Kurden Ibrahim mit einem starken Kurdenheer in dieselbe, um von da Einfälle in das innere Nubien zu thun: er und seine Macht waren aber bereits nach zwey Jahren aufgerieben.

Eroberung von Nubien und strengere Abhängigkeit bewirkte erst der Mamluke Rokneddin Bibars ums Jahr Heg. 671, Chr. 1272. Er strafte den Einfall des Nubischen Königes David in Asvan, und dessen Härten gegen Schekendah, seinen Neffen, mit der Unterjochung des Landes. Als Bibars den Schekendah zum Könige von Nubien einsetzte, bedung er sich, außer den Schätzen des abgesetzten David und dessen Heerden, und außer einem Tribut an Elephanten und andern Thieren, die Hälfte aller Einkünfte von Nubien und die Abtretung der Provinz der Gebirge (etwa eines Viertels von Nubien) zur künftigen Sicherheit von Asvan, mit allen ihren Einkünften. Die Einwohner dieser Provinz ließ er zwischen Islam, Kopfgeld oder Tod wählen: sie wählten das Kopfgeld, einen Dinar von jeder erwachsenen Mannsperson. Seitdem wurden zu Donkolah und in der umlie-

genden Gegend Officiere angestellt, um die Einkünfte und das Kopfgeld im Nahmen des Sultans zu erheben. Schon in den Nachrichten aus frühern Zeiten kommen Spuren von verschiedenen Regenten in Nubien neben dem Könige zu Donkolah vor: unter Bibars findet man erwähnt einen König der Pforten (die Pforten nennt man mehrere Flecken an den Grenzen des Reichs Aluah, am östlichen Ufer des Nils), die Prinzen von Barah (Bazah), al Takah, Kedru, Densu, Ary, Befal, Anedy und Kersah.

Diese Abhängigkeit von den Bahritischen Mamluken dauerte, stärker und schwächer, mit untermischten gegenseitigen Kämpfen, bis in den Anfang der Cirkassischen Mamluken hinein, bis zum J. 806, Chr. 1403, bis zu den äußern Unruhen, durch Timur's Einfall in Syrien, und den innern durch Empörungen in Aegypten selbst. Die Statthalterschaft in Asvan wurde nicht mehr besetzt, und die Nubier hörten mit Asvan auf, vom Sultan in Aegypten abhängig zu seyn. — Weiter reichen die von dem Verf. aus Arabern zusammengetragenen Nachrichten nicht: demnach ist die Geschichte von Nubien nicht bis auf den Einfall der Schilluk, einer Neger-Nation, der 1504 erfolgte, herabgeführt, sondern hört 100 Jahre früher auf. Nach diesen Nachrichten bestand also nicht, wie man bisher geglaubt hat, die Abhängigkeit Nubiens von Aegypten nur darin, daß der erbliche Schech aller Nubischen Araber, und durch sie, als herrschende Nation, zugleich der Oberherr des ganzen Landes, den jedesmahligen Aegyptischen Regenten, ohne Rücksicht auf den Wechsel der regierenden Häuser, für seinen Oberherrn ansah. Doch fehlt noch viel zu einer zusammenhängenden und hinreichend be-

stimmten Geschichte dieses so unbekannten Landes: was hier zusammengestellt worden, besteht bloß in Bruchstücken.

II. Ueber die Blemmyes der Alten, eine historisch-geographische Vermuthung (S. 127 ... 161). Die Alten setzen die Blemmyes (Βλέμμυες) in verschiedene Gegenden: Strabo, in das Land unterhalb Meroe über die Ufer des Nils hin gegen das rothe Meer; Ptolemäus, zwischen dem Fluß Astaboras und dem Meerbusen von Adulis; Procopius, in das Land, das sich am Osten des Nils zwischen Axum und Elephantine ausdehne; Ammianus Marcellinus, an die Katarracten des Nils und in die Gegenden von Syene; Olympiodor, an die östlichen Grenzen von Aegypten u. s. w. Diese Verschiedenheit in den Nachrichten deutet der Verf. auf ein nomadisches Volk, das vielleicht zuerst in den Gegenden von Axum und Adulis gewohnt, nachher sich gegen Nubien ausgebreitet, und zuletzt sich in den weiten Wüsten niedergelassen habe, die sich im Osten von Aegypten gegen das rothe Meer hin ausdehnen. Da sich der Nahme in neuern Schriften nirgends findet, ausser vielleicht in dem Coptisch geschriebenen Leben des heil. Schenudi in Balnemmoui, dem Nahmen eines barbarischen Volkes, das von Norden her einen Einfall in Aegypten gethan habe, wodurch noch wenig bestimmt ist; so wagt der Verf., sie mit den Bedscha, einem nomadischen Volke, zu vergleichen, das oft in Aegypten Einfälle gethan hat, und in den weiten Wüsten zwischen Aegypten, Nubien, Abessinien und dem rothen Meere wohnt, wohin auch die Alten ihre Blemmyes ungefähr setzen. Unter der Voraussetzung der Identität dieser Völker werden aus Arabischen Schrift-

stellern Nachrichten von den Bedscha gesammelt. Unter den neuern Reisenden scheint der einzige Bruce unter dem Nahmen Beja ihrer zu erwähnen. — III. Ueber die Wüste Aidab (S. 162 ... 172); für Handelsgeschichte von Interesse. Mehrere Jahrhunderte über war die Wüste mit Kaufmanns- und Pilger-Karavanen bedeckt. 209 Jahre lang (von Heg. 450 ... 665, Chr. 1058 ... 1266) gingen die Aegyptischen und Africanischen Pilgrime von Fostat bis Kus zu Wasser, nahmen dann ihren Weg durch die Wüste Aidab, und setzten darauf in Barken nach Dschidda, dem Hafen von Mecca, über. Der Sultan Rokneddin Bibars schickte seine Geschenke an die Kaba durch eine Karavane zu Lande hin: seitdem zog man diesen Weg dem erstern vor. Auf der andern Seite wurden die Kaufmannswaren von Indien, Yemen und Abessinien zu Wasser bis zum Hafen von Aidab, dann durch die Wüste bis Kus, dann wieder zu Wasser bis Fostat gebracht, bis man, etwa seit 760 der Heg. (Chr. 1358), den neuen Weg gewählt hat. — IV. Ueber das Smaragdgebirge in der Wüste Kharbah der Provinz Keft in Oberägypten: eine geographische Notiz aus Arabern (S. 173 ... 180). — V. Eine ähnliche Sammlung über die Sindsch in Africa (S. 181 ... 189). — VI. Ein Auszug aus Makrizi über die Arabischen Stämme, welche sich in Aegypten niedergelassen haben (S. 160 ... 219), mit Nachträgen aus einigen andern, ältern und neuern, Schriftstellern. — VII. Ueber den Zustand der Christen unter den beiden Mamlukischen Dynastien (S. 220 ... 266); lauter Verfolgungsgeschichten. Nach Makrizi hätten sich die Christen die Verfolgungen durch ihr unweises Benehmen bey dem Anschein einer günsti-

gen Lage zugezogen. — VIII. Ueber das Verhältniß der Mamluken in Aegypten zu Abessinien (S. 267 . . . 283). Die ausgehobenen Stellen aus verschiedenen Arabischen Schriftstellern betreffen den Verkehr zwischen Abessinien und Aegypten in Kirchensachen vom Jahr Chr. 1274 . . . 1516, folglich die Periode des Salomonischen Regentenstammes, deren Geschichte von Bruce aus einem Abessinischen Geschichtschreiber mitgetheilt worden, die aber von dem Verf. nicht verglichen ist. Die Abessinischen Könige ließen sich immer vom Patriarchen zu Alexandrien ihre Metropolitane, aber jedesmahl mit Einwilligung des Aegyptischen Sultans, kommen: es sind mehrere Briefe, die von den Abessinischen Königen an den Sultan sowohl, als an den Patriarchen zu Alexandrien, in dieser Angelegenheit geschrieben worden, im Auszug, wie sie die Arabischen Schriftsteller mitgetheilt haben, eingerückt, voll Beweise der ehrerbietigen Sprache, in welcher die Abessinier ihre Bitten anzubringen pflegten. Sie waren meistens mit Geschenken an den Sultan begleitet. Der Patriarch von Alexandrien erhielt jährlich aus Abessinien eine Summe Geldes, und stand dort in solchem Ansehen, daß sich zuweilen die Sultane der Patriarchen bedienten, um durch Vorstellungen und Bitten bey den Königen von Abessinien das einzuleiten, was sie ihnen unter Drohungen zu befehlen gedachten. Dagegen nahmen sich auch die Könige von Abessinien der Christen im Reiche der Sultane gegen die Verfolgungen an, die über sie verhängt wurden. Man findet sie sogar in Unterhandlungen mit den Franken, um sie zu gemeinschaftlicher Vernichtung des Islam einzuladen, damit sich endlich über sei-

nen Trümmern die Christliche Religion erheben möchte. Die von Alexandrien gesendeten Metropolitane konnten sich, der Regel nach, den vollkommensten Gehorsam von den Abessiniern versprechen: das Ansehen des Patriarchen ging auf seinen Abgeordneten über. — IX. Ueber das Verhältniß der Mamluken zu Indien (S. 284 . . . 295): einige Stellen Arabischer Schriftsteller, worunter die wichtigern den veränderten Handelsweg betreffen. Aus einer derselben erhellet, daß Aden am äußersten Theile des südlichen Arabiens, das im Mittelpuncte zwischen Aegypten, Aethiopien, Indien und Persien viele Jahrhunderte über ein Haupt-Handelsort der Welt gewesen war, erst seit dem Jahr 1425 (Heg. 829) nach und nach durch die Verordnungen der Mamluken den Handel verloren hat. In dem genannten Jahre wurde den Pilgrimen verboten, mit ihren Indischen Waren von Mecca geradezu nach Syrien zu gehen; sie mußten seitdem den Weg über Aegypten nehmen, wodurch Dschidda ein wichtiger Handelsplatz geworden ist. Auch die Indischen Kauffahrer fanden es seitdem zuträglicher, Dschidda statt Aden zu ihrem Ankerplatze zu machen; sie wurden zuletzt durch allerley Verordnungen, durch harte Abgaben und Confiscationen, gezwungen, nie wieder zu Aden anzulegen. Die Mamluken-Sultane erhoben nun zu Dschidda und Mecca schwere Abgaben, und statt sonst große Summen nach Mecca als Geschenke zu schicken, bereicherten sie von dieser Zeit an ihren Schatz zu Cairo mit großen Summen, die sie von den fremden Waren von daher zogen. — X. Ein ausführliches Leben des Fatimitischen Chalifen Mostanser Billah macht den Beschluß.

dieses Bandes (S. 296 . . . 485). Es ist bloß durch die Schwächen des Regenten ausgezeichnet, die den schon früher angefangenen Verfall des Fatimiten-Staats so beschleunigt haben, daß unter ihm davon allein Aegypten noch übrig war.

Angehängt sind noch einige ausführliche Anmerkungen, die unter dem Texte nicht wohl Platz finden konnten: 1) Beyspiele von Steinregen S. 486; 2) über einige Seethiere von ungeheurer Größe, deren in morgenländischen Schriftstellern erwähnt wird, S. 495; 3) über die Arabischen Stämme in Syrien, die unter den Nahmen Kais und Yemen zwey Factionen im Chalifat bildeten, und Jahrhunderte über im Kampfe gegen einander lebten, S. 495; 4) über die Klöster Scharan und Mule in Aegypten S. 499; 5) über die Nahmen Fedawiah (die das Gelübde des Todes gethan), und Lazik (welche die Ermordung ihrer Feinde übernommen haben): zwey Benennungen, welche die Ismaeliter (bey den Europäern die Assassins, Haschischbys) führen, S. 502; und 6) über die große Bibliothek der Academie zu Tripoly in Syrien, welche Raymond Graf von St. Gilles (Heg. 503, Chr. 1109) verbrennen ließ, weil sie der Priester, der sie nachsah, und in einem Zimmer lauter Korane fand, durch einen Schluß von diesem Zimmer auf alle übrigen für eine bloße Sammlung von Koranen gehalten hatte, S. 506.

Weimar.

Wörterbuch der altklassischen Mythologie und Religion, von J. G. Gruber. Erster Band. Mit Kupfern (welche noch nachfolgen sollen). Auch mit dem gegen über gesetzten Ti-

tel: Allgemeines mythologisches Lexikon, zweyte Abtheilung. — Im Verlage des Industrie-Comptoirs 1810. Octav. Nicht, um zu critisiren, führen wir dieses Buch, bey seinem ersten Anfange, an, noch weniger, sofort über den Werth des Ganzen zu entscheiden, sondern bloß ein freundliches Wort zu sagen, das vielleicht als unparteyischer Beyfall gelten kann für ein Werk, dessen möglichen Nutzen, Werth und Umfang der Recensent wohl kennt, und den Muth des Unternehmers eher stärken, als niederschlagen möchte. — Allerdings ist die Form eines Wörterbuchs einer Art von Kenntnissen angemessen, die kein System waren, noch werden können, sondern ein bloßes successives, nach und nach entstandenes, Aggregat von einzelnen sinnlichen Ansichten und Vorstellungen, Phantasien, Ausbildungen, ganz verschiedener Art, und von Meinungen sind, über Gegenstände, die wieder nichts als Meinungen, mehr oder weniger, oder gar nicht wahrscheinliche, gestatten, so, daß also dreist entscheidende, Andern hohnsprechende, Urtheile gar nicht Statt finden können. Bey der Zusammenstellung und Ordnung dieser Gegenstände, und der frühern und spätern Deutungen und Meinungen, wird also Uebersicht, reine Auffassung von jedem, und Unparteylichkeit, erfordert. Sprachrichtigkeit und Fertigkeit in Arbeiten dieser Art, welche alte Sprachenkunde erfordern, hat der Verfasser bereits bewiesen. Dieser erste Band begreift nur die ersten vier Buchstaben. — Wir wünschen die Fortsetzung, da das Werk theils für den ersten Anlauf, theils für Kenntniß von Gegenständen so dienlich ist, welche Mehrere im Einzelnen, als im Zusammenhange des

Ganzen, zu Rathe zu ziehen nöthig haben, wenn sie nur dabey die allgemeinen Principien gefaßt haben, welche in der Vorrede angegeben sind.

St. 38 S. 375 Lin. 1 statt aus seiner Feder l. aus seiner Presse.

S. 571 Lin. 13 statt und allmählich Vitriolsäure, ist zu lesen "Salpetersäure", und gleich darauf Lin. 14 statt gelb, "hellgelb"; und weiter hin Lin. 16 wird statt Während dem Kochen s. w. der Satz deutlicher seyn: Zwar kann man die Flüssigkeit beym Kochen auch durch hinzugesetztes *Kali causticum* klären, wobey der Gärbestoff ebenfalls als unauflösliche Verbindung abgeschieden wird: allein die organischen Theile werden s. w..

Auch gibt der Verfasser des dort angezeigten Aufsatzes zu S. 570 Zeile 13 von unten auf zu den Worten: "Rose habe eine Methode zu dieser Reduction angegeben, die aber ihrer Weitläufigkeit und Unsicherheit wegen vom Verfasser verworfen wird", die Erläuterung: "Unsicher sey eben die Rose'sche Methode an sich nicht; sondern sie wird es nur deßhalb, weil bey der Reduction, wenn vielleicht während der Sublimation das Gefäß zerbrechen sollte, das ganze Corpus delicti verloren geht, was ich auch, als Einwurf, zugleich mit der Weitläufigkeit gegen diese Methode angebe". Zu dem Worte "der Unsicherheit wegen" gehören noch die Worte: "indem das Gefäß bey der Sublimation zufällig zerbrechen, und dadurch das Corpus delicti, mithin der volle Beweis für die Vergiftung, leicht verloren gehen kann".

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 6. May 1811.

Paris.

Von dem grossen Prachtwerke über Aegypten ist nun die erste Lieferung erschienen. Unternehmung und Ausführung characterisirt sich durch eine wirkliche Grösse, die keines rhetorischen Wortprunks, noch des widerlichen pomphaften Modetones der Lobpreisung bedarf. Von der Höhe, welche die Kupferstecherkunst in unserer Zeit erreicht hat, ist dieß ein bewundernswürdiger Beweis. Unsere Universitäts-Bibliothek hat das Glück, dieß kostbare Werk zu besitzen: wir erkennen dankbar dieses Glück; halten es aber auch zugleich für unsere Pflicht, unsern Lesern einen möglichen Begriff von diesem Meisterwerke zu geben. Dieß wird nicht anders, als nach und nach, durch Beytritt und Vereinigung verschiedener Gelehrten aus mehreren Fächern, geschehen können, so wie sie Zeit und Muße dazu erübrigen können. Eine vollkommene Darstellung läßt sich ohne Ansicht des Werks selbst nicht geben; Stoff für Forschungen von Gelehrten, Erläuterungen und Anwendungen auf Alterthum und Naturgeschichte, ist für eine Generation darin

enthalten. Was jetzt gleich sich leisten läßt, und an und für sich vorausgehen muß, ist eine Uebersicht der Einrichtung, der Abtheilung und des Inhalts.

Déscription de l'Egypte, ou Recueil des observations et des recherches qui ont été faites en Egypte pendant l'expedition de l'Armée Française, publié par les Ordres de Sa Maj. Napoléon le Grand. — de l'Imprim. Impériale. 1809. 1810. Bey de Bure père et fils und Tilliard frères libraires.

Schon aus der frühern Ankündigung ist bekannt: das Werk Déscription de l'Egypte soll aus 890 Kupferblättern in dreyfachem Folioformat, gewöhnlichem, großem, größerm, bis zum größten Folio, bestehen, in 9 Bänden, mit einem dazu gehörigen Druck. Das Werk soll aus drey Haupttheilen bestehen: Antiquités, Etat moderne, Histoire naturelle, und hierzu sollen die Kupfer auf folgende Weise vertheilt seyn: Antiquités überhaupt 420 planches in 5 Bänden; l'Etat moderne 170 planches in 2 Bänden, und Histoire naturelle 250 pl. auch in 2 Bänden. Dazu kömmt noch ein Atlas géographique in 50 Blättern, und ein Frontispice in Kupfer.

Der Text in Folio soll enthalten: 1) eine préface historique, l'Avertissement, l'explication des planches d'Antiquités, welches als ein zehnter Band betrachtet werden kann. 2) Déscription des Monumens et Mémoires sur l'Antiquité, sur l'Etat moderne et sur l'Histoire naturelle, also in drey Abtheilungen (trois parties).

Das Werk erscheint in drey Lieferungen; jede enthält von den drey verschiedenen Abtheilungen Etwas. Die Erste Lieferung ist nun erschienen; und was sie begreift, wollen wir anzeigen:

Kupfer sollen in dieser ersten Lieferung enthalten seyn, zusammen 170 planches. 1. von der Ab-

theilung Antiquités 97 planches, und dazu Descriptions, als Text. Zu großer Freude der Leser fangen sie mit dem Interessantesten an: Oberägypten, von den Cataracten des Nils her, nach Norden zu bis an das Mittelländische Meer, wo von Pelusium aus die Folge westwärts bis Alexandria gehen wird. Man findet also die Denkmähler und das Ueberbliebene von Philä, Syene, Elephantine, Ombos, Edfu, Elethyia, Esne, Erment: also alle Ruinen, von Philä an bis Theben, welches in der zweyten Lieferung folgen wird.

Es werden nähmlich der zweyte und dritte Band den Alterthümern von Theben gewidmet seyn; sie werden enthalten alle die Papyrus, die Gemählde und andere in den unterirdischen Hypogäen angetroffene Dinge. Der vierte und fünfte Band werden die Denkmähler von allen den unter Theben gelegenen Plätzen begreifen: also Dendera, Abydus, Antäopolis, Hermopolis magna, Antinoe, den Fayum, die Pyramiden, Memphis, die Grotten und das Uebrige von Heptanomis; Unterägypten, Heliopolis, Canopus, Alexandria, Taposiris, die Sammlungen von Hieroglyphen, Inschriften. Angefügt sind Medaillen, Gefäße, Statuen und andere Antiken.

Die Kupfer machen für sich, als Hauptsache, einen Band aus, mit dem Titel: Antiquités Planches, Atlasfolio, und zu diesen gehört, in gleichem Atlasfolio, und steht voran: Préface de Mr. Fourier p. I . . . XCII, von welcher eine besondere Anzeige noch nachfolgen wird. Angefügt ist S. 1 . . . 8 Avertissement, mit Notizen von dem Plan und die zur Ausführung desselben genommenen Maßregeln, die vom Minister des Innern niedergesetzte Commission, und die Personen, welche an den Arbeiten Antheil gehabt haben; zwar jetzt

wird jeder Sammlung eine Liste der Mitarbeiter vorgesetzt; am Ende des ganzen Werks aber soll noch ein allgemeines Verzeichniß gegeben werden. Ueber 80 Künstler sind dabey in Arbeit gesetzt worden, und was die Kupferstecherkunst dabey gewonnen hat, lehrt die Ansicht der Kupfer selbst. — Kurz ist alles in folgende Worte gefaßt: On a eu pour but principal, en composant ce recueil, de présenter avec ordre les résultats qui intéressent les antiquités, l'état actuel, l'histoire naturelle et la géographie de l'Egypte, c'est à dire, de rassembler les élémens fondamentaux de l'étude de ce pays. Noch folgen Belehrungen über einzelne, sich auf den Gebrauch des Atlas beziehende, Gegenstände. Da nähmlich das Werk nicht gleich auf einmahl in seiner Vollständigkeit erscheint, so sind S. 4, 5, 6, 7, Indications beygefügt, die man immer nachsehen und im Gedächtniß behalten muß über die Einrichtung, Ordnung und Folge des Einzelnen, und welchen Platz die Blätter, so wie das dazu Gehörige, einst erhalten werden, die bis dahin aufbewahrt bleiben müssen. Es half die Einsicht derselben mancher Verlegenheit ab, in welcher wir uns befanden. Auch ist S. 7 über die Rechtschreibung des Arabischen Rechenschaft gegeben. Nur Eines führen wir hier daraus an: in welcher Ordnung, besonders für die Alterthümer, die Kupferblätter an jedem Orte auf einander folgen werden: 1. die allgemeinen und topographischen Plane; 2. Ansicht der Denkmähler in ihrer gegenwärtigen Gestalt; 3. Plane einzelner Gebäude, Durchschnitte und Aufrisse; 4. das Architectonische im Einzelnen; 5. Basreliefs, Gemählde, Statuen, Verzierungen s. w. zuweilen auch Darstellung der ehemahligen Aussichten.

Hierauf sind diesem Atlas, oder groß Foliowerke, beygefügt: Explication des planches, welche man bey jedem Kupferblatt vor Augen haben kann, um das Einzelne genauer kennen zu lernen, nach den verschiedenen Arten der Gegenstände, architectonische, antiquarische s. w., zuweilen mit Anmerkungen, welche in den Déscriptions, mit den dazu gehörigen Mémoires, die doch sonst die Haupterklärung enthalten, nicht vorkommen; beide sind in gewöhnlichem Folioformat gedruckt, besser zum Gebrauch für den Leser; jene großen Blätter geben nur die Gegenstände kurz an, und erstrecken sich über alle 97 Kupferblätter.

In dieser ersten Lieferung, und dem ersten Gegenstande, Antiquités, machen, wie schon gesagt ist, den Anfang die Kupfer und Déscriptions der prächtigen Ruinen von der Insel Philä. — Doch damit das Einzelne besser in die Augen falle, wollen wir das Inbegriffene Französisch hersetzen. Das Ganze ist in acht Kapitel vertheilt: I. Déscription de l'île de *Philae* par feu *Michel Ange Lancret*. p. 1 . . . 60. II. Déscription de *Syène* (Assuan) et des *cataractes*, par *E. Jomard*. p. 1 . . . 28. III. Déscription de l'île *Elephantine*, par *E. Jomard*. p. 1 . . . 20. IV. Déscription d'*Ombos* et des environs, par MM. *Chabrol*, *Jomard* et *Rozière*, Ingénieur des Mines. p. 1 . . . 26. V. Déscription des antiquités d'*Edfou* (Apollinopolis magna), par *E. Jomard*. p. 1 . . . 38. VI. Déscription des ruines d'*El-Kab* ou *Elethyia*, par Mr. *Saint-Genis*, Ingénieur en chef des ponts et chaussées. p. 1 . . . 8. VII. Déscription d'Esné (*Latopolis*) et de ses environs, par MM. *Jollois* et *Devilliers*, Ingénieurs des ponts et chaussées. p. 1 . . . 26. VIII. Déscription d'*Erment* ou *Hermonthis*, par *E. Jomard*,

und Déscription des restes de l'ancienne ville de *Tuphium* (dem Hermonthis gegen über); par Mr. *Costaz.* p. 1 . . . 18.

Der hierzu gehörige Band: Antiquités. Mémoires, mit der Jahrzahl 1809, 1 . . . 206 S. enthält Folgendes für die erste Lieferung: I. Mémoire sur le Nilometre de l'Ile d'Elephantine et les mesures Egyptiennes, par Mr. *P. S. Girard*, Ingénieur en chef des ponts et chaussées s. w. II. Mémoire sur l'agriculture, sur plusieurs arts et sur plusieurs usages civils et religieux des anciens Egyptiens, par Mr. *Costaz*. III. Mémoire sur le Lac de Moeris, comparé au Lac de Feyoum. V. Mémoire sur les vases Murrhins qu'on apportoit jadis en Egypte et sur ceux qui s'y fabriquoient, par Mr. *Rozière*. — VI. De la Géographie comparée et de l'ancien état des côtes de la mer Rouge, considéré par rapport au commerce des Egyptiens dans les différens âges, par Mr. *Rozière*. VII. Mémoire sur le zodiaque nominal et primitif des anciens Egyptiens, par Mr. *Remi Raige*. VIII. Dissertation sur les diverses espèces d'instrumens de musique que l'on remarque parmi les sculptures qui decorent les antiques monumens de l'Egypte, et sur les noms que leur donnerent en leur langue propre, les premiers peuples de ce pays, par Mr. *Villoteau*, littérateur musicien.

Zur Atheilung des Etat moderne, welcher von der Besitznehmung Aegyptens durch die Araber anhebt, vom ersten Hefte sind 102 planches, aber noch nicht alle fertig, bestimmt; es sind die jetzigen Aussichten des Landes, der Städte, Gebäude, Menschen, Merkwürdigkeiten aller Art; er erstreckt sich über Ober- und Mittelägypten, Kairo und Unterägypten, den Isthmus von Suez

und die umliegende Gegend. Für den künftigen zweyten Band ist bestimmt: Alexandria, eine Sammlung der Künste und der Kunst- und Handarbeiten, Kleidungen, Portraits, der Gefäße, Geräthe, und Musik-Instrumente; endlich der Inschriften, Münzen und Medaillen. Hiervon kommt in der ersten Lieferung noch wenig vor; Maschinen pl. 1 . . 23. Coutumes einige Blätter. Dagegen aber haben wir bereits einen Band in Händen: Déscription de l'Egypte, Etat moderne To. I. 1809. In diesem sind enthalten: Mémoires: I. Observations astronomiques (1798, 99, 1800), par *Nouet*, Astronome. — II. Mémoire sur la communication de la mer des Indes à la mediterranée par la mer Rouge et l'Isthme de Soueys. Par Mr. *J. M. le Pere*, Ingénieur en chef. III. Mémoire sur les anciennes limites de la mer Rouge, par Mr. *du Bois Aymé*. IV. Mémoire sur la ville de Qoçeyr (Cosseir) et ses environs et sur les peuples nomades qui habitent cette partie de l'ancienne Troglodytique (par le même). V. Mémoire sur l'art de faire éclore les poules en Egypte par le moyen des fours, par Mr. *Rozière*, Ingénieur, et *Rouyer*, Pharmacien. — VI. Notice sur les médicamens usuels des Egyptiens, par Mr. *Rouyer*. VII. Mémoire sur le système d'imposition territoriale et sur l'administration des provinces de l'Egypte, dans les dernières années du gouvernement des Mamlouks, par feu *Michel Ange Lancret*. — VIII. Mémoire sur le Lac Menzaleh — par Mr. le Général *Andreossy*. — IX. Mémoire sur la vallée des lacs de Natron et celle du fleuve sans eau (par le même). X. Mémoire sur les finances de l'Egypte, depuis

sa conquête par le Sultan Selym I. jusqu'à celle du Général en chef Bonaparte, par Mr. le Comte *Esleve*, Trésorier général de la couronne. XI. Mémoire sur la Nubie et les Barabras, par Mr. *Costaz*, Membre de l'Institut d'Egypte. XII. Observations de la fontaine de Moise, par Mr. *Monge*. XIII. Déscription de l'art de fabriquer le sel ammoniac, par Mr. *H. V. Collet Descotils*. XIV. Mémoires et observations sur plusieurs maladies-endémiques en Egypte et Syrie, par Mr. le Baron *Larrey*, premier chirurgien de la Garde de l'Empereur (von einem beträchtlichen Umfange, S. 427 . . . 521, in 15 Artikeln). XV. Mémoire sur les Inscriptions Koufiques recueillies en Egypte par Mr. *Marcel*, Directeur de l'imprimerie Impériale. S. 527 . . . 544.

Nun folgen noch Arts et Metiers über die vorhandenen und noch zu liefernden Kupferblätter.

Histoire naturelle: wozu bereits eine Zahl gestochene Blätter ausgegeben sind, und zwar: Poissons, 1 . . . 17. Botanique, 1. 2. Minéralogie. Auch hier soll die Ordnung von Süden gegen Norden beobachtet werden. Aber das noch zu Erwartende wird von weit größerem Umfange seyn, und begreifen: des Mammifères, des Oiseaux, des Reptiles, des Poissons de la mer Rouge et de la mediterranée, des Insectes d'Egypte et de Syrie, des Mollusques, Vers et Zoophytes, des Plantes, endlich des Roches et Fossiles de l'Egypte et de la Presqu' ile du mont Sinai.

Die geographischen Karten sind noch zurück. Der geographische Atlas von Aegypten und Syrien wird einen eigenen Abschnitt (Section) ausmachen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 9. May 1811.

Utrecht.

Bey W. Wild und Altheer: Proeve ter Beantwoording der Prijsvrage, door het Genootschap van Kunsten en Wetenschappen te Utrecht voorgesteld: "Welke eigenaardige Ziekten of bederf van Vochten en Sappen (die door den schranderen Gaubius, als Vitia humorum absoluta in zyne Instit. Pathol. Med. van §. 268 tot §. 382 onderscheidenlik voorgedragen worden) in het Menschelijk Ligchaam met de daad plaats hebben, en welke slechts denkbeeldig zijn" enz. enz. Waar aan de dubbele Eere-Prijs eener Gouden Medaille den 19 van Zomermaand 1805 is toegewezen door *H. M. Marcard*, Thans Med. Doctor te Hamburg, Vorst-Waldeckf. Geheimraad, Bron-Arts van Pyrmont enz. 1810. 100 Seiten in Octav.

Eben daselbst.

Bey Wild und Altheer: Versuch einer Beantwortung der Aufgabe: a) Welche besondere Krankheiten und Fehler der Feuchtigkeiten, und Säfte

(welche Gaubius in Institut. Pathol. med. §. 268 . 382. als vitia humorum absoluta vorgetragen h finden im menschlichen Körper wirklich Statt, u welche sind bloß denkbar? b) Können jene Kra heiten: und in wie fern, von einer besondern u ursprünglichen Ausartung der Säfte entstehe: Oder hängen sie gänzlich von der veränderten L benswirkung der Gefäße und festen Theile ab, u werden dadurch vorzüglich und allein befördert c) Gibt es in der That Heilmittel, es seyen Ev cuantia oder Alterantia, welche eher und me auf die Säfte, welche nach dem Gebrauche dies Mittel sich zeigt, allein oder vornehmlich aus d Wirkung dieser Mittel auf die Geschäfte und G fäße der festen Theile herleiten? Von der Gese schaft der Künste und Wissenschaften zu Utrecht d 19. Junius 1805 mit dem doppelten Preis ein goldenen Medaille bekrönt. Von Heinrich Ma thias Marcard, jetzt Med. Dr. zu Hamburg, g heimen Rath, Brunnenarzt ꝛc. ꝛc. 1810. 96 Se ten in groß Octav.

Aus Anlaß der neuen Theorien, welche den b wegenden Kräften in der thierischen Oeconom Alles beymessen, und der Materie gar Nicht stellte die Societät der Künste und Wissenschafte zu Utrecht schon im Jahre 1799 die Preisfrage au um durch die Antwort bestimmt zu sehen, welche Antheil die Säfte an den Krankheiten haben kön ten, und ob somit einige principia pathologia humoralis festgestellt werden möchten. Im Jahr 1801 liefen verschiedene beantwortende Abhandlun gen ein, die aber kein Genüge leisteten; die Frag wurde daher 1802 mit Verdoppelung des Preise auf den 1. October 1804 nochmahls ausgestell Hierauf wurde 1805 dieser Abhandlung des Hr geh. Raths Marcard der Preis zuerkannt. Di

fünfjährige Verzögerung der Publication aber rührt daher, daß die Holländische Uebersetzung der Ordnung nach zugleich mit erscheinen mußte, der Gelehrte aber, dem sie übertragen war, solche erst so spät vollendete. — In der Einleitung zeigt der Verfasser, daß Cullen zuerst durch seine first lines of Physic zum Abweichen von der damahls herrschenden Humoral-Pathologie Anlaß gegeben habe, indem er ungefähr den Grundsatz aufstellte, daß die Erscheinungen der thierischen Oeconomie im gesunden und kranken Zustande sich nur durch die Betrachtung der ursprünglich bewegenden Kräfte in derselben erklären lassen. Er läugnete indeß keinesweges, daß man so Etwas nicht längst vor ihm erkannt habe, wie z. B. Friedrich Hoffmann. Cullen ließ also denen, die vor ihm waren, Gerechtigkeit widerfahren. Nicht so seine Nachfolger, welche die alte Lehre aller Arten von Absurditäten beschuldigten, und die Kräfte für alles, die Materie für nichts rechneten. — Die Humoral-Pathologie werde aber allemahl ein wichtiger, nicht zu vernachlässigender, Theil der theoretischen Arzneywissenschaft bleiben. Manitius habe schon in einer 1749 zu Leyden erschienenen Inaugural-Dissertation de Idiosyncrasia, die Abhängigkeit der Säfte von den belebten Kräften anerkannt und behauptet. So auch Gaubius, und der ältere Huxham. Freylich haben auch manche Schriftsteller aus einer Art von Inadvertenz von den Säften so gesprochen, als wären sie unabhängig von den festen Theilen, und es sey ihnen also gerade ergangen, wie den neuern dynamischen Pathologen, die über der Betrachtung der Kräfte die Materie vergessen haben. Die Fehler in den Vorstellungen dieser Dinge seyen aber in vorigen Zeiten doch nicht von so practisch nachtheiligen Folgen gewesen, als die Mängel der neu aufgebrachten Theorien. Man

habe in jener Zeit wohl von Theorie gesprochen, aber doch allemahl der Erfahrung gefolgt, dieser obersten Gesetzgeberinn in der Arzneywissenschaft. Die neuen Revolutionäre in der Medicin hingegen sagen ohne allen Scheu, was sie a priori demonstriren, müsse sich auch in der Erfahrung als wahr beweisen. Ihre unglückliche Praxis habe hingegen genugsam das Gegentheil bewiesen. — Erster Abschnitt: Welche Fehler der Säfte des Körpers finden wirklich Statt? Als allgemeine Fehler, zu große Dichtigkeit und Dünnigkeit und Schärfe der Säfte. Was sich über vorhandene Schärfe in den circulirenden Säften sagen lasse, könne man nur bis zur Wahrscheinlichkeit bringen, und man müsse die Fehler dieser Classe mehr unter die denkbaren, als unter die erwiesenen rechnen. (Wir glauben, daß man sie bis zur Evidenz erweisen kann.) — Daß man das Gegentheil behaupten wollte, ist nicht neu; aber mit welchen Gründen? Schon vor 40 Jahren habe ein Dr. Grau (1763 in seinen Heterodoxen Sätzen) die Schärfe der Säfte aus folgendem saubern Argumente geläugnet: "Schärfe ist eine Quantitas, eine Quantitas aber kann keine Qualitas seyn". Fehler der einzelnen Säfte, des Chymus, Chylus und des Bluts, in Ansehung der Menge, der componirenden Theile, des rothen Antheils, der schleimigen Materie, der salzigen Bestandtheile, des thierischen Oehls, der weniger bekannten Bestandtheile im Blute, dem faulartigen Zustande, den fremdartigen Zumischungen u. s. w. Der Uebergang des Sauerstoffs aus der Luft ins Blut sey unmöglich. In ihrem elastischen Zustande könne die Lebensluft nicht ins Blut übergehen, und ginge sie über, und der Sauerstoff trenne sich von dem Wärmestoff in den Lungen, so würde diese Operation in den Lungen eine solche Hitze verursachen, daß diese dadurch zerstört würden. Wahr-

scheinlich gehe also durch die Lunge aus der Luft gar kein Sauerstoff in das Blut über, wozu auch andere Wege genug vorhanden seyen, und die, wenn er zum Leben durchaus nothwendig sey, z. B. beym Fötus vorhanden seyn müßten. — Contagia hingegen und Miasmata, z. B. der Blattern, gehen sicher bey der Respiration in die Säfte über. Eben so gehe die syphylitische Materie den Weg der lymphatischen Gefäße. Die Beobachtungen der Kinder solcher Mütter, die während ihrer Schwangerschaft venerische Krankheit oder Blattern hatten (und wir können, nach Russel, die Pest hinzusetzen), und mit den sichtbaren Zeichen dieser Uebel zur Welt kamen, seyen nicht zu läugnen. Zwar habe man gesagt, die Kinder werden von der Lustseuche erst bey der Geburt angesteckt. Allein es lasse sich gar nicht mehr läugnen, seitdem darüber eine bedeutende Anzahl so wichtiger als trauriger Erfahrungen in einer ansehnlichen Handelsstadt Deutschlands (zu B . . . . 1800) gemacht seyen. "Hier hatten viele Mütter das Unglück, höchst unschuldig, durch eine Aussaugerinn, welche Schanker im Munde hatte, also von den Brustwarzen, und nicht einmahl von den Geburtswegen aus, angesteckt zu werden. Lange kannten sie ihr Uebel nicht, und gebaren wieder Kinder, die schon die offenbaren Merkmahle der Krankheit mit ans Licht brachten, und alle zusammen, so wie auch die meisten Mütter, ein Opfer derselben wurden". Es finde aber zwischen Mutter und Frucht kein anderer Weg Statt, wodurch etwas Gutes oder Schlimmes mitgetheilt werden könnte, als allein der der Säfte. Masern lassen sich ja allein durch Blut, nicht einmahl durch den Nasenschleim, inoculiren. Fehler der abgeschiedenen Säfte. Bey der Milch, die gerade viele treffliche Beweise von der krankhaften Mischung der Säfte hätte liefern können, ist der

Verf. allzu kurz. Eben so bey der Samenfeuchtigkeit. II. Abschnitt. Rühren die Fehler der Säfte von einer ursprünglichen Ausartung her, oder sind sie Folgen mangelhafter Lebenswirkungen? Die Entscheidung sey schwer. Möglich wäre es, daß unter gewissen Umständen chemische Veränderungen im Innern der Säfte vorgehen können, über welche die Lebenskräfte nicht Meister wären; aber die Wirklichkeit solcher ursprünglichen Abweichungen lasse sich nicht erweisen. — Einige Gifte, die auch als Heilmittel gebraucht werden, scheinen den Beweis doch nicht schwer zu machen. — Sprengel's Lehrsatz: der Zustand der Säfte sey nie von den festen Theilen unabhängig, folglich könne die nächste Ursache einer Krankheit nie im Blute gesucht werden, sey irrig, und erscheine so schon bey einer allgemeinen Uebersicht. Die Lebenskräfte seyen in vielen Fällen ganz aus dem Spiele, wie bey Veränderung der Blutmasse durch Blutflüsse von äußern Ursachen, durch Einspritzungen in die Venen, durch Einsaugungen ꝛc. Fehler der Säfte aus gemischten Ursachen. Wenn die Kräfte regelmäßige Arbeiten liefern sollen, so müsse das nöthige Material dazu vorhanden seyn. Zu welchen Lächerlichkeiten es führe, wenn man von diesen Grundsätzen abweiche, habe ein berühmter Deutscher Arzt gezeigt, der bey Gelegenheit des Osnabrückschen Mädchens, welches 18 Monathe gefastet haben wollte, gemeint habe, es ließe sich doch denken, daß die Kräfte des Körpers aus der Luft, die ja wohl die Bestandtheile des Körpers in ihren Elementen enthalte, die nöthige Nahrung an sich zu ziehen vermöchten; als bald nachher dieses Phänomen sich natürlicher durch entdeckten Betrug auflösete. Sicherlich habe noch kein Mensch von Luft (allein) gelebt. Fehler der Säfte, welche von der veränderten Wirkung der Lebenskraft herrühren. Zu kurz abgefertigt. III.

Abschnitt. Wirken die Heilmittel, welche die Säfte verändern, unmittelbar auf die Säfte, oder vermittelst der festen Theile? Distinction der Frage: Gibt es Heilmittel, die allein oder hauptsächlich auf die Säfte wirken? Ja! z. B. Alkalien, Erden ꝛc. die Säure im Magen zu dämpfen. Blutausleerende Mittel ꝛc. Bey der häutigen Bräune, und der Neigung des Bluts, sich aus der Masse in Form der Polypen zu trennen, bleibe das Aderlassen doch das beste Hülfsmittel. Ein kaum 6 Jahre altes Mädchen, das an der Angina polyposa s. trachealis krank lag, und bey welchem alle andere gerühmte Mittel vergebens angewandt waren, und dem er noch 12 Stunden nach seinem Augenmaß zu leben gegeben habe, sey durch eine Aderlaß von 6 Unzen in einer halben Stunde schon viel besser, und den andern Tag außer aller Gefahr gewesen. — Wirkungen der Salze auf den thierischen Körper. Ein Fabrikant des Glaubersalzes habe es täglich als eine Panacee genommen, nicht weil er krank war, sondern um gesund zu bleiben. Er ließ sich nicht davon abrathen; aber ungefähr ein Jahr nachher starb er in wassersüchtigen Umständen. Arzneyen, die eine gemischte Wirkung auf feste und flüssige Theile haben; so z. B. die Salze, adstringirende Mittel ꝛc. besonders Eisen und Metallica. Welche Mittel wirken allein vermittelst der festen Theile auf die Säfte? Verschiedene Ausleerungsmittel. Schweißtreibende Mittel. Kirschlorberwasser. Wie hat man sich die Wirkung solcher Mittel auf die Säfte vermittelst der festen Theile vorzustellen? Das werde wohl immer ein Problem bleiben. Nicht alles lasse sich durch Reitz erklären, z. B. die schönen Wirkungen der besänftigenden Mittel, des Oehls, der schleimigen Dinge, der Milch. Man sollte nicht in den Tag hinein behaupten wollen, es gebe keine

andere Wirkung äußerer Dinge auf den Körper oder auf die Nerven, als Reitz; lieber solle man seine doctam ignorantiam nicht läugnen.

Bremen und Delmenhorst.

Fortsetzung und Ergänzung zu Chr. Gottl. Jöchers allgemeinem gelehrten Lexicon, worin die Schriftsteller aller Stände nach ihren vornehmsten Lebensumständen und Schriften beschrieben werden. Angefangen von J. Chr. Adelung, und vom Buchstaben K fortgesetzt von H. W. Rotermund, Pastor an der Domkirche zu Bremen. Dritter Band. gr. Quart. Die Hoffnung, welche wir bey Erscheinung der ersten Lieferung dieser Fortsetzung äußerten (G. g. A. 1810 S. 1782), daß das patriotische Unternehmen des Hrn. R. nicht ohne Unterstützung bleiben würde, fängt an, in Erfüllung zu gehen; denn schon haben wir das Vergnügen, die zweyte Lieferung davon anzuzeigen. Sie geht von S. 369 bis S. 1264, von Ripping bis Langhansen; so daß sie die letzte Hälfte des Buchstaben K, und die erste des Buchstaben L umfaßt. Die, hoffentlich auf Michaelis, zu erwartende dritte Lieferung soll das Uebrige des Buchstaben L enthalten, womit der dritte Band schließen wird. Einen neuen Beweis, welcher Ernst es ihm mit dieser Arbeit sey, hat Hr. R. schon bey dieser Lieferung dadurch gegeben, daß hinter dem Buchstaben K sofort die Nachträge und Berichtigungen zu demselben eingeschaltet sind, welche er unterdeß hat auftreiben können. Sie sind aber mit Römischen Zahlen S. I . . . X paginirt. Ohne Zweifel wird diese Pagina bey den Zusätzen zu den übrigen Buchstaben fortlaufen; so daß am Ende des Werks man sich diese Zusätze auch allein kann binden lassen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.

Den 11. May 1811.

Hamburg.

Bey F. Perthes und Bessen: Graminum Monographiae. Auctore D. Joanne Flügge. Pars I. Paspalum. Reimaris. 1810. 224 S. in Octav.

Es macht dem Rec. ein besonderes Vergnügen, den Lesern unserer Blätter Nachricht von einem Werke zu geben, das, wegen der äußerst gründlichen Behandlung des Gegenstandes, dem auch sonst schon als geschickten Botaniker rühmlichst bekannten Verfasser zur besondern Ehre gereicht. Aber auch nur durch die Verbindung mit den berühmtesten jetzt in Europa lebenden Botanikern; nur durch die Benutzung der bedeutendsten Herbarien, in Vereinigung mit einem ihm noch zu Theil gewordenen Aufschluß über einige zweifelhafte Linneische Arten, konnte ein Unternehmen dieser Art mit so glücklichem Erfolge, als das unsers Verf., ausgeführt werden. Es ist die Familie der Gräser, besonders die exotischen, welche Hr. Fl. hier einer genaueren Prüfung unterwirft. Paspalus (nicht Paspalum, wie Linné irrig schrieb) und eine verwandte, nach dem würdi

gen Reimarus benannte, Gattung machen den Anfang. Diesen werden im zweyten Theile, außer Cenchrus, die noch wichtigere Gattung Panicum folgen.

Zuerst der allgemeine und specielle Character von Paspalus, mit Rücksicht auf die verwandten Gattungen, berichtigt. Die Arten, von welchen Hr. Fl. nach genauer Revision 40 (Linné führte in der zweyten Ausgabe der Spec. Plant. nur 4, Willdenow nur 17 auf) annehmen zu können glaubt, zerfallen nach der Einfachheit oder Theilung der Blüthenstielchen sehr zweckmäßig in zwey Unterabtheilungen. Zu den speciellen Unterscheidungs-Characteren benutzt der Verf., außer der Zahl der Aehrchen, der Oberfläche u. s. w., besonders das Verhältniß der Aehrchen zum Durchmesser der Rachis, wodurch selbst die verwandten Arten näher bey einander zu stehen kommen. Die Beschreibungen sind kurz, lichtvoll und, wo es erforderlich ist, mit critischen Bemerkungen über verwandte Arten begleitet. Zu allen angeführten Synonymen besitzt Hr. Fl. — wie es billig bey allen Bearbeitungen der Art seyn sollte — die Belege, oder sah sie doch wenigstens in der Sammlung derjenigen, die sie unter dem angeführten Nahmen beschrieben haben.

Die erste Abtheilung pedicellis solitariis begreift folgende Arten in sich: 1. P. *membranaceus* Lamarck, welcher von Persoon bekanntlich zu einer besondern Gattung, unter dem Nahmen Ceresia, erhoben worden. Der Verf. beweiset aber, daß diese Gattung, da sich das Unterscheidende derselben in den durch Humboldt entdeckten Arten wieder verliert, nicht ferner als selbstständige Gattung betrachtet werden kann, sondern mit Paspalus verbunden bleiben muß. 2. P. *stellatus*. 3. P. *carinatus*.

4. P. *Humboldtianus*. 5. P. *fasciculatus*, und 6. P. *Bonplandianus*, finden sich in Südamerica, wo sie von den Herren v. Humboldt und Bonpland entdeckt wurden. Mit dem letztern hält der Verf., nach Vergleichung eines Fragments aus dem Linnéischen Herbario, zunächst das P. dissectum Linn. Sp. Pl. ed. 2. verwandt, aber verschieden. Mit diesem darf aber, nach Smith, das von Linné in dem Syst. Veget. unter dissectum beschriebene nicht verwechselt werden. Ueber das gleichnahmige Walter'sche Gras (Fl. Car. p. 75) wagt der Verf., wegen der kurzen, auf mehrere Arten passenden, Beschreibung, gar nicht, mit Bestimmtheit zu entscheiden. 7. P. *repens* Berg. et Willd. Spec. 8. P. *stolonifer* Bosc., wozu als Synonyme gehören: P. racemosum Jacq., P. purpureum Flor. Per. und Milium latifolium Cavan. 9. P. *laevis* Michaux. 10. P. *scrobiculatus* Linn., mit vier Abarten. Zu der ersten, als der ursprünglichen Art, gehören P. Commersonii Lam. und P. Kora Willd. Spec. Plant.; zu der zweyten: P. Kora Willd. Hort. und Enum. (diese Abart kömmt in den Gärten gewöhnlich unter dem Nahmen longifolium vor); zur dritten: P. orbiculare Forst. Prodr. und Willd. Enum. und sehr wahrscheinlich auch (wie unter den Berichtigungen bemerkt wird) P. dissectum Thunb. Die vierte Abart ist von keinem Schriftsteller erwähnt. Da bey frischen Pflanzen die von Linné angegebenen Scrobiculi nicht zu bemerken sind, so vermuthet Hr. Fl. nicht ohne Grund, daß Linné nur trockene Exemplare vor sich gehabt habe. 11. P. *Swartzianus* (Pasp. filiforme Swartz. et Willd. Sp.) 12. P. *parviflorus* Rohd., eine neue, in Portorico einheimische, Art. 13. P. *pusillus* Vent. (P. orbiculatum Poir.) 14. P. *conjugatus* Berg.

et Willd. Synonyme desselben sind Pasp. tenu Gaertn. und ciliatum Lam. 15. P. notatus, ot St. Thomas. Nach spätern Beobachtungen ist zu Synonym desselben das als var. β. des folgende angeführte Pasp. distichum Swartz. Obs. zu be trachten. 16. P. vaginatus Swartz. et Will (P. pilosum Roxb. Cat. 3.). 17. P. furcatus eine neue, in Carolina einheimische, Art. 18. I platycaulis (Pasp. platycaulon Poir., tristachyo Lam. und Milium compressum Swartz. und Will Spec. sind Synonyme desselben), dem P. capilla Lam. sehr nahe verwandt. 19. P. leptostachyo 20. P. scoparius. Mit dem vorigen von Hum boldt und Bonpland in Südamerica entdeckt.

Die zweyte Abtheilung, pedicellis geminat pluribusve, aut divisis, enthält die übrigen Arte 21. P. punctatus. Linné rechnete dieses Gras z Milium, und nannte es punctatum. Thunberg P. villosum ist demselben sehr ähnlich (vergl. Nacht Gl. 208). 22. P. annulatus (Milium ramosu Retz. et Willd.). Milium globosum Thunberg scheint dem Verf. gleichfalls zur Gattung Paspalu zu gehören, und mit den beiden vorigen Arten ve wandt zu seyn. 23. P. debilis (Panic. debil Desfont., Pan. filiforme Poir., Digitaria debil Willd. Enum.) ist hinlänglich von der folgende Art verschieden, mit der sie Persoon verbinden z können glaubte. 24. P. filiformis (Pan. filifo me Linn., Milium paniceum Swartz. et Willd Syntherisma villosa Walt., Digitaria pilosa M chaux., Digit. villosa Pers.). Ob auch Agrost lenta Ait., Panic. filiforme Forst. und Thun hierher gehören, darüber wagt Hr. Fl. nicht m Gewißheit zu entscheiden. Willdenow's filiform (Spec. Plant.) glaubt der Verf. abrechnen . b

valvula interior minutissima als ganz verschieden ansehen zu können. Das würde indeß den Rey nicht abhalten, es als Synonym des Pasp. filiformis anzusehen, wenn sich sonst keine Verschiedenheiten zeigen. Vielleicht hatte das von Willdenow beschriebene Exemplar zufällig die Anlage zur dritten Valvel, so wie man umgekehrt nicht selten die dritte Valvel bey Panic. sanguinale und einigen verwandten Arten, wo sie zugegen seyn muß, vermißt. 25. P. *serotinus* (Syntherisma serotina Walt. Digitar. serotina Mich., pilosa Pers. excl. syn. Mich.). 26. P. *Thouarsianus*. Ist neu, und dem Verf. von Dupetit-Thouars, der sie in Madagascar entdeckte, mitgetheilt. 27. P. *brevifolius*, von Rey sehr unpassend longiflorum genannt. 28. P. *setaceus*. Hiervon zwey Abarten, α. spicis longioribus, culmo stricto, foliis villosis (Pasp. setaceum Mich., hirsutum Poir., pubescens Mühl. et Willd. Enum.); β. spicis brevioribus, culmo decumbente, foliis hirsutis margine pilis longis ciliatis (Pasp. supinum Bosc. et Poir., ciliatifolium Mich.). Ob auch P. hirsutum Retz. hierher gehöre, bleibt ungewiß. 29. P. *caespitosus*. Nach spätern Beobachtungen ist Synonym desselben Pasp. dissectum, dessen Swartz in der Flora Ind. Occ. bey P. filiforme gedenkt. 30. P. *glaber* Poir. 31. P. *Forsterianus* (P. undulatum Spreng.). 32. P. *undulatus* Poir. (P. plicatulum Mich., plicatum Pers.). 33. P. *Boscianus*, und 34. P. *macrospermus*, sind neu, und wurden dem Verf. von Bosc mitgetheilt, der sie während seines Aufenthalts in Carolina bemerkte. Mit letzterm ist der Verf. das P. floridanum Mich. zu verbinden geneigt. 35. P. *convexus* Humb. et Bonpl. 36. P. *lentifer* Lam.; von diesem scheint

P. praecox Walt. et Mich. wenig verschieden, vielleicht einerley. 37. P. *paniculatus* Linn., Willd., Gaertn., Poir. (Pasp. hemisphaericum Poir.). Ob Pasp. strictum Pers. auch als Synonym anzusehen sey, bleibt wegen der kurzen Beschreibung ungewiß. Ausgeschlossen muß aber bleiben das von Linné u. A. angeführte Synonym des Sloane (Hist. V. 1. p. 115 t. 72. f. 2.) und Walter's Pasp. paniculatum. 38. P. *elegans*. In den Gärten bisher unter pubescens und unter dem sehr unpassenden Nahmen tenellum bekannt, welchen letztern Willdenow in der Enum. angenommen hat. 39. P. *drassus* Poir. 40 P. *virgatus*. Hiervon vier Abarten: α. *Linnaeanus* (P. virgatus Linn., Gaertn., Poir.); β. *Schreberianus*; γ. *Jacquinianus* (P. virgatum Jacq. et Willd.); δ. *Willdenowianus*. Zu einer dieser Abarten scheint das Pasp. quadrifarium Lam. Ill. zu gehören. Bemerkt wird noch, daß die glumae dieses Pasp. von gleicher Länge sind, obgleich von Linné die äußere als sehr kurz angegeben wird.

Im Anhange folgen einige Arten, welche man zum Paspalus gerechnet hatte, aber wegen abweichender Bildung der Blumen mit Panicum verbunden werden müssen (Pasp decumbens Swartz., aristatum Moench. etc.) und mehrere zweifelhafte, von Rottböll und Andern beschriebene, Arten.

Die zweyte hier abgehandelte Gattung ist die bereits oben erwähnte Reimaria. Sie ist mit Paspalus zunächst verwandt, unterscheidet sich aber von derselben durch einspelzigen Kelch: ein Character, der hier wenigstens von demselben Werthe seyn muß, wie es die einspelzige Krone beym Trichodium, im Verhältniß zur Agrostis, ist. Die Reimaria begreift bis jetzt drey Arten, candida, elegans und

neuta, in sich, die in Südamerika zu Hause sind, wo sie von den berühmten Reisenden, den Herren von Humboldt und Bonpland, entdeckt wurden.

Wir schliessen diese Anzeige mit dem Wunsche der baldigen Erscheinung des zweyten Theils, und ersuchen den Verf. zugleich, demselben einige Tafeln beyzufügen, worauf wenigstens einige Theile der Blumen oder des Blüthenstandes, die eine anschauliche Kenntniß zur Vergleichung erfordern, dargestellt sind.

Utrecht.

Hier trat Hr. Johann Heinrich Pareau am 17. September vorigen Jahres das Lehramt als ordentlicher Professor der typischen und exegetischen Theologie, der Orientalischen Sprachen und heiligen Alterthümer an, mit einer Rede: de constanti ac non mutabili Orientalium ingenio, sacrarum litterarum cultoribus suos in usus diligenter observando. 40 Seiten in Quart. Daß in Asien Reiche, Völker, Sitten, Verfassung, Vorstellungsarten, immer noch fast dieselben sind, welche in den alten Zeiten waren, ist eine Bemerkung, die die Bewunderung aller Beobachter erweckt hat. Die Aufsuchung der dieß wirkenden Ursachen gehört nicht hierher; die Rede hat auch mit derselben nichts gemein. Orientaler sind hier nicht von dem Oriente oder Asien überhaupt zu verstehen. Es sind in der Rede bloß die Semitischen Sprachen gemeint, und die Völker, welche sie gesprochen haben, die Hebräer, Samariter, Aethiopier, Araber. Von den letztern, den Arabern, wird behauptet, daß sie, auch außer Arabien, in allen den Ländern, wo-

die sie sich verbreitet haben, und sich noch er-halten, Africa, selbst Abessinien, ihre Sprache und Sitten unverändert erhalten haben. (Ver-änderung des Climas, der Religion, der äußern Verfassung, haben aber doch nicht Alles so ganz vollständig unverändert bleiben lassen.) Die an-geführten Semitischen Dialecte bezeugen die Ein-förmigkeit der Vorstellungsarten, selbst in der genauen Verwandtschaft, welche sich zwischen ih-nen findet; daher sah man endlich die Wichtig-keit des Studiums der andern Dialecte für das Hebräische ein, und daher leitet der Hr. Pro-fessor die Aufmerksamkeit junger Exegeten auf das Gemeinschaftliche und das Wechselseitige die-ser Sprachen für die Erklärung der Schriften, besonders für die Exegetik der heil. Schriften der Hebräer. Eine Anwendung wird auf folgende Weise gemacht: die Rachgier ist den Orienta-len gemein; es zeugt also von dem Göttlichen der Lehre Jesu die empfohlne Sanftmuth gegen die Feinde, und es zeichnen sich im A. T. desto mehr die Charactere durch die Schonung gegen Beleidiger, wie von Joseph gegen seine Brüder, von David, und von Moses weisen Gesetzen, aus. Wiederum wird dahin auch die Anhäng-lichkeit der Juden an ihre Religion gezogen, als Orientalischer National-Character.

St. 54 S. 529 letzte Zeile ist geräuschlose statt geräuschvollen; S. 531 Z. 20 nicht anführt; und S. 532 Z. 12 es sagen aber, statt, es seye aber, zu lesen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.

Den 11. May 1811.

Montpellier.

Folgende Schrift betrachten wir als einen schätzbaren Beytrag für die Litterär-Geschichte der mittlern Zeitalter und die Periode der Arabischen Litteratur überhaupt, ob sie gleich die medicinische Wissenschaft besonders zum Ziele hat: De l'Influence exercée par la Médecine sur la renaissance des Lettres, Discours prononcé dans la Salle des Actes de la Faculté de Médecine de Montpellier le 20. Novembre 1809, jour de l'inauguration du Buste de Sa Maj. Imp. et Royale. Par Mr. *Prunelle*, Professeur de Médecine legale et d'histoire de la Médecine, Médecin de la maison centrale de répression de Montpellier s. w. 1809. Quart 110 Seiten, wovon 1 . . . 89 der Discours, das Uebrige Notes sind, voll litterärischer Gelehrsamkeit, so wie die Rede selbst. In dieser sucht der Verf. darzuthun, daß es die Heilkunde gewesen sey, welche die wissenschaftlichen Kenntnisse aus der Barbarey wieder zurückgebracht hat, und daß nicht einige flüchtige Griechen, son-

dern die Schulen, welche im südlichen Frankreich und in Italien gestiftet waren, dieß bewirkt haben. Er gehet von Karls des Großen Zeit aus. Als Wiederhersteller der Wissenschaften kann dieser nicht dargestellt werden; sein Verdienst bestand darin, daß er die Unwissenheit einsah, sich deren schämte, und auf Anstalten dachte, ihr abzuhelfen. Eine Universität zu Paris hat er nicht gestiftet, wie man sonst behauptet hat; aber er stiftete Schulen (ein Verzeichniß von diesen ist Note I, p. 89 f.): ein Verdienst, das nicht geringer ist, als wenn heut zu Tage neben Universitäten auch für Schulanstalten kräftig gesorgt würde; durch diese bereitete er vor, indem er die Elementar-Kenntnisse beförderte, Gelehrte, wie sie damahls waren, hervorzog und um sich versammelte. Im Capitulare von 805 findet man, daß die Heilkunde gelehrt ward unter dem Nahmen der Physik. Nach Alcuin's Bericht waren unter den Gelehrten, welche Karl um sich versammelt hatte, auch Aerzte, welche Ader ließen, Kräuter, Breye und Tränke kochten: accurrunt medici nunc Hippocratica tecta; es bildete sich also eine Hof-Apotheke; die Gesandtschaft aus Persien füllte sie mit einem Vorrath von Balsam und Arzneyen an. Die Heilkunst übten damahls Mönche fast allein aus: diese curirten durch abergläubische Mittel und durch Wunder (wie bey den Westgothen Aerzte betrachtet waren, ist in Note II. p. 91 eingeschaltet aus Legg. Visigoth.: sie beziehen sich meist auf Aderlassen). Die geschicktesten waren die, welche Lateinisch lesen konnten; und dann erlernten sie die Kunst aus einigen Compilationen von Marcellus, Sextus Placidus und Apulejus, aus dem barbarischen Griechischen eines Oribasius und Alexander von Tralles, in noch barbarischeres Latein

übertragen. Ausführlich hiervon handelt die Note II. III. p. 89 f. Unter Karls Nachfolgern waren die Juden fast die einzigen, welche mit Methode heilten. — Lateinische Sprache war das Hauptstudium der Zeit, aber welch barbarisches Latein! — Daß Karl Griechisch verstanden habe, ist dem Eginhart nicht wohl zu glauben. Von Zeit zu Zeit kommen weiter hin zwar Beyspiele vor, daß man sich das Ansehen geben wollte, Griechisch zu verstehen. Karl der Kahle wollte Compiegne zu einer Carlopolis machen, und baute das Kloster Alpha (Note IV.). Die Schreibkunst war schon eine wichtige Sache; dem guten Karl ward es selbst, wie bekannt ist, schwer genug, Buchstaben zu mahlen. Dieß führte endlich weiter doch dahin, daß die Mönche angehalten werden konnten, alte Codices abzuschreiben. — Doch von diesen finstern Zeiten weiß man im Allgemeinen genug; das Einzelne aber, welches anzuführen wäre, würde viel zu weit führen. — Daß Karl Gefühl für den Kirchengesang und die Choral-Musik hatte, und sie beförderte, rechnen wir ihm als ein hohes Verdienst an; zumahl wenn er es aus Einsicht that, daß dieß das wirksamste Mittel ist, in rohen Gemüthern, und bey dem großen Haufen überhaupt, eine fromme Andacht zu erwecken. Die Theologie der damahligen Zeit hatte mit der Religiosität nichts zu schaffen. Wie Alcuin anfing, die Dialectik hineinzutragen, ward sie ein Gezänk über unnütze Spitzfindigkeiten und abgeschmackte, läppische Streitfragen, und nun kam, wie natürlich war, auch die Mystik hinzu, welche sich selbst der Geometrie und Astronomie bemächtigte. — In den Unruhen unter den Nachkommen Karls ward der nur erst erweckte Funke

wieder erstickt, und die Verfinsterung ward Barbarey und abergläubische Unwissenheit. Unter den Griechen war sie im IX. X. Jahrhundert nicht geringer, ob es gleich einige Kaiser gab, welche die Gelehrsamkeit schätzten, und selbst Gelehrte waren; aber ein Michael der Stammelnde konnte sogar den fernern Schulunterricht verbieten, wie aus Cedrenus hier angeführt wird S. 21, 96. — Aus einer hier eingerückten Note p. 98, bey einem angeführten Schreiben an Hrn. Hase über die τριχοραχαται im Theophanes und Cedrenus (Beynahme der Könige der Franken wegen der herunterhängenden Haarflechten), sehen wir, daß Hr. Prunelle ein Schüler von Villoison gewesen ist. —

Von den medicinischen Wissenschaften war bis jetzt nicht viel zu sagen. Endlich S. 21 kömmt der Verf. auf die Befreyer Europens von der greulichen Unwissenheit des Zeitalters, die Araber. Eine Beschreibung des Zustandes der Studien unter den Byzantinern gehet auch hier voraus. Auch hier ist in den Anmerkungen eine große Belesenheit historisch-litterärischer Art an den Tag gelegt. Desto mehr bewundern wir eine gleiche Belesenheit in der Arabischen Litteratur in der Folge, und bedauern nur, daß eben dieß Einzelne, oft sehr Lehrreiche, nicht hier kann beygebracht werden. — Der erste Anfang der medicinischen Studien wird auf folgende Weise erzählt: Schon im VII. Jahrhundert war eine medicinische Schule der Nestorianer zu Gondisapor, oder Dschondisapor, in Persien berühmt. Eine sehr gelehrte Anmerkung XI. XII. p. 100 f. zu p. 25 belehrt uns aus Casiri, den wir noch nie so gut, als hier, genutzt fanden, und Andern, wie die Nestorianer dahin geflüchtet sind. Neben ihnen lehrten daselbst Ju-

den, die von der Zeit der Babylonischen Gefangenschaft herstammten. Beide beeiferten sich, die Werke der Griechischen Aerzte in das Syrische, auch wohl einige ins Arabische, zu übersetzen. Die Stadt hatte ein Hospital, worin einige Araber mit den Syrischen Christen zugleich die ausübende Heilkunst erlernten. — Lange nachher, als das bösartige Eroberungsfieber der Araben einiger Maßen nachgelassen hatte, und die Abbasiden auf die Ommiaden gefolgt waren, und Al Mansur die Friedensstadt, Bagdad, erbauet hatte, litt dieser Kalife an einer schmerzlichen Krankheit; er ließ den Georg, Sohn von Baktischwah, aus einer Nestorianischen Familie, den berühmtesten Arzt der damahligen Zeit, rufen. Nach seiner Genesung sah der Kalife den Werth der medicinischen Wissenschaft ein, und ließ die Werke, die man für die besten hielt, übersetzen. Diese Arbeiten wurden unter seinen Nachfolgern fortgesetzt, und noch unter Harun al Raschid; dieser stiftete Hospitäler und Apotheken, und endlich die Schule zu Bagdad, nach welcher er die berühmtesten Aerzte, Christliche und Jüdische, berief, und ihnen Besoldungen anwies, mit dem Auftrag, die jungen Aerzte, welche practiciren wollten, zu examiniren, wie in den Nestorianischen Schulen bereits vorhin üblich gewesen war, bey denen man die erste Einführung der Doctor-Promotionen suchen muß. Aber erst unter Al Mamun ward Bagdad der Mittelpunct alles menschlichen Wissens; den Geschichtschreibern der Zeit zufolge, zählte man zu Bagdad bis sechs tausend Gelehrte und Studirende. Der Kalife ließ in der ganzen Welt Bücher aufsuchen, ließ sie aber theuer bezahlen, und ins Arabische übersetzen. Vieles hiervon war

schon einzeln bekannt; wir stellen es aber für unsere Leser lieber hier zusammen. Von diesen Uebersetzungen ist verschieden geurtheilt worden. Unser würdige Gelehrte kannte die Vorlesung unsers jetzt in Moskau lebenden Hrn. Hofrath Buhle, und verbessert auf eine humane Weise seine Nachrichten. S. 28 f., 102. Es war eine der schönsten Zeitperioden der Welt. Nach allen Seiten zu verbreitete sich Arabische Litteratur; sie kam auch nach Africa und Spanien; und hier weiß Hr. Prunelle uns auch in die schönen Zeiten der Arabischen Litteratur und Cultur in Spanien S. 30 f. zu versetzen. Besonders unter Abderahm II. war Cordua der Mittelpunct der Wissenschaften, Künste und der Vergnügungen. Gelehrte, Dichter, Künstler, fanden an ihm ihren Beförderer; er berief auch aus Asien den berühmten Tonkünstler Ali Zeriab, welcher eine ehemahls sehr verbreitete musicalische Schule gestiftet hat. Dieses dauerte fort unter Abderahm III. und Al Hakem, welcher die Universität zu Cordua stiftete, welche Jahrhunderte die berühmteste der ganzen Welt war. Neben ihr waren noch andere zu Sevilla, Toledo, Malaga, Valencia, Grenada, während daß das übrige Europa kaum Schulen hatte. 70 Arabische Bibliotheken standen täglich den Gelehrten offen, und die Bibliothek zu Cordua enthielt allein 25 tausend Bände. Wenn auch aus Casiri Vieles schon bekannt war: so kann man sich nicht entwehren, dessen wieder zu gedenken, so gut, als der schönen Periode des blühenden Griechenlands; man lebt so gern in diesen Zeiten, und athmet freyer. Nie hat Spanien unter den Christlichen Königen einen so allgemeinen Wohlstand gesehen; alle Zweige der Cultur, wissenschaftlicher und po-

ntischer, waren geachtet. Dieß lehren besonders die Schriften der Araber über den Landbau (S. 43, 44). Und nun, wie ging es zu? wem war es beyzumessen, daß die Spanier seitdem allen Nationen in Europa nachstehen? und welches war der Gang, die Stufen, des gänzlichen Versinkens? damit wir uns ihm nicht auch nähern.

Im Orient wurden in der Zeit die beßten Griechischen Aerzte und Philosophen ins Syrische, und aus diesem Arabisch übersetzt (S. 34, 35). Mesueh und Honain, und der Jude Maserdischwaih von Baßra, verstanden Griechisch sehr gut; die eigenen Werke der Araber, den Rhases etwa ausgenommen, über die Pocken und Masern, wiederhohlen bloß das, was die Alten gesagt haben; so auch selbst Avicenna. (Man muß indessen bedenken, alle spätere Zeitalter können nicht wieder überall Erfinder seyn, so bald das Alte wieder aufgestellt wird; so wie auf der andern Seite das eigne Denken geschwächt werden muß, wenn große Meister einmahl aufgestanden sind; man muß ihnen folgen, oder verfällt in metaphysische und mystische Spitzfindigkeiten; kommen äußere, auch wohl politische, Umstände dazu, so ist das schöne Zeitalter vorbey, falscher Geschmack, und damit Barbarey, folget auf dem Fuße. Nur dadurch kann der Umlauf der Dinge aufgehalten werden, wenn man guten Geschmack in seiner Reinheit zu erhalten strebt, und dazu gehören gute Schul-Studien.)

Unter den Sarazenen in Spanien entstanden auch Aerzte als Verfasser eigner Werke: Avenzoar, Albukasis. Averrhoes: ein großer Mann, und das, was wir ein Genie nennen. Von der Gelehrsamkeit der Araber in Spanien, dem blühen-

den Zustande des Landes überhaupt, und den Ursachen von allem diesem, bringt der Verf. viel Merkwürdiges in den gelehrten Anmerkungen, auch das Einzelne, bey. Geistesfreyheit war die Hauptfeder, obgleich in einem höchst monarchischen Staate, nicht nach Einer Vorschrift und Form, die dem menschlichen Verstande nie aufgedrungen ward, ohne ihn selbst zu erdrücken, und dann fällt alles zusammen. S. 38 . . . 44. Aber S. 41 wird ein merkwürdiges Beyspiel erzählt, wie bey der schwachen Regierung in Spanien doch 1784 und 85 bey einer Epidemie die Aerzte durch einen Cabinets-Befehl angehalten wurden, ein aufgedrungenes Mittel eines Quacksalbers zu gebrauchen, und, da sie Vorstellung dagegen machten, in die Festung gesperrt wurden, bis sie das Mittel nicht nur zu gebrauchen versprachen, sondern auch unterschrieben, qu'ils reconnaissaient ce remède comme le plus efficace de tous, et le plus convenable au caractère de la maladie regnante.

Hier kömmt nun unser gelehrte Arzt S. 44 auf den eigentlichen Gegenstand seiner Schrift, die **Einwirkung der medicinischen Wissenschaften in die Wiederherstellung der Wissenschaften überhaupt**. Die Schulen der Araber waren die einzigen Bildungsanstalten der Zeit. Aerzte brauchte man in allen Zeiten, auch im Krieg und in der Pest. Diese Classe von Gelehrten fing man in Europa unter allen zuerst an, zu schätzen und zu suchen; sie konnten sich aber damahls nur bey den Arabern wissenschaftlich bilden, und dieß in Spanien; Juden und Christen brachten von da aus, außer ihren medicinischen Heften, auch andere wissenschaftliche Kenntnisse mit sich, und verbreiteten sie zunächst in das benachbarte südliche

Frankreich; Mönche, die damahls allein die Heilkunst übten, waren unter den Christen die ersten, und besonders die Benedictiner, dieser unvergeßliche höchst wohlthätige Orden, welche die gelehrten Kenntnisse weiter verbreiteten. Diese Bemerkung leitet weiter auf ihr berühmtes Kloster Cassino, und das in der Nähe gelegene Salerno und die dortige berühmte Schule der Aerzte im XI. XII. Jahrhundert. Diese Zeitperiode wird vom würdigen Prunelle mit großer Belesenheit ausgeführt. Nun folgte auch die Schule von Montpellier. S. 51 f. Auch diese ward für die medicinischen Studien errichtet, ganz auf Arabischen Fuß, und mit dem, was man von Arabischen Aerzten gelernt hatte. Diese beiden Schulen, Salerno und Montpellier, waren lange Zeit die einzigen, und wurden von allen Nationen besucht. Salerno zog hauptsächlich Griechen und Sarazenen aus der Nähe von Sicilien an sich, Montpellier Juden aus dem nahen Spanien, die sich daher auch in dem südlichen Frankreich, welches damahls überhaupt Provence hieß, zuerst niederließen und verbreiteten.

So verbreiteten sich durch sie zuerst Kenntnisse unter den Provenzalen, und so erfolgte im XII. Jahrhundert die Erscheinung einer Provenzalischen Litteratur, gebildeten Sprache und Poesie; nun erschienen auch die Troubadours, noch vor den Sicilischen und Calabrischen Dichtern; das XIII. Jahrhundert ward ihr blühendes Zeitalter, und durch sie bildete sich weiter hin die Italiänische Poesie und Sprache. Die Trouveres waren also später. Was den Gebrauch der Lingua volgare beförderte, war die Galanterie gegen die Damen, die nicht alle die Lateinische Sprache verstanden,

wie schon Dante sagt: per fare intendere le sue parole a donna alla quale era malagevole ad intendere i versi Latini. Leid thut es, daß wir so manches in den Anmerkungen enthaltene Einzelne nicht beybringen können, sondern nur das Allgemeine, als den Faden des Angereiheten, festhalten müssen. Das ist ja überhaupt das vorgesteckte Ziel unserer Gelehrten Anzeigen, daß den Sachkundigen angedeutet wird, was und wo sie das ihnen Brauchbare zu suchen und weiter nachzusehen haben.

Die gewöhnliche Verfahrungsweise, alles, was der Zeitgeist und die Folge und Kette äußerer, für menschliche Augen oft ganz zufälliger, Umstände herbeyführt, immer nur Einem beyzulegen, fand bey dieser Umwälzung der Geistesrichtung, die so große Folgen für Staat und Kirche hatte, keine Statt. Denn Vieles traf zusammen, das menschliche Vorhersicht nicht vorbereitet hatte. Der damahlige Handel im XI. und XII. Jahrhundert ging, vom Orient aus, in Italien und in das südliche Frankreich; er ward von Juden und Sarazenen vorzüglich getrieben. Juden ließen sich in Provence nieder, da sie sich durch ihre Heilkunde ein vorzügliches Ansehen und Zutrauen, selbst in Spanien, erworben hatten; Verschiedene Juden schrieben Arabische Werke; es bildeten sich Hebräische Dichter. Eine treffliche Note VIII. p. 103 über die Rabbinische Gelehrsamkeit dieser Zeit überraschte uns nicht wenig.

Zu gleicher Zeit bildeten sich, durch die Araber, die Spanischen Dichter, und durch sie, weiter hin, die Provenzalischen. Dieß führt S. 63 eine schätzbare Ausführung von der Provenzalischen Poesie, und endlich über die durch-

sie gebildete Italiänische Poesie und Sprache herbey. Wir bedauern, daß dem Hrn. Prunelle unsers Bouterwek's Arbeit über diese Gegenstände damahls noch unbekannt war; er kannte sonst unsere Deutschen, nicht bloß gelehrten Aerzte, sondern auch andere Deutsche Schriftsteller, unsern Eichhorn, Heeren, Herder, und führt sie an mit vieler Achtung. — Von den Mauren in Spanien erhielten die Troubadours, wie bekannt, den Geschmack der Romane, der Feeren und der Mährchen. In Provenzalischer Sprache war der Roman von der Eroberung Jerusalems geschrieben; diese ist unter der lingua materna zu verstehen (S. 65). Von den verschiedenen Sprachen, die damahls in Frankreich gesprochen wurden, zufolge der Vertheilung in France latine et tudesque, von den Sprachen Oc und Oil oder Oui, gibt eine Note XV. p. 107 eine kurze, aber deutliche, Uebersicht, worin auch die Dauer des Gebrauchs der Deutschen Sprache seit dem IX. Jahrhundert berührt wird. Nicht nur eine Reihe Italiänischer Troubadours (S. 80) war vorhergegangen; Dante, Petrarca, Boccaccio, mit der Divina Comedia, dem Canzioniero, und dem Decamerone, hatten die Italiänische Litteratur, und mit ihr die Litteratur von Europa, gegründet: les ouvrages de Dante ont opéré la revolution la plus étonnante qui existe dans l'histoire de l'esprit humain; l'Italie qui leur doit sa langue et sa poesie, y trouve encore la source de l'énergie de ses écrivains et ses artistes (S. 81). — Michel Ange est appelé le Dante des beaux arts. Petrarca war ein Schüler der Troubadours, er war in Provence erzogen; er, der Sänger der Laura: c'est à cet-

te belle Provençale, que l'Italie doit son Poete le plus gracieux, la perfectionnement de son langage et peut-être tous ces grands écrivains du XV. siècle. — Nicht von den Kreuzfahrern konnte der romantische Geschmack nach Europa gebracht seyn, wie man geglaubt hat. — An die Troubadours kam auch der Reim aus dem Arabischen durch die Spanier: dieß wird neu bestätigt. — S. 72 stießen wir auf eine beyläufige Bemerkung von der Ableitung der Lehre der Albigenser von den Manichäern oder Paulicianern, welche von den Kaisern zu Constantinopel vertrieben, und zu den Arabern in Spanien geflüchtet waren, von da sie in das benachbarte Languedoc kamen: Politischer Despotismus und Religionsfreyheit können sehr gut neben einander gehen, nachdem die Umstände sind.

Jene Aufklärung des südlichen Europa war lange vorher erfolgt, ehe die Griechischen Flüchtlinge nach Italien kamen. Hr. Prunelle zeigt also: es sey eine erwiesen-irrige Meinung, die so lange geherrscht hat, daß die Wiederauflebung der Wissenschaften einigen flüchtigen Griechen zu verdanken sey. So viel bleibt wohl übrig: das Lesen und Verstehen der alten Classiker ist durch die Griechen erweckt, und dadurch ist in die Künste der Phantasie und des Witzes das Regelmäßige und der richtige, feste, gute Geschmack der alten Classiker eingeführt worden; nach diesen Classikern haben sich auch die großen Dichter Frankreichs gebildet, und vorzüglich das Theater. Dagegen wird aber einzugestehen seyn, daß die wissenschaftlichen Kenntnisse von den Arabern ausgegangen sind. — Hr. Prunelle hält unsere

jetzige wissenschaftliche Cultur für so befestigt, daß sie nie wieder verloren gehen könne, selbst durch Kriege nicht. Denn die medicinischen Wissenschaften, die nun so weit gediehen sind, würden sich, da Aerzte auch im Kriege nicht entbehrt werden können, erhalten, und die übrigen Wissenschaften und Künste eben so wieder herstellen, als sie es ehemahls bewirkt haben. Diese Ueberzeugung wollen wir ihm gern gönnen; es scheint aber doch nicht so ganz unmöglich zu seyn, daß, unter gewissen Umständen, in einigen Menschenaltern, bey Fortdauer der Kriege mit großen Menschenmassen, die Wissenschaften ihrem Verfall und, im gleichen Fortgange der Dinge, ihrem endlichen Untergange zueilen können. — Am Ende ist noch eine Lobpreisung des Ministers, jetzt Senators, Grafen von Chaptal, angehängt. Wie sehr muß dieser Staatsmann in seiner hohen Stelle durch seine Begegnung gegen seine ehemahligen Collegen der medicinischen Facultät zu Montpellier (er war Professor der Chemie) die Herzen gewonnen und sich eigen zu machen gewußt haben! denn es wird mit einem unerschöpflichen Enthusiasmus, in den stärksten Gefühlen der Anhänglichkeit, von ihm gesprochen, und erzählt, was er alles in seinem hohen Posten für die Facultät geleistet und bewirkt hat. Das letzte ist, daß er den Gehalt, den er als Professor honorarius noch erhält, zur Unterhaltung des botanischen Gartens ausgesetzt hat. — Dem Verfasser dieser Schrift gebührt ein ausgezeichneter Rang unter den gelehrtesten Aerzten.

In einer Abhandlung des Hrn. Dr. und Land-Physicus Roloff in Magdeburg über die Murrinischen Gefäße, die wir oben St. 52, 53, S. 515, 516, anzeigten, war die Deutung auf Porcellan, das man in Aegypten in Glasfluß nachgeahmt und nach Rom geführt hat, als die wahrscheinlichste angenommen, dabey aber ward vom Recensenten geäußert, daß dem ganzen Streit über die vasa murrhina längst ein Ende gemacht seyn müßte, wenn man in so vielen Nachgrabungen auf Stücke oder Scherben gestoßen wäre, oder darauf geachtet hätte. Ihm ward versichert, in Lyon seyen solche Scherben bey den Nachgrabungen gefunden, und würden in den dortigen Alterthümer-Sammlungen aufbewahrt. Er wandte sich hierauf an einen der dasigen Gelehrten, welcher selbst eine Sammlung besitzet, Hrn. Artaud, Directeur du Conservatoire des Arts du Musée de Lyon, und bat um zuverlässige Nachricht und Belehrung. Auf die gefälligste Weise ward er von demselben benachrichtigt, daß es ein Mißverständniß sey; er besitze bloß in seinem Cabinet ein kleines Stückchen von einem Gefäß, das eine Nachahmung der wahren Murrhina sey: d'après le fragment que je possède je pense m'être fait une idée de la disposition des veines et de la variété des couleurs qui présentoient les murrhins véritables; j'y trouve tout à la fois l'opacité et la transparence, les veines blanches, jaunes, bleues, rouges, vertes, dont parle Pline (36, 26 f. 67) *fit et* (vitrum) *album et murrhinum aut hyacinthos sapphirosque imitatum et omnibus aliis coloribus.* Also

ist es ein Glasfluß, welchen Hr. Artaud besitzt; und dieß bewährt auch die Ansicht des Stücks selbst; denn die Gefälligkeit des humanen Gelehrten ist so weit gegangen, daß er dasselbe selbst überschickt hat. Es ist andern Bruchstücken von farbichten Gefäßen gleich, welche unser Blumenbach besitzt in einer kleinen Sammlung solcher Scherben aus Römischen Nachgrabungen, die er vom verstorbenen Townley erhalten hatte. Merkwürdig ist aber das Stück allerdings wegen der lebendigen Farben, welche durch die ganze Glasmasse von oben bis unten durchgehen, eine Blume bilden, und roth, gelb, grün, schwarz, wechseln.

Da man weiß, daß ganze Fabriken von farbigem Glasfluß in Aegypten gewesen seyn müssen, so ließ sich vermuthen, daß auch von echten Murrhinischen Gefäßen Etwas sich erhalten haben müsse. In dem eben erschienenen Prachtwerke, Déscription de l'Egypte, dessen Einrichtung, Abtheilung und Inhalt wir bereits oben S. 713 ff. angegeben haben, wovon aber künftig noch eine umständlichere Anzeige folgen soll, ist in der Sammlung: Antiquité. Mémoires S. 114 ein ausführlicher Aufsatz sur les vases murrhins, qu'on apportoit jadis en Egypte, et sur ceux, qui s'y fabriquoient, vom Hrn. Roziere; es werden alle die bisherigen Meinungen, von Pauw an, angeführt, und die Schwäche oder das Irrige gezeigt, und so auch die zuerst von Caylus vorgebrachte, daß es Porcellan gewesen sey; die nichts für sich habe, als den Properzischen Vers: *murrinaque in Parthis pocula cocta focis*, wenn nur statt des Dichters ein Naturkun-

diger unserer Zeit dieß aussagte; er könne sehr wohl vom Glasfluß gehört, und diesen mit der echten Murrha verwechselt haben. Er erinnert mit Recht, daß es nicht genug sey, Stellen von den Murrhinischen Gefäßen zusammengetragen zu haben, man müsse auch die Characteren richtig bestimmen, und als Naturkundiger ordnen. Der erste sey bey Plinius, daß sich nur kleine Stücke davon finden, und daß die Kostbarkeit sich bloß auf die Größe beziehe, amplitudine nusquam parvos excedunt abacos, kleine Schalen; ferner die geringe Härte, und die Zerbrechlichkeit; und das abroso margine vom öftern Gebrauch: also war es auch kein Glas, Krystall; aber die Ansicht war glasartig; es sey also ein Flußspath, und auf diesen deuten die andern Kennzeichen hin, nitor verius quam splendor (keine völlige Durchsichtigkeit, welche als ein Fehler angesehen ward), die Verschiedenheit und Schwäche der Farben, ein spielendes Licht und Farben; auch die kleinen fremdartigen Körner in der Masse, sales verrucaeque; ein solches Gefäß besitze auch Hr. Gillet-Laumont. Nun werden noch Stellen vom Flußspath beygezogen aus Hauy, Werner, Romé de l'Isle u. A. Was endlich den Ausschlag gibt, ist, daß eben aus Flußspath noch so viele Gefäße und Schmuck verfertigt werden. Und eben die vielen spielenden Farben ahmte man im Glasfluß in Theben nach, wo es ganze Fabriken dieser Art gegeben hat. Bruchstücke von schönem farbichten Glas.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. u. 77. St.

Den 13. May 1811.

Tübingen.

Bey J. F. Heerbrandt: Materialien zu einer allgemeinen Naturlehre der Epidemieen und Contagien. Von Frid. Schnurrer, M. D. 1810. 168 Seiten in Octav.

Die Lehre von Epidemien und Contagien ist noch so vielen Dunkelheiten unterworfen, daß es auch nach den Versuchen eines Hopfengärtner's, Gutfeld's und Brandis, ein Licht in dieser Dunkelheit anzustecken, ein sehr verdienstliches Unternehmen des Hrn. Schnurrer's ist, diese Lehre durch Zusammenstellung der Geschichten einzelner Epidemien und der Wirkungsweise verschiedener Contagien aufzuhellen. Er enthielt sich dabey aller Erklärung der Erscheinungen, und machte sich nur die einfache Erzählung der Thatsache zum Zweck, auf welche dann einst eine Theorie gegründet werden könne, oder nicht. Wie schwer dieses aber seyn möchte, geht aus den Widersprüchen der Beobachter hervor, durch die mehr Zweifel als Aufklärung bewirkt zu werden scheint. Wie sich aber scheinbare Widersprüche vereinigen, ganz entgegengesetzte Thatsachen erklären, und sichere

Resultate zum Wohl der Menschheit aus den verschiedensten Beobachtungen sich ziehen lassen, das ist noch eine Aufgabe für einen Schriftsteller, der mit Sachkenntniß, Scharfsinn und Geduld sich an dieß schwere Pensum wagen mag. Und dieser wird es, so wie jeder Arzt, der die gegenwärtige Schrift lieset, mit Dank erkennen, daß ihm der Verf. Thatsachen aus vielen Schriftstellern in reichem Maße redlich zusammengetragen hat, worauf er bauen, und woraus er jetzt schon nützliche Resultate ziehen kann. Der Verf. hat übrigens nicht bloß gesammelt, sondern auch in der Zusammenstellung seinen Scharfsinn und seine Einsicht in den Umfang der Medicin erwiesen. Die Schrift beginnt mit Eintheilung der Krankheiten überhaupt: a) in Entwickelungskrankheiten, die an gewisse Lebensperioden gebunden sind, mit der Entwickelung eines Organs eintreten, und mit dem Fortgange der Entwickelung sich wieder verlieren; b) in intercurrirende Krankheiten, die von äussern Einflüssen auf den Organismus hervorgebracht werden, gegen welche Einwirkungen der Organismus in einen Kampf tritt, der entweder mit seinem Sieg oder Erliegen endigt, und welche Krankheiten durch jede Individualität besonders modificirt werden, und in ihrem Verlaufe keine strenge Regelmäßigkeit beobachten; c) in epidemische Krankheiten, die eine größere oder kleinere Zahl von Individuen derselben Species zugleich befallen, wobey die Summe der einzelnen Krankheiten ein allgemeines Bild darstellt. Aber nicht allein der einzelne Organismus, sondern auch die Species, die durch ein bestimmtes Clima, durch gesellschaftlichen Verein ꝛc. verbunden ist, geht den unendlichen Entwickelungsgang, und tritt in ein immer wachsendes Verhältniß zur Außenwelt, und wird eben deßwegen von dieser auf verschiedene Art afficirt; diese Entwicke-

lung enthält daher den Grund der Verschiedenheit einer Species der Zeit nach, und der Constitutio stationaria. Diese ist, nach des Verf. Urtheil, eher subjectiv im Organismus, als objectiv im umgebenden Medium. Sydenham, Haller, van Swieten u. A. haben keine sichtbare Veränderung in der Atmosphäre als Ursache der Constitutio stationaria wahrnehmen können. Jede Constit. stat. theile allen intercurrirenden Krankheiten während ihrer Dauer einen gemeinschaftlichen Character mit, vorzüglich aber äußere sich ihre Herrschaft bey Epidemien, die nicht um sich greifen können, wenn sie nicht von der Art sind, daß sie dem bestimmten Entwickelungsstadium der Species entsprechen. Verhältniß der Constitutio stationaria zur annua. Erstere daure einige Jahre, aber verschieden nach den Jahrszeiten. Letztere wiederhohle sich in einem jährlichen Cyclus. Die sich jährlich wiederhohlenden Veränderungen beziehen sich auf das wechselnde Hervortreten von Lungen und Arterien, Leber und Venen. Im Winter herrschen daher Lungenentzündungen, im Frühling Catarrhe, intermittirende und remittirende Fieber, dann Krankheiten der Leber und des Darmcanals, Rothlauf rc. Diese jährlichen Veränderungen seyen weniger ein unmittelbares Product der verschiedenen Witterungen in den Jahreszeiten, als vielmehr, gemeinschaftlich mit diesen, Folge einer tiefer liegenden Ursache, weil in andern Climaten, die beynahe keinen oder wenig Unterschied der Jahrszeiten haben, dennoch dieselbe Aufeinanderfolge der Krankheiten sich zeige. Von den epidemischen Krankheiten. Zuerst Festsetzung des Begriffs epidemischer Krankheiten. Auch intercurrirende Krankheiten können viele Individuen in einer bestimmten Zeit befallen, wenn sich z. B. viele Menschen bey einer und derselben Gelegenheit erkälten: aber es sind deßwegen noch

seine epidemische Krankheiten. Alle epidemische Krankheiten äußern sich in ihrer ersten Periode mehr durch Störung des Gemeingefühls, Fieber, Schmerz und Läsion der Functionen, und fixiren sich erst in ihrem Fortgange mehr in einzelnen Organen, und endigen mit veränderten, alterirten Secretionen. Dieses Gesetz der Epidemien habe Sydenham zuerst aufgestellt, und es lasse sich auch in vielen von Andern beschriebenen Epidemien nachweisen: zu dem Ende führt der Verf. Beyspiele an von verschiedenen Pest-Epidemien, dem gelben Fieber, der Influenza, Ruhr u. s. w. Beantwortung der Frage: ob die epidemischen Krankheiten von den epidemisch herrschenden, ursprünglich contagiösen, getrennt werden müssen? Die Gründe, welche in neuern Zeiten Gutfeld und Hopfengärtner für die Trennung anführten, seyen nicht hinreichend. Nach Sydenham, Huxham u. A. sey es allgemeiner Character aller epidemisch herrschenden Krankheiten, daß sie die zugleich herrschenden intercurrirenden Krankheiten modificiren. Dieses Verhältniß der epidemischen Krankheiten zu den intercurrirenden bezeichne man mit dem Ausdruck Genius epidemicus, und verwechsele ihn oft mit Constitutio stationaria, die ununterbrochen fortdaure, da jener nur zur Zeit einer herrschenden Epidemie Statt finde. Von dem Einflusse einer herrschenden Epidemie auf Gesunde: Auch Gesunde, die von der herrschenden Krankheit nicht befallen werden, erfahren doch während einer Epidemie ganz eigenthümliche Alterationen, welche den Symptomen der herrschenden Krankheit ähnlich sind, und die vielleicht zu jeder andern Zeit wirkliche Krankheiten wären, in diesem Fall aber zur Gesundheit nothwendig sind, gerade wie die im Sommer vermehrte Gallen-Secretion Krankheit wäre, wenn sie nicht im Sommer, sondern im Win-

der Stadt fände. So hatten, nach Rush, bey der Epidemie des gelben Fiebers auch die Gesunden eine gelbe Farbe der Augen und eine schmutzig-gelbe Haut, und nach Pocken-, Masern- und Friesel-Epidemien sah Huxham die Krätze viel häufiger, als sonst, unter allen Ständen. Ein anderer Einfluss einer herrschenden Epidemie ist oft, daß sie andere Krankheiten aufhören macht, und daher gewöhnliche Krankheiten zu der Zeit selten sind. Von der Dauer der Epidemien. Da die Epidemien bestimmte Stadien haben, so lasse sich auch daraus schon auf eine bestimmte Dauer schließen. Und diese werde weniger durch äußere Umstände, als durch die frühere Periode der Epidemie selbst, bedingt. Daher hören oft solche gerade zu einer Zeit auf, welche man für die geeignetste zur Begünstigung derselben halten sollte. Die bestimmte Dauer der Epidemien werde durch die verschiedenen Climate und Jahreszeiten, welche sie auf großen Wanderungen durchschreiten, nicht abgeändert. Dieß ist durch Pest, gelbes Fieber und die Influenza erwiesen. Auch haben die Epidemien ihre eignen Germinations-Zeiten, die von keinen äußern Umständen verrückt werden, und wiederhohlen sich zuweilen einige Jahre lang, bis endlich mit dem Verschwinden der entsprechenden Constitutio stationaria die Wiederentstehungsfähigkeit der Epidemie ganz erlöscht. So wiederhohlten sich die Pocken-Epidemien, die Huxham beschreibt, drey Jahre nach einander, in den Jahren 1728, 29 und 30, immer im Monath Julius, und in den Jahren 1747, 48 und 49 immer im October. Wie wenig diese Wiederhohlungen von der Witterung abhängen, ist durch Beyspiele erwiesen. Außer den jährlichen Perioden haben die Epidemien auch noch größere Umlaufszeiten, über welche jedoch noch keine sichere Beobachtungs-Resultate existiren.

So gab z. B. die Umlaufszeit der Pest Prosper Alpin auf 7 Jahre, Russel auf 10 Jahre, an. So wollte man in Persien die Pocken-Epidemie alle 6 bis 10 Jahre, im südlichen America alle 17 bis 18 Jahre, auf Island alle 20 Jahre, beobachtet haben. Ueber das Vorkommen der Epidemien in den verschiedenen Gegenden der Erde, und über die Richtung, in welcher sie sich verbreiten. Die Epidemien sind häufiger in den Gegenden, die den Wendekreisen nahe liegen, die intercurrirenden Krankheiten hingegen in den von der Linie entfernteren Gegenden. 1) Die Länge der Umlaufszeit der Epidemien steht in geradem Verhältniß mit der Zunahme der Erdbreite. 2) Dieselben Krankheiten, z. B. die Lungenschwindsucht, werden ansteckender, je mehr man sich dem Süden nähert. 3) Contagiöse Krankheiten, die jenseit der Wendekreise nie epidemisch herrschen, kommen innerhalb der Wendekreise epidemisch vor, wie die Hundswuth. Von den äußern Ursachen der Epidemien. Sie sind in der gegenwärtigen Periode der Medicin sehr ungenügend, da gerade der jetzige Standpunct der Medicin und Physik den wichtigen Punct in Anregung und Aufschluß gebracht hat, daß der Grund von Vielem in der Natur in einem größern Nexus zu suchen sey, als man bisher glaubte. Man muß daher, wie der Verf. thut, nur äußere Umstände, die in der Geschichte der Epidemien wiederhohlt vorkommen, sammeln, und sich nicht daran stoßen, wenn man den Zusammenhang derselben mit den Epidemien befriedigend zu erklären nicht immer im Stande ist. Seit Hippocrates Zeiten bis auf die unsrigen suchte man die Ursache der Epidemien in der alle gemeinschaftlich umgebenden Atmosphäre. Aber wenn man bedenkt, daß die Epidemien in so bestimmten Zeit-Intervallen und bey so verschiede-

der Witterung und Clima sich wiederhohlen, und bey einer und der andern Witterung öfters gleich lange dauern, so muß schon ein großer Zweifel entstehen, daß die Veränderung in der Atmosphäre den hinreichenden Grund zur Hervorbringung von Epidemien enthalten, und dieser Zweifel wird vollends durch die Geschichte der Epidemien bestärkt, die zugleich das allgemein verbreitete Vorurtheil umstößt, als ob ein beträchtlicher Wärmegrad die häufigste Ursache der allgemeinen Verbreitung ansteckender Krankheiten und Epidemien sey. Eben so entstehen große Zweifel, ob Feuchtigkeit, Electricität, Winde, chemische Veränderungen der Luft und dergl. einen Einfluß auf Epidemien haben. Merkwürdig sind die angeführten Beyspiele, daß oft die mit faulen Ausdünstungen von Pflanzen und Thieren angefüllteste Luft keinen nachtheiligen Einfluß hatte, und hingegen manche Gegenden ganz entschieden ungesund für die Menschen sind, in denen die üppigste und prächtigste Vegetation angetroffen wird, wie in den frisch urbar gemachten heißen Erdstrichen. Auch von dem so oft belachten und doch so wichtigen Einfluß des Monds auf Krankheiten und Tod. Vermuthung, daß es einst nicht unmöglich wäre, die Umlaufszeiten der Epidemien, ihre Entstehung, Dauer ꝛc. mit derselben Genauigkeit vorauszusagen, wie von den Astronomen Sonnen- und Mondfinsternisse voraus bestimmt werden. Von den Contagien, ihrer Eintheilung, Vergleichung der Wirkung der Contagien auf die lebenden Organismen mit den Wirkungen der thierischen und vegetabilischen Gifte. Alles, was man von den Eigenschaften der Contagien weiß, reducirt sich auf die unvollkommene Kenntniß ihrer Vehikel, und sie haben, wie die animalischen Gifte, keine ausge-

zeichnete physische Eigenschaft. Nicht einmahl ihr Geruch ist constant, und Gifte, die äusserlich heftig wirken, sind, innerlich genommen, zuweilen ganz unschädlich. Verschiedenheit der Contagien und ihrer Wirkungen von den animalischen und vegetabilischen Giften. Der thierische Körper verhält sich gegen die Contagien ganz anders, als gegen die Gifte im engern Sinne. Die Gifte nehmen mit dem Volumen der auflösenden Masse an Wirksamkeit ab, die Contagien theilen in kleiner Quantität einer großen Menge susceptibler Materie eine gleiche, ja verstärkte, Kraft mit; so kann z. B. Eine Flocke mit Pest-Contagium inficirter Baumwolle einem ganzen Ballen die Ansteckungskraft mittheilen; und wenn es lange eingeschlossen ist, so an Intensität der Wirkung zunehmen, daß Menschen, welche solche Packete öffnen, oft plötzlich todt hinfallen. Die Größe der Wirkung der Contagien steht auch in keinem Verhältniß, weder mit der Menge des Contagiums und seines Vehikels, noch mit der Zeit, in welcher es wirkt, wie dieß bey Giften der Fall ist. Die Wirkung der Contagien ist auch in derselben Species, z. B. dem Menschen, nicht allgemein, sondern es zeigt sich oft eine erstaunliche Differenz auf das Contagium zu reagiren, nach National-, Familien-, Geschlechts-, Alters- und Standes-Verschiedenheit. So befiel ehedem eine epidemische Krankheit in Altdorf nur die Professoren, Studenten und Universitäts-Buchdrucker; die Professoren steckten die Ihrigen an; die Bürger in der Stadt und Nachbarschaft hingegen blieben unangesteckt. Unterschied der Krankheiten, die durch Ansteckung entstanden sind, von solchen, welche von Giften oder andern äußern Ursachen herkommen. Die ansteck-

kenden Krankheiten endigen sich mit einem Producte, welches der Ursache, die sie hervorbrachte, gleich ist, verlaufen sich von selbst, hören ohne äußeres Zuthun auf, und befallen dasselbe Individuum meistens nur einmahl. Ueber die verschiedenen Arten der Ansteckung. Leidet keinen Auszug. Geschichte der ansteckenden Epidemie zu Antiochia, nach Evagrii Scholastici Historia ecclesiastica, welche im Jahre 540 nach Chr. Geb. ausbrach, und 52 Jahre wüthete. Sehr merkwürdig. Von den Mitteln gegen die ansteckenden Krankheiten im Allgemeinen, über die Quarantaine. Von den Mitteln, die während einer herrschenden Epidemie einer contagiösen Krankheit theils die Krankheit des einzelnen Individuums gelinder machen, theils dasselbe vor ihr ganz schützen, und durch welche einzelne contagiöse Krankheiten ganz ausgerottet werden können, und die ein schon gebildetes Contagium zerstören. — Wir empfehlen jedem practischen Arzte diese mit Thatsachen angefüllte Schrift zum Nachlesen und Beherzigen, und versichern, daß auch Lehrer der Medicin und alte Aerzte es dem Verfasser Dank wissen werden, daß er über diese wichtige Materie so viele Beobachtungen zusammenbrachte, und mit nüchternem Urtheil und Scharfsinn begleitete, die, zusammengestellt, ganz andere Resultate geben, als wenn man sie einzeln bey den Beobachtern selbst lieset.

Paris.

Daß der gelehrte Hr. Millin öffentliche Vorlesungen über die alten Kunstwerke hält, war uns bekannt; aber die eigentliche Einrichtung derselben kannte der Recensent noch nicht genau, noch weniger den Umfang, die Methode und die Art und

Weise, Kunstwerke den Zuhörern vorzulegen u
anschaulich zu machen. Daß in einer Hauptst
wie Paris ist, sich alles ganz anders einrichten lä
auch anders gefaßt werden muß, als anderwär
begreift man leicht; eben sowohl, daß der Un
richt dort ganz anders eingerichtet seyn muß, als
Deutschland, wo Schul- und Universitäts-Unterr
so sehr geschieden sind; Vorlesungen aber für Li
haber und Freunde der Wissenschaften und der Ku
sind nur kürzlich erst von unserm Böttiger in Dr
den versucht worden. Dieser letztere Vortrag
einem schon gebildetern Publicum nimmt seine ei
Richtung, und kann viel Gutes hervorbringen, n
auf den andern Wegen sich nicht bewirken läßt;
der andern Seite erlaubt er tiefe Forschungen ni
verlanget nicht die größte Bestimmtheit, system
sche Ordnung, und gelehrte Genauigkeit, welche
Academien erfordert wird. Auf unsern Schu
lassen sich Vorträge über Kunst, alte Kunst, Ku
werke, Münzen, Gemmen s. w. gar nicht halt
nicht einmahl über Mythologie und alte Geschi
in einigem Umfange, sondern bloß die Element
Kenntnisse, so viel zur Vorbereitung für die aca
mischen wissenschaftlichen Studien erforderlich
Nur in Hauptstädten kann die Rede von Ku
Kunstwerken, Kunstgeschmack, seyn, dort erw
und genährt werden; Es ist ein Mittel und W
zu einem wichtigen Zweig der feinern Bildung, u
zur Belehrung der Künstler selbst; auch wohl K
ner lassen sich in größter Zahl erwarten; end
wird es auch möglich, daß sich das gelehrte St
dium der Kunst und der Antike durch Einzelne
weitert.

Dagegen gewinnen wir Deutschen bey unse
Einrichtung der Studien desto mehr an Th

Gründlichkeit und Genauigkeit, und sind dem Oberflächlichen weniger ausgesetzt, indem die academischen Studien auf das Wissenschaftliche, nicht Einer Disciplin allein, sondern jeder gemeinnützigen Art Kenntnisse, gerichtet sind, dagegen aber das Studium der bildenden und angenehmen Künste dem Genie und dem Glück überlassen; wohl aber beiden die Hülfsmittel und Kenntnisse dazu darbieten. Lateinische und Griechische Classiker, mit dem genauen Unterricht in der Grammatik beider Sprachen, und fortgehende Uebung im Interpretiren, Verstehen und Erklären der großen alten Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen, und die, in, mit, und bey diesem Lesen der Alten zum Verstehen nothwendige Belehrung über Sprache, Sachen und Styl: dieses zusammen macht die Grundlage aus, nicht bloß für das wissenschaftliche Studium, sondern auch für richtige Bildung des Geschmacks, Kenntniß und Studium der alten Kunst und Kunstwerke. Bey vielen andern Vorträgen dieser Gegenstände nehmen wir daher auch gleich wahr, ob aus den Quellen selbst geschöpft, oder ob das Vorgetragene aus neuern Hülfsbüchern, die wohl gar nur in der Muttersprache abgefaßt waren, entlehnt sind, wie Vieles aus Wörterbüchern zusammengestellt ist. Nun hält sich der Deutsche Gelehrte vielleicht über manches Oberflächliche auf; will aber nicht erkennen, daß er auf einer andern Seite dagegen wieder seine Fehler hat; gemeiniglich ist sein Vortrag trocken und steif, in einem pedantischen, einförmigen, Lehrton, und oft ungenießbar, indem er immer nur Gelehrte seines Faches in Gedanken hat, die er wohl auch zurecht weisen, und denen er seine Ueberlegenheit gern zu verstehen geben will. Wir haben daher

auch Mangel an guten Elementar-Büchern in den humanistischen Fächern, welche Anfängern und Andern, die nicht Gelehrte des Faches sind, brauchbar wären. Für die alten gelehrten Sprachen haben wir herrliche Grammatiken in den letzten Zeiten, die aber nach dem Gange und in der Sprache der neuen philosophischen Schule abgefaßt sind, so daß man denken sollte, man lese ein Hauptstück aus einem metaphysischen Zeitwerke.

Weil man die Sprachen der Völker, die auf gemeinen Menschenverstand, sinnliche und Imaginations-Begriffe, gegründet sind, aus metaphysischen Spitzfindigkeiten ableiten will, so entstehen daher auch wechselseitige Bestreitungen und Befehdungen, welche noch mehr verderben; denn über kleinliche Gegenstände wird immer mit mehr Hitze gestritten, als über die wichtigsten; und je feiner man einen Faden ausgesponnen hat, desto ärgerlicher ist es, wenn er für ein Spinnengewebe gehalten werden will. Damit ist freylich weder bey Anfängern, noch bey gebildeten Männern etwas gewonnen. Ein genießbares Handbuch der Mythologie haben wir aus den angeführten Gründen auch noch nicht; und da jetzt die philosophische Mystik in dieselbe hineingetragen wird, läßt sich noch weniger daran denken, bis wir wieder auf einen Mittelweg kommen, und den Musen und den Grazien auf Einem Altar opfern; und wenn wir unser Heiligthum erhalten wollen, so müssen wir endlich darauf achten, daß der Oberflächlichkeit allerdings durch Gründlichkeit, aber nicht durch übel angewendete metaphysische Spitzfindigkeit, kann entgegen gegangen, und sie abgewehret werden.

Hr. Millin hatte den Vortheil, ein Lehrbuch zu entwerfen, jetzt, da die Mythologie seit einer

Reihe Jahre, so sehr von so vielen critisch-gelehrten Männern ist bearbeitet worden; Dieß ist kein geringer Vortheil! wenn man dagegen Elementar-Bücher schrieb in Zeiten, wo man erst die Kenntnisse und den Stoff mühselig selbst aufsuchen und ordnen mußte, wie vor dreyßig, vierzig Jahren der Fall war. Dabey hat Er außerdem den Tact aus Deutscher Gründlichkeit nur so viel in seine Vorträge zu übertragen, daß er nicht schwerfällig in Fesseln einhergeht. Die letzthin angezeigte Galérie mythologique lehrt uns dieses hinlänglich, aber noch mehr ein zu gleicher Zeit von ihm erhaltener Cours d'histoire héroïque de Mr. Millin. Programme pour l'année 1810. Octav 147 Seiten. Es ist gedruckt zum Gebrauch für die Ecole spéciale des Langues Orientales et des antiquités.

Seit zehn Jahren liefet Hr. Millin Cours, oder, wie wir sagen, Collegia, über das bildliche Alterthum (Antiquité figurée), d. i. alles, was auf den alten Kunstwerken und Denkmählern vorgestellt ist; zu diesen gibt er Ankündigungen aus, welche den Gang, die Haupttheile und einzelne specielle Gegenstände bezeichnen, also eine Uebersicht geben, wovon, und in welcher Folge, er in der Vorlesung handeln will. Vorhin hießen sie introductions: so, à l'Etude des Monumens antiques — à l'Etude des pierres gravées — à l'Etude des Medailles. Dann folgte, Programme d'un Cours d'histoire des arts chez les Anciens — Exposé du Cours de Mythologie; und an diesen schließt sich nun der Cours d'histoire héroïque an: welcher also die eigentlich so genannte Mythologie vollendet. Da fast das ganze bewegliche Kunstalterthum sich hat nach

Paris versetzen lassen müssen: so war ein B
trag dieser Art leicht ausführbar, weise, und v
ständig angelegt; und es war ein günstiges G
schick, daß ein Millin sich dessen bemächtig
Vorzeigen der Figuren selbst ist das Hau
Materiale; das konnte er zum Theile durch wi
liche Antiken leisten; nun hat er sich dieses a
durch die kürzlich angezeigte Galerie mytholo
que erleichtert, welche auch den Cours hér
que in sich fassen wird. Dieser wird nicht we
ger lehrreich werden, als jener, in manch
Betrachte noch mehr, da diesem die dramatis
Fabel, die lyrische und die eigentlich poetisc
einverleibt ist; und weil die Reliefs, geschn
tenen Steine, Griechischen Münzen, Gefäß- u
Wandgemählde, größten Theils Sujets aus
Heldenfabel darstellen.

Um von diesem Cours héroique eine noch de
lichere Vorstellung zu geben, wollen wir n
den Inhalt beyfügen. Das Ganze ist m
Programm und Anzeige dessen, was vom Le
stuhl herab abgehandelt werden soll: Allgem
von dem heroischen Zeitalter. Für Dichtkunst u
bildende Kunst fängt es mit dem Prometheus
Hr. Millin nennt dieß die Hellenische Fabel. D
Anordnung des ganzen Vortrags der Mytho
gie ist weislich nach dem Apollodor, mit Zuz
hung des Pausanias, und mit eigner Einflechtu
verwandter Fabeln gemacht, wie von Centaur
Amazonen u. a., oft sehr glücklich, wenn es b
sondere Gegenstände der alten Kunst sind, z.
bey Orpheus die Lyra; so, die Helden-Abenteu
die Ungeheuer, als Drachen u. a. Verwan
Vorstellungen findet man auch unerwartet, a
bey Andromache und Astyanax, den Papirius u

seine Mütter (der doch wohl besser auf Orest und Electra gedeutet wird). Auch sind zuweilen neuere Gemählde angeführt, worin alte Fabeln wieder vorgestellt sind. Es folgen also die Stammsagen und Volksfabeln auf einander: die Arcadischen, die Argivischen, die Korinthischen, die Attischen, die Thebanischen s. w., und daneben die ganzen Gruppen von Heldenfabeln, von Perseus, von der Argonautenfahrt, von Hercules, Bacchus, Theseus — endlich der Trojanische Krieg, Ulyß, Aeneas, und die alten Italischen Fabeln. Was aber die Mythologie der bestimmten Absicht des Vortrags für die bildende Kunst und die Antike näher führt, ist die Andeutung der Kunstwerke zu jeder Fabel, die dem mündlichen Vortrag vorbehalten bleiben, wo die Kupfer von jedem vorgezeigt werden müssen, oder die Kunstwerke selbst, Münzen, Reliefs, geschnittene Steine, Vasengemählde s. w. Denn durch diese Vasengemählde und die Griechischen Münzen ist in den letzten Jahren die Kunstfabel gar sehr erweitert worden. Wer einige Kenntniß von der Antike hat, kann sich die ganze Ordnung und Einrichtung des Vortrags sehr wohl denken, und den Zuhörern desselben Glück wünschen. Nur wird ihm nicht leicht, zu begreifen, da es eine Mythologie für die alte Kunst ist, die also nur auf das sich einschränken muß, was wirkliche Kunstvorstellung gewesen ist, warum die ganze Mythologie, nicht bloß im Allgemeinen, sondern selbst mit zahllosen Nahmen wenig bekannter Personen, z. B. den Nahmen der 50 Töchter des Danaus, und eben so vieler Söhne seines Bruders, ferner so vieler Nahmen und Kleinigkeiten aus Scholiasten und grammatischen Mythologen, die in das Ein-

Pine und Kleine gehen, aufgezählt sind. I sich irgend einmahl ein Gebrauch davon kö verfinden, wollen wir nicht läugnen, aber Lehrvortrag muß dadurch erschwert werden, dem nunmehr durch eine unbrauchbare Last Gedächtniß erschwert wird; sie würde ihre St in einem allgemeinen Werke, das die ganze M thologie begreifen soll, oder in einem Wört buche, oder bey der Erklärung des einzelnen ten Werks, bey dessen Gelegenheit es sich anbi gen ließe, wie in so vielen Monumens, Ba rilievi und Peintures des Vases vom Hrn. selbst, eher behaupten können. Noch ist Vie aus den Griechischen Alterthümern, wie von Festen, Spielen, auch selbst Litterärisches, eingezogen, z. B. vom Homer, seinem Leb seinen Interpreten s. w. Welcher Zeitraum dem Vortrage, der auf die ganze Mythologie weitert ist, voll gelehrten Prunks, bestimmt wissen wir nicht; aber, wie die Ermüdung Trockenheit zu vermeiden sey, zeugt von gro Lehr-Talent des Hrn. Millin. Die Rechtsch bung der Griechischen Nahmen und Wörter bed noch hier und da Verbesserung, welche schon Vortrag beygebracht werden wird, auch genau Bestimmung von Einigem; so wußte der Re sent nicht, daß Epimetheus den Nahmen Se oder Serus geführt habe, daß die Arcadier i Vorfahren phagos genannt haben sollen. Pa sos und Colchos können leicht verbessert werd Die Caisse de Cypselus steht mitten unter Trojanischen Fabel, vermuthlich weil Verschiede aus derselben darauf vorgestellt war.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.

Den 18. May 1811.

London.

Von der Archaeologia Britannica, von welcher wir hörten, daß sie mit dem XV Bande geschlossen sey, haben wir unerwartet einen neuen Band in Händen. Archaeologia; or miscellaneous Tracts relating to Antiquity; published by the Society of Antiquaries of London. Volume XVI. Part I. — MDCCCIX. Quart 152 Seiten, mit zehn Blättern Kupfer (unsere letzte Anzeige war 1804 S. 905 f.). Seine Richtigkeit hat es, daß die vorhergehende Reihe Bände geschlossen ist mit einem Index to the first fifteen Volumes of Archaeologia, — printed by Order of the Society of Antiquaries of London. 2. of march 1809 auf 290 S. in Quart, den wir auch erhalten haben: ein treffliches Hülfsmittel für den Gebrauch der bisher erschienenen Abhandlungen, mit einer vorgesetzten kurzen Nachweisung von Nicholas Carlisle, Secretary.

Die Zahl der Abhandlungen in diesem XVI. Bande geht bis XIX. Der größere Theil betrifft Gegenstände, welche bloß den Forscher der Engli-

schen Geschichte, ganz im Einzelnen, zu besondere Aufmerksamkeit an sich ziehen können, Districts und Städte-Denkwürdigkeiten, Urkunden, Siegel Feyerlichkeiten und Hof-Ceremoniel, Stiftungen Inventarien s. w.: unstreitig an und für sich wichtige Stücke für die Alterthumskunde Englands. Für unsere Leser lassen sich nur diejenigen Abhandlungen anzeigen, welche in die allgemeine Alterthumswissenschaft einschlagen; und von dieser Art sind folgende: Nr. III. Hr. Stephan Weston über einige kleine, vorhin unbekannte, Bronzmünzen 1. und 6. eine von Sala in Phrygien; ein bärtiger Kopf (vermuthlich des Magistrats), auf der Rückseite eine Traube, mit ΣΑΛΗ. Die zweyte: ein weiblicher Kopf mit einer Mauerkrone (caput Turritum einer Städtefigur), ein Pferd und ein Zweig (ein Palmzweig, sagt Hr. W.), eingefaßt, wie in einem Quadrat, mit der Schrift: ΑΤΟΥΣΙΕΩΝ ΤΩΝ ΠΡΟΣ ΤΟΝ ΚΑΠΡΟΝ. Am Fluß Kaper in Assyrien, der mit dem Lycus in den Tigris fließt, lag die Stadt Atusia (der Nahme Atossa bekannt durch die Mutter des Xerxes; Atesh im Persischen, vergl. X. p. 89); den Pfeil deutet Hr. W. auf den Tigerfluß, Teer, im Persischen Tikr, oder Tigr im Arabischen, ein schneller Fluß. Die dritte, von Heraclea in Acarnanien oder Lucanien, ein junger Herculeskopf = Keule und Köcher, zwischen innen ΗΡΑΚΛΕΩΤΑΝ. Die vierte, ein Herculeskopf = ein stößiger Stier (cornupeta); oben ein Punischer Buchstabe, mit ..ΒΤΩΝ. statt Λιβυων; wie Hr. W. aus einer silbernen Münze (Nr. 5) abnahm, worauf auch ein Herculeskopf geprägt ist, = ein schreitender Löwe mit ΛΙΒΥΩΝ. Der vorige Besitzer, Hr. Samuel Barnardiston Howes, kannte nur noch Eine Münze

der Augen in der Sammlung des Dr. Hunters: ob es aber eben diese sey, war ihm unbekannt, da die Sammlung nach Glasgow vermacht ist. — Nr. V. Reverend John Milner Nachricht von einer alten Handschrift vom Evangelium Johannes, nach der Lateinischen Uebersetzung in der Vulgata, aber noch vor der Verbesserung des Hieronymus: die Stelle von der Ehebrecherinn findet sich darin. Das Merkwürdige des Buches ist, daß es in dem Grabe des heil. Cuthbert ist gefunden worden. Dieser Bischof in der Insel Lindisfarne im VII. Jahrh. ward der Schutzheilige von Durham; sein Körper ward 11 Jahre nach seinem Tode, der 687 erfolgt war, noch unverwesen angetroffen; eben so frisch war er noch, als er 1105 nach Durham gebracht ward, und zum dritten Mahle, als unter Heinrich VIII. bey Aufhebung der Klöster sein Grab geöffnet ward. Im Englischen Museum wird eine schöne Handschrift der Evangelien verwahrt, die man im Grabe des heil. Cuthberts gefunden hat. Nun besitzt noch Hr. Milner das Hand-Exemplar desselben vom Johannes, welches hier beschrieben, und die Schrift des Anfangs auf einem Kupferblatt eingedruckt ist, welches der Ansicht nach aus den Zeiten Eduards I. u. II. (dem 12. u. 13. Jahrh.) ist. — Nr. XII. Forschungen über den Ursprung der Einwohner der Brittischen Inseln, in drey Schreiben von Samuel Greatheed an John Wilkinson, M. D. Des Recensenten Einsichten nach, ist der gelehrte Geistliche in so fern auf dem rechten Wege, daß er die Mißbräuche des Worts Celten oder Kelten einsieht; das Uebrige setzt er so aus einander: Die ältesten Ankömmlinge waren Iberer aus Spanien, Herodots Cynesier oder Cyneten, die sich auch in Aquitanien verbreitet gehabt haben. (Diese sind

unter dem Nahmen Caledones, Caels, Gael Galen, zu verstehen, von denen das Galit i Sprache war; auch die Iren; nachher begriff die Römer sie unter den Nahmen Picten und Sc ten; letztere müssen doch entweder abgelein oder fremd Hinzugekommene und mit ihnen Ve mischte gewesen seyn.) Dann kamen die Celten u die Belgen, welche Deutscher Abkunft waren (I Celten in Wales, die Kymry, sind Ueberbliebe auch ihr Dialect). Aber weiterhin sucht Hr. die fabelhaften alten Irländischen und Schot schen Geschichten, und andere Verwirrungen v Gothen damit zu vereinigen. — XIV. Nachri von Römischen Alterthümern, welche zu Caerh in Carnavonshire, und an andern Stellen die Gegend, sind gefunden worden (in Wales), v Samuel Lysons, Esq. Es war hier eine Sta Romanorum, aus der die Stadt Conovium e stand, nun Caerhun; man entdeckte ein al Römisches Gebäude, dessen innere Abtheilung mit einigem irdenen Geräthe, auf einigen K fertafeln dargestellt sind. — XV. Noch von H Stephan Weston Nachricht von einem alten P sischen geschnittenen Stein mit einem weiblic Kopf, Pl. I. Nr 7. (nicht 8), mit dem Nahm in Pehlewi, Shalumi, was im Neupersisc Selimi ist, das Griechische ειρηνη. The lady was the daughter of Chosrou Parveez — v having been set upon his throne, from wh he had been driven by his subjects, by M ritius the Greek Emperor, married his daug ter Irene (nach Chr. Geb. 591), and called by a Persian name, which, like her ov signified Peace. Der Rec. setzt die Worte weil ihm undeutlich ist, soll die Irene Tod

oder Gemahlinn des Khosrou seyn. Daß Khosrou die Tochter des K. Mauritius heirathete, ist bekannt, sie hieß Maria; und so findet es sich auch in der classischen Histoire des Sassanides p. 398. Den Nahmen Chalumi, oder Irene, müßte also die aus dieser Ehe geborne Prinzessinn erhalten haben. Es ist eben die schöne Shirin im Roman von Khosrou und Shirin, wo sie aber, so wie in andern Erzählungen (eben daselbst S. 403) eine Geliebte und Gemahlinn des Khosrou ist. — XVI. Hr. Reginald Pole Carew: Einige in Cornwall 1798 gefundene Römische Alterthümer: ein zinnernes Gefäß von sonderbarer Gestalt, an einem Orte, wo ein Zinnwerk war, gefunden, und ein kreisförmiger Schmuck aus Metall. — XVIII. Thomas Walford über die Lage von Camulodunum: er bestätiget es als entschieden, daß es das nachherige Colchester war. Anfangs führte es bloß den Nahmen Colonia, als Römische Pflanzstadt. Der König Cunobeline ist durch Münzen bekannt. — XIX. Wieder Hr. Stephen Weston von einem Silbertetradrachm, Pl. I. 8. mit Sicilianisch-Punischer Schrift: er lieset den Nahmen Camarina, und bestätiget es durch eine ähnliche Münze bey dem Prinzen Torremuzza, worauf der Griechische Nahme steht. Chama im Phönicischen, der Schlamm, gab den Nahmen der Pflanzstadt, weil sie mit Ziegeln, aus dem Schlamm des nahen Sumpfes gebacken, erbauet war.

München.

Super longitudine geographica speculae astronomicae regiae, quae Monachii est, ex triginta septem defectionibus Solis observatis et ad cal-

[illegible] revocatio [illegible] primum definitum [illegible] Felice Seyffer. 1810. 104 S. in Quart.

Nicht aus 37 Sonnenfinsternissen, wie man aus dem Titel schliessen sollte, sondern aus der zu München gemachten Beobachtung Einer Sonnenfinsterniß (vom 16. Jun. 1806), verglichen mit 38 Beobachtungen an andern Orten, leitet Hr. Seyffer in dieser Abhandlung, die aus den Denkschriften der königl. Baierischen Academie der Wissenschaften besonders abgedruckt ist, die Länge von München ab. Die verglichenen Orte sind: Rom (zwey Beobachtungen), Padua, Mailand, Madrid, Aranjuez, Pampelona, Kinderhook, Fort Orange (beide in den vereinigten Staaten von Nordamerica), Amsterdam, Utrecht, Zürich, Ochsenhausen, Leipzig, Breslau, Ofen, Cracau, Erlau (in Ungarn), Schweidnitz, Hamburg, Luck (in Polen), Bourg en Bresse, Insel Leon (bey Cadiz), Montauban, Toulouse, Paris, Prag, Lilienthal, Reikevick (auf Island), Göttingen, Neapel, Brünn, Berlin, Regensburg, Cremsmünster. In so fern es nur die Längenbestimmung von München galt, wäre es freylich nicht nöthig gewesen, so viele Orte in Rechnung zu nehmen: als ein Beytrag zur Bestimmung der Längen dieser Orte selbst ist jedoch diese Arbeit, von welcher Hr. Seyffer das ganze Detail aller Rechnungen hat abdrucken lassen, schätzbar. Nachdem Hr. S. aus denjenigen Beobachtungen, die vollständig waren, die Correctionen der Mondsbreite, der Horizontal-Parallaxe und der Summe der Halbmesser discutirt hatte, findet er die Länge von München im Mittel aus 18 Vergleichungen 37′ 5″6 östlich von Paris. In dem neuesten Bande der Connoissance des

ens; wo Mönchen unter den Sternern mit auf-geführet wird, deren Längen Hr. Burckhardt von neuem discutirt hat, ist sie 37″ 4‴ angesetzt.

Leipzig.

Bey Fr. Chr. Wilh. Vogel: Für Prediger. Eine Zeitschrift zur Belebung der Religiosität durch das Predigtamt. Herausgegeben von D. Heinrich August Schott, ordentl. Professor der Theologie zu Wittenberg, und M. Heinrich Wohlrath Rehkopf, Prediger in Globy bey Wittenberg. Erster Band. Erstes und zweytes Heft. 1811. XVI und 240 Seiten in groß Octav. Diese neue, mit diesem Jahr beginnende, Zeitschrift, wovon immer drey Stücke einen Band ausmachen werden, und die als eine erweiterte Fortsetzung des sechs Jahre bestandenen Prediger-Journals für Sachsen zu betrachten ist, verdient es, vor andern ähnlichen Zeitschriften mit ein paar Worten bemerkt zu werden, da sie durchaus ein herrschendes Zeitbedürfniß, die durch das Predigtamt zu befördernde Religiosität, zu berücksichtigen zur Absicht hat, und da sie sehr geeignet ist, den Predigerstand in dieser Rücksicht zu bilden, auf die Bedürfnisse des Zeitalters aufmerksam zu machen, und zur möglichsten zweckmäßigen Befriedigung derselben anzuleiten. Abhandlungen über die nothwendige Rücksicht des Religionslehrers auf den herrschenden Zeitgeist werden die Hauptsache dieses Journals ausmachen. Doch werden auch, unter einer zweyten Rubrik: kürzere Nachrichten, verschiedene kirchlich-statistische, historisch-litterärische Notizen, die mit dem Endzweck des Journals in näherer Verbindung stehen, und einzelne Recensionen practischer

Schriften, mitgetheilt werden. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß die Abhandlungen, welche sich für dieses Journal qualificiren, vorzüglich practischen Inhalts sind, wie wir deren in den beiden vorliegenden Stücken mehrere zweckmäßige finden. Daß jedoch die Herren Herausgeber auch solche Abhandlungen, welche von theologischer Gelehrsamkeit zeugen, und die Erweckung eines gründlichen Bibelstudiums zur Absicht haben, nicht verschmähen: davon zeugt gleich die erste Abhandlung, von Heydenreich zu Merseburg, über die Quellen der Bibelscheue, so fern solche ist eine Abneigung gegen die Lectüre der Bibel in den Grundsprachen, wie in der Lutherschen Uebersetzung, und ein Widerwille gegen die Benutzung derselben in öffentlichen Religionsvorträgen; und die dritte, von Brescius zu Lübben: Welches ist die schriftmäßige Lehre vom Amte der Schlüssel? — Indem wir dieser Zeitschrift den besten Fortgang wünschen, bemerken wir zugleich, daß vielleicht die zuletzt angehängten Recensionen von einzelnen Predigten und Predigtsammlungen, die doch nie Vollständigkeit verlangen, ganz wegbleiben könnten, da es ohnehin an bloß recensirenden Blättern nicht fehlt; oder daß etwa statt solcher einzelnen Recensionen, wobey die Wahl der zu recensirenden Schriften doch immer etwas zufällig seyn wird, möchte eine summarische Zusammenstellung desjenigen beliebt werden, was im Verlauf eines Jahres zur Belebung der Religiosität durch das Predigtamt, nahmentlich in Sachsen, durch gedruckte Predigten, Casualreden u. dergl. geschehen ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 18. May 1811.

Paris.

Nach der letzthin (Stück 72 S. 713) gegebenen allgemeinen Uebersicht der Description de l'Egypte, welche die Französische Expedition nach Egypten auch der Gelehrsamkeit und Kunst unvergeßlich machen wird, schreiten wir zur Anzeige ihrer einzelnen Theile, und machen den Anfang mit dem Etat moderne. *Tome premier.* à Paris de l'imprimerie impériale 1809. Folio 543 S., außer den in besondern Bogen beygelegten Beschreibungen einiger Künste und Handwerke, und 34 Kupfertafeln.

Ueber den gegenwärtigen Zustand eines so viel bereiseten und so oft beschriebenen Landes läßt sich wenig völlig Neues und noch nie Gehörtes erwarten, so lange nicht von Alterthümern die Rede ist, die noch jetzt als ewige Denkmahle aus der ersten, uns bekannten, Jugend der Welt, und des fast unbegreiflichen Fleißes eines der frühesten uns bekannten cultivirten Völker, darin vorhanden sind; das höchste, was sich über den neuern Zustand von Aegypten erwarten läßt, ist eine genauere, oder in größerem Umfang aufgefaßte, oder mit neuen An-

sichten begleitete Darstellung von Gegenständen, die bereits früher mehr oder weniger in Anfrage gekommen wären: und das haben die Verfasser der hier gesammelten Mémoires reichlich und überflüssig geleistet. Was ihre Vorgänger nur kurz und leicht berührt haben, ist von diesen umständlich, und zuweilen in seiner ganzen Tiefe, erforscht; was jene nur nach dunkeln Sagen gekannt haben, ist durch diese zur historischen Gewißheit erhoben; was jenen unbedeutend geschienen, hat durch diese ein Ansehen von Wichtigkeit erhalten. Noch nie sind die Localitäten von Suez in so tiefe Einzelnheiten herabgeführt; noch nie ist der Rückzug des Arabischen Meeres mit so bündigen Beweisen und in seinem ganzen großen Umfange dargestellt; noch nie aus der Ansicht der Oberfläche des Landes, besonders des Thales Natrun und des Meeres ohne Wasser das völlig veränderte Nilbett und der daraus erwachsene Ursprung des Delta so klar gemacht worden. Die Wohnsitze der Troglodyten kennt man nun durch Augenzeugen; die Gegend in der Nähe des Arabischen Meeres bis zum Sinai als ein vor undenklichen Zeiten angebautes Land, aus noch vorhandenen unläugbaren Trümmern der Industrie und Cultur; die Verfahrungsart bey der Verfertigung des Salmiaks durch die genaueste Beschreibung eines erfahrnen Scheidekünstlers u. s. w. Aber die Lage der Gelehrten, die hier ihre Erforschungen liefern, war auch zu genauen Untersuchungen weit geschickter, als sie noch je einem Beobachter von Aegypten zu Theil geworden. Ausgebildete Gelehrte, für die Untersuchung eines Mutterlandes der Wissenschaften in eine Gesellschaft vereiniget, in der jeder Gegenstand, der beobachtet, betrachtet und erforscht werden mußte, seinen Mann, oft mehrere Männer, vom Fache fand, die einander in ihren Forschungen unter-

stützen, ermuntern und beleben mußten, und dabey gedeckt von einem Europäischen Heer, und begeistert durch den Eifer eines großen Feldherrn, der selbst die genaueste Erforschung eines an physischen und moralischen Eigenheiten so reichen Landes für seinen Beruf ansah, und den Muth seiner Gelehrten bey den gefährlichsten Unternehmungen lebendig zu erhalten wußte: und nun die Erforschungen dieser Gelehrten ans Licht gefördert unter den Auspicien desselben großen Mannes, der die Seele der ganzen Unternehmung war, und durch den sie allein ihre gegenwärtige Ausdehnung, Vollendung und Pracht erhalten konnte — wo wäre eine ähnliche Erscheinung in der ganzen Geschichte der Litteratur? Einen andern Werth erhalten die in Aegypten gemachten Erforschungen durch die Gestalt, in welcher sie öffentlich erscheinen. Sie werden uns bereits verarbeitet und mit mannigfaltiger Gelehrsamkeit versetzt vorgelegt. Beobachtung und die davon mögliche Anwendung findet man sogleich beysammen; aber mit Behutsamkeit und der Unbefangenheit vorgetragen, die nicht in Gefahr kömmt, Facta nach einem voraus gefaßten System zu drehen, und sie dadurch zu entstellen. Wenigstens sind uns beym Durchlesen keine Beyspiele der Art aufgefallen: wo die gemachten Bemerkungen durch Vermuthungen gebunden sind, da scheiden sich letztere deutlich genug von den erstern, daß bey keinem besonnenen Leser eine Verwechselung Statt haben kann.

Ein Werk, so mannigfaltig an Inhalt, und entstanden durch die ununterbrochene Mitwirkung mehrerer Gelehrten und Künstler, die, um die letzte Hand daran zu legen, in einem eigenen Pallast zur augenblicklichen Mittheilung, wo sie nöthig war, vereinigt worden, wäre berechtigt, lauter Beurtheilungen zu erwarten, die eine Gesellschaft gelehrter

Männer zu Verfassern hätten, welche es theilweise geprüft, und ihre Gedanken über einzelne Beobachtungen und ihre Anwendungen als einzelne Stimmen über dasselbe abgegeben hätten, um sie durch einen eigenen Anordner zu einem harmonischen Ganzen verbinden zu lassen. Lebte auch bey uns eine solche Gesellschaft in einem Museum, wie dort zu Alexandrien, so würde sie doch der Raum dieser Blätter und die Bescheidenheit von einer Beurtheilung dieser Art abhalten. Vernünftiger Weise könnte nur ein Urtheil über einen kleinen Theil des Werks, die Anwendung des Beobachteten, Statt haben, weil es in den meisten Fällen Ueberklugheit schwacher Mohnhäupter wäre, entfernt von Ort und Stelle, innerhalb der vier Wände eines Studirzimmers, aus Büchern das in Anspruch zu nehmen, was unsere Schriftsteller an Ort und Stelle selbst gesehen, erforscht und empfunden haben. Ueberdieß schreiben wir nur Anzeigen. Wir dürfen also auch bey diesem Werke nicht über die bescheidenen Grenzen einer Relation hinausgehen, und diese wird nützlich und ihrer Bestimmung gemäß seyn, wenn es ihr gelingen wird, den Hauptinhalt der einzelnen Mémoires in wenige Worte zusammen zu fassen.

Der erste Aufsatz führt die Ueberschrift: *Observations astronomiques faites en Egypte pendant les années VI, VII et VIII (1798, 1799. 1800) par M. Nouet, Astronome de la commission des sciences et arts d'Egypte.* Die Instrumente, deren sich Nouet bediente, waren ein Multiplicationskreis von 25 Centimeter Durchmesser mit Decimal-Eintheilung (weiter hin wird auch ein Quadrant von 35 Centimeter Halbmesser erwähnt); eine Seeuhr von Louis Berthoud, und ein achromatisches Fernrohr von Dollond, mit 63 Millimeter Oeffnung.

In Kairo erhielt er von Beauchamp, welchen er daselbst traf, noch einen zweyten Chronometer. In das Detail der Beobachtungen, deren Ausbeute die Bestimmung der Breiten und Längen von 36 verschiedenen Puncten ist, weiter einzugehen, erlaubt der Raum und die Absicht unserer Blätter nicht; wir begnügen uns, nur Einiges davon auszuheben. Die südlichsten Puncte sind die Insel Philä oberhalb der Cataracten des Nils, in 24° 1′ 34″ Breite, und Syene in 24° 5′ 23″ Breite. Von letzterem Orte kennt man die Sage, daß zur Zeit der Sommer-Sonnenwende ein Brunnen bis auf den Grund erleuchtet worden sey. Nouet berechnet nach Laplace's Formel den Zeitpunct, wo die Schiefe der Ekliptik jener Breite gleich gewesen ist, auf 3430 Jahre vor unserer Zeitrechnung, und glaubt deßhalb jener Sage ein so hohes Alter beylegen zu müssen. Allein dieser Schluß scheint doch nicht begründet genug, da ein solches Phänomen noch Statt finden konnte, wenn auch der Mittelpunct der Sonne dem Zenith in einiger Entfernung südlich vorbeyging. Die Längenbestimmungen sind größten Theils chronometrisch; doch hat Nouet auch Gelegenheit gehabt, vier Occultationen zu beobachten, nähmlich die Bedeckung der Venus 1798 December 13 zu Ssalehhiyeh, die Bedeckung von δ im Scorpion 1799 April 21 zu Kairo, die Bedeckung der Venus 1799 Nov. 23 eben daselbst, und die Bedeckung von α im Scorpion 1800 Julius 28 zu Alexandrien; überdieß noch zu Kairo eine beträchtliche Anzahl Verfinsterungen von Jupiterstrabanten. Die Abweichung der Magnetnadel zu Alexandrien im Mittel aus 26 Beobachtungen, deren Datum aber nicht beygefügt ist, fand sich 13° 6′ N.W., und die Neigung im Mittel aus 12 Beobachtungen 47° 30′ Nord.

II. Ein Hauptabschnitt dieses Bandes besteht in den Untersuchungen über die Verbindung des Indischen Meeres mit dem Mittelländischen durch den Meerbusen von Suez, von Le Perè (S. 21 . . . 186). Das genaue Nivellement der Gegend von Suez, des Isthmus zwischen dem Arabischen und Mittelländischen Meere, und der Gegenden von Unterägypten, die bey einer Verbindung der beiden Meere in Anfrage kommen, machen das Hauptverdienst dieser Abhandlung aus, die darneben überall mit historischen Untersuchungen durchflochten ist. Uns Deutschen, ob wir schon, unserer geographischen Lage nach, mehr Zuschauer und Beobachter, als Theilnehmer an den großen Unternehmungen zur See seyn können, sind die Resultate der letztern Forschungen keine Neuigkeiten mehr; mit den alten Historikern und den neuern Reisebeschreibern in der Hand, haben wir längst die ältern und spätern Versuche, das Mittelländische Meer mit dem Arabischen zu verbinden, nach ihrer allmählichen, stufenweisen, Vollendung erforscht, und ihre Wichtigkeit für die Handlung nach Indien in ihrem ganzen Umfange gewürdiget. Der Verf., der an Ort und Stelle gewesen ist, und nach Autopsie geschrieben hat, muß uns daher als wichtiger Bestätiger unserer geographisch-historischen Vorstellungen hauptsächlich schätzbar seyn. Er hat jeden Hauptpunct, der in Anfrage kömmt, einer besondern Untersuchung unterworfen: ohne uns also an die Zersplitterung der Materialien zu halten, was bloß zu Wiederhohlungen führen, und der schnellen Uebersicht hinderlich seyn würde, wollen wir nur die Haupt-Ideen, so wie wir sie aufgefaßt haben, zusammenstellen: das Einzelne des Nivellements läßt sich, seiner Natur nach, ohnehin nicht

beybringen, und muß in dem Werke selbst in seiner ganzen Umständlichkeit nachgesehen werden.

Der Verbindung der beiden Meere in gerader Richtung von Pelusium nach Suez stellte im Alterthum die Unerfahrenheit im Schleusenbau und der bewegliche Sand, welcher die Wüste zwischen dem salzigen See und dem See Menzaleh füllt, unübersteigliche Hindernisse in den Weg, weßhalb man bey der Ausführung dieses Lieblingsgedankens mehrerer ausgezeichneter Regenten im frühern und spätern Alterthum gezwungen den Nil in den Plan hineinzog. Muthig hatten schon die frühern Aegypter diese Riesenarbeit angefangen; waren aber aus Besorgniß, ihr Nilwasser bey dem höhern Stand des Arabischen Meeres durch eine Ueberschwemmung zu verderben, in der Mitte der Ausführung stehen geblieben. Den von Necao angefangenen und von Darius fortgesetzten Canal brachte zwar Ptolemäus Philadelphus zu Stande: dennoch betrieb er den Indischen Handel auf einem andern Wege. Er erbaute an der westlichen Küste, beynahe an der Grenze von Aethiopien, die beiden Stapelplätze, Berenice und Myos Hormos, wohin alle Güter aus Arabien, Persien und Indien zu Schiffe gebracht, auf Kamelen nach Coptus geführt, allda auf dem Nilstrom eingeschifft und nach Alexandrien gebracht wurden. Auf dieser Straße ward der Handel bis Diocletian betrieben. Den ersten Gedanken einer solchen Riesenunternehmung, wie die Verbindung der beiden Meere war, zu fassen, erleichterte, nach dem Verf., der ursprüngliche Zusammenhang des salzigen Sees mit dem Arabischen Meere, den nach der Zeit der Flugsand in so weit möge unterbrochen haben, daß nur ein Strom aus dem salzigen See in den Arabischen Meerbusen übrig blieb, den man bloß zu einem Canal einzu-

richten brauchte. Doch fehle ein positives Zeugniß, daß der Canal unter den Ptolemäern befahren worden; er möge zwar bereits unter ihnen vorhanden gewesen, aber der Schwierigkeiten wegen, die mit seinem Gebrauch verbunden waren, wieder aufgegeben worden, und zuletzt eingegangen seyn. Denn abgerechnet die von den Alten sehr übertriebenen Gefahren der Schifffahrt auf dem Arabischen Meerbusen selbst, müßte nicht bey der grossen Verschiedenheit im Anwachsen des Nils öfters das hinreichende Wasser zu einem fortgehenden Befahren des Canals, und möchte es nicht bey den häufigen Unfällen, die Aegypten trafen, öfters an Mitteln zur Unterhaltung der kostbaren Anstalt mitten durch die Wüste gefehlt haben? Zerstörungen der Araber, deren Interesse der Canal entgegen war, da er sie zu Waren-Caravanen, zu deren Behuf sie häufig in Syrien und Aegypten eigene Agenten hielten, entbehrlich machte; die Kriege, deren Schauplatz in den letzten Jahrhunderten vor Christus häufig der Isthmus mit seinen Wasseranstalten war, und ähnliche ungünstige Umstände, müßten dazu beygetragen haben, daß dieses Werk des Fleißes der früheren Jahrhunderte endlich so gut, wie ganz von der Oberfläche der Erde verschwunden sey. Doch hatte sich das Andenken davon erhalten. Der Chalife Omar ließ den eingegangenen Canal wieder aufräumen, und kam mit seiner Herstellung (mittelst des bereits vorhandenen Stroms zwischen dem salzigen See und dem Arabischen Meerbusen) so schnell zu Stande, daß bereits im siebenten Monath nach der angefangenen Arbeit die Fahrt darauf eröffnet werden konnte, die nun (nach Makrizi und Elmacin) ein ganzes Jahrhundert eifrig fortgesetzt wurde. Nach den genannten Arabischen Schriftstellern war ein Canal vom Nil nach Fostat vorhan-

den, der an den Canal der Könige reichte. Die Araber vermieden manche der frühern Schwierigkeiten, indem sie das Wasser weiter oberhalb Bubastis, als in frühern Zeiten geschehen war, in den Canal leiteten, und dasselbe durch allerley Mittel vom Abfliessen in den Meerbusen abhielten. Noch jetzt sieht man bey Suez Spuren von Dämmen, die dazu scheinen gedient zu haben. Bey diesen Anstalten mußten die Schiffe bey Suez ausgeladen, und die Stadt ihr Waren-Niederlager werden, was auch jetzt noch, bey einer bessern Einrichtung des Canals, wegen der Etesien, von denen die schnelle Schifffahrt nach Indien abhängt, nicht anders würde seyn können. Der Canal der Araber ward aber auf Befehl des Chalifen Abu Dschafar el Mansor (reg. Heg. 155 . . . 159, Chr. 771 . . . 775) wieder geschlossen, um einem Rebellen, der sich zu Mecca als unabhängiger Fürst setzen wollte, die Lebensmittel abzuschneiden: ein noch sichtbarer, quer über geführter, Damm bey Ras al Wady, der offenbar ein Werk der Kunst ist, mag zum Verschliessen des Canals gedient haben.

Bis zur Umschiffung des Caps ging der Handel nach Ostindien über Aegypten und den Arabischen Meerbusen; seitdem zog man den Weg um das Cap nach Ostindien vor (— doch wohl bloß deßwegen, weil die Eroberung Aegyptens durch die Türken mit jenem großen See-Abenteuer ungefähr zusammentraf; und die Türken die Europäer in Aegypten nicht mehr durchließen: sonst würden sie den kürzern Weg über Aegypten dem ungleich längern um das Cap gewiß ferner vorgezogen haben —). Auf dem Arabischen Meerbusen gingen wahrscheinlich die Europäischen Ostindienfahrer mit der Portugiesischen Flotte, welche Juan de Castro 1540 daselbst commandirte, aus. Der Verf. wo-

nigstens erwähnt keiner spätern bis 1769, da Bruce einige Englische Schiffe auf seiner Reise von Dschidda nach Massuah daselbst antraf. Endlich lebte der Gedanke dazu wieder auf, wovon der Verf. einige Beyspiele anführt. Was aber Leibniz Ludwig XIV. vorschlug, was unter Ludwig XV. und XVI. zur Wiedererneuerung des Indischen Handelsweges über das Arabische Meer in Antrag gebracht worden; Irruguet's Tractat zu Kairo mit den Aegyptischen Beyen 1786; Niebuhr's Vorschlag an einen Kaufmann aus Schottland, Indische Schiffe nach Suez zu senden, der auch 1772 befolgt wurde — dieses und Anderes, was die Erneuerung der Schifffahrt auf dem Arabischen Meerbusen durch Europäer betrifft, scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn. Die Schnelligkeit der Reise von Suez an die verschiedenen Plätze in Ostindien müßte diesen Weg, so bald er offen wäre, allen Europäischen Handelsmächten empfehlen: wozu man auf dem Wege um das Cap 5 bis 6 Monathe braucht, das kann man über Suez schon am Ende des zweyten Monaths erreichen. Seitdem die Engländer diesen Weg versucht hatten, sind ihnen mehrere Nationen darin gefolgt: die Beyspiele unerwartet schneller Ueberkunft von Depechen und Waren-Transporten, die der Verf. aufstellt, ließen sich mit einer großen Zahl vermehren, die der Recensent aus Reisebeschreibungen, welche etwa seit 1772 erschienen sind, vor Augen hat. Doch setzt diese Schnelligkeit voraus, daß man die rechte Jahreszeit wähle, um dabey von den beständig wehenden Winden Gebrauch zu machen. Nach Ostindien müßte sie in den Sommer-Monathen, vom April bis October, und die Rückfahrt von Indien nach Suez in den Winter-Monathen, vom October bis März, geschehen, wo die Winde in- und außer-

halb Babelmandeb auf einander passen: Nach Bengalen müßte man am spätesten im May, nach Coromandel im Junius bis in die Mitte des Julius, nach Malabar und Surate im Julius und August, nach Bombay vom May bis zum September, abreisen. Je einladender dieser Handelsweg für die Europäer wäre, desto wachsamer war die Pforte dagegen. Früh nach der versuchten Erneuerung (etwa ums Jahr 1780) hat sie, mit Beziehung auf zwey Englische Schiffe, welche das Arabische Meer 1779 befuhren, die fernere Befahrung desselben durch einen Hatscherif den Europäern verboten....

Bey solchen Vortheilen einer Schifffahrt nach Ostindien von Suez aus, war es nicht zu verwundern, daß Napoleon auf seiner Expedition nach Aegypten ihre Wiedererneuerung auf diesem Wege, und zu ihrer Erleichterung die Erneuerung einer Verbindung des Mittelländischen Meeres mit dem Arabischen, ins Auge faßte. Seine erste Aufgabe dazu war, die Spuren der alten Verbindung aufzusuchen. Er selbst trat auch hier an die Spitze, und brach, begleitet von einigen Officieren und Mitgliedern des Instituts zu Kairo, am 24. December 1798 nach Suez auf, wo er auch, nach einigen vergeblichen Versuchen, endlich am 30. December die Spuren des alten Canals, der beide Meere verband, und am 7. Januar 1799 seine Fortsetzung in der Wüste entdeckte. Seine Gelehrten und Ingenieure erhielten nun seine Befehle zur weitern Fortsetzung der Untersuchung und zu Vorschlägen, die Erneuerung der Verbindung beider Meere betreffend, worauf er wieder zu seiner Bestimmung als Feldherr zurückeilte. Man wird die Mühseligkeiten, die bey diesem Geschäfte über ein ganzes Jahr (doch mit Unterbrechung mehrerer Monathe) zu überstehen waren, bis man durch Beharrlichkeit

zum Zweck kam, mit Theilnahme lesen. Von S. 160 . . . 176 steht ein Auszug aus dem Tagebuche der Ingenieure, von Gratien Le Pere verfaßt.

Auf der ganzen Fronte des Delta läßt sich, wegen der immer neuen Anhäufung des Nilschlamms, an kein sicheres Etablissement denken. Der Hafen von Alexandria und die Rhede von Abukir würden längst angefüllt seyn, wenn sie den Mündungen des Nils gegen Osten gelegen, und den Winden von Nordosten ausgesetzt wären. Beide verdanken die Reste ihrer ursprünglichen Vortrefflichkeit ihrer Lage und der felsigen Natur ihrer Küste. Ein Canal in gerader Richtung würde gegenwärtig die Schwierigkeiten nicht mehr haben, welche die Alten bey geringerer Bekanntschaft mit den Künsten des Wasserbaues von dieser Ausführung abhielten; er würde sich über den salzigen See bis zum östlichen Ufer des Sees Menzaleh, und von da bis an das Meer bey Pelusium, verlängern lassen. Aber die Erneuerung des Canals auf dem alten Wege, durch die zugleich für den innern Handel von Aegypten gesorgt, und Kairo zum Mittelpuncte des Handels gemacht würde, scheint dem Verf. doch vorzüglicher zu seyn. Der Canal müßte daher von dem Canal der Könige, der aus dem Nil nahe bey Bubastis (dem jetzigen Bastah) geführt war, ausgehen, durch das ganze Thal zwischen dem Damm von Seneka und dem Serapeum, wo er sein Wasser aus dem obern Canal von Kairo zöge, bis auf den salzigen See fortgeführt werden; den salzigen See würde ein Canal mit dem Arabischen Meerbusen zu verbinden haben. (Einst, wenn die hydrographische und topographische Karte wird verglichen werden können, wird sich dieser, für die erneuerte Verbindung beider Meere vorgeschlagene, Weg besser übersehen lassen, und deutlicher werden.) Doch

läßt sich nicht erwarten, daß der Canal, welcher durch das große wüste Thal (Wadi) geführt werden muß, das ganze Jahr hindurch zur Unterhaltung einer ununterbrochenen Schifffahrt auf ihm hinlänglich mit Wasser gefüllt sey; sie würde vom Steigen und Fallen des Nils abhängen, und könnte nur etwa acht Monathe lang, vom August bis März offen seyn. (So würde also doch ein Canal in gerader Richtung, wenn er ausführbar wäre, Vorzüge haben; die Schifffahrt könnte auf ihm das ganze Jahr über in genauer Benutzung der auf dem Indischen Meere herrschenden beständigen Winde betrieben werden. Für die Verbindung der innern Schifffahrt von Aegypten mit dieser ließe sich auf andern Wegen sorgen.) Um den ganzen Segen einer solchen erneuerten Verbindung der beiden Meere durch Aegypten zu ernten, müßte der Hafen von Suez verbessert, und der Canal bis zu seiner Rhede tiefer gemacht, desgleichen die freye Verbindung der Schifffahrt bis Rosette hergestellt, und der Canal von Alexandrien wieder eröffnet werden, der, unabhängig von dem Nutzen, welchen er der Schifffahrt verspricht, eine jetzt mit Sand bedeckte Provinz dem Anbau wiedergeben würde. Durch die vorgeschlagene Wiederherstellung der Verbindung beider Meere würde eine fortgehende Vertheidigungslinie gegen Syrien entstehen; die Araber, die nun weiter keine Verdienste durch Waren-Transporte, und keine Hoffnung weiter zur Plünderung der Caravanen haben könnten, würden sich tiefer in die Wüste ziehen, und halbe Ackerleute werden. — Die Kosten dieser großen Unternehmung werden auf 30 Millionen Franken, die durch eine Gesellschaft von Actionären aufgebracht werden könnten, berechnet; und für die Beendigung wird die Zeit von vier Jah-

ten angesetzt, wenn 10,000 Arbeiter an die Hauptpuncte des Canals von Suez, und an die Canäle von Kairo und Alexandrien vertheilt würden. Sie setzt aber eine auf Europäischen Fuß eingerichtete feste Regierung von Aegypten, die noch in einer weiten Ferne liegt, voraus. Die ganze auf diese Untersuchung gewandte Mühe kann also erst einer glücklicheren Nachwelt, die in ruhigeren Zeiten leben wird, dienen.

Zu diesem Mémoire gehören unter den beygelegten Kupfern Nr. 11. der Isthmus von Suez, enthaltend die Richtung des vorgeschlagenen Canals, die Spuren der Dämme des alten Canals, einen Plan des Hafens von Suez, Profile des vorgeschlagenen Canals zwischen beiden Meeren. Nr. 12. Aussichten: 1) der Stadt und des Hafens von Suez, und 2) des Forts Adscherud. Nr. 13. Umgebungen von Suez; Plan und Nivellement des Brunnens Moses; Ansicht des Brunnens und seiner Umgebungen. (Der letzte Theil dieses Kupfers dient auch zur Erläuterung eines weiter unten vorkommenden Aufsatzes von Monge: über Moses Brunnen.) Nr. 14. Synoptische Tafel der verschiedenen Hauptpuncte des vorgeschlagenen neuen Canals. — (Wird fortgesetzt.)

Göttingen.

Bey Vandenhoek und Ruprecht: Religion in den besten Liedern deutscher Dichter. Ein Hülfsbuch bey dem Religionsunterrichte der gebildeteren Jugend. Herausgegeben von Johann Wilhelm Heinrich Ziegenbein, Consistorial-Rathe und Superintendenten zu Blankenburg. Zweyte, verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1810 445 S. in groß Octav.

Keine Nation ist so reich an religiösen und moralischen Liedern, welche nicht nur als Lieder, sondern auch durch die Reinheit ihres Inhalts, einen hohen Rang behaupten, als die Deutsche. Wir achten dieß als einen großen Vorzug, durch welchen der Geist und Character einer Nation sich ehrt, und die höchste Bestimmung der Poesie erfüllt. Die Deutsche Nation besitzt damit zugleich eines der trefflichsten Hülfsmittel bey dem Unterrichte und der Erziehung der Kindheit und Jugend, welches, wenn es nur auf die rechte Weise gebraucht wird, seines Zweck kaum verfehlen kann. Wir haben uns daher über die zweyte Ausgabe der vorliegenden Sammlung sehr gefreut. Sie unterscheidet sich von der ersten dadurch, daß einige Lieder von zu geringem poetischen Gehalte nun weggelassen, und dafür andere, und zwar in größerer Anzahl, neu hinzugekommen sind; daß nun ein besonderer Abschnitt für Lieder zur Ehre Jesu bestimmt, daß der Plan, nach welchem das Ganze geordnet ist, mehr vereinfacht und zugleich erweitert, daß bey jedem einzelnen Liede der Nahmen des Dichters oder der Dichterinn angegeben ist, und die Lieder nun ohne alle Veränderungen abgedruckt sind, ausgenommen daß hier und da Verse in einzelnen Liedern weggelassen worden sind. Das Ganze ist so geordnet, daß die Religionslehre voran steht, darauf die Tugendlehre folgt, jede wieder in einen allgemeinen und in einen besondern Theil und in kleinere Abschnitte abgetheilt ist, und die Lieder zur Ehre Jesu und für bestimmte Zeiten den Beschluß machen. Für den ersten moralischen und religiösen Unterricht, welcher schon in der Kindheit seinen Anfang nehmen muß, für die Jugend überhaupt, auch

für so genannte Deutsche Schulen, ist das Buch nicht geeignet: aber für die zu höherer Bildung bestimmte und heranreifende Jugend, für gelehrte Schulen, für Erziehungsanstalten, auch zum Privat-Unterrichte und zur häuslichen Erbauung in gebildeten Familien ist es trefflich eingerichtet. Doch sind, unsers Erachtens, noch manche Lieder aufgenommen, welche zu diesen Zwecken nicht passen, indem sie zu schwer und dunkel sind, und das religiöse und moralische Gefühl nicht ansprechen. Es wird nicht ohne Interesse seyn, die Nahmen hier zu lesen, welche der Herausgeber zu dieser Sammlung hat beytragen lassen. Dichterinnen: Karschin, Christ. Westphalen, geb. von Axen, Elisa von der Recke, Caroline Rudolphi, Louise Fürstinn von Neuwied, Juliane Veillodter, Sophie Brentano (Mereau). Wir können versichern, daß ihre Beyträge nicht die schlechtesten sind, und sich über die von manchen Männern weit emporheben. Dichter: Haller, Kleist, J. A. Schlegel, Gellert, Uz, Cramer, Klopstock, Lavater, Weiße, J. J. Spalding, J. G. Jacobi, Eschenburg, Münter, Sturm, Neander, Gleim, Dietrich, Overbek, Köpken, Schiller, Voß, Bürde, Pfranger, Krummacher, Matthisson, Starke, Demme, Salis, Schink, Witschel, Thieß, Niemeyer, Schreiber, Fischer, Splittegarb, Vogel, Meister, Conz, Funk, Kosegarten, Schmidt-Phiseldek, Senff, Heusinger, Heydenreich, Tiedge, Hardenberg, genannt Novalis, Herder. Warum können wir nicht noch ein paar hochberühmte Dichternahmen unsers Zeitalters hinzusetzen?

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. u. 81. St.

Den 20. May 1811.

Göttingen.

Bey Dieterich 1811: Ueber den altdeutschen Meistergesang. Von Jacob Grimm (Staatsraths-Auditor und königl. Bibliothecar zu Cassel). 194 Seiten in Octav.

In der Geschichte unserer altdeutschen Litteratur pflegte man bisher, beynahe allgemein, Minnesang und Meistersang einander entgegen zu setzen, die Minnesinger als die frühern und bessern, die Meistersinger als die spätern und schlechtern, in eine eigene Classe gehörigen, Dichter aufzustellen. Hr. Biblioth. Grimm erklärte dagegen, bereits vor einigen Jahren, daß er eine solche Trennung für unstatthaft halte, und daß man, innern und äußern Gründen zufolge, Minnesang und Meistersang als identisch anerkennen müsse. Diese, der gewöhnlichen Ansicht so ganz entgegen stehende, Behauptung erregte Widerspruch. "Der Meistergesang", so lautet eine in bestimmten Ausdrücken abgegebene Stimme, "war und ist etwas ganz Neues und Eigenes; der frühere Minnegesang war schon ganz verschollen und für jenen so gut wie gar nicht vorhanden, und ist und

bedeutet in der That und Wahrheit im innersten Geist und Form, so wie in der äußern Erscheinung und Umgebung, durchaus etwas Anderes, Höheres". Hr. Bibliothecar Grimm fand, und mit vollem Rechte, die Sache einer ausführlichern Erörterung werth, und so entstand die gegenwärtige Schrift. — Gelehrte Streitigkeiten, vorzüglich wenn sie auf historischem Boden geführt werden, sind jederzeit, der Ausgang mag auch seyn welcher er will, der Wissenschaft vortheilhaft. Insbesondere waren in dem gegenwärtigen Falle so manche mühselige und trockene Untersuchungen erforderlich, um die erste, durch scharfsinnige Aufmerksamkeit gemachte, Entdeckung zu bestätigen, daß wir, unbeschadet der hohen Meinung, die wir von Hrn. Bibliothecar Grimm's gelehrtem Forschungseifer haben, beynahe zweifeln, ob er sich, ohne äußern Antrieb, diesen Untersuchungen in diesem Maße würde unterzogen haben. Und doch ist es für die Geschichte der Kunst so wohl als für das richtige Verständniß und die Beurtheilung der vorhandenen Kunstwerke von der äußersten Wichtigkeit, zu wissen, ob diese Werke, wie gut oder schlecht sie übrigens seyn mögen, in Eine Classe gehören oder nicht, ob sie als Väter und Kinder, oder als verschiedene Geschlechter anzusehen sind.

So viel achteten wir für nöthig, voraus zu schicken, um unsere Leser auf den gehörigen Standpunct zu stellen. Jetzt wollen wir versuchen, den Inhalt der Schrift in der Weise, in der wir ihn aufgefaßt haben, so kurz, als möglich, darzulegen. Was die weitere Ausführung des Einzelnen und die vielen gelegentlich gemachten schätzbaren Bemerkungen betrifft, so müssen wir Gelehrte, denen der Gegenstand näher liegt, auf die Abhandlung selbst verweisen; denn nur von mittelmäßigen Schriften

läßt sich eine Anzeige geben, die Andern die Mühe erspart, ein paar gute Körner aus einem Haufen Spreu selbst auszulesen.

Von sehr frühen Zeiten her hatte Deutschland Dichter und Sänger gehabt, die einen eigenen Stand bildeten, und unter dem Volke und an den Höfen umher zogen. Die Gesänge hatten wahrscheinlich ein höchst einfaches und einförmiges Gebäude; die Weise von vier langen Zeilen, wie wir sie z. B. im Nibelungen Liede finden, scheint das gewöhnliche Maß gewesen zu seyn, für epische sowohl, als lyrische Poesie. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, zur Zeit Heinrichs von Veldeck, von dem uns Gottfried von Straßburg bestimmt sagt, daß er "das erste Reis in Deutscher Zunge geimpft, von dem nachher alle Blumen gekommen", bildeten sich die lyrischen Lieder zu einer größern Künstlichkeit in der Form aus: und diese künstlichere Form heißt, im Gegensatz gegen den Volksgesang, Meistergesang. Die persönliche Sitte blieb übrigens bestehen: die Meister lebten an den Höfen und, da sie selbst größten Theils arme Edelleute waren, von dem Lohne der Fürsten. Der allgemeine Beyfall, den dieser neue Zweig der Poesie, vermöge des Geistes der Zeit, fand, veranlaßte hin und wieder auch die Fürsten und den reicheren Adel, die liebliche Kunst nicht bloß zu beschützen und zu belohnen, sondern auch selbst an der Ausübung derselben Theil zu nehmen. Minne machte, dem Tone der Ritterzeit gemäß, einen Hauptgegenstand der Lieder aus, bey den vornehmen Dilettanten, wie sich leicht denken läßt, beynahe den einzigen. In so fern hießen diese Dichter, sie mochten nun die Kunst als Gewerbe, oder zum Vergnügen treiben, Minnesinger. In so fern sie sich mit Betrachtungen über den Weltlauf, über

politische Verhältnisse ꝛc. beschäftigen, kommt ihnen natürlich dieser Nahme nicht zu. — Indeß allmählich verlor sich der Geschmack, den die Höfe an dieser Art Poesie fanden; die Zeiten wurden schlechter, die Kunst, die sich in einem so engen Kreise bewegte, wurde es auch; die Unterstützung von Seiten der Großen wurde, trotz aller Loblieder, wodurch die Meister freygebige Gönner zu gewinnen suchten, lauer, und nachdem die Diensleute der Fürsten je länger je mehr einem wenig einträglichen Gewerbe entsagten, so fand der Meistergesang zuletzt nur noch unter dem Bürgerstande eifrige Pfleger, die größten Theils das Wesen ihrer Kunst in bloßer, immer noch gesteigerter, Förmlichkeit setzten, bis er endlich im achtzehnten Jahrhunderte auch in unsern Städten sein gänzliches Ende erreichte. — Minnesang und Meistersang lassen sich also nicht einander entgegen setzen; es ist eine und dieselbe Pflanze, erst zart und frisch, dann härter und steifer, endlich verdorrend und abgestorben. — Diese Darstellung der Sache, die sich schon durch eine wesentliche Eigenschaft historischer Forschung, durch die allmähliche, aber stets fortschreitende, Entwickelung des Ganzen, so sehr empfiehlt, wird nun von dem Verf. durch innere und äußere Beweise als die einzig richtige bestätigt.

I. Innere Beweise. Wenn die Tausende von Liedern, die von Veldeck's Zeiten bis auf den Untergang des Meistergesanges gedichtet wurden, sich alle mit einander in einer gewissen bestimmten Form so ähnlich sehen, als die Blätter eines und desselben Baumes; und wenn, während zwey ganz gleich geformte Lieder sich eben so selten finden, als zwey ganz gleich geformte Blätter, sich doch alle ihre äußere Mannigfaltigkeit innerhalb jener allgemeinen Grundform beschränkt: so kann man

schwerlich umhin, sie als Erzeugnisse eines und desselben Stammes anzuerkennen. Daß dieses nun bey den Liedern, die man bisher theils Minnelieder, theils Meisterlieder nannte, und, als zwey verschiedenen Classen angehörig, trennte, wirklich der Fall ist, das hat Hr. Bibliothecar Grimm auf eine höchst scharfsinnige Weise dargethan. Man fühlt sich durch seine Beweisführung am Ende eben so überrascht, wie bey dem Ey des Columbus; und gerade dieses Gefühl ist es, was am stärksten für die richtige Lösung einer Aufgabe zeugt.

Es ist nähmlich erstens eine characteristische Eigenschaft aller dieser Lieder, daß ein Gesetz (eine Strophe, wenn dieser, nicht ganz passende, Ausdruck geläufiger und verständlicher ist) aus drey Theilen besteht, von denen die beiden ersten sich gleich sind, der dritte aber für sich allein steht, und den beiden ersten unähnlich ist. Die beiden ersten heißen in der Kunstsprache der Meistersänger Stollen, der dritte Abgesang. Der Ausnahmen von dieser Regel sind so wenige, daß sie nur der Regel zur Bestätigung dienen. — Die Einwendungen, die man gegen dieses trilogische Princip, wie es der Verfasser nennt, machen könnte, werden auf eine überzeugende und lehrreiche Weise beseitigt, und was bey dieser Gelegenheit über die so genannten Leiche (Gesänge, in denen mehrere Versmaße oder Töne wechseln und wiederkehren) und über die etymologische Bedeutung des Wortes gesagt wird, ist vortrefflich. Leichen heißt im Schwedischen, Isländischen, Dänischen, spielen; Leich ist mithin Spiel auf einem musicalischen Instrumente. (Die regelmäßigen Lieder konnten von mehreren Instrumenten begleitet und von mehreren Stimmen gesungen werden, und wurden es wohl auch öfter, wenn wir aus dem den Liedern

Albrechts Marchschal von Raprechtswile vorgesetzten Gemählde, wovon Bodmer in den Proben der alten Schwäbischen Poesie eine Copie gegeben hat, einen Schluß machen dürfen; die Leiche hingegen waren eine Art Phantasie, oder ein Potpourri, bey dem sich der Dichter nothwendig selbst begleiten mußte. Es sey uns erlaubt, hierbey an ein ironisches Loblied auf Her Lütolt von Seven zu erinnern, das J. Adelung (I 95) mitgetheilt hat, und das in vieler Hinsicht wichtig ist. Tageliet, klageliet, hugeliet, zugeliet, tanzeliet, leich er kan; er singet kruzeliet, twingliet, schimpfliet, lobeliet regeliet als ein man .... er singet also ho ob allen meistern hin.)

Diese in den früheſten, so wie in den spätesten, Erzeugnissen des Meistergesanges beständig erscheinende Dreyheit wird nun, zweytens, in sich auf die mannigfaltigste Weise verändert, durch Zahl der Zeilen, durch Stellung der Reime ꝛc. — und es zeigt sich offenbar auch hier, so wie allenthalben in der Geschichte der Kunst, daß die Bemühung, neu zu seyn, von dem Natürlichen und Einfachen zum Verwickelten, Verkünstelten, Abenteuerlichen, hinführt.

II. Aeußere Beweise. 1. Es bestand schon frühe unter den Meistern zwar nicht die förmliche Gesellschaft, die später hin das Zusammenleben in den Städten und der Zunftgeist einführte, aber doch ein gegenseitiges Verhältniß, vielleicht nach Vaterland ꝛc.; die Meister kamen zusammen, um in Gegenwart der Fürsten und Herren, und selbst der Frauen, Wettstreite zu halten; sie berufen sich auf andere Meister; Wolfram von Eschenbach versichert, daß er seine Lieder nach Meistersanges Orden gemessen habe (in schönen Doppelreimen, zwigenge,

oder in drey Reimpaaren, drigenge, — so verstehen wir die Stelle, und daraus ist auch die gedoppelte Lesart begreiflich; das Bedenken (S. 194, daß es zwigengen heißen müßte, fällt weg, da das Beywort nachgesetzt ist —) ꝛc. 2. Der Nahme, Meister, und andere davon abgeleitete Wörter kommen schon sehr frühe vor; 3. die Töne werden nach sehr alten Dichtern benannt; 4. der Tradition der spätern Meister muß, aller darin liegenden Anachronismen ungeachtet, doch wohl etwas Wahres zum Grunde liegen; 5. die Zeugnisse mehrerer gelehrten Männer aus dem funfzehnten und den folgenden Jahrhunderten sprechen gleichfalls entscheidend für die Richtigkeit dieser Ansicht; so wie 6. die Einrichtung der Handschriften, in denen durchaus weder Dichter noch Lieder, nach einem in den letzten funfzig Jahren aufgestellten Theilungsgrunde geschieden sind; und endlich 7. auch noch der Grund und Boden, auf dem der Meistergesang aufsproßte, wuchs und abstarb; das südliche Deutschland war und blieb sein Vaterland, und so wenig über eine gewisse Linie hinaus der Weinstock gedeiht, eben so wenig diese eigenthümliche Art von Poesie.

Hierauf folgt nun eine Darstellung des Verhältnisses, in welchem der Meistersang zu der übrigen Deutschen Poesie, und zwar erstens zur Volks-Poesie, und zweytens zu den erzählenden und Spruchgedichten stand, und dann eine vergleichende Uebersicht der Geschichte der Poesie der Provenzalen, Franzosen, Niederländer, Scandinaven, Engländer; endlich, zusammengenommenes Resultat, nebst Berichtigungen und Zusätzen.

Wir nehmen keinen Anstand, unverhohlen zu erklären, daß wir diese im Wesentlichen durchaus

neue Ansicht von dem, was Meistergesang war und hieß, für vollkommen richtig halten, und wir zweifeln sogar nicht daran, daß nach dieser ausführlichen Erörterung selbst die bisherigen Gegner derselben sich zu ihr bekennen werden. Bey einer Frage, deren Wichtigkeit für unsere ganze altdeutsche Litteratur immer mehr einleuchten wird, je mehr sich die in der Beantwortung derselben liegenden Folgerungen entwickeln werden, kömmt es nicht darauf an, wer Recht hat, sondern was recht ist. Wer möchte wohl in der Geschichte der Mahlerey aus den Fürsten und Herren, die etwa, sey es auch noch so meisterhaft, den Pinsel geführt haben, eine eigene Schule errichten, oder Landschaftsmahler und Niederländer einander entgegen setzen? Gerade das aber ist es, was man bisher in Ansehung der Minnesinger gethan hat. Bodmer ist durch den Titel, den er eigenmächtig der von ihm herausgegebenen Liedersammlung, so wie auch den Bonerschen Fabeln, vorgesetzt hat, an der schielenden Ansicht schuld, die dann ohne weitere Prüfung aus einem Buche in das andere übergegangen ist, und durch öfteres Wiederhohlen ein ungebührliches Gewicht erhalten hat. — Wenn die Form der Grimmischen Schrift und die Ungleichheit des Stils einigem Tadel ausgesetzt seyn sollte, so muß man dieß entschuldigen. Der Verf. war, wie man deutlich sieht, zu voll von seinem Gegenstande, als daß er immer ruhig und klar das gehörige Maß hätte beobachten können; er traut seinem Leser manchmahl zu viel, manchmahl zu wenig zu; er geht nicht immer auf dem geradesten Wege zu seinem Ziele, weil er beständig seinen Gegner im Auge hat. Allein dagegen bleibt ihm das große Verdienst, zuerst einen richtigen Grundriß des Gebäu-

des geliefert zu haben, dessen Trümmer zerschleudert umher liegen. Mögen sich nun andere Gelehrte mit ihm vereinigen, einzelne Partien dieses Grundrisses vollständiger auszuzeichnen! Denn, wir wollen es nur insgesammt aufrichtig gestehen, unser Studium der altdeutschen Litteratur befindet sich noch in seiner Kindheit. Es ist allerdings seit wenig Jahren viel geschehen; aber es ist noch unendlich viel zu thun übrig. Die alten Handschriften sind, so viel wir davon bis jetzt kennen, alle mit einer Nachlässigkeit verfertigt, von der man in der Griechischen und Römischen Litteratur kein Beyspiel hat; um so nöthiger ist es, eine aus der andern zu berichtigen, und dann eine kühne, aber durch die innigste Vertrautheit mit altem Geiste, alter Sprache und alter Metrik sich rechtfertigende, Critik anzuwenden. Unsere Wörterbücher sind in mehreren Hinsichten zu berichtigen, zu sichten und zu ergänzen. Eine Grammatik der alten Sprache fehlt noch ganz. Unser Vorrath historischer und litterärischer Aufklärungen bedarf noch einer großen Vermehrung. Der Sagen und der Aufhellung ihrer Genealogien für jetzt nicht zu gedenken, wollen wir nur noch Eine Frage uns erlauben, die mit dem Puncte, von dem diese Abschweifung ausgegangen ist, in der genauesten Berührung steht. Wie lange sollen die musicalischen Noten, die sich in mehreren Handschriften erhalten haben, noch unbeachtet und unentziffert bleiben? Wird kein gelehrter und mit der alten Notenschrift vertrauter Musiker die Mühe übernehmen, die alte Bezeichnung genau und treu in unsere heutige zu übersetzen? Der Dienst, den er der Geschichte seiner eigenen Kunst und dem Studium der alten Lieder leistete, wäre dankenswerth im höchsten Grade.

Paris.

(Fortsetzung der St. 79 S. 790 abgebrochenen Anzeige der Déscription de l'Egypte. Etat moderne.)

III. Ueber die Grenzen des rothen Meeres, von Bois Ayme (S. 187... 192). Oberhalb des gegenwärtigen nördlichen Endes des Arabischen Meerbusens findet sich im Norden von Suez ein großes Bassin, gegen 60,000 Metern lang, und 12 bis 15,000 Metern breit, dessen Oberfläche voll Spuren ist, daß ehedem das Meer sich bis dahin erstreckt, und sich in spätern Jahrhunderten zurückgezogen habe. Die Sache ist schon von andern Reisenden (wie von Niebuhr) bemerkt worden: aber hier ist sie genauer aus einander gesetzt; auch sind die Beweise, die der Verf. aus den alten Schriftstellern zu führen sucht, sein Eigenthum. Erst unter der Voraussetzung (glaubt er) träfen die 1000 Stadien, die, nach Herodot, der Berg Casius vom Erythräischen Meere entfernt seyn sollte, völlig zu. Der Canal bey Suez, von dem die Alten, Herodot, Strabo, Plinius, reden, endigte sich an dem nördlichen Ende des Bassins, von dem sich das Meer zurückgezogen hat; die noch vorhandenen Spuren eines Canals wären also Reste von dem der Chalifen. Ob sich gleich das Alter dieses Rückzuges nicht genau bestimmen lasse, so könne er doch erst nach Hadrian's Zeit gesetzt werden. (Hierüber werden die Stimmen getheilt seyn.) Vielleicht, daß es unter dieser Voraussetzung den Geographen leichter werden möchte, den ehedem am Meerufer gelegenen Städten ihre so strittige Lage zu bestimmen; wenigstens hängt davon die Lage von Heroopolis, der Platz, den die Hebräer zum Durchgang durch das Arabische Meer möchten gewählt haben, und manche andere geographische Bestimmung ab.

IV. Ueber die Stadt Cossein und ihre Umgebungen, und über die nomadischen Stämme dieser Gegend, wieder von Bois Armé (S. 193 . . . 208). Der klägliche Zustand der Stadt und ihrer Bauart wird hier, wie von andern Reisenden, geschildert; nur umständlicher, da der Verf. ihn bey seinem langen Aufenthalte von der Mitte des Mayes bis zum Anfang des Augusts 1799 von Grund aus hatte kennen lernen. Aufschluß über ihn gibt die Nachricht, daß die bessern Einwohner aus lauter Aegyptischen und Arabischen Kaufleuten bestehen, die hier keinen bleibenden Sitz nehmen: wer von ihnen möchte auf Besserung der elenden Wohnungen denken, die er doch bald wieder zu verlassen gedenkt? Der Arabische Meerbusen, der zu Suez Bahr al Kolsom heißt, wird hier Bahr Malh (folglich Salzmeer) genannt. Die ganze westliche Küste des rothen Meeres ist von hier an mit Fischern bewohnt, in denen man die Ichthyophagen und Chelonophagen der Alten auf den ersten Blick erkennt: Sandwüsten haben hier Stämme, Freyheiten und Sitten Jahrtausende festgehalten, die in den Ländern der Cultur unter den allgewaltigen Herrenhänden werden müssen, was diese wollen. Merkwürdig sind die Ababdeh, ein nomadischer Stamm auf den Gebirgen im Osten des Nils, im Süden von Cosseir: die leibhaften Troglodyten der Alten. In den Gegenden, in welchen der Verf. mit ihnen Bekanntschaft gemacht hat, sah er auch keine aufgeschlagene Zelte, wie sonst bey Hirtenvölkern: Jeder wußte sich in dem Augenblick, wo er ruhen wollte, durch ein Schafsfell, über Lanze und Säbel ausgebreitet, ein bedecktes Lager zuzubereiten: andere legten sich in kleine Höhlen, die am Abhange der Berge ausgegraben waren. Doch vermuthet der Verf., da er keine Weiber sah, daß diese in andern Gegenden vielleicht geräumigere Hütten und Zelte

haben möchten. Jetzt sind sie Mohammedaner; aber ihre Lebensweise läßt sie ihre Religionsgesetze nicht genau befolgen. Sie sind recht für die Wüsten geschaffen. Auf ihren längs dem Sattel mit 3 Schläuchen für Bohnen, Wasser und Mehl bepackten Dromedaren ziehen sie quer über die längsten Wüsten, um Feinde anzufallen, oder Caravanen zu plündern, und legen häufig in 4 Tagen 50 Meilen (100 Lieues) zurück. Was Diodor nur schüchtern von den Troglodyten erzählte, das bestätiget sich völlig noch nach so vielen Jahrhunderten. Sie sind schwarz an Farbe, nähern sich aber in Gesichtszügen den Europäern; haben ein krauses (doch kein Wollen-) Haar, das sie lang wachsen lassen. Sie bedecken den Kopf nie, und gehen nackt; nur über den Hüften tragen sie ein Stück Zeug, das bis an die Schenkel reicht. Zur Erhaltung der Biegsamkeit des Körpers und gegen die Sonnenhitze beschmieren sie den Leib, besonders den Kopf, über und über mit Fett. Sie führen kein Feuergewehr, aber zwey lange Lanzen, einen geraden zweyschneidigen Säbel, ein kurzes krummes Messer und einen runden Schild von Elephantenhaut. Demnach sind die Ababdeh von den Arabern, die wie sie in den Wüsten um Aegypten herumschwärmen, völlig verschieden; sie reden auch eine von dem Arabischen verschiedene Sprache, ob sie gleich darneben auch Arabisch verstehen. Es ist ein ganz kriegerischer Schlag Menschen: ihre Musik ist Kriegesmusik, ihr Tanz ein Kriegestanz in voller Rüstung mit Angriffen auf einander; ihr Gesang ein Blut- und Schlachtgesang. Für Lebensmittel begleiten sie die Caravanen, und sorgen für die Sicherheit der Straßen, nur nicht gegen die Arabischen Stämme Atuny und Houatat, zwischen denen seit undenklichen Zeiten ein beständiger Krieg ist. Auf seiner Rückreise von dem Lande der Ababdeh nach Aegypten glaubt der

Verf. auf einen Theil der berühmten Handelsstraße der Alten, die von Coptos nach Myoshormus ging, getroffen zu seyn; künftige Reisende müßten diese Spur weiter verfolgen.

V. Ueber das Ausbrüten der Hühner in Oefen, von dem Ingenieur Roziere und dem Apotheker Rouyer, in abgesonderten Aufsätzen (S. 203 . . 216). Das gegenwärtige Verfahren in Aegypten bey diesem Zweig der Industrie war aus frühern Reisebeschreibern nicht unbekannt: doch hat jeder Aufsatz sein besonderes Verdienst: der des Ersten zeigt den Ursprung des langen Mißverständnisses, als ob die Alten den Aegyptern ein Ausbrüten der Hühner durch Mist beylegten, das selbst Reaumur zu vergeblichen Versuchen verleitet hat (ob gleich Plinius X. 55 schon die heut zu Tage gewöhnliche Verfahrungsart in einer lange übersehenen Stelle beschreibt): die Eyer werden auf Stroh gelegt, und die Oefen mit Thiermist erwärmt, woraus ein Ausbrüten durch Mist geworden ist. Der zweyte (Rouyer) gibt den Grad der Wärme, der in den verschiedenen Tagen oder Perioden des Ausbrütens, wenn es gelingen soll, nöthig ist, nach dem Reaumurschen Thermometer, aus den Beobachtungen an, die er in einem solchen Brütöfen zu Kairo angestellt hat. Gewisse Familien des Dorfes Berme (jetzt Barenball) im Delta, bestimmen die Wärme nach bloßen, auf sie von ihren Vorfahren herabgeerbten, Erfahrungen, ohne Thermometer, aufs genaueste, und zerstreuen sich in den Brütemonathen durch Aegypten, um in mehreren der 200 Brütöfen das Geschäft zu leiten.

VI. Ueber die in Aegypten gebräuchlichen Arzneymittel, von Rouyer (S. 217 . . 232). Ein klägliches Gemählde vom Zustande der Arzneykunde in Aegypten; nur schwache Trümmer der medicinischen Kenntnisse der vormahligen Einwohner sind

Krieg. Von Galle, Kälte und Hitze werden alle Krankheiten abgeleitet; und darnach kennt man bloß purgirende, erhitzende und kühlende Mittel. Einige einfache Arzneymittel, meist aus dem Pflanzenreiche, sind noch geblieben; die zusammengesetzten in den Schriften der Arabischen Aerzte sind vergessen. Medicinal-Waren, die man ehedem in Aegypten gezogen, und nach Asien und Europa verführt hat, wie Thebaisches Opium und Acaciensaft, werden entweder gar nicht mehr, oder doch nicht zu einem Absatz in fremde Länder, gebaut. Doch ist noch nach Aegypten ein grosser Zusammenfluß von Medicinal-Waren aus Indien, dem innern Africa und Asien, die nach Europa versendet werden. Als die Apotheke der Aegyptischen Armee an Materialien erschöpft war, so fand sich für ihre Central-Apotheke zu Kairo ein Vorrath von Medicinal-Waren in den Magazinen, der für mehr als Eine Armee hätte hinreichen können. Eine Kenntniß der reinen Aegyptischen Pharmacie ging bisher Europa ab; die besten Berichte darüber vermischen immer, was in den auf Europäischen Fuß eingerichteten Apotheken der Franken (deren drey, eine der Griechen, und zwey der Venetianer, zu Kairo im Quartier der Franken befindlich sind), und was in den einheimischen Arzneybuden vorräthig und gewöhnlich ist, mit einander; ein Fehler, den selbst Forskål begangen hat. Desto angenehmer muß die hier eingerückte kurze rein Aegyptische Materia medica seyn, ein Geschenk selbst für den Sprachforscher, da zugleich die Arabischen Nahmen der Natur-Producte beygebracht sind.

VII. Ueber die Territorial-Auflagen und die Provinzial-Verwaltung von Aegypten vor dem Einfall der Franzosen 1798, von Lancret (S. 233 bis 260); ein Aufsatz, der tiefer ins Einzelne geht, als die Sache bisher in Reisebeschreibungen darge-

stellt worden: aber desto schauderhafter am Inhalt. Auf dem Mittelstande in Aegypten, dem schätzbarsten einer jeden Nation, liegt ein eisernes Joch der Unterdrückung und Erpressung, unter dem alles Menschengefühl ersterben muß. Nimmt man alle Angaben des Verf. zusammen, so gehet daraus folgende Vorstellung hervor: der wahre Eigenthümer des Landes ist der Großsultan; Grundeigenthümer, an die der Großsultan seine Eigenthumsrechte verkauft, sind die Multezim, eigentlich also nur Inhaber größerer und kleinerer Ländereyen, wie auch ihr Arabischer Nahme sagt; bloße Landanbauer ohne Eigenthumsrecht sind die Fellah. Für diese Ansicht bürgen die morgenländischen Eroberungsrechte sowohl, als die Art und Weise, in welcher Ländereyen an die Multezim und Fellah übergehen. Auch in Asien sieht sich der Regel nach der Eroberer für den Eigenthümer des Grundes und Bodens an, den er an seine Gehülfen für ihre geleisteten Dienste unter der Bedingung einer jährlichen Abgabe austheilt, und den er auch ihren Nachkommen gegen die Erlegung einer gewissen Summe beym Antritt der Besitzung des Verstorbenen überläßt. So gibt auch jeder Multezim jährlich Naturalien (Myry) an den Großsultan ab; stirbt er, so erlangen seine Erben die von ihm besessenen Ländereyen gegen eine Abgabe an den Pascha, welche die Türken für einen neuen Kauf derselben ansehen, ohne welchen sie an den Fiscus fallen würden; stirbt er ohne Kinder mit einem Testament, so leistet der darin eingesetzte Erbe die Abgabe an den Pascha, und erhält die Ländereyen; stirbt er ohne Kinder und ohne Testament, so fallen sie dem Fiscus heim. Der Fellah ist bloßer Landanbauer, und scheint ursprünglich Landeseingeborner gewesen zu seyn, dem sein Eigenthum vom Eroberer genommen wurde, dem aber wieder der Multezim

den Anbau eines Theils seiner Landbesitzung gegen eine festgesetzte Abgabe zur Erhaltung seines kläglichen Daseyns überlassen hat. Wenn jetzt noch zuweilen ein Fellah dem anderen die bisher von ihm angebaute Ländereyen verkauft, so ist dieß, dünkt uns, schwerlich der Verkauf eines Eigenthums, sondern bloß des Rechts, dieselbe an seiner Stelle anzubauen. Da aber der Multezim den möglichst großen Vortheil von dem ihm zugefallenen Grund und Boden ziehen wollte, so ließ er dem Landanbauer nur so viel von seiner vorigen Besitzung, als zu einem Hungerbrote ihm unentbehrlich war: das Uebrige behielt er ganz für sich, um mit Niemand den Ertrag zu theilen. Daher jetzt noch die Multezim zweyerley Ländereyen haben, von Fellah angebaute, und andere, deren Anbau sie selbst besorgen (Ard-al-usyeh, Land, das unter ihren alleinigen Befehlen steht). Bey Verkäufen bleiben daher immer beide Gattungen von Ländereyen (Fellahland und Usyehland) mit einander in gleichen Theilen verbunden, weil das erstere ohne letzteres weniger Werth haben würde. Außer diesen beiden Gattungen von Ländereyen gibt es noch unveräußerliches Eigenthum der frommen Stiftung und Moscheen (Uakf genannt), die von allen Abgaben frey sind. Diese Eintheilung der Ländereyen ist in Unterägypten, bis auf einige hier und da eintretende Abänderungen, die herrschende. Hingegen in Oberägypten, von Dschirdsche bis an die Catarracten von Syene, sind alle Ländereyen Gemeingut, von welchem sich Jeder zum Anbau so viel zumessen läßt, als er bestellen kann, und für die er eine doppelte Abgabe, in Geld und Naturalien, zu verrichten hat. — (In den nächstfolgenden Blättern die Fortsetzung dieser Anzeige.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 25. May 1811.

Frankfurt am Main.

Bey Andreä: Die Deutsche Nation und ihre Schicksale, von Nicolaus Vogt. 1810. 439 S. in Octav, ohne Inhalt und Zueignung.

Wer hörte nicht gern über Deutsche Geschichte die Bemerkungen eines geistreichen Schriftstellers (leider in dem schönen Felde so selten!), wer nicht gern einen Mann, der Kenntnisse vereinigt mit warmer Liebe für das Vaterland, die sich an so vielen Orten wohlthuend zeigt? (durch richtige Schätzung der auf dasselbe berechneten, für dasselbe passenden, Einrichtungen und Gesetze, gerechte Würdigung unserer Verdienste, Hervorhebung des augenscheinlich in der Geschichte vorherrschenden trefflichen Characters der Deutschen Stämme; hohe Achtung für die urkundlichen Rechte, stete Sorgfalt im Erhalten, und nur Einreißung von so wenig alten Gebäuden, als möglich (sie waren doch so bequem, so schützend!); darin ihre Sicherheit suchend, daß sie Jedermann das

Seine ließen, Niemanden seine heiligsten, theuersten Rechte nahmen — ein Geist, wofür unser Zeitalter längst den Sinn verloren hat: dem Einen sind solche Gesinnungen ein Greuel, dem Andern eine Thorheit; Hervorziehung des Guten in der Nation, in der Verfassung; der großen Tugenden Einiger, als Johann Philipps von Schönborn, eines großen Fürsten, eines der edeln, patriotisch gesinnten, kräftigen Männer, deren der Stuhl von Mainz, durch ein glückliches Zusammentreffen, gerade in den schwierigsten Perioden des Deutschen Staats, mehrere aufzuweisen hat). Wer folgte einem solchen Führer nicht gern, wenn er den Faden herabzieht von den ersten Ursachen unsers Unglücks bis zu dem vollendeten Fall? wer freuete sich nicht der redlichen Bemühungen, die Aufklärungen über dieses Unglück zu einer Lehre für die Zukunft zu bilden, zu warnen (dieselben Erscheinungen, derselbe Zustand, wie in den letzten Zeiten des Römischen Reichs, S. 76: aber wer möchte doch wohl auf solche Stimmen hören!); das darzulegen, was Noth thut, die erloschene Vaterlandsliebe, den Sinn für Eintracht, wieder zu wecken, zu nähren, auch, bey sonstiger Trennung, das vereint zu erhalten, worin nie Trennung hätte Statt finden sollen? (dazu gehört auch die Zueignung an die Kaiserinn Louise von Frankreich, welche, "indem sie die Mutter der Franzosen geworden, nicht aufgehört hat, die Fürsprecherinn der Deutschen zu seyn"). Gern lieset man Betrachtungen von solcher Wichtigkeit und in dieser Behandlung noch einmahl (ein großer Theil dieser Kapitel stand schon in des Verfassers Heften: Staats-Relationen), auch wenn sie nicht, wie hier, durch

ihre Stelle, eingefügt in ein Ganzes, wo ein Theil dem andern Licht, Bedeutung, Ansehen, leihet, eindringlicher zu uns sprachen; wie mehr genügen sie uns, und gefallen in dieser Folge, dieser Verknüpfung?

Bemerkungen treffen wir hier über die wichtigsten Erscheinungen, Schicksale und Anstalten bey dem Deutschen Volke, von dem ersten Auftreten der zwar ungebildeten, aber kräftigen, rechtlichen, zum Theil schon etwas polizirten, Stämme durch die lange Reihe der Jahrhunderte, bis zum Rheinbunde; einzelne politische Beurtheilungen (Vieles unberührt: vollständige Würdigung aller solcher Momente der Geschichte lag weder im Plan, noch ist ihr Mangel Vorwurf), mehr über das Innere (dem Zwecke gemäß, das Deutsche Volk zu schildern: die wichtigsten äußern Verhältnisse, Italiens, Burgunds, Verbindung, bleiben unbeachtet, was doch in dem Umfange nicht hätte geschehen sollen, bey der großen Wechselwirkung, welche diese Verbindung gehabt hat), ansprechender, wo er in den Hallen der Väter wandelt, und ihre großherzigen Bilder zeigt. — Alle vom langen Schlaf schon gebändigt, wo wir in die wilden Walzer der Gegenwart gestoßen werden, welche Tänzer und Zuschauer berauschen und betäuben.

Getreu unserm Grundsatze, das Gute und vorzüglich Gefallende eines Werks nur anzudeuten, und dem eignen Lesen zu überlassen, wollen wir hier nur auf das aufmerksam machen, was über die Verschiedenheit der Europäischen Völker nach Sprache und Sitten, welche allein die Grenzen der verschiedenen Reiche bilden sollten (S. 33); über die große Veränderung, die sich seit dem

Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in den eigenthümlichen, nationellen Verfassungen, Sitten, dem ursprünglichen Character, ereignet hat, wie seitdem überall das alte Verhältniß auffallend verrückt worden (S. 41): "alte Religion und Verfassung, National-Sprache und Gelehrsamkeit, väterliche Treue und Redlichkeit, wurde allbereits vergessen, ja sogar lächerlich gemacht. Der größere Theil des Deutschen Volks verlor seine Sitten, wie seine Gesetze und seine Selbstständigkeit" (die Ursachen dieser Erschütterungen hätten mehr entwickelt werden können; sie werden nicht anschaulicher, als im Studium der kleinern Staaten); über die Eigenthümlichkeit der Deutschen Verfassung gegen die Griechische, die Römische (S. 45), die Anhäufung der Kunstschätze an einen einzigen Ort (S. 79); über die Vortheile des Staats, welcher Grundbesitzungen hat (S. 123); über den Geist der alten Bündnisse (S. 139) (bey solcher Gerechtigkeit bestanden sie die Jahrhunderte); über Erziehung (S. 420) — eindringend, belehrend, zum Theil trefflich, gesagt ist.

Indem bey einem Werke dieser Art der Geist desselben vornehmlich betrachtet werden muß, dessen Darlegung die Hauptsache ist, und es ungerecht seyn würde, bey dem Einzelnen, und wo uns dieses nicht genügt, unserer Ueberzeugung widerspricht, lange zu verweilen, um die einzelnen Striche und Züge zu tadeln, wollen wir wenig davon berühren, so weit die Unpartheylichkeit es erlaubt. Wir können nicht umhin, auch hier die nicht genug zu beherzigende Bemerkung zu wiederhohlen, daß, wie überhaupt bey einer geschichtlichen Darstellung, vorzüglich bey solchen

sich mehr ausbreitenden Untersuchungen über einzelne, dem Ganzen angehörige, Puncte, behufs einer darauf zu stützenden Theorie der Politik, alles von der Wahrheit der einzelnen, zum Grunde gelegten, Thatsachen, von der richtigen Erkenntniß des Ganges der Begebenheiten, ihrer Wirkung auf einander, abhängt, kurz die genaueste Festsetzung des Einzelnen, eine nothwendige Vorarbeit ist, um sich zu den höheren, allgemeineren Standpuncten mit Glück hinaufzuschwingen, um nicht die schönsten Gebäude auf den Sand falscher Voraussetzungen zu gründen, oder über die Abgründe der Erdichtungen frey hinzuhängen. Wir halten es daher für das gewünschteste Lob, daß wir einem Schriftsteller dieser Gattung geben können, wenn wir ihm Genauigkeit und Uebereinstimmung der von ihm ausgehobenen Thatsachen mit den Quellen, wenn wir ihm critische Würdigung des zum Grunde liegenden geschichtlichen Stoffs zugestehen müssen; so wie im Gegentheil sich dem schönsten, geistvollesten Raisonnement doch immer ein herbes Gefühl beymischt, wenn wir diese Eigenschaft vermissen. Diese Bemerkungen drängen sich uns bey dem Verfasser auf; wir haben in dieser Hinsicht Ursache, unzufrieden zu seyn. Wir wollen gern zugeben, daß dieses verlangte eindringende Studium in das Einzelne, diese vorher anzustellende genaue Ausscheidung des Wahren vom Falschen, oft nicht die Sache des Künstlers sey, welcher der Masse die letzte, allein wichtige, Form, die schönste Zierde, gibt. Der Mahler, der durch seine Figuren erst die Vase verewigt, hat den Thon für das Gefäß nicht ausgesucht, nicht für das Feinmahlen Sorge getragen. Gern wollen wir erwägen, daß, wo der Geist schaffend

wirkt, wo seine Funken sprühen, die wahren Gestalten der Dinge oft plötzlich im hellesten Lichtglanze dastehen, ohne daß es vorher einer sorgfältigen Beleuchtung mit der Fackel bedurft hätte, daß die Verwandtschaft eines solchen Geistes mit den frühern, über ihr Thun, Gedanken, Wollen und Wirken eine Helle verbreitet, schneller bessere Einsichten, tiefere Blicke gewährt, daß damit das Verständniß ihnen sich öffne, ein günstiger Augenblick mehr wirkt, als die mühsamsten Forschungen, die bey solchen Günstlingen dadurch zum Theil überflüssig werden können, daß diese zum Ziele gerissen werden, ohne um den Weg dahin sich viel zu kümmern, ohne ihn erst pflastern zu müssen. Allerdings bleibt der Geist das Wesentliche; noch so ängstlich ausgemittelte und bewahrheitete Thatsachen geben allein wenig Nutzen, eine todte Masse; erst jener haucht ihnen das fehlende Leben ein: zerstreuet, sind sie nichts; er verbindet sie, stellt zusammen, sammelt ihre Kraft in einen Brennpunct. Aber dennoch sind es nur wenig hoch Begünstigte, denen es so gut wird; nicht die Verachtung des Einzelnen, die sich auch bey ihnen oft so fühlbar straft, nicht die vernachlässigte Untersuchung wird dadurch entschuldigt; oft ist dieß nur versteckter, oder sie kann weniger mühsam seyn; ihre Combinationsgabe ist größer, ihr Diviniren stützt sich auf bessere Gründe, und ist also glücklicher. Immer wird die Arbeit besser seyn, der die genaue Ergründung des Einzelnen vorhergegangen ist, und die Felsen gesprengt hat, welche den Wanderer zum Fall bringen, während ein hoher Flug dann und wann Andere wohlbehalten darüber hinwegreißen mag. Dieß bleibt

stets gefährlich für den, welcher nicht solche kräftige Flügel besitzt. — Doch hier nur die Warnung, es sey gar nicht allen Anführungen zu trauen. — Von kleineren Betrachtungen hat uns das ganze fünfte Kapitel über die besondere Achtung der Deutschen gegen das weibliche Geschlecht, oder S. 80: daß es im Plan der Vorsehung liege, zu gewissen Zeiten die allgemeine Zerstörung herbeyzuführen, um dem menschlichen Geist neue Uebung zu geben (ein wahrhaft terroristischer Plan! warum muß denn alles vorhandene Gute und Treffliche erst zu Grunde gehen, damit nach Jahrtausenden einmahl etwas Aehnliches wieder hervorgehe? warum wird die Uebung durch wechselseitige Nacheiferung nicht besser erhalten? Der schlechte Geschmack, die Erschlaffung alles Geistes in den letzten Zeiten des Römischen Reichs konnte freylich nur, so scheint es, durch die Zerstörung der Völkerwanderung gehoben werden, aber, darum ist diese Zerstörung nicht Plan der Vorsehung; ohne dem Glauben an sie zu schaden, dürfen wir es nicht sagen; sie folgte aus der allgemeinen Römischen Herrschaft, und diese allgemeine Herrschaft mußte wieder allgemeine Barbarey zur Folge haben, wie sehr sie auch anfangs täuschen mochte. Warum die Vorsehung nicht lieber Rom in mittelmäßiger Größe erhielt, die Freyheit der andern Völker unterstützte? wer mag darüber sprechen wollen? wie sollen wir es wagen, aus einem Paar höchst armseligen Beobachtungen ihrem Gange seine Gesetze heraus zu rechnen!); Das, was über die Städte gesagt wird (S. 127) (Heinrich I. habe sie gegründet, um der heranwachsenden Macht, — der Ungern, nein! — der Geistlichkeit und des Adels das

Gleichgewicht zu halten, u. s. w.); der Hanse (S. 131), wird am wenigsten gefallen. (Hanse ist dem Verfasser der Nahme für jeden Bund des dritten Standes, daher habe sie Waldpot von Mainz gegründet; viel zu idealisch, und aus dem Felde der Geschichte in die Wolken geführt; man sehe, was er alles seiner Hanse zuschreibt! Einen Zustand, Sitten, die allen Deutschen eigen waren, auch in Städten, die zu keinem Bunde gehörten.) Wichtige Auslassungen haben wir ebenfalls mehrere bemerkt: wir erinnern bloß an die Sprengung und Vernichtung der Gerichtsbezirke, Grafschaften; vornehmlich durch die Geistlichkeit (Kap. 27, das wohl auf 25 folgen sollte), und die Kirchenvogteyen: damit Erschütterung und gewaltsame Veränderung der ganzen Gerichtsverwaltung, der Justizpflege: eine Veränderung, die so erstaunend viel gewirkt hat, um Deutsche den Deutschen zu entfremden, und die Nationalsitten verschwinden zu lassen, indem bis in das Innere der kleinsten Landstriche hinein die alten Bande gelöset, schädliche Neuerungen gesetzlich gemacht, und das kräftigste Band, das bis zum Oberhaupte hinlief, zerschnitten wurde. Welche Mühe kostete es, dasselbe bey der Errichtung des Kammergerichts wieder anzuknüpfen, und wie bald eilten die großen Fürsten, mit ihren, dem Ganzen so furchtbar nachtheiligen, Nichtberufungsfreyheiten alles Gute wieder zu zerstören!

Es möge, indem wir über alle solche Einzelnheiten schnell weggehen, uns erlaubt seyn, bey einigen allgemeinen Ansichten, deren Wirkung gewisser Maßen durch das ganze Werk hinläuft, in dem nächstfolgenden Blatt noch etwas prüfend zu verweilen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 25. May 1811.

Frankfurt am Main.

(Fortsetzung der S. 816 abgebrochenen Anzeige der Schrift: Die Deutsche Nation und ihre Schicksale, von Nicolaus Vogt.)

Zunächst ist es die Ansicht der Regierung und der Plane Karls des Großen, deren zu hohe Schätzung öfter wiederkehrt. Einmahl legt der Verf. den Handlungen des Monarchen zu viel Absicht, zu viele feine Berechnung, unter, da ein großer Theil doch nur erst hervorkeimte, eine ungeahnete Folge der frühern Begebenheiten wurde; so die Kriege mit den Nordmännern (der schlafende Löwe wurde geweckt), den Slaven, den Avaren. Dann überschätzt er Karls Anstalten. Wir wollen dem tausendjährigen Ruhm dieses geehrten Herrschers (den wir aber, wegen der zu starken Beymischung von Eroberungssucht und Härte nicht zu unserm Idol machen können) durchaus nichts nehmen, noch den Apologeten seines schwachen Sohnes machen; aber ganz an dessen und seiner Nachfolger (unter denen es doch auch ganz kräftige Menschen, wie Ludwig der Deutsche, gab)

persönlicher Schwäche lag doch die Schuld nicht allein, daß das Reich so bald erkrankte und zerfiel. Karls Ueberspannung hätte schon früher alle Theile des schnell zusammengeballten Reichs abgespannt und mürbe gemacht; seine starke Hand hielt es noch zusammen; aber schon bey seinem Leben und noch unter seiner Regierung zeigen sich bereits die nachtheiligen Folgen dieser Handlungsweise. Der Untergang des Heerbanns-Dienstes, und die Eil und Unlust, mit denen man noch bey Karls Leben sich davon zu befreyen suchte: war sie nicht eine Folge des allgemeinen Ueberdrusses, der nothwendige Erfolg der übermäßigen Ausdehnung, welche dieser trefflichen Anstalt gegeben war, der Nachlaß der ewigen Kriege, in denen der Heerbannalist sich abstumpfte? Wie schädlich mußte in dieser Hinsicht nicht schon die durch diese Unzufriedenheit bewirkte Verordnung Karls sich für das Ganze äußern, wornach nur die dem jedesmaligen Feinde zunächst angrenzenden Reichstheile (immer noch als Nationen unterschieden) zuerst aufstehen sollten! Das war zwar ganz natürlich, aber es wird dadurch Particularität, also Gleichgültigkeit eines Theils gegen den andern, befördert; am wenigsten konnte bey der schon vorhandenen Stimmung der Gewinn davon groß seyn. Wenn wir unter den Nachfolgern Karls den eben gedachten Haß und den Abscheu gegen den Heerbann fänden, und die Verordnungen, ihn zu beseitigen: so würde eine solche Abspannung der Nation uns weniger befremden; aber beym Leben des Monarchen selbst, während ewiger Kriege, die dem Anscheine nach eine Vorliebe für diese Beschäftigungen erzeugen, und den kriegeslustigen Geist der Nation in der Höhe halten sollten, bleibt die Erscheinung immer merkwürdig. Zusammen-

gehalten mit dem ganzen Zustande der Völker, welche des Kaisers Herrschaft gehorchten, läßt sich die Lösung unmöglich bloß in einer größer gewordenen, überhand genommenen, Gemächlichkeit finden (S. 114); woher sollte diese auf einmahl zu den Deutschen gekommen seyn? keine der Ursachen, welche sie hervorbringen, war vorhanden, es zeigt in der nächsten Folge die Geschichte keine Spuren davon, wir treffen nachher die nähmlichen kraftvollen Menschen, welche vorher die Römer fürchteten. Aber Mangel an Theilnahme bey den fremden Fehden Karls beherrschte die Völker; mochte er auch die Araber aus Spanien treiben: die Zehnten, die Pflichten der Sachsen, blieben. Auch bey den von Gemächlichkeit noch so weit entfernten Menschen sind doch Zeiten der Ruhe nöthig, man muß sie zur Besinnung kommen lassen. Die Kraft der Nation war durch Karl schon gelähmt, und da seine Nachfolger im Ganzen, und seine Enkel in mehreren Theilen, die schwierige Aufgabe, sie wieder zu beleben, zu stärken, nicht lösen konnten: so mußte, als vollends mächtige Stöße von außen hinzukamen (die, wie schwach und dem Zerfalle nahe ein Reich auch seyn mag, doch die nächste und am stärksten wirkende Ursache seines Falles werden), der Thron Karls des Großen umstürzen. Die Anstalten desselben waren zu sehr nur auf seine persönliche Kraft, seine Herrscherfähigkeiten, berechnet; mit diesen wurden auch sie zu Grabe getragen. Sachsen hat sich an seinen Ueberwindern furchtbar gerächet, indem es durch die langen Kriege sie erschöpft, und dadurch gegen den nächsten feindlichen Anfall entkräftet hatte. Wie mag Karls Regierung Freyheit gegeben haben? (verknüpfen konnte er viele Völker!) wir treffen sie ja nicht, vielmehr das

Gegentheil an: er mußte jedem Reichstheil seine eigenthümliche Verfassung und Rechte lassen; er dachte an eine solche Verschmelzung nicht, und hätte er sie schaffen wollen, wiewohl das damahls schwerlich möglich war, so möchte er nur ein noch früheres Zusammenfallen bewirkt haben. (S. 28 sagt der Verf., im Widerspruch mit andern Aeusserungen, wo er diese Einheit preiset, nur Karls Großmuth und Klugheit habe das Zusammenschmelzen verhindert; das bloß physische Können, das Befehlen, die Sache so anzusehen, thut nichts; die drey und dreyßigjährige Erfahrung mit den Sachsen zeigte nur zu gut, wie solche Plane gelingen würden; nicht eher erwarb Karl Ruhe, quam permissi legibus uti patriis, sociati foedere francis, parens uni regi u. s. w.). Die Theilung des Reichs unter seine Söhne (S. 806) (die freylich noch immer weit besser, als die zu Verdun, angelegt war) beweiset das Nichtvorhandenseyn solcher großen Ideen. Karl hatte bey seinen Kriegen anfangs durchaus keinen andern Zweck, als Sicherung seines Landes gegen die Einfälle der Sachsen, und Behauptung der Tributpflichtigkeit; dann, nachdem er das Süße der Eroberungen gekostet, gewöhnliche Vergrößerungssucht: ein höherer politischer Zweck lag nicht unter, auch waren es die Zeiten nicht, wo er ihn zu heucheln brauchte, um die allgemeine Meinung zu bestechen.

Aus einem eben so falschen Gesichtspuncte, scheint es, habe der Verf. die Verbindung der Kaiserkrone mit dem Deutschen Königreiche angesehen. Wir wollen nur das Eine erwähnen, daß bey der Ansicht, welche jene Zeiten davon hatten, bey dem großen Ansehen, das diese Würde verlieh, sie etwas Reelles, den Deutschen Monarchen Ver-

herrschendes, war (die Eifersucht der andern Europäischen Fürsten kam erst später, und würde auch ohne sie aufgekeimt seyn); daß ihr Besitz in den Händen eines andern Fürsten (und keiner würde unterlassen haben, die Hände darnach auszustrecken) für Deutschland noch nachtheiligere Folgen haben konnte, als der Besitz gehabt hat: ohne nur zu rechnen, daß der Deutsche König durch die Vernachlässigung dieser Krone einen Schritt zurückging. Die Vereinigung Italiens hat freylich Deutschland viel geschadet, aber auch viele Vortheile gewährt, und noch mehrere würde sie verschafft haben, wenn man nur etwas klüger gehandelt hätte; die Nachtheile waren nicht nothwendig mit der Verbindung verknüpft. Nur ließ sich Italien nicht regieren, wie Deutschland, denn hatte sich dort eine andere Verfassung gebildet. Unter den Ottonen, die nach diesen Verhältnissen handelten, ging es deßhalb gut. Friedrich I. versah es anfangs durch Barschheit und Despotie, und nachher durch Ueberdruß und Ekel, und gründete die Verfassung nicht, welche das Glück der künftigen Generationen herbeyführen, und Italien und Deutschland vor den zahllosen Greueln der folgenden Zeit bewahren konnte.

Wichtiger aber, als die Resultate jener Begebenheiten, und einflußreicher für uns, ist die Ansicht des Verf. von der Reformation, und von der Trennung in Nord- und Süddeutschland, welche durch diese fester begründet worden: Ansichten, die wir nothwendig bekämpfen müssen, obgleich wir bey dem letztern hören werden, man solle nicht darüber sprechen, sondern sie ihrem Schicksal überlassen, wodurch sie bald in Vergessenheit gerathen würden. Das mag bey einigen elenden Schwätzern das Vernünftigste seyn; aber wenn Männer, wie

der Verfasser, daran Theil nehmen, wenn in einem sonst vorzüglichen Werke, das einigen will, solche schneidende Vorwürfe gemacht werden, und Einem Theile die Schuld zugerechnet wird: dann darf Niemand schweigen, dem es mit dem Vaterlande ein heiliger Ernst ist, und daher wird es dem Rec. wohl verziehen werden, wenn er die Grenze dieser Blätter überschreitet, und an bekannte Thatsachen wieder erinnert. Allmählich scheint es, als ob diese so sehr verschobene Ansicht einer richtigern bald überall weichen würde, wenigstens hat eine so unparteyische, als der Geschichte ganz gemäße, Würdigung des Verhaltens der Kaiser bey den religiösen Spaltungen, wie Rec. neulich selbst in einem Oestreichischen Blatt las, neben dem Vergnügen, das er über diesen erfreuenden Beweis des endlichen Sieges der Wahrheit schöpfte, ihn mit der Hoffnung belebt, eine Einigung (die nie zu früh kommen kann), selbst in den Puncten, wo man am weitesten von einander entfernt zu seyn scheint, sey möglich, sobald man ernstlich will, und nicht vorsetzlich (bewußt oder unbewußt) bey Nebendingen anhält: eine Hoffnung, die bey aller Trübe des jetzigen Gesichtskreises die Zukunft erhellet.

Erstlich die politische Trennung Deutschlands in zwey große Hälften, die seit den ältesten Zeiten feindlich gegen einander über gestanden haben (S. 104 ff.), jetzt Nord- und Süddeutschland genannt, ist ein leeres Gespinnst (das ganze 24. Kapitel scheint uns völlig mißrathen); es sind geschichtliche Sophismen. Diese Trennung existirte im Grunde, als politische Trennung, nie, obgleich die kleinen Abneigungen einzelner Stämme so gut in Deutschland, wie in andern Staaten, waren. Wer wird sagen, der Haß der Castilianer und

der Arragonier habe Spaniens Schwäche hervorgebracht und unterhalten! Wer sieht nicht, daß die Abneigung der Südfranzosen gegen die nördlichen, daß die noch stärkere ursprüngliche Verschiedenheit der mancherley Völker Frankreichs Kraft nicht hat lähmen können?). Aber stets haben bald Sachsen, bald Franken, die Waffen ergriffen, und dem Reichs-Oberhaupte eine oft heilsame Gegenmacht gezeigt, wenn dieser ihre Freyheit, ihre Rechte (wie unter Heinrich IV.) schmälern wollte. Zuerst haben die Kaiser ihre Pflichten vergessen. In den Privat-Fehden fanden die Fürsten gegen die Kaiser immer Anhänger, wie in allen Reichen aufrührische Große gegen die Monarchen, und selbst dann in Deutschland nur, wenn seine Wahl zweifelhaft, oder durch den Papst wankend gemacht war. Nur zu oft schiebt man dabey den Völkern Gesinnungen unter, welche nur ihre Fürsten hegten. Hundert Jahre lang war keine Spur einer Opposition der Sachsen gewesen; als den Herzog Heinrich (I.) seine Vasallen gegen den König vertheidigten, der ihn beleidigte, und den Gebrauch der Nachfolge in der Würde seines Vaters bey ihm ändern wollte. Die Herzoge in Baiern, welche unter den Ottonen so oft sich empörten, waren Sachsen aus der königlichen Familie; außerdem, daß man die Kämpfe Heinrichs IV. gegen die Sachsen nicht aus einer nationalen Abneigung des Volks gegen die Franken herleiten kann, weil sie nur ungerechten Druck abwehrten, so waren ja auch gerade die Häupter der Sachsen geborne Franken, wie der Bischof Burchardt von Halberstadt. Wie aber ist es möglich, Guelfen und Sachsen zu identificiren (S. 105)? hier war ja ein Süddeutscher Fürst, Heinrich der Löwe, in Opposition gegen

den Kaiser, während alle Nationalfürsten Sachsens mit dem Kaiser gegen diesen fochten. Hätte nur noch ein Funken solcher Gegenpartie in Sachsen geglimmt, so würden sie nicht zugegeben haben, daß ihr Herzogthum so zersplittert wurde. Daß Heinrichs Söhne und Enkel den Kaisern aus dem Hohenstaufischen Hause nicht gewogen waren, dazu braucht man nicht auf den Haß der Sachsen gegen die Franken Rücksicht zu nehmen. In der folgenden Zeit wird es unmöglich, Spuren des angedichteten Geistes aufzufinden, also sagt der Verf. (S. 106): die Kaiser nach dem Interregnum hätten den Sachsen zu wenig Mißtrauen eingeflößt. (Auch nicht, als Rudolf auch hier schädliche Burge zerstören ließ, als Albrecht Thüringen ansprach, als Karl IV. die Mark erwarb, und die Erbschaft des Hauses Lüneburg vergab?). Erst mit dem Steigen Oestreichs, mit der Reformation, beginnt "der alte Sauerteig wieder zu gähren" (S. 106).

Zweytens, die Reformation an sich ist an der Trennung Deutschlands in zwey politische Parteyen schuldlos. Ihr fielen ja so gut die Anwohner der Alpen und der Donau, als die der Küsten des Nordmeers und der Ostsee, zu; und dort waren sie so hartnäckig für das, was sie als Wahrheit erkannten, als hier; und der ärgste Druck war nicht im Stande, sie völlig dem Willen ihrer Herrscher zu unterwerfen (die Emigration der Salzburger, das Hervortreten so vieler Protestanten nach Josephs Edicten). Kurz, die Reformation sagte der ganzen Nation zu; sie war ein Deutschland willkommenes Ereigniß; sie trennte also das Volk nicht; sie machte nicht feindselige Parteyen. Aber die ganz abweichenden, auf diese Stimmung, dieses Bedürfniß, nicht berechneten, darauf gar

nicht passenden, Ansichten des Reichs-Oberhauptes, der Prinzen seines Hauses, und der Fürsten, welche den alten Lehren treu blieben, nahmentlich der geistlichen, die sich der allgemeinen Meinung entgegen setzten, denen ist noch mehr der Grund der Parteyung beyzumessen. (Ob diese anders handeln konnten, davon ist hier nicht die Rede, sondern, wie überhaupt, bloß von der reinen Thatsache. Hier kümmert es uns nicht, welches Gewicht ihre Spanisch-Italiänischen Verhältnisse in die Wagschale legten, wie ihre Persönlichkeit entschied.) Hätten sich die Kaiser für die neue Lehre erklärt, oder nur die Sache ihren Gang gehen lassen, so hätte Deutschlands alte National-Einheit zurückgeführt werden können; ein neuer Schwung würde das Vaterland bewegt haben; neue Kraft hätte sich gebildet, auch ohne Möser's gewaltsame Mittel. Wie ganz anders würde Deutschlands Geschichte lauten, wenn ein Maximilian II. seinem Aeltervater gefolgt wäre! Wenn auch Karl V. seine Macht gegen die Protestanten hätte richten können (er that es ja einmahl mit Glück gegen die ersten Freunde und Vertheidiger), hätte er doch nur den Samen größern Unheils ausgestreuet. (Völlig falsch ist es, daß Holland protestantisch geworden sey, weil es sich habe der Spanischen Herrschaft entziehen wollen. Man begreift gar nicht, wie der Verf. den Satz hinwerfen konnte! Die Reformation hatte sich hier schon unter Karl V. ausgebreitet; als man sie und die Rechte des Volks unterdrücken wollte, u. die väterliche Regierung Henkern Platz machte: da empörten sich die Niederländer. Das sind ja so bekannte Sachen!). Das Betragen des Reichs-Oberhauptes war also gar nicht so, wie diese Verhältnisse erforderten, und so bald man Andersdenkende zwingen wollte (auch das Interim war ein nach den Begriffen jener Zeit arger Zwang), so

und sie dem Papst mit Gewalt wieder zugeführt werden sollten, den sie verabscheueten; so bald man die Mönche, den Gegenstand des Spottes und des Aergers, wieder in die von ihnen selbst verlassenen Zellen kerkerte, entstand Gegenwehr, und bald politische Partey. Aber nicht die Anhänger der neuen Lehre waren es, welche zuerst die Fremden in die innern Angelegenheiten riefen. Schon früher hatte ja das Oberhaupt selbst Spanische und Welsche Rotten herbeygehohlt, um bey Mühlberg zu streiten: gehorchten sie auch demselben Monarchen? es waren Fremdlinge in Deutschland. Da die ungemeinen Hülfsmittel der Krone Spanien, da alles, was der Papst bewegen konnte, gegen die Protestanten druckte: so war es natürlich, daß diese sich nach Hülfe umsahen. Hätte man sie nicht der Freyheit berauben wollen (Konstanz!), so würde nie Moritz mit Heinrich sich zu verbinden Ursache gehabt haben. Ehe Schweden und Franzosen den Reichsboden betraten, hatten schon die Spanier einen der ersten Fürsten vertreiben helfen, und seine Städte fortdauernd in Besitz. Uebrigens intra muros peccatur et extra; warum sollen wir uns das immer vorwerfen? Je mehr nun der Verf. die kirchliche Trennung als die vornehmste Quelle des Verlustes unserer Selbstständigkeit ansieht, um so mehr scheint er in neuer Vereinigung das Glück der kommenden Tage zu suchen. Aus den Staatsrelationen ist schon bekannt, wie der Verf. in der Hinsicht denkt — und schwärmt. Auch hier ist die Idee lang ausgesponnen. Wir verweilen nicht weiter dabey, da es wohl keinem Zweifel unterworfen ist, daß eine solche Vereinigung nicht Statt finden kann, noch darf; je weniger Hauptpuncte der Verschiedenheit seyn sollen, um so weniger ist ja Grund, die Vereinigung zu wünschen: warum will man denn so ängstlich unnöthige Formen aufgestellt wissen, wenn wir in der Sache

selbst gleich denken? Oder ist die Verschiedenheit wirklich größer, als man vorgibt, dann wird offenbar, es sucht eine oder die andere Parten ihren Vortheil in dem Verein. Wie gern möchten wir noch einige Zusätze zum 54. Kap. machen, die dasselbe bey aller Wahrheit des Satzes: daß es hauptsächlich von der Regierung abhängt, wenn ein Staat mächtig oder schwach wird, doch noch zu erfordern scheint! Gegen das Ende wird der Verf. überhaupt etwas zu redselig, und schweift über die Grenzen (S. 217, 261, 350).

Ein historisch-politisches Werk dieses Zweckes wird gewiß auch Andeutungen, Hoffnungen aus der Zukunft, enthalten. Den Verf. hat seine Divinationsgabe oft sehr betrogen (und der Widerspruch wird um so auffallender, da er nicht immer nachgetragen hat die seit der ersten Abfassung der Kapitel, seit dem Lüneviller Frieden, erfolgten Veränderungen), so manche Hoffnung ist seitdem ganz verwehet — wie das überhaupt der Fall in unsern Zeiten seyn muß, wo man mit der Rechnung der Wahrscheinlichkeiten lange nicht mehr ausreicht. Der Verf. scheint aber auch noch überdem von ganz falschen Puncten ausgegangen zu seyn, und ist in seiner Politik viel zu ehrlich. Dieser Character des Deutschen zeigt sich hinlänglich; schützt aber, wenn er auch am längsten währt, nicht vor bittern Erfahrungen.

Manche Incorrectheiten, Provinzialismen, entstellen das Werk, auch Druckfehler.

Leipzig.

In Commission bey P. J. Besson: Logarithmische Tafeln für die Zahlen, Sinus und Tangenten, neu geordnet von Moriz von Prasse, ordentlichem Professor der Mathematik zu Leipzig. 80 Seiten in Octav.

Diese Tafeln enthalten dasselbe, was die bekannten kleinen Tafeln von Lalande haben, nähmlich die Logarithmen aller Zahlen bis 10000, und die Logarithmen der Sinus und Tangenten für alle einzelnen Minuten des Quadraten; alles auf fünf Decimalen. Allein Hr. v. Prasse hat dieses bey einem nicht viel größern Format auf den dritten Theil der Seitenzahl reducirt, indem er die bey den größern Tafeln übliche Einrichtung anwandte, immer je zehn Logarithmen in Eine Zeile, und die ersten Zifern nur Einmahl anzusetzen, wobey aber alle Differenzen haben wegbleiben müssen. Es scheint also hierdurch an Bequemlichkeit wieder verloren zu gehen, was an Kürze gewonnen wird. Da indessen hierüber nur nach wirklichem Gebrauche geurtheilt werden kann, so hat Rec., der sich an die kleinen Lalandischen Tafeln gewöhnt hat, diese eine Zeitlang bey Seite gelegt, und sich der vorliegenden zu bedienen versucht. Er hat gefunden, daß jene kleinen Unbequemlichkeiten von dem Vortheile, viel weniger blättern zu müssen, bey den Logarithmen der Zahlen, die hier auf 31, bey Lalande auf 111 S. stehen, merklich überwogen werden, und er bedient sich daher dieser neuen Tafeln gern. Nicht so hat er es bey den trigonometrischen Tafeln gefunden, die hier 40, bey Lalande 90 S. einnehmen, besonders deßwegen, weil bey Hrn. v. Pr. die Bogen von 0 bis 90 Grad fortlaufen, und daher die Sinus und Tangenten von den Cosinus und Cotangenten getrennt sind. Dieß ist um so beschwerlicher, da die Fälle so sehr häufig sind, wo man z. B. von einem Bogen den Sinus und Cosinus zugleich nöthig hat, oder wo man, ohne den Bogen selbst zu brauchen, aus dem Sinus oder der Tangente den Cosinus verlangt. Hier würde er also allemahl die Lalandischen Tafeln vorziehen, und er hätte gewünscht, daß Hr. v. Pr. lieber jede Seite noch einmahl in der Mitte durch eine Horizontal-

Linie getheilt hätte, um jene unangenehme Trennung zu vermeiden, wobey die Zusammendrängung in den kleinen Raum doch hätte Statt finden können.

Außerdem unterscheiden sich diese Tafeln noch dadurch, daß allemahl die letzte Zifer eines jeden Logarithmen, wenn sie vergrößert worden ist, mit einer andern Schrift gesetzt ist. Hr. v. Pr. glaubt dadurch größere Genauigkeit bey den Rechnungen befördern zu können. Allein da man doch meistens in der Ausübung nur mit Logarithmen zu rechnen hat, die interpolirt werden müssen, so kann man nicht ohne Beschwerde auf jenen Umstand Rücksicht nehmen, und so oft man glaubt, daß die nur auf eine halbe Einheit in der fünften Decimale zuverlässigen Logarithmen nicht genug genaue Resultate geben können, so thut man besser, größere Tafeln mit sechs oder sieben Decimalen anzuwenden. Rec. kann daher diese Einrichtung, die, allgemein zu reden, allerdings die Genauigkeit der Rechnung zu verdoppeln dienen kann, nicht für sehr nützlich anerkennen, zumahl da die Cursivzahlen neben den andern dem Auge unangenehm, und hin und wieder nicht scharf genug sind. Sonst ist der Druck nett; nur werden diejenigen, die dergleichen Tafeln viel brauchen, stärkeres Papier wünschen.

Kopenhagen.

Die Königl. Gesellschaft der Wissenschaften daselbst hat für das J. 1811 folgende Preisfragen aufgegeben:

I. In der mathematischen Classe: In geographia mathematica et arte navigandi accurata declinationis et inclinationis acus magneticae cognitio maximi est momenti; ut ea ad majorem certitudinis et perfectionis gradum evehatur, optat et sperat Societas Regia Havniensis. Recentiores observationes ab astronomis et navigatoribus, velut le Gentil, Cook, Chabert, de la Peyrouse,

d'Entrecasteaux, van Couver, Krusenstern, Humboldt aliisque institutae eo conducere videntur. Observationes Danorum, qui maria Indiae orientalis et occidentalis pernavigarunt, usui quoque esse possunt.

Momenta, ad quae in hujus quaestionis de theoria acus magneticae enodatione inprimis respicere oportet, fere sunt sequentia:

1) Quaeritur, utrum juxta theoriam Halleyanam in vicinia poli terrestris plures sint poli magnetici, an juxta mentem L. Euleri et Tob. Mayeri unus tantum statuendus sit polus magneticus, qui phaenomenis declinationis et inclinationis acus magneticae explicandis sufficiat?

2) Istorum polorum vel virium magneticarum loca, i. e. latitudines et longitudines sunt inveniendae. Quantum ob breve temporis spatium, per quod acum magneticam observavimus, fieri potest, motum quoque periodicum virium magneticarum circa polum terrestrem, nec non earum latitudines et longitudines ad certam epocham determinare oportet.

3) In tabulis geographicis vel hydrographicis ducendae sunt lineae curvae declinationes et inclinationes acus magneticae exponentes, quarum proprietates et naturam formula analytica exprimere et comprehendere oportet, adeo ut exinde lineae construi possint.

4) Declinationis et inclinationis vel decrementa annua sunt determinanda, et mutationes (vel motus) curvarum magneticarum, quae exinde oriuntur duce experientia et observatione reperiendae sunt.

5) Explicandae sunt regulae et inveniendae formulae, juxta quas quovis tempore et loco,

cujus latitudo et longitudo datur, declinatio acus magneticae computari possit.

Dum haec momenta enodantur, ad novissimas et optimas observationes, terra marique factas, est respiciendum, et assumtas hypotheses ac explicatas formulas cum experientia congruere ubique est monstrandum.

II. In der physischen Classe: In analysi vegetabilium chemica, non aeque ac in corporibus inorganicis explorandis, sufficiente multitudine reagentium, ut dicuntur, instructi sumus, quibus diversae eorum partes dignoscuntur. Nostra aetas, inventorum chemicorum alioquin ferax, hoc respectu multa adhuc desideranda reliquit; nam partim multorum principiorum reagentia nobis omnino desunt; aliorum non desunt quidem, sed tamen ejusmodi sunt, ut quorundam identitatem evincere videantur, quae nullo alio argumento confirmata sit.

Societas igitur novam hujus rei investigationem desiderat, ideoque sequens problema peritorum studiis commendat: *invenire reagentia chemica eorum principiorum vegetabilium, quorum hucusque nulla cognita sunt, nec non accuratius ea definire quorum usus adhuc vagus est et incertus.* Societas difficultatem hujus operis perspiciens, plenam quaestionis solutionem minime postulat, sed optimam quamque, caeteris praeferendam, praemio ornabit, si modo scientiam naturae hac in parte aliquantum promoverit. Inprimis Societas chemiae peritos venenis vegetabilium intentos reddere cupit, quorum reagentia hucusque minus diligenter investigata sunt, quanquam eorum cognitio cum scientiae naturalis, tum artis salutaris plurimum intersit.

III. In der historischen Classe: Investigetur crisi historica, accedente exemplorum idoneorum luce, e quonam fonte lingua vetus Scandinavica rectissime deducatur. Explicetur hujus linguae ingenium, nexusque et mutua ratio, quae ex antiquissimo tempore et medio, quod dicitur, aevo ei cum dialectis sive septentrionalibus sive Germanicis intercesserit; certaeque constituantur regulae, quas in omni horum idiomatum derivatione et comparatione sequi oporteat.

IV. In der philosophischen Classe: Cum idea linguae universalis et characteristicae, a Leibnitio proposita, neque ab eo ipso satis explicata sit, nec ab aliis omnino videatur intellecta, detur luculenta et accurata hujusmodi linguae descriptio, doceaturque via, qua rem exoptatissimam conficere contingat, et disquiratur simul num et quatenus rationes in nonnullis aliis disciplinis, velut in mathesi et chemia, jam creatae, etiam in philosophia caeterisque humanae cognitionis partibus recte iniri queant.

Der Preis ist eine goldene Medaille, 50 Ducaten am Werth. Die Gelehrten aller Nationen, eingeborne Mitglieder der Gesellschaft ausgenommen, können concurriren, und müssen ihre Abhandlungen, Lateinisch, Französisch, Englisch, Deutsch, Schwedisch oder Dänisch geschrieben, ohne Nahmen, aber mit einer Devise und versiegeltem Billet, worin der Nahme, Character und Wohnort des Verfassers angegeben ist, vor Abfluß des Jahres 1811 an den Secretär der Gesellschaft, Hrn. Th. Bugge, königl. Etatsrath, Professor der Astronomie und Mathematik, und Ritter des Dannebrog-Ordens, einsenden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 27. May 1811.

Hamburg.

Bey F. Perthes: H. M. Marcard, der A. D. Fürstl. Waldeckscher geheimer Rath und Brunnenarzt zu Pyrmont ꝛc. Ueber die kochsalzhaltigen Mineralwasser zu Pyrmont, und deren Arzneygebrauch. 1810. 132 Seiten in Octav.

Nahe bey Pyrmont sind bekanntlich Salinen. Diese kochsalzhaltigen Mineralwasser wurden seit langer Zeit durch ein Privat-Unternehmen auch zu medicinischem Gebrauch verwendet, jedoch blieben die eisenhaltigen Wasser immer die vorzüglichsten Heilquellen von Pyrmont, und werden es auch in der Folge bleiben. Da indessen die Kochsalzwasser in vielen Krankheiten, wo eisenhaltige Wasser nicht anwendbar sind, ihren grossen Nutzen haben, so verdienten auch diese Salzquellen in medicinischer Hinsicht die Aufmerksamkeit, die ihnen jetzt geworden ist. Im Jahre 1809 ließ der regierende Fürst von Waldeck-Pyrmont ein schönes und geräumiges Badehaus zum Gebrauche der Salzbäder bey den Salinen vor Pyrmont er-

bauen, und übertrug dem Hrn. Marcard, als Brunnenarzt, die Pflicht, diese neue Badeanstalt durch eine Beschreibung dem Publico bekannt zu machen. Zu diesen Salzbädern wird das Wasser aus einer eigenen, an Kohlensäure sehr reichen, Quelle, und im Nothfall auch aus der Solenquelle, genommen. Durch die Menge an kohlensaurem Gas aber, was den Pyrmonter kochsalzhaltigen Wassern beygemischt ist, unterscheiden sich diese von andern bekannten Salzquellen und von jedem Seewasser, und werden dadurch auch zum Trinken geschickt und dem Magen erträglich, da bloßes Salz- und Seewasser leicht Erbrechen erregt. Aber auch beym äußerlichen Gebrauch ist die Menge Kohlensäure von keiner geringen Wirksamkeit, und muß in manchen Krankheiten von vorzüglichem Nutzen seyn, indem wahrscheinlich die ausdünstende Materie mit der Kohlensäure und Salzsäure des Badewassers Verbindungen eingehet, die den Körper schnell von schädlichen Materien befreyen. Zweyter Abschnitt. Von dem Gehalt der salzhaltigen Wasser zu Pyrmont, wie ihn Hr. Westrumb bestimmte. In einem Pfunde Wasser waren an Kochsalz $70\frac{11}{25}$ Gran, an luftsaurer Magnesia $5\frac{23}{25}$, an Kalkerde $3\frac{16}{25}$, an Gyps $6\frac{24}{25}$, an Bittersalz $3\frac{6}{25}$, an salzsaurer Kalkerde 2[illegible], an Thonerde $\frac{12}{25}$, an Harzstoff $\frac{1}{5}$, an ihren Bestandtheilen also in einem Pfunde $111\frac{4}{25}$ Gran; an kohlensaurem Gas aber in hundert Cubikzollen 145 bis 149 Zolle. Die zum Salzsieden gebrauchte Sole enthält etwas mehr Kochsalz, und weniger kohlensaures Gas. Vergleichung dieser Pyrmonter Wasser mit den Bestandtheilen der Wasser aus der Nord- und Ostsee. — Im Vorbeygehen in einer Note: Das Leuchten des Seewassers sey

keine Electricität, sondern bloße Phosphorescenz kleiner Seegeschöpfe, die zu den Mollusken gehören. — Dritter Abschnitt. Erfahrungsmäßige Wirkungen dieser Salzwasser im Allgemeinen. Wir können es nicht billigen, daß S. 19 der Verfasser verlangt, in Rücksicht der Wirkung des Seewassers solle man sich neben der Erfahrung theoretisch auf die Natur des Wassers beschränken, und hingegen beym Pyrmonter Salzwasser S. 21 sich dem Theoretisiren so abgeneigt zeigt, daß er sich bloß an die Erfahrung davon gehalten wissen will. Was bey dem einen recht ist, ist bey dem andern billig; und dadurch wurde, wie wir schon aus dem Celsus wissen, vom Anfange an in der Medicin Vieles verdorben, daß die eine Secte sich ganz an die Theorie, und die andere ganz an die Erfahrung hielt. Warum nicht immer an beide? — Vom innerlichen Gebrauch der Pyrmonter Salzwasser. Vielen wirken diese Wasser auf den Darmcanal ausleerend, und im Ganzen mehr, als andere Mineralwasser. Die Theorie muß also doch lehren, wo diese Wasser empfohlen werden dürfen, oder nicht. Der Verfasser empfahl selbst in Fällen, wo es paßte, ein Glas oder mehr Salzwasser vor dem Stahlbrunnen, d. i. den eisenhaltigen Wassern. — Das Wort Stahlwasser, Stahlbrunnen rc. klingt ein wenig nach Charlatanerie. Wo kein Stahl seyn kann, müßte auch keine Benennung davon seyn. Eisenvitriol und Ocker sind kein Stahl; und in unsern Tagen müßte man solche Benennungen, die von gleichem Werthe sind mit Goldtinctur und dergl. sorgfältig vermeiden. — Die Haupteinwirkung des Salzwassers soll auf das System und gewisse Krankheiten der Drüsen gehen, und gerade diese habe den

Verf. schon vor langen Jahren zu dem arzneylichen Gebrauch bewogen. Also doch nach seiner Theorie, nach welcher auch das Kochsalz auf die circulirenden Flüssigkeiten des Körpers wirken soll. Vom äußerlichen, warmen und kalten, Gebrauch des Salzwassers, der häufiger sey, als der innerliche. Zuweilen habe es als ein Schönheitsmittel guten Erfolg gehabt. Deß mögen sich die Damen freuen; denn es kömmt doch wohl keine so schön nach Pyrmont, daß sie nicht noch ein bisschen schöner werden möchte. — Gute Wirkung hatte es bey Hautkrankheiten und Hautausschlägen, flechtenartigen Uebeln, offenen alten Geschwüren, Drüsenkrankheiten, zuweilen in Verbindung mit den eisenhaltigen Wassern. Vom Gebrauch der kalten Bäder, zu denen der Verf. vor 40 Jahren eine Vorliebe aus England mitbrachte, sey er seitdem sehr zurückgekommen, und er habe schon vorlängst ihren Gebrauch durch Schriften zu beschränken gesucht; auch werde er niemahls den kalten Bädern in hitzigen Krankheiten, besonders beym Scharlachfieber, trauen, und verweiset deßhalb auf eine Stelle in diesen Gel. Anzeigen 1806 S. 847, zu der er sich als Verfasser bekennt. — Aber die Erfahrung Anderer spricht doch dafür. Sollen wir diesen weniger glauben, als dem Hrn. Marcard? Salzbäder seyen kälter, als Süßwasser-Bäder, und müssen daher von etwas erhöhterer Temperatur gebraucht werden. Nur dann bekommen kalte Bäder gut, wenn sie bald nach dem Austritt aus denselben ein Gefühl von Wärme auf der Oberfläche des Körpers verursachen, und dazu trage das Salz durch seine Reitzung auf die Haut bey. Rec. kann versichern, daß er sich nie in und nach einem kalten Bade besser

befand, und ein wärmeres Gefühl auf der Haut gehabt hat, als bey und nach einem Bade in der Ostsee bey Travemünde, und zwar schon am Ende Septembers. Er ist übrigens nicht der Meinung des Verfassers, daß bey dem Seebade das Salz die einzige und hauptsächlichste Ursache seiner Wirksamkeit sey. Die mögliche Bewegung in der offenen, von der Sonne erwärmten, See durch Gehen und das so leichte Schwimmen, so wie der Anblick der offenen See, und der Eindruck, den solcher auf ein nicht daran gewöhntes Auge und Gemüth macht, und der täglich mögliche Genuß von frischen Seefischen, sind Gegenstände, die gewiß sehr viel zur Heilsamkeit der Seebäder beytragen. Was den ersten Gegenstand betrifft, so wäre in Pyrmont gar leicht ein Bethesda anzulegen, wo man in dem von der Sonne erwärmten Salzwasser und der von der Salzsiederey ohnehin ungenutzt abfließenden Mutterlauge baden und schwimmen könnte, und somit dem Badegenuß eine größere Vollkommenheit zu verschaffen. Bey Vollblütigkeit, Blut-Congestionen nach dem Kopfe und der Brust, bey Fehlern der Eingeweide und dergl. erfordern kalte Bäder große Vorsicht. Nie sollen sie eine wahre Epilepsie geheilt, aber öfters augenscheinlichen Schaden bey convulsivischen Zufällen angerichtet haben. Eben so beym Veitstanz, bey erhitzten Körpern, bey sich entwickelnder Krankheit, bey eintretender monathlicher Reinigung und während ihrer Dauer. Sogar lauwarme Bäder seyen bey der monathlichen Reinigung sehr schädlich, wovon der Verf. durch mehrere Beyspiele belehrt seyn will. — Es ist doch eine ganz eigene Sache um die medicinische Erfahrung. Rec., der auch mehrere Jahre

Arzt bey einer schwefelgashaltigen Quelle war, kann aus entgegengesetzter Erfahrung versichern, daß mäßig warme Bäder, vor und während der ganzen Dauer der monathlichen Reinigung gebraucht, nicht nur nicht schädlich, sondern von der auffallendst guten Wirkung bey schmerzhaftem Fließen der Reinigung waren. Und ihn versicherte der sel. Georg Forster, daß die Südsee-Insulanerinnen während der Periode in der See badeten. Vierter Abschnitt. Wirkungen der innerlich und äußerlich angewendeten Pyrmonter Salzwasser bey einigen einzelnen Krankheiten. Bey den Scropheln müsse man ihnen die erste Stelle einräumen. Russel habe bereits vor 60 Jahren, und zuerst, das Seewasser gegen Scropheln empfohlen; aber man habe nicht darauf geachtet, und seine Schrift sey manchen Aerzten auch nicht einmahl dem Nahmen nach bekannt geworden, wie dem Verfasser einer Deutschen weitläufigen Abhandlung über die Scropheln. — Nach seiner Zurückkunft aus England im Jahre 1788 habe der Verf. angefangen, die Pyrmonter Salzsole gegen Scropheln, und Drüsenübel überhaupt, zu nutzen; anfangs mit abwechselndem Glücke, so lange er den rechten Gebrauch nicht gekannt habe. Ein von dem Verf. entdecktes Zeichen der innern Scropheln in der Brust und im Unterleibe sind kleine spitzige Erhobenheiten von blassem Aussehen, wie Bläschen unter der Zunge. Die Kopfausschläge erkläre man beynahe alle für scrophulös, da sie doch größten Theils nichts weniger, als das seyen. Aber, möchte man fragen, woher kömmt es denn, daß bey unterdrückten Kopfausschlägen der Kinder sich fast immer außer den geschwollenen Halsdrüsen noch andere scrophulöse Zufälle zeigen? — Gute Wirkung der Salz-

wasser bey einem Herrn von 50 Jahren, der nach einer Gelbsucht in Scropheln und eiternde Geschwüre verfiel; auch bey Gicht und rheumatischen Beschwerden, in Hämorrhoidal- und Menstruations-Beschwerden, bey Krätze und andern Hautausschlägen, manchmahl mit einem starken Zusatz der sehr concentrirten Mutterlauge. Fünfter Abschnitt. Von der Anwendung der Mutterlauge, die nach dem Salzsieden zurückbleibt, und noch viel Kochsalz, Glaubersalz, schwefelsaures Bittersalz, salzsaures Bittersalz und ein eignes fettartiges Wesen enthält, und, mit süßem Wasser vermischt, dieses dem Seewasser sehr ähnlich mache. Sechster Abschnitt. Vergleichung dieser salzhaltigen Wasser mit den schwefelhaltigen in Betracht ihrer möglichen Schädlichkeit. Das Pyrmonter Salzbad sey, lauwarm gebraucht, durchaus kein gefährliches Mittel, selbst in den Händen eines wenig unterrichteten Arztes. Ganz anders verhalte es sich mit den Schwefelbädern, die großen Schaden bringen können, wenn sie ohne Kenntniß und Urtheilskraft verkehrt angewendet werden. Doch wohl nicht, wenn sie, wie das Salzbad, lauwarm gebraucht werden? — Der Verf. will viele Fälle beobachtet haben, wo durch den indiscreten Gebrauch der Schwefelbäder viel Uebel gestiftet war, wie bey Krämpfen von erhöhter Empfindlichkeit der Nerven, bey gichtischen und rheumatischen Kranken, bey gewissen Arten von Brustbeschwerden, und bey unterdrückter Reinigung. — Der indiscrete Gebrauch aber ist ja aller Orten, auch beym einfachsten Quellwasser, schädlich. — Ein junges Frauenzimmer, welches gegen unterdrückte Reinigung ein Schwefelbad gebraucht habe, habe bey jedem Bade ein starkes Schimmern und eine Art von Dämmerig-

sie vor den Augen bekommen, endlich im Winter darauf den schwarzen Staar, und sey durch Belladonna vollends verblindet. — Aber wie mag dieß dem schwefelhaltigen Wasser an sich zugeschrieben werden? Waren ja gerade diese Wasser und die Belladonna bey Menstruationsfehlern und ihren Folgen oft vom größten Nutzen. Kann nicht ein zu hoher Wärmegrad des Badewassers die Congestion gegen den Kopf im Bade veranlaßt haben? und welche Ursachen mögen von der Badezeit bis zum Winter noch hinzugekommen seyn?

Leipzig.

Almanach des deutschen Parnasses auf das Jahr 1811. Bey Klaubarth. Octav 75 Seiten. Liebe der Poesie, und Uebung des Geistes in Gedichten, ward immer unter Personen aus den gebildeten Ständen als Mittel der Ausbildung des feinern gesellschaftlichen Lebens betrachtet und geschätzt. Billig ist es auch, ihre Arbeiten aus andern Gesichtspuncten zu betrachten, als die Gedichte, welche als Kunstwerke betrachtet seyn wollen, und deren Verfasser auf den Rang, oder gar den Primat, unter den National-Dichtern, Anspruch machen. Einige solche gefällige gesellschaftliche Poesien sind auch in diesem Almanach enthalten. Voraus gehen zweckmäßige, kurze, wohlgeschriebene Aufsätze: Geschichte der Deutschen Poesie: Leben von Opitz, Flemming, von Canitz, Günther, als den ersten Dichtern, die sich zu einem reinen Deutschen Ausdruck und zum Gebrauch der Sprache für Poesie zu erheben suchten. Annalen der Deutschen Poesie.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 30. May 1811.

Paris.

(Fortsetzung der St. 79 S. 970 und S. 808 abgebrochnen Anzeige der Déscription de l'Egypte. Etat moderne.)

Nach der Eroberung von Aegypten wurde nicht sowohl von Selim selbst, als vielmehr von seinem Nachfolger Soliman in dessen Nahmen, wie die Abgabe an den Großherrn (Myry genannt), festgesetzt, die noch fortdauert: eine Abgabe in Naturalien, welche nach der Verschiedenheit des Feldertrags theils im Sommer, theils im Winter, von den Effendi's, die ihren Sitz zu Kairo haben, und ihren zahlreichen Steuerbedienten, nach der ursprünglichen, sehr ungleichen, Austheilung nach Dörfern, unter vielen Bedrückuugen erhoben wird. Was nach Abzug der öffentlichen Ausgaben übrig bleibt, geht nach Constantinopel. — Die Abgabe der Fellah an die Multezim ist zwar noch die alte, aber unter mancherley Vorwand gesteigert, wozu in den neuern Zeiten Aly Bey mitgewirkt hat. Nach der Ausrottung der Odschaklu eignete er sich die Dörfer, welche sie besaßen, zu, und theilte sie unter seine

Partey aus. Er sowohl, als Mohammed Bey und Ibrahim Bey, vermehrten die Lasten der Fellah außerordentlich, und reitzten durch ihren Vorgang die Multezim zur Nachahmung. Und wie vielen Abgaben und Erpressungen sind die Fellah außerdem noch ausgesetzt! Die Beye, die sich jährlich kaum drey bis vier Monathe in ihrer Provinz aufhalten, um die Justiz und Polizey zu handhaben, die Landanbauer gegen die streifenden Araber zu vertheidigen, und die Multezim bey der Erhebung ihrer Einkünfte zu unterstützen, bedürfen zahlreicher Stellvertreter (Kaschef), die mit ihren Unter-Bedienten und ihrer Miliz auf Kosten der Fellah leben. Außer den Zahlungen, welche den Kaschefs von den Beyen verwilliget sind, erpressen sie von ihnen alle Lebensmittel, die sie und ihre Leute nöthig haben. Die Multezim tragen zwar zu den Erfrischungen der Pilgrime, die karavanenweise nach Mecca ziehen, zu dem Unterhalt der Soldaten und zu den Kosten bey, welche die Versendungen der Befehle und Nachrichten in Sachen der Abgaben durch die Provinzen betragen. Auf den Fellah aber liegt eine noch weit größere Last: das Abkaufen der willkührlichen Abgaben, das ihnen Mohammed Bey Abudahab auferlegt hat; eine zweyte ähnliche Befreyungssteuer, von Ibrahim Bey eingeführt (ohne daß beide Abgaben sie je gegen willkührliche Erpressungen freygestellt hätten); Requisitionen von Natural-Lieferungen, welche die Commandanten der Provinzen für die Miliz, die sie begleitet, ausschreiben; Erstattung der Kosten, welche die Bewirthung der Kaschefs und ihres Gefolges den Schechs verursacht; die Kosten eines jährlichen Schmaußes, der dem Pascha, seinen Amtsgehülfen und seinem Hause gegeben werden

muß; Bezahlung der Memluken, welche von Zeit zu Zeit Befehle in das Dorf bringen: darneben plündern Araber, Copten, Mamluken, die Fellah wechselsweise aus: in ihrer Hütte wohnt daher nicht selten die Verzweiflung, gegen die es keine Hülfe gibt, als, mit Weib und Kindern in eine andere Gegend zu wandern, ob vielleicht dort der Anbau des Feldes sich unter dem Genusse mehrerer Menschlichkeit betreiben lasse.

VIII. Ueber den See Menzaleh, vom General Andreossy (S. 261 . . . 278). (Aus der Decade Egyptienne abgedruckt). Die beiden Nilarme, der Tanitische und der Mendesische, durchflossen ehedem die Gegend, welche jetzt der See Menzaleh bedeckt. Das aufgehobene Gleichgewicht zwischen dem Wasser des Meeres und dem der beiden Nilarme hat die Ueberschwemmung und Stagnation veranlaßt; würden aber die beiden Nilarme in ihrer alten Richtung wieder hergestellt (wozu hier Vorschläge geschehen), so würde der See sich von selbst verlieren, welches durch Beyspiele anderer Gegenden und aus dem Ursprunge des Delta und seinen Veränderungen sehr klar gemacht wird. Doch müßte die Richtung der beiden Nilarme erst aufgesucht werden. Selbst die Mündungen derselben sind bis jetzt nur wahrscheinlich bestimmt. Die des Tanitischen Nilarms ist wohl die Mündung von Omm-Fareg; die Mündung des Mendesischen die von Dybeh. Nur der Pelusische Nilarm und seine Richtung nach Bastah (Bubastis) ist in dieser Gegend keinem Zweifel unterworfen. Die physicalische Beschreibung des Sees und seiner Umgebungen findet sich nirgends so genau. Unter den Nachrichten von den Städten um den See, wie Tennys, Tunah, Samnah und Pelusium, zeichnet

sich die Sammlung über die letzte Stadt und Gegend vorzüglich aus.

IX. Ueber das Thal der Natrun's Seen und des Meers ohne Wasser, nach Erforschungen, im Januar 1799 angestellt, vom General Andréossy (S. 279 . . . 298; gleichfalls aus der Décade Egyptienne abgedruckt). Ein wichtiger Aufsatz, der manches Räthsel des bisher so mangelhaft beschriebenen Thales löset. Eine andere, rein-physicalische Beschreibung dieses Thales ist von Berthollet zu erwarten. Zur Reise von Terraneh aus bis zur Ankunft im Thale Natrun waren 14 Stunden erforderlich. Es ist vom Nilthal durch eine, etwa 30 Stunden breite, Ebene, in welcher nur drey- bis viererley Gattungen kleiner lebenloser Pflanzen sehr einzeln und zerstreut wachsen, getrennt, und enthält (nicht bloß Einen, sondern) sechs durch zwischen inliegende Sandplätze abgesonderte Seen, in einer Länge von 6 Stunden, und in einer Breite von 600 bis 800 Metern: die Einwohner von Terraneh zählen sogar sieben Seen, weil der vierte durch einen Damm getheilt ist. Ihr Wasser erhalten die Seen vom Nil; drey Monathe lang, bis zum Ende Decembers, wächset es; darauf nimmt es ab, und in einigen Monathen verschwindet es ganz. Am Ufer dieser Seen ziehen sich kleine Einschnitte tiefer in das Erdreich hinein, an deren Ende Wasser hervorquillt; auf dem Erdreich über diesen Quellen liegt krystallisirtes Salz in Menge, das bis jetzt gar nicht zum Handel benutzt wird. Alles Natrun, das in die Niederlage im Dorfe Terraneh, dem dieser Handel verpachtet ist, zum weitern Versenden für die Bleichen und Glashütten zu Kairo, und für Europa über Rosette nach Alexandrien gebracht wird, kömmt allein aus dem vierten See,

und wird ungereiniget versendet. Der Handel damit könnte sich sehr verbessern, würde es aus allen Seen nach einer sorgfältigen Wahl gezogen, und vor der Versendung gereiniget. Natrun ist der einzige Reichthnm des Thals; im Thier- und Pflanzenreich ist es arm. Am vierten See sind noch Reste von einer Glashütte entdeckt worden, die aus einem Zeitalter herstammen müssen, das reicher an Holz war, als gegenwärtig das Thal ist. — In dem Thal des Meeres ohne Wasser, wenigstens in dem Theil, den die Franzosen gesehen haben, fand sich nichts von petreficirten Masten und Schiffen (von denen die Reisebeschreiber erzählen), wohl aber ganze petreficirte Bäume, die jedoch unter keiner Bearbeitung durch das Beil schienen gewesen zu seyn. Ein mineralisirtes Wirbelbein vom Rückgrath eines großen Fisches; große Stücke von Quarz, Aegyptische Kiesel, und andere Steine mit quarzartigen Krystallisationen, lauter Stükke, die nur der Nil von den Oberägyptischen Gebirgen kann herbeygeführt haben, schienen allerdings zu beweisen, daß ehedem der Nil durch die beiden Thäler (der Natrun-Seen, und des Meeres ohne Wasser), welche gleiche Richtung haben, geflossen sey, daß sie mit dem See Möris in Verbindung gestanden, und ihr Wasser sich in den Meerbusen der Araber ergossen habe. So bestätigen also die Untersuchungen des Verf. an Ort und Stelle die Nachrichten der Alten, daß, wo nicht der ganze Nil, doch ein Theil seines Wassers, seinen Lauf innerhalb der Wüsten Libyens (nun nahmentlich durch die Thäler Natrun und des Meers ohne Wasser) gehabt habe. Darauf, zurückgeworfen in das gegenwärtige Nilthal, wäre von seinem Schlamm das Delta gebildet worden. Die

Coptischen Klöster, die in dem Natrunthal liegen, und die Arabischen Stämme, die jährlich bis an die Ufer der Seen ihre Hirtenstraße verfolgen, machen den Beschluß dieses lehrreichen Abschnitts. Die Nachrichten von den erstern können zur Erweiterung dessen dienen, was Assemani über sie gegeben hat; die Schilderung der letzten weicht wenig von dem ab, was man von den Gewohnheiten und Sitten der Beduinen anderer Gegenden weiß.

X. Ueber den Zustand der Aegyptischen Finanzen, von Selim I. an bis 1798, vom Grafen Estève (vormahligen General-Director der öffentlichen Einkünfte von Aegypten), (S. 298 ... 398). Dem Verfasser gab das Amt, das er in Aegypten verwaltete, die genaueste Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben, welche die Regierung vor der Ankunft der Franzosen daselbst hatte: das Resultat derselben enthält dieser vortreffliche Aufsatz. Das Allgemeine in Lancret's oben angeführter Abhandlung (das auch hier nicht vorbeygelassen ist, wir aber nicht wiederhohlen wollen) wird durch die bestimmtesten Rechnungen bestätiget, und jede Art von Einnahme und Ausgabe nach den zu verschiedenen Zeiten eingetretenen Abänderungen historisch erläutert, worauf die vorangeschickte kurze Darstellung der von Selim I. angefangenen, und von seinem Sohn und Nachfolger Soliman vollendeten, Organisation von Aegypten zur Vorbereitung dient. Die oben S. 806 f. aus Lancret's Angabe aufgefaßte Vorstellung vom Ursprung der verschiedenen Classen von Einwohnern in Beziehung auf die Ländereyen des Landes, findet in diesem Aufsatz ihre Bestätigung, was wir aber der Kürze wegen übergehen. Wir können nur

die Haupt-Resultate angeben. Die Einkünfte, über die sich hier ausführliche Auskunft findet, erhob der Großsultan bis auf Aly Bey (der sie ihm zuerst verweigerte), ununterbrochen; sie betrugen 4,114,699 Franken 47 Centimen; davon die Verwaltungskosten von 3,522,690 Franken 74 Cent. abgezogen, kamen 592,008 Franken 73 Cent. in den Schatz zu Constantinopel. Aly Bey's Nachfolger, Mohammed, der die Miene eines treu ergebenen Vasallen der Pforte wieder annahm, und seine Nachfolger, Murad und Ibrahim, erneuerten zwar die Zahlung des Tributs; aber, letzterer wenigstens, mit starken Abzügen für vorgespiegelte dringende und unvorhergesehene Ausgaben. Nach Soliman's Verordnung hatte einer der 24 Beye mit einer militärischen Bedeckung, unter großen Feyerlichkeiten, den jährlichen Tribut nach Constantinopel zu bringen, wozu eigene Summen ausgesetzt waren. Von Ibrahim's Zeit an, der seit 1746 mit einer Macht auftrat, die ihn wie einzigen Regenten des Landes darstellte, unterließ der Pascha von Aegypten die feyerliche Absendung des Tributs; der Großherr mußte ihn durch einen Agha von Kairo abhohlen lassen, welches bis zur Ankunft der Franzosen meistens alle drey Jahre geschah. — (Diese Anzeige wird im nachfolgenden Blatt fortgesetzt.)

Berlin.

Bey J. F. Unger 1810: Boner's Edelstein in hundert Fabeln. Mit Varianten und Worterklärungen herausgegeben von Johann Joachim Eschenburg. S. I . . . XVIII und 1 . . . 325.

"Zur Herausgabe der Bonerschen Fabeln bewog mich", sagt Hr. Hofr. Eschenburg, der zwiefache Wunsch: Kenner und Freunde der ältern

Deutschen Dichtkunst durch Anführung der vornehmsten abweichenden Lesarten mit der Verschiedenheit des mit einigen Handschriften und den bisherigen Abdrücken verglichenen Textes bekannter zu machen, und zugleich den Fabeln durch die beygefügten Worterklärungen auch bey Lesern anderer Art mehr Gangbarkeit und Verständlichkeit zu bewirken". — Zu diesem Zwecke wurden die Fabeln aus der alten Orthographie in unsere neuere umgeschrieben, interpungirt, aus den Lesarten, ohne anzugeben aus welcher Quelle, die gewählt, die etwa jetzt die verständlichste seyn möchte, wenn sie gleich übrigens offenbar unächt und schlecht ist, und dürftige Worterklärungen beygefügt. Die Gründe, durch die ein so uncritisches Verfahren gerechtfertigt werden soll, werden schwerlich Jemand überzeugen, und der größte Nutzen, den diese Ausgabe stiften kann, wird der seyn, daß sie die "Leser anderer Art" veranlaßt, zu der Züricher Ausgabe zurück zu kehren, und von den Kennern der altdeutschen Poesie als warnendes Beyspiel angeführt wird, wie man bey der Bearbeitung unserer guten Alten nicht zu Werke gehen kann, noch darf. Es thut uns leid, daß Hr. Hofr. Eschenburg, der uns so viel hätte geben können, sich durch Lessing zu einem Verfahren hat verleiten lassen, das Lessing selbst jetzt sicherlich für durchaus unstatthaft erklären würde. Es thut uns um so mehr leid, da nicht nur die Fabeln an sich eine gründlichere Behandlung verdienen, sondern auch, bey einer solchen Behandlung, das zweckmäßigste Buch sind, mit dem das Studium der altdeutschen Litteratur angefangen werden kann.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

Den 2. Junius 1811.

Paris.

(Fortsetzung der St. 79 S. 790, 808 und 847 abgebrochenen Anzeige der Déscription de l'Egypte. Etat moderne.)

XI. Ueber Nubien und die Barabras, von Costaz (S. 399 . . . 405), aus Nachrichten, welche der Verfasser während seines Aufenthalts zu Phylä im September 1799 eingezogen hat. Die Nubier sind ein von allen Nationen, die sie umgeben, von Aegyptern, Arabern und Negern in Sennar, völlig verschiedenes Volk, von einer eigenen Physionomie, Farbe und Sprache, in der sie sich Barabras nennen. Der Eingang nach Nubien hinter Phylä und Syene, besonders die so genannten Katarracten des Nils, werden mahlerisch beschrieben. Zwischen den dasigen Felsen ist die Hitze so drückend, daß zur Zeit des Herbst-Aequinoctiums das Reaumürsche Thermometer in freyer Luft und im Schatten den ganzen Tag über 35 Grade hatte. Bey dem Dorfe Bab sieht man eine ungeheure Mauer von großen Granit-

stücken und einer Art Sandsteine (grès), ohne Verbindung mit Mörtel, an der Seite des östlichen Gebirges geführt, welche das Gebirge selbst quer durchschneidet. Ob gleich der Verf. das Gebirge bestieg, so konnte doch sein Auge das vom Nil entfernteste Ende derselben nicht erreichen: wahrscheinlich eine Mauer, dergleichen auch die alte Welt mehrere kannte, zur Schutzwehr gegen benachbarte feindliche Völker. Die Barabras tauschen ihre Bedürfnisse in Aegypten, besonders zu Esne Leinwand, gegen getrocknete Datteln ein, und führen sie auf Barken in ihre Heimath. Bis an die große Kataracte des Nils sind sie von den Osmanen abhängig: wenigstens bezahlen sie dem Großherrn, oder vielmehr seinen militärischen Beamten, einen jährlichen Tribut von getrockneten Datteln und schwarzen Sklaven, die sie den Karavanen von Sennar abkaufen: denn sie selbst treiben keinen Sklavenhandel, und machen keine Eunuchen. Gegen die Angriffe streifender Araber sichern sie einiger Maßen (doch nicht immer) ihre Felsen, weil zwischen ihnen nicht gut mit Pferden fortzukommen ist. Die Armuth treibt sie nach Aegypten, um sich Etwas zu erwerben; schon nach einem Erwerb zu einem kümmerlichen Lebensunterhalt kehren sie zu ihren Felsen zurück, um zwischen ihnen ihr Leben zu beschließen. Man findet sie daher in großer Zahl zu Kairo, wo ihnen die Europäischen Kaufleute, ihrer unverbrüchlichen Treue wegen, ein unbeschränktes Vertrauen schenken, und ihnen die Wache bey Warenlagern, von den Thoren öffentlicher und anderer Häuser, anvertrauet wird. Sie sind Mahammedaner, und sehen Fremde in und neben ihrem Lande so ungern, daß einst die Barabras den Franzosen sag-

ten: sie wollten nach ihrer Entfernung alle Alterthümer von Oberägypten zerstören, damit sie nicht wiederkommen könnten, sie zu besehen. Die Farbe der Barabras hält die Mitte zwischen der Schwärze der Neger in Sennar, und der braunen Farbe in Oberägypten: sie selbst halten sich für weiß. Ihre Gesichtszüge nähern sich mehr den Europäischen, als den Neger-Physionomien; ihr Haar ist lang, zwar etwas kraus, aber doch kein Wollenhaar. Sie sind höchst eifersüchtig, und das andere Geschlecht so aufmerksam auf das Zeichen seiner jungfräulichen Keuschheit, daß es sich sogar zu Suturen entschliesst, wovon ein Beyspiel angeführt ist. Es trägt zwar von der Zeit des erwachsenen Alters an Kleider, welche den ganzen Leib verschliessen; doch keinen Schleier. Die Sprache der Barabras hat etwas Sanftes, und nichts von den Guttural-Lauten der Arabischen; ja selbst das Arabische verliert in ihrem Munde Etwas von seinen rauhen Tönen, worüber die Araber, als über ein Radebrechen ihrer Sprache, zu lachen pflegen. Mit welcher Sprache die Barabrasische verwandt ist, hat weder der Verfasser, noch haben es andere zu Rathe gezogene Gelehrte nach den aus dem Munde eines Barabras aufgeschriebenen Wörtern bestimmen können: mit der Sprache der Berber auf dem Atlas stimmt sie in keinem der verglichenen Wörter überein. Die Nahmen einiger auf den beiden Seiten des Nils gelegenen Dörfer und Flecken, die der Verfasser erfahren hat, machen den Beschluß dieses Aufsatzes.

XII. Beobachtungen über den Brunnen Moses, von Monge (S. 409 ... 412). Der Alt

el Muse am westlichen Ufer des Arabischen Meerbusens, etwa vier Stunden von der Stadt Suez, fast im Angesicht des Thals Egarement, ist von vielen Reisenden nach der Beschaffenheit seines Wassers beschrieben worden. Es ist zwar etwas salzig, bitter, schwefelhaft und warm; aber die Franzosen, die es 24 Stunden lang während eines höchst beschwerlichen Marsches tranken, haben davon keine Unbequemlichkeiten verspürt. Der Verf. berührt außerdem noch große Merkwürdigkeiten der Gegend, die sich, unsers Wissens, noch in keinem Reisebeschreiber finden. Die ganze Gegend muß in uralten Zeiten angebauet und ein Platz der Industrie gewesen seyn. Es sind acht Brunnen auf den Gipfeln von eben so vielen kleinen conischen Hügelchen, die höchstens 40 Fuß höher, als das dieselben umgebende Erdreich sind. Jedes Hügelchen schließt sich mit einem Crater, der zum besondern Bassin der Quelle dient, von welchem herab das Wasser sich auf der conischen Oberfläche durch natürliche Rinnen verläuft. So hoch steigt also das Wasser. Ist der Druck, der es so hoch treibt, Folge früheren Kunstanlagen? oder der Grund davon in den Gebiegen, die von Syrien herablaufen bis zum benachbarten Sinai, mit dem sie sich schließen, und aus denen der Reichthum von Wasser kommen muß, zu suchen? 200 Toisen nördlich von dem letzten Brunnen findet man einen ganzen Hügel von zusammengeworfenem zerbrochenen irdenen Geschirr von ungewöhnlicher Größe, das auf eine Töpferfabrik hinzuweisen scheint, wo man Geschirre zum Versenden oder Transportiren des Wassers in andere Gegenden verfertigt hat. Dattel-Pflanzungen, welche noch jetzt in ihren spä-

ten Nachkömmlingen in einer Ordnung stehen, die nicht wohl Sache des Zufalls seyn kann, führen ebenfalls auf ehemahlige Cultur. Bey den Brunnen selbst scheint eine Anlage gewesen zu seyn, die es vielleicht erleichtern sollte, Schiffe auf dem Arabischen Meerbusen mit Wasser zu versehen, wenn man nicht an Wasserversendung überhaupt denken will. Was auf der Oberfläche angelegt war, ist alles verschwunden; aber unterirdische Wasserbehältnisse sind noch vorhanden; und der General Bonaparte selbst entdeckte noch einen 6 bis 700 Toisen weit geführten Canal, der in den ersten 50 Toisen mit Sand verschüttet, in dem übrigen Theil aber noch in so gutem Zustande ist, daß er mit geringen Kosten wieder könnte hergestellt werden. Der Verf. leitet diese Trümmer von einem Etablissement her, das wahrscheinlich die Venetianer zu Urhebern hatte, als sie, mit Aegypten vereint, eine Flotte auf dem Arabischen Meere gegen die Portugiesen, die eben den Weg ums Cap gefunden hatten, baueten, um sich den bisherigen Principat in der Handlung ferner zu sichern. Wäre aber diese Anlage zur Wasserversorgung so neu, wie war es möglich, daß derselben kein Reisender, deren doch so viele diese Gegend besuchten, gedacht hätte? Begreiflicher ist dieses Stillschweigen, wenn sie schon früher verfallen war, daß zu ihrer Entdeckung genaue Nachsuchung erfordert wurde, zu der nicht jeder Reisende die Muße und Gelegenheit hatte, wie eine ganze Armee aufmerksamer und neugieriger Franzosen.

XIII. Beschreibung der Verfertigung des Salmiaks, von M. H. V. Collet Descostils (S. 413 . . . 426). (Aus den von mehreren Personen

der Expedition, insbesondere aber vom verstorbenen Lerouge, darüber gesammelten Notizen gezogen.) Nach einer kurzen historischen Uebersicht und Würdigung der bisher über diesen Industrie-Zweig der Aegyptier bekannt gewordenen Nachrichten handelt der Verf. zuerst von den in Aegypten aus dem Mist unterschiedener Thiere, dem Straßenkoth und verschiedenen thierischen Abfällen zubereiteten Brennmaterialien, aus derem Ruße (هباب, Hebbâb) nur allein, wie auch diese Nachrichten bestätigen, der Aegyptische Salmiak gewonnen wird. Hierauf gibt er über das Einsammeln dieses Rußes und über seine verschiedene Tauglichkeit in Absicht der Salmiak-Production, Nachrichten. Beschreibt alsdann die gläsernen Ballons, in welchen die Sublimation des Salmiaks vorgenommen wird, die Art, sie zu verfertigen, und die dazu dienenden Glasöfen; ferner die Art, die Ballons zu beschlagen, und sie mit Ruß zu füllen, und die zur Sublimation des Salmiaks gebräuchlichen Oefen, von denen, so wie auch von den Glasöfen, auf Tab. II. Abbildungen gegeben worden sind. Zuletzt wird der Sublimations-Proceß selbst im Detail angegeben. Im Wesentlichen enthalten diese Nachrichten über Aegyptische Salmiakbereitung nichts, worüber wir nicht auch schon von Hasselquist, Niebuhr rc. belehrt worden wären; indessen sind dieselben hier mit mehr Gründlichkeit und Sachkenntniß zusammengestellt, und mit manchen, zumahl für den Chemiker, nicht unwichtigen Bemerkungen verwebt. Im Mittel liefert der Ruß nur ein Zehntel Salmiak; es geht indessen bey diesem Verfahren eine sehr bedeutende Menge Salmiak verloren, wie die

dicken weißen Dämpfe zeigen, womit die Werkstätte während der Sublimation beständig erfüllt ist, so daß die in dem Ruße befindliche Menge Salmiak gewiß noch um ein Bedeutendes größer ist. Als Lerouge den Ruß auslaugte, die Lauge zur Trockne verdunstete, und die trockene Salzmasse der Sublimation unterwarf, erhielt er die Hälfte des angewandten Rußes an Salmiak. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß dieser Industrie-Zweig noch einer großen Verbesserung fähig ist. Die vorzüglichsten Salmiak-Fabriken befinden sich, diesen Nachrichten zufolge, zu Mansourah und Boulâq, wovon die am letztern Orte nahmentlich die Thatsachen zu dieser Abhandlung geliefert haben. Noch müssen wir bemerken, daß auf der XIV. Planche das Innere einer Aegyptischen Salmiak-Fabrik vorgestellt worden ist. — (In einem der nächstfolgenden Stücke die Fortsetzung dieser Anzeige.)

Florenz.

Sopra una medaglia d' Augusto Dissertazione di *Stelio Doria Prossalendi*, D. in Diritto, Accademico Italiano — e di altre Accademie. 1809. Quart 18 Seiten. Wenn die Münze auch nicht die interessanteste seyn dürfte, so erweckte sie doch unsere Aufmerksamkeit, da der Verfasser sie uns aus Corfu im Nahmen der Jonischen Academie zuschickt. Die Schrift ist an die Accademia di Scienze, Lettere ed Arti di Padova; die Münze, ein silberner Denar, auf dem Titelbatt abgebildet: der Kopf Augusts, mit Umschrift Caesar Augustus = der Stier mit dem Menschenkopfe, wie er auf den Münzen Unteritaliens und Siciliens vor-

kömmt, den man als den Hebon deutete, nun als einen Flußgott in Beziehung auf eine Stadt, die an einem Fluß angelegt war. Ueber dem Stier fliegt eine beflügelte Figur, die man als Siegesgöttinn betrachtet, welche ihn bekränzt. Hierin geht Hr. Prossalendi von der gemeinen Meinung ab; er sieht auf der Münze, und erkennt einen geflügelten Genius, glaubt auch, daß auf andern alten Münzen, und selbst auf Vasengemählden, eben der Irrthum begangen sey, wo man eine Victoria zu sehen geglaubt hat. Der kleine Umfang und die Undeutlichkeit der Antike hat sehr wohl eine Irrung veranlassen können. Andere haben dagegen aus der Victoria einen weiblichen Genius, eine Genia, gemacht. (Man kann wählen. Aber die weibliche Siegesgöttinn ist doch bedeutender, als der Genius mit der jugendlichen Unschuld; eine Coquette mit unerklärbaren Launen paßt besser für Siege.) Das Seltene der Münze ist, daß das Sinnbild der Rückseite auf einer Römischen Münze vorkömmt; der Triumvir Dulnius ist aus mehreren Münzen bekannt, im Zeitalter Augusts; die gens Dulnia kömmt in keinem Schriftsteller vor, bloß auf einer Steinschrift; es war also eine neuere Familie, die seit dem Bundsgenossenkriege in Italien das Römische Bürgerrecht erhalten hatte. Wahrscheinlich war die Münze im Jahre Erb. Roms 734 geprägt, wo Armenien als Römische Eroberung betrachtet ward. Es wäre also, meint Hr. P., auch möglich, daß der Stier das Gebirge Armeniens, den Taurus, anzeigte, als anspielendes Symbol.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 2. Junius 1811.

Livorno.

Atti dell' Accademia Italiana di Scienze, Lettere ed Arti. *Tomo primo* Parte prima. *Tomo primo* Parte seconda. Bey Tommaso Masi und Comp. 1810. Quart.

Ein erfreulicher Anblick für den Litterator, welcher cosmopolitische Gesinnung hat, und sich über Fortschritte der Litteratur in jeder Nation und in jedem Lande zu freuen weiß. Auch Italien war Jahre her im Litterärischen, wenigstens wir Ausländer in der Kenntniß desselben, zurückgekommen: denn da, wo zu andern Störungen auch noch die unmöglich gemachte Correspondenz hinzukömmt, hat man das ganze Bild aus der Iliade (IX, 498 ff.) von den kümmerlich einher schleichenden Töchtern Jupiters vor Augen. Zu jener lebhaften Theilnahme an der Erscheinung dieser Gesellschaftsschriften kömmt noch eine einer andern Art hinzu, daß einige Gelehrte aus unserer Mitte zu Associés der Academie aufgenommen sind. Allein schon die in diesen beiden Bändchen enthaltenen Schriften laden, an und für sich, durch die

K (4)

Gegenstände und die Ansichten derselben ein. Jene sind gemischt, aber man erkennt doch die Lieblings-Studien der Nation.

In dem ersten Theile des ersten Bandes sind elf Abhandlungen enthalten. Abt Franc. Fontani, der zugleich Biograph der Academie ist, über die religiösen und politischen Gebräuche der Griechen im Wochenbette. Von den hochzeitlichen Gebräuchen hatte der Verf. schon einmahl vorhin gehandelt; jetzt folgen die Gebräuche bey der Niederkunft. Allerdings werden die Athener gerühmt, daß sie sehr fromm und andächtig bey ihren gottesdienstlichen Handlungen waren (δεισιδαιμονες). Schon erbaten sie sich Kinder von den Göttern durch Opfer und Gebete an die θεοι τριτοπατορες (die man nicht genau kennt) und die θεοι γενεθλιοι. Auch eine θεα γενετυλλις. Andere Andachtsübungen folgen in der ganzen Zeit der Schwangerschaft, andere bey annähernder Niederkunft an Diana, die Parzen, die Ilithyia. — Der Verf. verfolgt das Weitere mit gleicher gelehrter Belesenheit, von welcher das Angeführte eine Probe seyn kann: die heiligen und festlichen Tage nach des Kindes Geburt, die αμφιδρομια s. w.; der zehnte Tag, da der Nahme beygelegt ward s. w.; die Reinigungstage. Noch mehr von der Rockenphilosophie in Gebräuchen hatte sich in Sparta erhalten. — Dagegen gefällt uns der Glaube an einen Genius, der jedem Gebornen zugegeben wird. — Der Festtage wurden endlich eine so große Menge, als einst in der Christlichen Kirche. — S. 37 . . . 52 Hr. Cajetan d'Ancora (der Verfasser von den Osservazioni sull' architettura degli Antichi, und von dell' antica Economia fisica per la construzione delle Città) von den Fürsichtsmitteln, welche die Alten

brauchten, das Gesicht zu erhalten und zu schärfen. Hier ist nicht bloß antiquarische Zusammenstellung, sondern auch Nutzanwendung. Die Römischen Gebäude hatten allerdings viele und große Fenster (durch die Cryptoportici ohne Licht hätte man sich nicht sollen irre machen lassen); Sonnenhitze hielten dagegen die bedeckten Gänge ab. In Schlafzimmern ward das Licht nur durch kleine Fenster im obern Theile der Wand zugelassen, damit es schräg die Augen berührte, und man verhütetete sorgfältig, daß das Licht nirgends senkrecht auf die Augen fiel (welches oft bey Kinderwiegen so wenig bedacht wird). Die verschiedenen Ansichten von der Optik unter den Platonikern und den andern Schulen hatten einen, uns sonst nicht bekannten, Einfluß auf die Architectur in Anlegung und Größe der Fenster. S. 40 f. — Den Augen kam man weiter zu Hülfe durch die bemahlten Wände (dazu würden auch unsere Papier-Tapeten dienen, wenn man nicht oft sähe, daß die hellesten Farben dazu gewählt werden). — S. 53 . . . 104 über die beiden Systeme der Staatswirthschaft (I due sistemi di Economia politica), von J. C. L. Simondo Sismondi: des Verfassers Nahme, der Gegenstand und die Ausführung können Aufmerksamkeit erwecken; aber das größere Zeit-Interesse ist nicht mehr, das der Aufsatz zu seiner Zeit haben konnte, da er abgefaßt ward; es ist eine Beantwortung der Preisaufgabe der Academie zu Wilna in dem J. 1805 über eine genaue Vergleichung der beiden Systeme, Adam Smith's und der Oeconomisten oder des Dr. Quesnoy, die Hauptpuncte, worin sie mit einander übereinkommen, und worin sie von einander abgehen. Beides ist schön aus einander gesetzt; käme uns nicht noch ein drittes

hinzu; beide bestritten die gewöhnliche Staats-Praxis; diese aber kümmert sich wenig um beide; sie verfolgt ihren eigenen Weg, und macht zur Hauptfrage: wie und woher können die Bedürfnisse des Staats für den Tag befriedigt werden? — S. 105 . . . 156 Eratosthenis Cyrenaei geometricum epigramma votivum: excursio critica *Petri Ferronii* in II. Classe Mathes. ac nat. Scient. Secretarii perpetui: des Eratosthenes von Cyrene bekanntes Epigramm de duplicatione cubi, das sich im Eutocius erhalten hat, aus ihm in die Griechische Anthologie aufgenommen (s. Jacobs To. I. mit dem Comment. To. VII.) und durch Hrn. Prof. Reimer's, jetzt in Kiel, damahls in Göttingen, gelehrte Erklärung 1798 (Gött. gel. Anz. S. 457) trefflich erläutert, jetzt aber in einem weitläufigen Commentar mit Gelehrsamkeit aller Art fast belastet ist. Aber mit dem Griechischen und dem Druck desselben sieht es übel aus. — S. 135 sah der Rec. ein ihm sonst unbekanntes Epigramm: *τρεῖς γραμμὰς ἐπὶ πέντε τομαῖς εὑρὼν τὰς Σπειρικὰς Περσεὺς, τῶν δ' ἕνεκα δαίμονας ἱλάσατο.* Der Verf. fand doch in Codd. *τὰς ἑλικώδεις*, und er konnte anstehen, das unmetrische Glossem *τὰς σπειρικὰς* stehen zu lassen.

Zur Mathematik und allgemeinen Physik gehören folgende Abhandlungen: S. 157 Untersuchungen über die geometrische Quadratur des Kreises, von de Langes. Allerley quadrirbare Flächenräume, die zwischen Kreisbogen, oder auch Kreisbogen und parabolischen Bogen enthalten sind, deren Betrachtung den Verf. darauf führt, sich mit der Frage zu beschäftigen, in wie fern für die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer geometrischen Quadratur des Kreises schärfere Beweise, als bisher, möchten aufgefunden werden

ebendas. — S. 171 Beschreibung eines neuen tragbaren Barometers, von Stephan Borson. Die Einrichtung wird wegen der gar zu viel unter einander verbundenen, zum Theil in einander gekitteten, Stücke, welche zusammen das Gefäß des Barometers ausmachen, und den Zweck haben, die Schwankungen des Quecksilbers zu verhüten, (welches in einen ledernen Beutel eingeschlossen ist), in den die Röhre des Barometers hineingeht, schwerlich großen Beyfall finden, wenn gleich der Verfasser versichert, daß er mit einem solchen Barometer, ohne den geringsten Nachtheil desselben, alle Arten von Reisen zu Fuß, zu Pferde u. s. w. vorgenommen habe. Das ganze Barometer läßt sich in eine hölzerne Kapsel einschließen, welche beym Oeffnen zugleich das Stätiv für das Werkzeug abgibt. — S. 191 — 192 Beschreibung eines neuen Gazometers, von Vittorio Michelotti und Antonio Borsarelli. Das Werkzeug ist zu allen gazometrischen Aufgaben eingerichtet, und daher etwas zusammengesetzter, als bloß zum Wassererzeugungs-Processe erforderlich wäre, zu welchem Zweck unstreitig das verbesserte van Marumische (Gren's Journal der Physik VI. B.) vorzuziehen ist.

S. 203 — 245 Hr. Prof. und Münz-Director Fabbroni zu Florenz über die Bronze und dergleichen metallische Compositionen bey den Alten, nahmentlich nach Plinius. Ein gar schwieriges Stück Arbeit, das einen der allerdunkelsten Gegenstände in der Kunstgeschichte des Alterthums betrifft, und um so mehr Dank verdient, da es nicht nur eine reichhaltige Zusammenstellung dessen liefert, was zumahl neuere Chemiker durch Analyse alter Kunstwerke aus Erz, Waffen, Geräthschaften, Münzen rc. über den Gehalt solcher an-

tiken Compositionen ausgemittelt haben, sondern auch zur Vergleichung mit großer Belesenheit die neueren dergleichen Zusammensetzungen behandelt; unter den in Europa gebräuchlichen selbst solche, die doch im Ganzen nur wenig und bloß zu beschränktem Gebrauch verarbeitet werden, wie die verschiedenen Massen zu Telescop-Spiegeln und dergl., aber auch die in entfernten Erdtheilen verfertigten, wie das Schinesische Packfong, Tutenego ꝛc.; am Schluß auch über die Vergoldung bey den Alten, und Spuren von Goldmacher-versuchen. — S. 246 . . . 276 Unser ehemahliger gelehrter Mitbürger, Hr. Prof. Brera zu Padua, über die eigenthümliche Entzündung des Rückenmarks, Rachialgites, wie er sie nennt. Eine wichtige, aber (— bey der Eile, womit die meisten pathologischen Sectionen in der Privat-Praxis abgethan werden, und bey der Uebung, die es voraussetzt, wenn das Rückenmark offen gelegt werden soll —) selten beobachtete oder vielmehr öfter verkannte, Krankheit; theils ist sie unter unpassenden Nahmen von Angina vertebralis, pleuritis dorsalis, lumbago und dergl. beschrieben, welche drey locale Unterarten füglicher und expressiver Rachialgites cervicalis, dorsalis und lumbaris genannt werden. Voran das Physiologische über die Independenz des Rückenmarks vom Hirn, von Mascagni's genauen Untersuchungen der mehrfachen Adernetze in und um den Rückenstrang und dergl.; dann die mancherley Zufälle, Kennzeichen und Ursachen des Uebels, besonders auch von der langsamen Entzündung des Rückenmarks. Diese könne unter andern durch lang anhaltendes Liegen auf dem Rücken veranlaßt werden, bey Reconvalescenten, und nach des Verf. Bemerkung auch bey Scheinkranken, die nur gern

bey guter Pflege im Hospital faulenzen möchten. Die wichtige Diagnostik. Folgen auf die Functionen der Eingeweide. Auch eine daher entstehende Art von Wassersucht im Rückgrathe, und theils auch Verderbniß der Wirbel. Am Schluß einige ausführliche Krankheitsgeschichten. — S. 277 . . . 292 Hr. Jac. Penada in Padua über ein monstroses so genanntes cyclopisches Lamm, und über die Mißgeburten überhaupt. Er theilt sie in a) ursprünglich monstros gebildete, b) zufällige, und c) krankhafte (— vergl. gerade hierüber schon unsern Haller de monstris, im III. Bande der oper. minor. —). — Endlich noch S. 293 . . . 316 das Elogium eines wackern, aber unglücklichen, Florentiner Anatomen und Wundarztes, Thom. Bonicoli, vom General-Secretär der Academie, dem verdienstvollen Dr. Palloni. Jener bedauernswerthe arbeitsame Mann hat, wie es scheint, nichts in Druck gegeben, daher sein Nahme diesseit der Alpen wohl wenig bekannt ist. Hier werden ihm manche anatomische Entdeckungen in der feinern Neurologie und im Innern des Auges und Gehörwerkzeugs zugeschrieben, die aber theils erst näherer Untersuchung bedürfen, und theils nur so zu verstehen sind, daß wohl ein scharfsichtiger Zergliederer von selbst Etwas finden kann, wovon ihm noch unbekannt war, daß es ein Anderer schon vor ihm entdeckt, untersucht und weiter bekannt gemacht habe. Bey Gelegenheit des großen Antheils, welchen B. an den Wachs-Anatomien im Florentiner Museum hatte, gibt Hr. P. beyläufig interessante historische Notizen über ältere Versuche der Art, auch über Muskelmänner und ähnliche Kunstarbeiten.

Dieses sind die im ersten Bande enthaltenen Abhandlungen; ihnen ist vorangesetzt: Dedication

an die National-Institute in Frankreich und Italien, und die Vorrede, welche das Geschichtliche von der Errichtung, die Statuten und das Verzeichniß der Mitglieder der Accademia Italiana di Scienze, Lettere ed Arti enthält; sie hat einen Präsidenten, den berühmten Senator Grafen P. Moscati; einen Vice-Präsidenten, Hrn. Baron von Schubart, General-Intendanten des Dänischen Handelswesens zu Livorno; einen General-Secretär, Dr. Gaetano Palloni, Ehren-Professor zu Pisa; einen Biographen, Abt Francesco Fontani, Bibliothecar in der Büchersammlung Riccardi zu Florenz; Emeriti: Eduard Romeo Graf von Vargas, ehemahligen Präsidenten, und Arsenne Thibaut, ehemahligen Secretär. Dann folgt: *I.* Classe Scienze morali e politiche. 1. Section: Filosofia morale e razionale; 2. Section: Storia de' popoli e Legislazione; 3. Section: Economia pubblica, Statistica e politica. *II.* Classe: Scienze esatte e naturali. 1. Section: Matematiche pure e miste; 2. Section: Fisica, chymica, storia naturale, agricoltura; 3. Section: Medicina, Chirurgia, Anatomia. *III.* Classe: Letteratura. 1. Section: Filologia e grammatica; 2. Section: Eloquenza e poesia; 3. Section: Storia, Viaggi, Antichità. *IV.* Classe: Belle Arti. 1. Section: Storia e Teoria delle belle Arti in genere; 2. Section: Arti liberali, Arti meccaniche; 3. Section: Musica e Mimica. Nach diesen allen kommen noch S. XLIV Membri di Onore proclamati dall' Accademia Italiani, Esteri residenti in Italia, und S. L . . . LIX Nota delle Opere trasmesse in dono alla Biblioteca dell' Accademia Italiana — in Livorno 1808. 1809.

Halle.

Genealogische Tabellen zur Erläuterung der Europäischen Staatengeschichte für Freunde der Wissenschaften und Studirende auf Universitäten und Schulen; von Traugott Gotthelf Voigtel, Professor der Geschichte und Ober-Bibliothecar in Halle. 1811. Querfolio. Keines der gewöhnlichen Behelfe, um nothdürftig als Hülfsmittel bey dem Unterricht gebraucht zu werden (wie der bescheidene Zusatz des Verfassers vielleicht vermuthen lassen könnte), haben wir hier unsern Lesern anzukündigen; sondern ein Werk wahrhaft Deutschen Fleißes, in dem Geiste gearbeitet, wie vor nun bald einem Jahrhundert Hübner es uns lieferte. Welch ein großes Muster von diesem Gelehrten aufgestellt ward, erkennt noch jetzt dankbar die Nachwelt; fühlte aber auch sehr oft das Bedürfniß einer neuen und bis auf unsere Tage fortgesetzten Bearbeitung. Dieß Verdienst hat sich Hr. Prof. Voigtel erworben. In 271 Tabellen liefert er die Genealogie der regierenden Häuser, im Ganzen nach der Einrichtung, wie sie von Hübner befolgt war; auch die äußere Form ist dieselbe. In der Anordnung und Auswahl weicht aber der Verfasser von seinem Vorgänger ab. Es folgen A. 13 allgemeine Tabellen, die Römischen, Orientalischen und Carolingischen Kaiser, und die Päpste enthaltend. B. Besondere Tabellen. I. Portugall Tab. 14 . . . 16. II. Spanien Tab. 17 . . . 27. III. Frankreich Tab. 28 . . . 54. IV. Holland Tab. 55 . . . 59. V England Tab. 60 . . . 69. VI. Schottland Tab. 70. 71. VII. Deutschland Tab. 72 . . . 222. VIII. Dänemark Tab. 223. 224. IX. Norwegen Tab. 225. X. Schweden Tab. 226

. . , 229. XI. Polen Tab 230 . . . 233. XII. Ungern Tab. 234. 235. XIII. Rußland Tab. 236 . . . 238. XIV. Türkey Tab. 239. 240. XV. Italien Tab. 241 . . . 271. — Drey Forderungen sind es, welche der Käufer an den Verfasser eines genealogischen Werkes dieser Art macht: Vollständigkeit, Genauigkeit, und bequeme Einrichtung. Ueber die Vollständigkeit ist es nicht so leicht, sich zu verständigen. Sollen alle vormahls regierende Häuser und Linien aufgenommen werden, oder nur die jetzigen? Sollen bloß unmittelbare, oder auch mittelbare einen Platz finden? Einen Maßstab von dem, was der Verfasser geben wollte, wird einiger Maßen das deßhalb so eben von uns mitgetheilte Verzeichniß darbieten können. Deutschland ist, wie daraus erhellet, bey weitem am reichlichsten ausgestattet, wie sowohl die Natur der Dinge, als das Bedürfniß es erforderte; denn für unser Vaterland ist der Gebrauch am meisten berechnet. Indeß hat sich der Verfasser nur auf die Mitglieder des Rheinischen Bundes beschränkt; die mediatisirten Häuser sind weggeblieben. Gleichwohl sind auch so von 271 Tabellen 150 für Deutschland bestimmt. Natürlich mußte auch schon der Preis hier Grenzen setzen. Indeß wollen wir uns die Hoffnung nicht nehmen lassen, daß, wenn der Absatz den Verleger aufmuntern sollte, auch hier, wie bey den Hübnerschen Tabellen, ein Nachtrag oder zweyter Theil erfolgt, der die mediatisirten Häuser, und auch gräfliche und andere, enthält, welche für die Geschichte merkwürdig geworden sind. Auch die Forderungen an die Genauigkeit müssen ihre Grenzen haben. Wer in diesem Fache gearbeitet hat, kennt auch die fast unglaublichen Schwierigkeiten, welche eintreten, so bald es auf critische

Tagbestimmung entkommt. Es mag leicht seyn, hier Verbesserungen zu sammeln; aber der Verfasser bemerkt auch mit Recht, daß selbst die Angabe mehrerer Unrichtigkeiten noch gar nicht gegen den Werth seiner Arbeit entscheiden würde. Die volle Bestätigung ihres Werths in dieser Rücksicht kann natürlich erst ein lange fortgesetzter Gebrauch geben. In den einzelnen Tabellen, die wir verglichen haben, sind uns keine bedeutende Unrichtigkeiten aufgestoßen; und der Verfasser wird um so mehr Zutrauen verdienen, da er die Correctur einem gelehrten Freunde, Hrn. Ober-Diaconus Schulze, hat übertragen können. Was aber die Zweckmäßigkeit der Einrichtung betrifft, so werden die Leser nichts daran auszusetzen haben. Die Künsteleyen, womit man nicht selten den Gebrauch solcher Tabellen erschwert, indem man ihn erleichtern will, sind gänzlich vermieden; die Einrichtung ist eben so einfach, als in den Hübnerschen. Der Verfasser hat aber häufig noch mehr gegeben; indem nicht bloß Geburt, Vermählungen und Todesjahr angegeben ist; sondern bey wichtigen Personen auch die Hauptbegebenheiten ihrer Geschichte chronologisch bestimmt sind. Auch die geistlichen Churfürsten sind bey Deutschland, mit Bemerkung der Häuser, aus denen sie abstammten, angegeben.

Paris.

Des Maladies de la Vessie et de méat urinaire chez les personnes avancées en âge; pour servir de réponse aux questions proposées en 1807 sur ces maladies par l'Académie Josephine de Médecine et Chirurgie de Vienne, par M. *Naucke*, Médecin de Bienfaisance etc. etc. 1810. 252 Seiten in klein Octav. In der Behandlung

der meisten Krankheiten der Urinwege seitdem; nach dem Verfasser, dessen vortreffliches Werk, Sur les Retentions d'urine, wir 1807 Stück 137 gerühmt haben, wie nicht weiter, als Hippocrates; allein in den hierher gehörigen chirurgischen Operationen neben Desault und Choppart wenig zu wünschen übrig. Sehr ungewiss seyen auch noch die Zeichen der Existenz der Blasensteine, und das unnöthige Catheterisiren zu verwerfen. De la vessie et de l'urètre des vieillards. Die Harnblase werde im alten Männern oberhalb rundlich, und der Querdurchmesser weiter, als von vorn nach hinten, auch erhebe sie sich weniger über den Rand des Beckens. Mit dem Verluste der Reizbarkeit werde sie weiter, und ihre Häute dünner, doch zuweilen, hingegen, weniger geräumig und dickhäutiger. Die Harnröhre werde weniger fest und elastisch, und ihre Gefäße erscheinen varicos. Der Harn sey häufiger, dicklicher (visqueuse), salziger und mit Phosphate de chaux beladener, als in jüngern Jahren. Des maladies de la vessie et de l'urètre auxquelles les vieillards sont exposés. Des vices de conformation, nähmlich Fehler der Harnblase, oder in mehrere Säckchen abgetheilte Harnblase, Hypospadias. De la hernie de vessie. Hr. R. handelt umständlich von dem noch zur Frage nicht gebrachten Bruch der Harnblase auch bey Frauenzimmern. Er sah den Harnblasenbruch der Schwangern, welche nichts dagegen anwenden lassen wollten, sich mit der Niederkunft glücklich verlieren. De l'introversion de la vessie. Die eigentlich nur bey Weibern mögliche Umwendung der Harnblase gehört auch nicht zur Frage. Des plaies de la vessie et de l'urètre. De l'inflammation de la membrane externe de la vessie. Der Verf. beobachtete sie selbst in einer 66jähri-

gen Form, nach einer Hyperemesis durch Brechweinstein, nebst der Entzündung der Därme. De l'inflammation de la membrane musculeuse. Sehr gründlich handelt der Verf. vom Catarrhe ou l'inflammation de la membrane interne de la vessie; zu kurz dagegen de l'inflammation de la prostate. De l'inflammation de la membrane muqueuse et de tissu caverneux de l'urètre, d. i. vom Tripper. Den Einspritzungen ist der Verf. nicht geneigt; hingegen räth er mitunter zum Quecksilber, und erzählt den Fall, wo durch einen bloßen Tripper eine tödtliche Lustseuche entstand, weil der Arzt Quecksilber zu brauchen sich nicht entschließen wollte. De l'inflammation du gland. De l'hématurie dont le siége est dans la vessie ou dans l'urètre. Hr. M. unterscheidet ein essentielles und ein symptomatisches Bluthornen. Du spasme de la vessie et de l'urètre. Paralysie de la vessie. Sehr gut von allen Seiten betrachtet. De l'epaississement de la vessie et de l'induration de l'urètre. Des varices de la vessie et de l'urètre. Sehr gut geschildert nach eigenen Ansichten. Des fongus de la vessie et des excroissances charnues de l'urètre. Hr. M. sah selbst solche fleischige Auswüchse der Harnröhre. Du cancer de la vessie et de l'urètre. Ist der Krebs der Eichel noch nicht zu weit gekommen, so heile ihn die pâte arsenicale. Des Verf. Krebs der Harnblase wird wohl von andern Schriftstellern unter der Benennung "Geschwüre der Harnblase" abgehandelt. Des calculs urinaires contenues dans la vessie et dans l'urètre. Das Baden bey Steinbeschwerden widerräth der Verf. als schwächend. Des calculs de la prostate. Wurden von ihm selbst beobachtet, und scheinen ihm von ganz anderer Natur, als die Harnblasen-

stein. Des vers et autres corps étrangers contenus dans la vessie urinaire. Der Verf. scheint S. 138 zu glauben, daß sich diese Würmer in den Harnwegen bildeten, welches wohl nicht der Fall seyn kann, da sie aus den Därmen in die Harnblase gerathen. De l'endurcissement de la prostate. Der Verf. räth auch zu Quecksilber-Einreibungen. Du rétrécissement de l'urètre. Sehr gründlich abgehandelt. Des bougies. Auch Hr. N. hält die einfachsten gut bereiteten nicht elastischen Bougies für die besten und wirksamsten. Sondes de gomme élastique. Bernard's Sohn verfertige sie von vorzüglicher Güte. Hr. N. läßt sie bis zwölf Tage lang liegen, und zieht diese Catheter bey weitem den Bougies vor. Du caustique. Man sah nie zu Paris den Nutzen davon, welchen Home behauptete. Procédé de Mr. Bruninghausen. Der Verf. macht dagegen einige Einwendungen, und sah auch keinen Erfolg davon bey Personen, welche dieses Verfahren anwendeten. Moyens auxiliaires, nähmlich zur Heilung der Harnröhren-Verengerung. De la dilatation de la portion de l'urètre située entre la vessie et le rétrécissement. Werde durch das Einbringen eines elastischen Catheters geheilt. De la compression exercée sur la vessie et sur l'urètre, par des maladies étrangères à ces organes, z. B. Knochenauswüchse, Abscesse, Darm- oder Fleischbrüche u. s. f. De l'incontinence d'urine. De la rétention d'urine. Du Cathétérisme. De la ponction au perinée. Hr. N. schildert kurz die Nachtheile dieser Operations-Methode. De la ponction par le rectum. Er urtheilt von ihr: "on ne doit pas balancer à lui préférer, dans le plus grand nombre de cas la ponction au dessus du pubis". Er verrichtet diesen Blasen-

stich mit dem Trois-quarts, ohne vorgängigen Einschnitt. Opération de la boutonnière: sey verwerflich. Hr. N. sah selbst, so wie vor ihm Desault, sie zwey Mahl von einem geschickten Practicus unternommen, ohne daß er damit zum Zwecke gelangte. Des fausses routes. Des dépôts urineux. Des fistules urinaires. De la complication des maladies de la vessie et de l'urètre entr' elles, et avec les calcules urinaires. Man treffe oft in der nähmlichen Person eine chronische Entzündung der Muskelhaut der Blase, verbunden mit der Verengung der Harnröhre, an. Ist der Canal der Harnröhre nicht frey, so könne das Catheterisiren großen Schaden anrichten. J'ai vu plusieurs personnes, dont les accidens sont devenus extremement graves, et dont la mort a été beaucoup *avancée* par ces cathétérismes intempestifs quoique pratiqués par d'habiles practiciens. Als Anhang hat der äußerst bescheidene Verfasser Remarques sur la Gravelle hinzugefügt. Er empfiehlt das eau alcaline gazeuse gegen diese Beschwerden, so wie Kalkwasser und Seifenpillen.

Bey dieser Gelegenheit warnen wir die Leser vor dem bey Doll zu Wien erschienenen garstigen, incorrecten Nachdruck der über den nähmlichen Gegenstand im 110. Stück des vorigen Jahrganges angezeigten gekrönten Preisschrift des Hrn. geh. Raths Sömmerring.

Breslau.

Im Verlage des Kunst- und Industrie-Comptoirs bey Joseph Max und Comp.: Predigten, gehalten und herausgegeben von Daniel Krüger,

Fürstbischöflichem Schulen- und Seminarien-Inspector, Domprediger der Cathedral-Kirche. 1810. Erster Band 243 Seiten. Zweyter Band 247 Seiten in Octav.

Diese Predigten schliessen sich an die bessern Kanzelvorträge an, welche die katholische Kirche aufzuweisen hat. Die ausgewählten Materien sind interessant, und werden lehrreich ausgeführt. Durchgängig hat der Verfasser auf eine zweckmäßige Weise auf die Zeitumstände Rücksicht genommen. Die Predigten am Feste des heil. Johannes von Nepomuck, des heil. Märtyrers Vincentius, am Frohnleichnams-Feste, am Feste der Erhöhung des heil. Kreuzes, Band 1.; und am Feste der Kirchweihe, und am Feste der heil. Elisabeth, Band 2., welche des Rec. Aufmerksamkeit zuerst reitzten, sind so vorgetragen, daß sie der Katholike mit Erbauung, und der Protestante mit Theilnehmung lesen kann. Alle Predigten dieser beiden Sammlungen empfehlen sich durch die moralisch-religiöse Tendenz, welche den Leser mit Nachdruck anspricht. Der Vortrag geht oft vom Didactischen zu einer belebenden Wärme über. Der Styl ist edel und würdig; bloß hin und wieder möchte man einige Ausdrücke mit andern vertauscht sehen, z. B. Band 1. S. 52 "zu häßlichen Unsitten verleitet"; — S. 147 "der in Rede stehende Gegenstand"; — S. 160 fehlt bey "nicht nur" der Gegensatz, der mit "sondern" sich anschließen müßte. — Rec. möchte noch den Verfasser darauf aufmerksam machen, daß er fast alle Predigten mit einem zu allgemeinen Satze anfängt, anstatt in die Exordien mehr Abwechselung zu bringen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 4. Junius 1811.

Paris.

التحفة السنية في علم العربية. Grammaire Arabe à l'usage des élèves de l'école spéciale des langues orientales vivantes; avec de figures. Par *A. S. Silvestre de Sacy.* Premiere Partie XXVI u. 434 S. Seconde Partie X u. 472 S. gr. Octav. In der kaiserl. Druckerey 1810. Durch ein Gesetz vom 10. Germinal des 3. Jahrs, das die Specialschulen der lebenden Orientalischen Sprachen gründete, ward zugleich den Lehrern zur Pflicht gemacht, Elementarbücher für diese Sprachen zu verfassen. Dieß veranlaßte den Verf., als Lehrer des Arabischen, diese Grammatik zu schreiben, die man als das erste vollständige Lehrbuch der Arab. Sprache betrachten kann. Die bisherigen zahlreichen Arab. Grammatiken waren entweder aus Arab. Grammatikern geschöpft, wohin die meisten von Missionaren verfertigten zu rechnen sind, oder sie folgten dem Erpenius, der zuerst eine bessere Methode wählte, und dessen Grammatik das große Verdienst der Kürze, Klarheit

und Bestimmtheit hat, wenn sie gleich nichts weniger als vollständig ist. Seine Nachfolger haben wenig Bedeutendes hinzugethan, doch zeichnet sich unter diesen die Grammatik von Jahn vortheilhaft aus; so wie unter den ältern die von Agapitus a Valle Flemmarum, der auch schon Erpenius benutzt hat, wegen des mannigfaltigen Inhalts und vollständigern Syntaxes dem Rec. immer vorzüglich brauchbar schien. Hr. de S. vereinigt die Vorzüge beider Arten von Sprachlehren, und übertrifft sie sämmtlich an Genauigkeit und Vollständigkeit. Er hat nicht nur seine Vorgänger sorgfältig benutzt, und aus dem reichen Schatz seiner eigenen Lectüre zahlreiche Bemerkungen hinzugefügt, sondern auch die Arabischen Grammatiker und Scholiasten verglichen, und überall ihre Ansichten und Kunstausdrücke beygebracht und erläutert. Außerdem suchte er alles, so viel als möglich, auf allgemeine Regeln, die allen gebildeten Sprachen zum Grunde liegen, zurück zu führen, weßwegen er häufig auf seine auch bey uns bekannten Principes de Grammaire universelle verweiset, und wünscht, daß man sich diese bey dem Gebrauch der Arab. Grammatik wohl bekannt machen möge. Daß diese Methode auch beym Unterricht in andern Sprachen sich als vortheilhaft bewährt habe, wird man dem Verf., der sich auf seine mehrjährige Erfahrung beruft, gern glauben. Das Werk besteht aus 4 Büchern. I. Elemente der Sprache und Schrift; vom Alphabet, Eintheilung der Buchstaben, Vocale (die Nunationen nennt der Verf. Voyelles nasales; von den Sylben und orthographischen Zeichen, mit einer großen Vollständigkeit von Regeln über den Gebrauch des Teschdid, Wesla ꝛc. in Koranen. Auch nimmt der Verf. häufig Rücksicht auf die Cufische und Africanisch-Arabische

Schrift. Nur vermißt man S. 14 die Bemerkung, daß vor Einführung der diacritischen Puncte der Buchstaben kleine Striche gebraucht wurden, obgleich der Vf. auf Adler verweiset. Angehängt ist ein eigenes Kapitel mit einer Leseprobe S. 62...70; ferner vom Ton, Interpunction und Abkürzungen, wo S. 72 die in Handschriften des Korans üblichen Abbreviaturen, die die Interpunction andeuten, erklärt werden. Zahlzeichen, sowohl durch Buchstaben, als Zifern. Endlich Kap. 9. Regeln für die Verwechselung der quiescirenden oder Vocalbuchstaben. So ausführlich und genau diese Lehre S. 76...94 behandelt ist, so vermißt man doch hier eine allgemeine einleitende Bemerkung über diese auch in andern Sprachen übliche Abwandlung des Vocallauts und die Ursachen derselben. II. Buch, von den Redetheilen, den Formen und Flexionen derselben. Der Verf. nimmt 9 Redetheile oder Arten von Wörtern an, Verbum, Nomen, Adjectiv, Artikel, Pronomen, Präposition, Adverbium, Conjunction, Interjection. Das Verbum definirt der Verf. durch ein Wort, welches das Daseyn des Subjects und seine Beziehung zum Attribut (oder Prädicat) ausdrückt. Die Abhandlung ist sehr lichtvoll und ausführlich S. 95... 185. Ueberall sind bey jeder Gattung von Verben ausführliche und deutliche Tabellen über die Flexion eingerückt. Der Verf. nimmt 6 Modos an, Indicativ, Subjunctiv (Futur. antithet.), Conditionel (Fut. apocop.) énergique (Fut. paragog.) in 2 Formen, Imperativ und Imperatif énergique (paragog.). Das Activum und Passivum heißt dem Verf., aus den in seinen Principes ausgeführten Gründen, voix subjective und objective, und das so genannte Futur heißt hier, wie sich erwarten läßt, Aoristus. Ueber den Gebrauch der beiden Temporum, des

Präteritum und Aorist, so wie über den Gebrauch der verschiedenen Moden des Aorist, findet sich S. 122 . . . 140 eine Reihe schöner Bemerkungen, von welchen jedoch mehrere sich darauf beziehen, wie man die Arabischen Zeiten und Modos im Französischen ausdrücken könne. Am Schluß dieses Abschnitts noch vom Verbo negativo, und von den Verbis, welche Lob, Tadel und Bewunderung ausdrücken. 3. Kap. vom Nomen und Adjectiv. Eintheilung und Formen der Nennwörter. Mit Recht werden die so genannten Infinitive als Formen der Substantive betrachtet, und über den Gebrauch derselben fruchtbare Regeln gegeben. Die Participia sind (S. 229) von den Verbis abgeleitete Adjectiva, oder adjectiva verbalia; denn den Nahmen Particip will der Verf. nicht gelten lassen, weil in diesen Wörtern kein Zeitbegriff sey, daher sie auch bey den Verbis nicht erwähnt werden. Indessen hatte der Verf. den Begriff der Zeit in die Definition des Verbi nicht aufgenommen. Die aus Nennwörtern abgeleiteten Adjectiva heißen Adjectifs relatifs, und werden S. 239 flg. sehr sorgfältig abgehandelt. Vom Genus S. 251, mit einem alphabetischen Verzeichniß der Wörter, die bey männlicher Form weiblich sind, und der von doppeltem Geschlecht. S. 250 vom Numerus; über 30 Formen des Plural, wieder mit Tabellen. Bey der Form افاعل S. 273 hätte noch bemerkt werden können, daß sie auch von dem Singular فعيل vorkömmt, z. B. اساطير احاديث. Eben so die Form افعلة (S. 267), z. B. أعزة von عزيز. S. 289 Casus und Declination. Veränderungen der Nomi-

mehr, wenn sie bestimmt werden durch den Artikel oder status constr. S. 310 Zahlwörter. Der Verf. declinirt ثلث مياة (anstatt des gewöhnlichen ثلثمائة) auf Autorität des Gjauhari und Firuzabadi u. A., gegen die freylich nichts einzuwenden ist. S. 322 Indeclinabilia. 4. Kap. Artikel ال und ذا, ي u. s. w. 5. K. Verbindungs- und Fragwörter, الذي, من, ما, امي, ذو und ال, كم ꝛc. 6. Kap. Pronomina, mit einer Tabelle für die isolirten Pronomina mit ايا und die Personen-Endungen der Verben, die von den Arabern als Pronomina betrachtet werden. Die Berichtigung der durchaus falschen Ansicht, daß im Aorist, z. B. in تكتبون, nicht das ت, sondern das و das Pronomen sey, ist vermuthlich der mündlichen Erläuterung vorbehalten. 7. Kap. Partikeln, die nicht flectirt werden, Präpositionen, Adverbien ꝛc. ihre Verschiedenheit und Bedeutung. Zu den Präfixen wird S. 354 auch ع und م gerechnet, die Abkürzungen von عن und من, wo ihr letzter Buchstabe in ein darauf folgendes م übergeht. Es wird aber von beiden erst S. 365 nach من gehandelt. Von den Adverbien S. 368 sehr ausführlich, mit einem alphabetischen Verzeichniß derselben, und Bemerkungen über die einzelnen Arten. Eben so von den Conjunctionen S. 390 und Interjectionen, wo noch اا, مه, هيه, hinzugesetzt werden könnten. Zuletzt vom Gebrauch der Affixe bey den Partikeln S. 407 flg., worauf noch Zusätze und Verbesserungen und ein alphabetisches Verzeichniß der in die-

ten Theile vorkommenden und erklärten Arabischen Kunstwörter, nebst einem Druckfehlerverzeichniß, folgen. Eine kleine Unbequemlichkeit ist es, daß die Kapitel nicht mit der vom Verf. angenommenen Ordnung und Zahl der Redetheile übereinstimmen, indem Kap. 2. vom Verbum handelt (Kap. 1. besteht nur aus 4 Zeilen), Kap. 5. zwischen Artikel und Pronomen eingeschoben ist, und Kap. 7. alle Partikeln umfaßt, wodurch das Auffinden einzelner Materien, zumahl bey dem Mangel specieller Columnentitel, erschwert wird. Diesem Bande sind 8 schön gestochene Schrifttafeln beygefügt: 1) das Altarabische oder Cufische Alphabet, 2) Arabisch-Africanische Alphabet, 3) Probe von Cufischer, und 4) Africanischer Schrift, sämmtlich nach Handschriften des Koran; 4 B dieselbe aus einem Briefe von Tripolis; 5) 6) Arabisch mit Hebräischen Buchstaben; 7) dasselbe nach Briefen aus Marokos und Tripolis; 8) verschiedene Arten von Zahlzeichen, die bey den Arabern üblich sind, eine sehr instructive Tafel. Die Zifern, die hier Gobar, غبار, heißen, eine Spielart der Indischen, waren dem Rec. bisher unbekannt. Wo sie gebräuchlich sind, und warum sie diese Benennung haben, ist nicht bemerkt.

Im zweyten Bande ist das III. und IV. Buch enthalten. Jenes ist eine ausführliche Syntax, die der Verf. in zwey Theile, eigentliche Syntax, und Construction, theilt. Von der Syntax handeln die 30 ersten Kapitel, das 31. von der Construction, welchem noch drey Kapitel über die Ellipse, den Pleonasmus und die poetischen Licenzen, angehängt sind. Durch diese Arbeit, die das Resultat eines vieljährigen Studiums und Belesenheit in Arabischen Grammatikern ist, hat sich der Verf. ein desto grö-

[illegible] Verdienst erworben, je mangelhafter dieser Theil in unsern bisherigen Sprachlehren war. Wie ausführlich hier alles abgehandelt sey, sieht man daraus, daß diese Syntax 377 Seiten, enge gedruckt, beträgt; allein auf die Syntax der Zahlwörter kommen 25 Seiten. Man wird in diesem Werke nicht leicht Etwas, was zu den Eigenthümlichkeiten der Arabischen Wortfügung gehört, vermissen; nur muß man, um es mit Nutzen zu gebrauchen, mit der Methode und dem Sprachgebrauch des Verf. bekannt seyn. Das IV Buch gibt die Syntax der Arabischen Grammatiker, wobey der Verf. Martellota's Institutiones linguae Arabicae (Rom 1620, Quart) gefolgt ist, aber mit starken Abkürzungen, weil hier nur die Absicht war, eine Anleitung zum Verständniß der Arabischen Grammatiker und Scholiasten zu geben. Der Verf. erinnert selbst, daß dieser Theil nicht für Anfänger, sondern für solche bestimmt sey, die sich zur Lectüre der Arabischen Scholiasten vorbereiten wollen, für welches Studium er den Commentar des Beidhawi zum Koran empfiehlt, weil die meisten gedruckten Scholien durch Druckfehler sehr entstellt sind. Auch kann dieser Theil zur Ergänzung der vorhergehenden dienen, indem er theils andere Kunstausdrücke, theils hin und wieder eigene Bemerkungen, enthält. (So ist z. B. dem Rec. die Regel über die verschiedene Construction der Partikel [illegible] (S. 433, im dritten Buche nicht vorgekommen.) Nicht zu gedenken, daß diese verschiedene Ansicht demjenigen, der sich durch die Schwierigkeiten nicht abschrecken läßt, eine genauere Kenntniß der Sprache gewähren muß. Das letzte Kapi-

tel, von der grammatischen Analyse إعراب, zeigt besonders das Umständliche und Subtile dieser Methode. Von dem einfachen Satz, غلامي حاضر (Mein Diener ist zugegen) lautet die Analyse so: غلامي inchoatif mis au nominatif par la fonction qu'il fait d'inchoatif; ce cas est caractérisé par un dhamma, qui est placé virtuellement sur la lettre م qui précède le *ya*, mais qu'on ne peut pas rendre sensible, parceque la place, ou l'on devroit la mettre, est occupée par la motion analogue: غلام antécédent d'un rapport d'annexion; le *ya* est un pronom affixe, qui est virtuellement au genitif, comme complement d'un rapport d'annexion; le mot غلامي conserve la même forme à l'accusatif et au genitif. Par la motion analogue, j'entends le kesra du mim, motion qui est analogue au *ya*. حاضر énonciatif de l'inchoatif غلامي; il est au nominatif, et ce cas est caractérisé par le *dhamma* qui termine ce mot. Auch diesem Bande ist, außer einigen Zusätzen und Verbesserungen, ein Verzeichniß der vorgekommenen Kunstausdrücke und einiger Druckfehler angehängt. Auf die Sprache des gemeinen Lebens, Prosodie rc. hat der Verf. keine Rücksicht genommen, weil man darüber schon eigene Werke hat, und sich mit Recht bloß auf die Grammatik der Schriftsprache beschränkt; wer diese gründlich studiren will, dem ist die Sprachlehre des Verf. unentbehrlich.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. u. 90. St.

Den 6. Junius 1811.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 4. May hielt Hr. Professor Stromeyer die Vorlesung. Der Gegenstand derselben war: *Experimenta et Observationes de terrae siliceae, reductione carbonis et ferri ope facta, nec non analysis ferri siliceo-carbonei chemica.* Die höchst merkwürdige Entdeckung Davy's, daß die Alkalien und die so genannten alkalischen Erden zusammengesetzt, und Verbindungen eigenthümlicher metallischer Grundlagen mit dem Oxygen sind, bestätigt nicht nur eine von dem großen Lavoisier auf Thatsachen gestützte Vermuthung, sondern eröffnet auch für die Chemie, und überhaupt für die physicalischen Wissenschaften, eine neue Epoche von dem weitaussehendsten Interesse. Es ließ sich demnach als sehr wahrscheinlich voraussetzen, daß auch die eigentlichen Erden ähnliche Zusammensetzungen seyn möchten, und, gleich den Alkalien und alkalischen Erden, aus metallischen, mit Oxygen verbundenen, Grundlagen beständen. Indessen hatten bisher sowohl die von Davy, als auch von andern,

Chemikern mit der Voltaischen Säule angestellten Versuche hierüber noch keine befriedigende Aufschlüsse gegeben. Dieses veranlaßte unlängst den bekannten Schwedischen Chemiker Berzelius, in Betreff der Kieselerde einen ähnlichen Weg einzuschlagen, durch welchen zuerst die Herren Thénard und Gay-Lussac die Davy'sche Entdeckung der Zusammensetzung des Kali und Natron bestätigt haben. Er unterwarf in dieser Absicht ein Gemenge aus Eisenfeile, Kohlenpulver und Kieselerde in verschlossenen Tiegeln einem sehr heftigen Gebläsfeuer, und erhielt dadurch vollkommen geschmolzene und zum Theil ductile Eisenreguli, welche, mit Säuren behandelt, jedesmahl Kieselerde in bedeutender Menge zurückließen, und mit Schwefelsäure mehr Wasserstoffgas producirten, als eine gleiche Menge reines Eisen unter denselben Umständen gibt. Aus diesem Verhalten der Eisenreguli glaubte Berzelius schließen zu dürfen, daß die Kieselerde bey der Behandlung mit Kohlenstaub und Eisenfeile durch ersteren reducirt worden sey, und sich in diesem reducirten Zustande mit dem Eisen und einem Antheil Kohle verbunden habe.

Diese Versuche schienen dem Hrn. Prof. Str. von der größten Wichtigkeit, sowohl in wissenschaftlicher, als auch in technischer Beziehung, zu seyn, indem es ihm nicht unwahrscheinlich dünkte, daß sie uns zu einer genauern Kenntniß der doch immer noch nicht völlig aufgeklärten Natur des Stahls und Gußeisen und deren Modificationen führen könnten, bey deren Auflösung in Säuren man bekanntlich stets einen bald größern, bald kleinern, kieselerdeartigen Rückstand erhält, und daß selbst der Eisenhütten-Proceß hierdurch einen höhern Grad der Vollkommenheit erhalten könne. So bald er daher durch das October-Heft der schätzbaren Gilbert-

schen Annalen der Physik vom vorigen Jahre von diesen Untersuchungen Kenntniß erhalten hatte, unternahm er sogleich, die Versuche des Schwedischen Chemikers nachzuarbeiten, und die Thatsachen, worauf Berzelius seine Vermuthung über eine Statt gefundene Reduction der Kieselerde stützt, zu verificiren. Es glückte ihm auch sehr bald, nach einigen vergeblichen Versuchen, mit Hülfe der Esse eines hiesigen Schmidtes, indem die im academischen Laboratorio befindliche Esse dazu zu schwach war, ähnliche Eisenreguli, und zwar mehrmahls von der Größe einer großen Erbse, zu gewinnen. Im Allgemeinen wurde hierbey vom Hrn. Prof. Str. das von Berzelius angegebene Verfahren befolgt, nur nahm er statt der Kohlen Kienruß, weil er befürchtete, daß das in den Kohlen enthaltene Alkali sich zugleich mit reduciren, und dadurch die Eigenschaften des Silicium-Eisens in etwas abgeändert werden möchten, so wie er fand, daß dasselbe Fluorium enthielt, so bald zu dessen Gewinnung flußsäurehaltige Kieselerde angewandt worden war. Auch wurde die Masse, wie bey Reductionen von Metall-Oxyden, noch mit etwas Leinöhl angerührt. Die durch dieses Verfahren gewonnenen Reguli des Silicium-Eisens variirten nicht nur in der Größe, sondern auch der Farbe, dem Glanze, der Härte, der Ductilität und dem Gefüge nach ungemein. Indessen ließen sich doch vier Haupt-Varietäten davon unterscheiden, welche auch in Ansehung des Mischungsverhältnisses, wie die Analyse derselben ergab, von einander abwichen. Von diesen zeichnete sich die erste durch ein blättrig-körniges Gefüge aus, hatte auf der Oberfläche meist ein krystallinisches Ansehen, und besaß, wenn sie polirt wurde, in der Farbe auffallende Aehnlichkeit mit Platin. Die zweyte Va-

rietät ähnelte im Gefüge, und auch dem Bruche, ungemein dem Grau-Gußeisen; die Kugeln derselben fielen äußerlich meist glatt und glänzend aus, und nahmen durch Politur eine zinnweiße Farbe an. Die dritte Varietät, welche dem weissen Gußeisen glich, hatte ein dichtkörniges Gefüge, und kam in der Farbe dem Silber am nächsten. Diese drey Varietäten waren sämmtlich spröde, ließen sich aber doch, bey vorsichtigem Hämmern, etwas abplatten, und nur äußerst schwierig pulverisiren. Die vierte Varietät endlich war stahlartiger Natur, und glich diesem in Hinsicht des Gefüges, der Ductilität, der Härte, der Farbe, des Glanzes und der Politurfähigkeit auffallend. Ließ sich auch wie Stahl härten, und lief, wie dieser, bey vorsichtigem Erhitzen auf der Oberfläche mit Farben an. Von dieser Varietät kamen zwey Abänderungen vor, wovon die eine ein grob-stahlartiges Gefüge besaß, und nur subductil war, aber dabey so hart, daß Stab- und Gußeisen beym Hämmern darauf tiefe Eindrücke davon annahmen. Die andere Abänderung hingegen zeichnete sich durch ein höchst feinkörniges Gefüge und vollkommene Ductilität aus. Das specifische Gewicht des Silicium-Eisens variirte zwischen 6,7777 und 7,3241, und fiel durchgehends um so geringer aus, je reicher der Gehalt desselben an Kieselmaterie und Kohlenstoff war. Dasselbe wurde stark vom Magnet gezogen, und war gleichfalls ein vortrefflicher Leiter der Electricität.

Kugeln dieses Metalls mit Säuren digerirt, bis diese keine merkbare Wirkung darauf mehr äußern, wurden bloß geschwärzt, oder auch grau, und gaben eine Eisenauflösung, ohne übrigens an Größe und Gestalt merkbar verändert zu werden,

Hierauf calcinirt, brannten sie sich mehr oder minder weiß, ohne auch jetzt ihre Größe und Gestalt auffallend zu ändern. Diese durch Calciniren selbst vollkommen weißgebrannten Kugeln wurden vom Magnet noch sehr stark gezogen, und gaben, in Salzsäure oder Salpetersäure geworfen, unter Entbindung von Wasserstoffgas oder oxydirtem Salpeterstoffgas (Gaz nitreux) aufs neue Eisenauflösung, und verloren diese Eigenschaft nicht eher, als bis sie durch fortgesetzte Behandlung mit Säuren in einen gelatinösen Zustand versetzt worden waren. Dieser gelatinöse Rückstand verhielt sich völlig wie die reinste Kieselerde. Dagegen Kohlen-Eisenkugeln, welche bloß durch Zusammenschmelzen von Eisenfeile und Kienruß erhalten worden waren, und im Gefüge auffallend der zuerst genannten Varietät des Silicium-Eisens ähnelten, mit denselben Säuren behandelt, zwar auch Kugeln zurückließen, welche noch ganz die Gestalt und das Volumen der angewandten Eisenkugeln hatten; allein diese verbrannten beym Glühen, wie Kohle, ohne Hinterlassung eines wägbaren Rückstandes.

Das sich bey Behandlung des Silicium-Eisens mit Salzsäure oder Schwefelsäure entbindende Wasserstoffgas war kohlenstoffhaltig, und führte, gleich dem, welches Gußeisen gibt, ein fötides Oehl in reichlicher Menge mit sich, so daß die Sperrflüssigkeit sich dadurch färbte, und stinkend wurde. Auch entstand während der Entbindung dieses Gas ein ähnlicher kieselartiger Schaum, wie solcher unter denselben Umständen beym Gußeisen wahrgenommen wird. Die Menge von Wasserstoffgas, ferner, welche das sich bey der Behandlung des Silicium-Eisens in Salzsäure entbindende Kohlen-Wasserstoffgas enthält, war, ei-

ner eudiometrischen Prüfung zufolge, stets größer, als die ist, welche eine gleiche Menge Stabeisen bey derselben Behandlung gibt. Auch fiel dieselbe jedesmahl um so größer aus, je mehr Kieselerde aus dem Metall gewonnen wurde. So gaben 1128,0 Milligramme der blättrig-körnigen Varietät 22,673 Pariser Cubikzoll Wasserstoffgas (bey 0° C. Temperatur, und 28″ Barometerstand), und 1110,5 Milligramme der subductilen stahlartigen Varietät 22,228 Pariser Cubikzoll; während im ersten Fall nur 864,5 Milligramme Eisen, und im andern Fall 1053,448 Milligramme aufgelöset worden waren. Dagegen 1000 Milligramme des Stabeisens, dessen sich der Hr. Prof. Str. zu allen diesen Versuchen über die Reduction der Kieselerde bedient hatte, und welches 0,985 wirkliches Eisen enthielt, mit eben dieser Säure bis zum völligen Auflösen behandelt, nach einem Mittel aus drey Versuchen nur 20,436 Pariser Cubikzoll Wasserstoffgas producirten.

Außer der Kieselerde kam übrigens in diesem Metall nur Eisen und Kohlenstoff vor. Nach einem Mittel mehrerer Analysen betrug die Menge dieser Substanzen für 100 Theile des der Analyse unterworfenen Silicium-Eisens:

	Für Var. 1.	Für Var. 2.	Für Var. 3.
Eisen . . .	85,3528	87,4306	91,1526
Kohlenstoff*)	5,3957	4,6000	3,3644
Kieselerde . . .	20,1445	17,3161	12,5441
	110,8930	109,3467	107,0611

*) Bey Var. 1. und 2. ist derselbe durch Verpuffen des Metalls mit Salpeter bestimmt; bey Var. 3. und 4. aber bloß aus dem Verluste berechnet worden, welchen das rückständige Kieselpulver beym Glühen erleidet.

	Für Var. 4. α)	Für Var. 4. β)
Eisen . . .	95,2119	96,1782
Kohlenstoff	2,0846	1,0800
Kieselerde . .	6,5303	4,8090
	103,8268	102,0670

Alle diese Thatsachen nun zusammengenommen, schienen den Hrn. Prof. Str. in jeder Hinsicht zu der Folgerung zu berechtigen, daß die Kieselerde bey der angezeigten Behandlung mit Eisen und Kienruß durch letztern wirklich zu einem metallartigen Körper reducirt worden sey, und in diesem reducirten Zustande sich mit dem Eisen und einem Antheil Kohlenstoff aus dem Kienruße verbunden habe. Denn die Kieselerde in dieser Mischung als bloß zufällig anzusehen, dagegen streite schon sowohl die bedeutende Menge derselben, als auch ihr constantes Vorkommen: so wie es unserer bisherigen Erfahrung von dem Verhalten eines geschmolzenen Metalls zu pulverförmigen erdigen Substanzen ganz zuwider sey, anzunehmen, daß die aus dem Metall geschiedene Kieselerde in diesem erdigen Zustande mit dem Eisen entweder bloß mechanisch, oder auch selbst chemisch verbunden vorkomme. Diese Folgerung erhalte aber die vollkommenste Bestätigung 1) durch den Umstand, daß man bey der Analyse dieses Metalls beständig einen bedeutenden Ueberschuß erhalte, und daß dieses durchgehends im Verhältniß zu der Menge der gewonnenen Kieselerde stehe, und fast jedesmahl etwas mehr, als die Hälfte derselben betrage; und 2) durch die auch schon von Berzelius erkannte Eigenschaft dieses Metalls, mehr Wasserstoffgas bey seiner Behandlung in Säuren zu produciren, als eine gleiche Menge reines Eisen un-

ter eben den Umständen gibt, und daß die Menge des von dem Silicium-Eisen producirten Wasserstoffgases gleichfalls ganz im Verhältniß zu der Menge Kieselerde stehe, welche aus dem Metall geschieden werde. Da es überdem nur metallischen Körpern eigen sey, in Behandlung mit Säuren das Wasser zu zersetzen, so gebe auch diese Eigenschaft den stärksten Beweis für die metallische Natur der combustibeln Basis der Kieselerde, welche, von aller Analogie abgesehen, auch daraus hervorgehe, daß die Geschmeidigkeit und Leitungsfähigkeit des Eisens für Electricität durch die Verbindung mit der Kieselerde-Basis nicht zerstört worden sey.

Rechne man nun den in der blättrig-körnigen und der grau-gußartigen Varietät des Silicium-Eisens aufgefundenen Eisen- und Kohlenstoffgehalt zusammen, und nehme das am Hundert Fehlende für Silicium (mit welcher Benennung vom Hrn. Prof. Str. die metallische Grundlage der Kieselerde bezeichnet wird) an, so gebe dieses, wenn man aus beiden Bestimmungen, die übrigens nur unbedeutend von einander abwichen, das arithmetische Mittel zöge, die Zusammensetzung der Kieselerde in 100 Theilen an, zu:

46,0069 Th. metallischer Basis oder Silicium
53,9931 Th. Oxygen

100,000

Oder 100 Theile Silicium verbänden sich, um zu Kieselerde zu werden, mit 117,380 Th. Oxygen.

Eine Bestimmung, die, obgleich sie unmöglich ganz scharf seyn könne, dennoch gewiß von der Wahrheit sich nicht sehr entferne, indem das chemische Verhalten dieser Erde offenbar in derselben

auf einen, wo nicht noch größern, doch auch nicht viel kleinern, Oxygengehalt schließen lasse.

Ein paar mit Kieselerde, Kienruß und Silber, (anstatt des Eisens) angestellte Reductions-Versuche, in der Hoffnung, ein völlig kohlenstofffreyes Silicium-Silber zu gewinnen, und durch dieses eine schärfere Bestimmung der Zusammensetzung der Kieselerde zu erhalten, entsprachen dieser Erwartung nicht, denn auch hier bildete sich eine dreyfache, aus Silber, Silicium und Kohlenstoff bestehende, Verbindung.

Nach dieser Bestimmung des Mischungsverhältnisses der Kieselerde nun in obigen Analysen des Silicium-Eisens aus der aufgefundenen Menge Kieselerde die Menge des darin enthaltenen Silicium berechnet, ergebe die eigentliche Mischung des Silicium-Eisens selbst in 100 Theilen desselben zu:

1) in der blättrig-körnigen Varietät:

85,3528	Eisen
9,2679	Silium
5,3793	Kohlenstoff
100,0000	

2) in der grau-gußartigen Varietät:

87,4306	Eisen
7,9661	Silicium
4,6033	Kohlenstoff
100,0000	

3) in der weiß-gußartigen Varietät:

91,1526	Eisen
5,7330	Silicium
3,1144	Kohlenstoff
100,0000	

4) in der stahlartigen Varietät,

α) der subductilen:

95,2119	Eisen
3,0044	Silicium
1,7837	Kohlenstoff
100,0000	

β) der vollkommen ductilen:

96,1782	Eisen
2,2124	Silicium
1,6096	Kohlenstoff
100,0000	

Am Schlusse dieser Vorlesung benachrichtigte der Hr. Prof. Str. die königl. Societät noch, daß es ihm auf eine ähnliche Art auch geglückt sey, die Talkerde und Glucinerde zu reduciren, und ihre metallischen Grundlagen in Verbindung mit Eisen und Kohlenstoff darzustellen.

Göttingen.

Bey Heinrich Dieterich: Prosodisches Lexicon der Griechischen Sprache, aus den heroischen Dichtern zusammengetragen. Zum Gebrauche der Schulen, und zur Beförderung des prosodischen Studiums. Von D. Johann Friedrich Christoph Gräffe. 1811. XXIV und 187 Seiten gr. Octav.

Der Titel zeigt schon an, daß diese Schrift die Bestimmung habe, den jüngern Freunden die Kenntniß der Griechischen Prosodie zu erleichtern. Das Erste, was für diesen Zweck geschehen muß, bestehet in dem Geschäfte, dem Anfänger sichere Beurtheilungsmittel darzureichen, aus welchen er sich überzeugen kann, ob die Sylben, deren Quantität in Frage kömmt, einen entschiedenen prosodischen Werth sich zueignen. Weil die Hexameter und Pentameter für die Beurtheilung der Quanti-

täten keinen Zweifel übrig lassen: so sind, einige Ausnahmen abgerechnet, die Beweisstellen aus den heroischen Dichtern genommen worden, deren Werke in der Vorrede aufgeführt werden. Nach der Einleitung, welche die nöthigsten Vorkenntnisse zur Beurtheilung der Quantitäten S. XIX . . . XXIV enthält, folgt S. 1 . . . 160 das prosodische Lexicon. Ausgeschlossen sind alle Wörter, deren Quantität für sich selbst klar ist, und es bleiben also für dieses Lexicon nur diejenigen Wörter übrig, welche wegen der zweyzeitigen Vocale α, ι, υ, eine nähere Bestimmung verlangen. Die Einrichtung ist nun so getroffen worden, daß die Wörter, deren zweyzeitiger Vocal einer sichern Entscheidung bedurfte, nach der Abtheilung der ersten, vorletzten und letzten Sylben, entweder vor einem Consonanten, oder vor einem Vocale aufgeführt werden. So sind bey α, ι und υ die Rubriken: in den ersten Sylben vor den Consonanten; in den ersten Sylben vor den Vocalen; in den vorletzten Sylben vor den Consonanten; in den vorletzten Sylben vor den Vocalen; in den letzten Sylben. Um das Aufschlagen zu erleichtern, steht in der verticalen Columne der gesuchte Vocal vor dem Consonanten, oder vor dem Vocal, nach alphabetischer Reihe vorangesetzt, z. B. αβ, αγ, αδ, αϑ u. s. f. — αα, αε, αει, αη, αι, αο, αυ, αω. — Bey jedem Worte, dessen Quantität oben über mit einem Zeichen versehen ist, stehen die Beweisstellen, entweder aus einem Dichter, oder, wenn es nöthig war, aus mehreren Heroikern. Der Anhang S. 161 . . . 183 enthält, außer den Resultaten, welche aus den Belegen des Lexicons hervorgehen, besondere Fälle, nach folgenden Rubriken: §. 1. Länge einer kurzen Sylbe durch Cäsur. §. 2. Länge eines Vocals vor einem fließenden Buchstaben. §. 3. Verkürzung des Diphthongs vor einem Consonanten.

§. 4. Verkürzung des getrennten Diphthongs. §. 5. Verkürzung der langen Vocale und Diphthonge vor einem Vocale in demselben Worte. §. 6. Verkürzung der Proposition. §. 7. Ungewöhnliche Verlängerung kurzer Sylben. §. 8. Verschmelzung der Vocale. §. 9. Abweichung von den dem Hexameter angehörenden Füßen. §. 10. Schwer zu scandirende Verse.

Wenn man in Erwägung zieht, daß der Verfasser die sämmtlichen, in der Vorrede bemerkten, heroischen Gedichte in der prosodischen Rücksicht genau durchlas, jedes für die Begründung des prosodischen Werths wichtige Wort niederschrieb, und dann jedem Gliede der gewählten Reihenfolge die Beweisstellen beyfügte: so wird man es wohl leicht zugeben, daß diese Arbeit nicht ohne Beschwerde vollendet werden konnte. Ungeachtet, daß der Aufmerksamkeit das eine oder andere Wort entgangen seyn mag: läßt sich doch bey der Genauigkeit, womit diese Schrift abgefaßt ist, schon im voraus abnehmen, daß die Zahl der übersehenen Wörter nicht beträchtlich seyn werde. Aus den frühern Zeiten ist nur Ein prosodischer Lexicograph bekannt geworden, nähmlich Drako aus Stratonicea, aus dessen handschriftlichem Werke (περι μετρων ποιητικων) Hr. Hase in den Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque Impériale — Tome huitième. A Paris 1810, einen belehrenden und jedem Prosodiker willkommenen Auszug geliefert hat. Drako schrieb, ohne die Wörter nach der Zweyzeitigkeit der Vocale zu ordnen, bloß nach dem Alphabete, so daß die Wörter, welche z. B. mit dem χ sich anfangen, hinter einander, und auch selbst hier ohne strenge Ordnung, folgen. Der erste, welcher auf den Gedanken kam, die für die Prosodie wichtigen Wörter nach der Regel zu ordnen, wie sie in den

ersten, oder vorletzten, oder letzten Sylben zu einander gehören, war Renatus Guillon in seinem Γνωμων. Parisiis 1567. 76 Seiten in groß Quart. Seit dieser Zeit ist kein Versuch dieser Art bekannt geworden; die Idee, welche der Guillonischen Schrift zum Grunde lag, hat gegenwärtiges Lexicon angenommen, aber vollständiger, und für die Erleichterung der Anfänger brauchbarer ausgeführt; und so wäre also dieß Lexicon für die prosodische Litteratur allerdings ein Gewinn.

Durch die Einrichtung, nach welcher die Gleichheit und Aehnlichkeit die Reihenfolge bestimmt, erhält der Anfänger den Vortheil, mit einem Mahle übersehen zu können, wie viel Wörter der Art sich zu derselben Quantität neigen. So beträgt z. B. die Menge der Wörter, welche die vorletzte Sylbe ιπ lang haben, die Zahl 12, da hingegen die vorletzten Sylben ιυ, welche Länge haben, ungleich beträchtlicher ist. Die Bemerkung dieser Verhältnisse erleichtert das Behalten der Abweichungen nicht wenig.

Die eigentliche Tendenz dieses Lexicons gehet dahin, den Jüngling, der zwar einen Griechischen Autor lesen kann, aber von der Prosodie noch nichts versteht, dahin zu bringen, daß er sich selbst in die Eigenthümlichkeiten dieses Studiums einweihe. Wenn die Grundregeln über die Längen und Kürzen der Griechischen Wörter, nach der Einleitung, bemerkt sind; so fange der Lehrling sogleich an, Hexameter oder Pentameter zu scandiren. Der Verf. schlägt dazu eine Rhapsodie der Iliade oder der Odyssee vor. Kommen in den Versen Sylben vor, welche ihm unbekannt sind, z. B. Od. λ. 574 ἀαγης, unzerbrechlich: so suche er dieß Wort unter der gehörigen Rubrik der vorletzten Sylben αγ; und er wird finden, daß in dem gedachten Worte das α vor γ lang ist. Diese Uebung

mit einer einzigen Rhapsodie fortgesetzt, wird den Anfänger schon so weit führen, die Scansion mit Leichtigkeit vorzunehmen. — In der Vorrede wird die Reihe angegeben, in welcher es am besten seyn möchte, die heroischen Dichter auf einander folgen zu lassen. Nach Endigung dieses Geschäfts wird der Freund des prosodischen Studiums im Stande seyn, die Verse der lyrischen, tragischen und anderer Dichter mit Sicherheit beurtheilen zu können. Bis so weit will dieß Lexicon durch erleichterte Selbstübung denjenigen führen, der in der Prosodie vorher ein Fremdling war. Noch früher, versteht sich von selbst, wird der Schüler oder der Anfänger zu diesem Ziele gelangen, wenn ihn die Hülfe eines Lehrers bey dem Gebrauche dieser Schrift unterstützt. Aus diesen Gründen möchte daher diese Arbeit wohl darauf Anspruch machen, eine bisherige Lücke in der prosodischen Bildung auszufüllen, und deßwegen den jüngern Freunden des prosodischen Studiums empfohlen zu werden.

Marseille.

Notices sur le Progrès des Sciences physiques et naturelles dans les Etats unis d'Amérique. Par le Docteur *Louis Valentin*. 1809. Octav.

Kurze Nachrichten von einigen neuern Erfahrungen in der Arzneywissenschaft, Naturgeschichte und Oeconomie. — Wiederhohlte Erfahrungen bestätigen es, daß das gelbe Fieber ganz und gar nicht ansteckend ist, und nicht von einem eigenen specifiken Gifte entsteht. Man inoculirte Personen den Speichel, das Blutwasser, solcher Kranken, ja die schwarze Materie, die kurz vor dem Tode ausgebrochen zu werden pflegt, und die Krankheit erfolgte nicht. — Verschiedene Versuche mit fiebervertreibenden Mitteln, an der Stelle der China; vorzüglich der Rinde der Magnolia tripetata, von Cornus florida. — Die Tinctur von den Samen

der Datura tatula heilte eine Gehirnwassersucht, wogegen Quecksilber und Digitalis purpurea fruchtlos angewendet worden waren. Ueberhaupt empfiehlt sie sich als ein sehr kräftiges wasserabführendes Mittel. — Viele Fälle, wo die Schwindsucht durch Quecksilber, bis zum Speichelfluß gegeben, geheilt wurde. Man verband damit Mohnsaft und stärkende Mittel. — Schon lange wendete man den Bleyzucker in America gegen Blutungen an. — Einige Nachrichten von öffentlichen Anstalten in den vereinigten Staaten. Versorgung der Armen. Die Anstalten dazu sind so vortrefflich, daß man in Nordamerica keinen Bettler findet. Oeffentliche Gefängnisse; Hospitäler.

Paris.

Coup d'oeil sur les différentes modes de traiter le Tetanos en Amérique, par *L. Valentin*. 1811. Octav 62 Seiten.

Ein paar Fälle, wo das Solanum carolinense bey einem Tetanus von unterdrückter Ausdünstung mit glücklichem Erfolge gebraucht wurde. Man gab dem Kranken alle Abende einen Aufguß von 6 Beeren. Es erfolgte jedesmahl Schweiß. Nach 6 Tagen war der Kranke völlig wieder hergestellt. — Auch den Knoblauchsaft hat man mit Nutzen gebraucht: innerlich täglich zwey Mahl zu einem Eßlöffel voll, und äußerlich ins Rückgrath eingerieben. Jedoch immer nur beym Tetanus von Erkältung, der in Südamerica sehr häufig ist, wo jeder Gesunder, der des Nachts unter freyem Himmel schläft, Gefahr läuft, ihn zu bekommen. — Auch der Tetanus bey Verwundungen ist in America sehr häufig, und meistentheils tödtlich. Man behandelt ihn auf verschiedene Art, und mit verschiedenem Erfolge. Der so sehr verschiedene Erfolg der berühmtesten Mittel zeigt offenbar, daß in der Krankheit Verschiedenheiten existiren, welche durch Er-

fahrungen bestimmt werden müssen, wenn man die in jedem Fall zuträgliche Curmethode bestimmen will. Immer fängt sich die Krankheit mit dem Kinnbackenkrampfe an. Zuweilen erschien sie erst, als sich die Wunde ihrer Heilung nahete, ja zuweilen, als sie bereits vernarbt war. — Zur Verhütung des Krampfes empfiehlt man den frühen Gebrauch der China; Einschnitte, vorzüglich wenn es eine enge Stichwunde ist; öhlichte Einreibungen in die Wunde und nahen Theile. Vorzüglich soll man die Wunde selten und schnell verbinden, und sie der Berührung der äußern Luft nicht aussetzen. — Bey schon entstandenem Krampfe hat man die Amputation des Gliedes einige Mahle mit gutem Erfolge gemacht. In einem Falle konnte der Kranke sogleich nach der Amputation der verletzten Fußzehe den Mund öffnen. Ganz wich jedoch die Krankheit nicht eher, als nach dem Gebrauche des Mohnsaftes. — Auch Wein ist, in starken Dosen, zuweilen mit Nutzen angewendet worden. — Den Mohnsaft hat man mit sehr verschiedenem Erfolge angewendet. Es kömmt aber darauf an, ihn so bald als möglich, bey Erscheinung der ersten Zufälle, und in großen Dosen zu geben. Kalte Bäder nutzten weit öfter, als warme. — Quecksilber ist eines von den gebräuchlichsten und wirksamsten Mitteln. In einem Falle legte sich der Krampf, so bald durchs Quecksilber Salivation entstand; und entstand vier Mahl von neuem wieder, so bald die Salivation aufhörte, und verschwand jedesmahl wieder, so bald die Salivation von neuem erregt wurde. Einmahl erregte ein Tobaksklystier Erbrechen, worauf sich die Krankheit minderte. — Der Kinnbackenkrampf neugeborner Kinder, der sonst in Südamerica so häufig war, wird jetzt wirklich sehr selten beobachtet, seitdem man Kindern Purgirmittel gibt, um das Meconium abzuführen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 8. Junius 1811.

Göttingen.

Hr. Professor Schmidt in Gießen hat der königl. Societät der Wissenschaften neuere Versuche über die Elasticität der Wasser- und Weingeist-dämpfe mitgetheilt (die älteren s. man in Gren's Journal der Physik 4. Band), welche das Gesetz über die Elasticität der Wasserdämpfe, welches unser Hr. Prof. Mayer in seiner der königl. Societät der Wissenschaften vorgelesenen Abhandlung de vi elastica vaporum, aus gewissen Principien über die Natur der elastischen Flüssigkeiten abgeleitet hatte, so wie auch dessen Urtheil über die früheren Versuche des Hrn. Prof. Schmidt bestätigen, und zu einem Nachtrage jener Vorlesung dienen können. Hr. Schmidt hielt sich längst für überzeugt, daß seine früheren Angaben über die Elasticität der Wasserdämpfe in den niedrigeren Temperaturen einer Berichtigung bedürften, so wie er dagegen die Richtigkeit der Daltonischen Beobachtungen in den höheren Temperaturen bezweifelte. Der Grund des von dem Verfasser begangenen Fehlers liege hauptsächlich darin, daß er die ungleiche Wirkung der

Capillar-Attraction zwischen dem Glase und dem Quecksilber in dem Gefäße und der Röhre des Elasticitätsmessers nicht in Anschlag gebracht, so wie denn auch die Art der Beobachtung bey sehr niedrigen Ständen der Quecksilbersäule unter dem Wasser nicht die größte Schärfe erlaubt habe. Beide Quellen von Irrthümern suchte er jetzt sorgfältig zu vermeiden. Alle Beobachtungen unter 18° Reaum. sind in der freyen Luft angestellt, und oft wiederhohlt worden, um aus den verschiedenen Resultaten ein Mittel zu ziehen. Dann hat er die Wirkung der Capillar-Attraction durch besondere Versuche bestimmt, und sie gehörig in Anschlag gebracht. Sonst sind die neueren Versuche mit ähnlichen Apparaten, wie die früheren, unterhalb des Siedepuncts liegenden, Beobachtungen (man s. Gren's Journal am angef. Orte), angestellt worden, jedoch hatte er dießmahl den Wärmemesser nicht in den innern Raum der Dämpfe eingesperrt, sondern er beobachtete die Temperaturen an einem Luft-Thermometer, welches zugleich mit den Elasticitätsmessern für die Dämpfe in das erhitzte Wasser versenkt wurde. Das Luft-Thermometer ist das von dem Verf. in Hauf's physiocratischem Briefwechsel beschriebene. Das Gefäß hatte sehr nahe einerley Dimensionen mit dem Gefäße des Elasticitätsmessers, und enthielt eben so viel Quecksilber, als dieses. Er durfte daher voraussetzen, daß die Temperatur der eingeschlossenen Luft und der eingeschlossenen Dämpfe, da sie sich in Berührung mit gleich viel Quecksilber, auf einerley Art eingesperrt, in demselben Mittel befanden, stets gleich blieben, und erhielt den Vortheil, die Dämpfe in den Gefäßen der Elasticitätsmesser hermetisch verschließen zu können. Die beobachteten Grade des Luft-Thermometers bedurften indessen bey den Ver-

suchen, wo bloß das Gefäß des Thermometers in dem warmen Wasser eingetaucht war, dagegen die über 2 Pariser Fuß-hohe Quecksilbersäule des Luft-Thermometers sich außer dem Wasser befand, einer besondern Verbesserung, welche durch den Unterschied der Temperaturen des Wassers und der umgebenden Luft, der Länge der Quecksilbersäule und der Ausdehnung des Quecksilbers durch die Wärme gegeben war. Um nicht jede einzelne Beobachtung verbessern zu müssen, brachte Hr. Schmidt noch eine zweyte Scale an dem Luft-Thermometer an, deren Ausdehnung verhältnißmäßig kleiner ausfiel, als der gewöhnlichen Scale. Hierbey setzte er voraus, alle seine Beobachtungen seyen bey einer Temperatur von + 10° Reaum. der umgebenden Luft angestellt worden, welche Voraussetzung auch so wenig von der Wahrheit abweicht, daß die daraus entspringenden Fehler nicht zu berücksichtigen sind. So fand nun Hr. Schmidt, daß die Resultate seiner neueren Versuche (mit Zuziehung der Correction wegen der Capillar-Attraction bey den niedrigern Temperaturen) mit den frühern sehr gut übereinstimmen, und mit unerheblichen Abweichungen, durch die Mayerische Formel dargestellt werden. Nun theilt der Verf. noch Bemerkungen über die Berechnung der Dichtigkeit der Dämpfe für jede Temperatur mit, nebst einer Formel, diese Dichtigkeit zu berechnen, die aber hier keinen Auszug verstattet. Aus der Vergleichung der Elasticitäten der Weingeist- und Wasserdämpfe bey gleichen Temperaturen folgt übrigens, daß zwischen beiden sehr nahe ein beständiges Verhältniß Statt findet, wie bereits auch Betancourt aus seinen Beobachtungen geschlossen hat, jedoch findet der Verf. den Exponenten des Verhältnisses etwas kleiner, als Betancourt, = 2,11 (vielleicht weil

beide Beobachter sich nicht genau einerley Weingeistes bedienten). Dagegen findet der Verf. das Gesetz, welches Dalton als allgemein gültig für die Dämpfe aller Flüssigkeiten entdeckt haben will, durch seine Beobachtungen nicht bestätigt, so wie denn auch wirklich aus der Natur der elastischen Flüssigkeiten sich kein theoretischer Grund für dieses Gesetz auffinden läßt. Wir danken übrigens dem Verf. für seine schönen Versuche, die er uns hat mittheilen wollen, und wir werden davon bey einer andern Gelegenheit Gebrauch zu machen suchen.

Tübingen.

Bey Cotta: Architectonisches Lehrbuch, von *Friedr. Weinbrenner*, Grosherzogl. Badischem Ober-Baudirector. *Erster Theil.* Geometrische Zeichnungslehre, Licht- und Schattenlehre. *Erstes Heft.* Mit Kupfern. Tab. I ... VI. 39 Seiten Text in Folio. 1810.

Dieses Werk, von einem unserer berühmtesten Baukünstler, gehört zu den vorzüglichern Erscheinungen im Fache der Architectur. In der kurzen Vorrede sagt Hr. Weinbrenner, daß er, zufolge der oft erhaltenen Aufforderung, dem Publicum eine Reihe zweckmäßig geordneter Arbeiten liefern will, die er für den theoretisch-practischen Unterricht in der Baukunst längst entworfen hatte. Sie bilden ein architectonisches Lehrbuch, nach einem ganz neuen Plan. Das Ganze erscheint in vier Theilen, deren jeder aus etlichen Heften besteht. Jeder Theil, meist auch jedes Heft, soll für sich ein Ganzes ausmachen. Die beiden ersten Hefte sind bestimmt für zeichnende Künstler jeder Art, die übrigen für den Baukünstler insbesondere. Darum erhalten die beiden ersten Theile noch einen zweyten Titel, der ihre umfassendere Bestim-

mung anzeigt; den Titel: Zeichnungslehre, für den Unterricht in jeder Art plastischer Kunst. Der erste Theil enthält, in dem ersten Hefte, die geometrische Zeichnungslehre, so gedrängt, als möglich, um den studirenden Künstler in den Stand zu setzen, ohne viele mathematische Formeln nur Lehrsätze, durch bloße Zeichnungen, wie es der plastische Künstler bedarf, jede Art von Linien, Flächen und Körpern, in geometrischen Grund- und Aufriß zu bringen. Das zweyte Heft stellt die Lehre der Optik von Licht und Schatten dar, nebst der Katoptrik: so weit solche der Baumeister, der Mahler u. s. w. für die Reflexion des Lichts gebraucht. Nur dem Künstler sollen diese Lehren, welche einen Theil der angewandten Mathematik ausmachen, ohne ausführliche gelehrte Darstellung, ohne Erörterung der Hypothesen von dem Wesen des Lichts, Anweisung geben, wie er bey seinen Zeichnungen Licht und Schatten zu behandeln, und nach unumstößlichen Gründen und Gesetzen zu betrachten hat. Der zweyte Theil umfaßt, in zwey Heften, für jede Classe bildender Künstler die Lehre der Perspectiv, in Verbindung mit Licht und Schatten, von den ersten Anfangsgründen bis auf die Verzeichnung ausgedehnter Bilder. In dem dritten Theile findet man, in dem ersten Hefte, die Lehre der Holz- und Stein-Construction, in dem zweyten Hefte die Details und Verzierungen der Gebäude. Der vierte Theil liefert, in verschiedenen Heften, ganze Gebäude, auch Entwürfe, und mehrere Restaurationen antiker Gebäude, mit den nöthigen Grund- und Umrissen, auch Durchschnitten. Sehr richtig bemerkt der Verf., daß zwar schon einzelne Gegenstände dieses Lehrbuchs in vielen Werken über die Baukunst mehr oder weni-

ger bearbeitet worden sind, daß aber noch keines bekannt ist, welches die ganze architectonische Schule eines architectonischen Zöglings, in ihrem Zusammenhange von einem Architecten bearbeitet, enthielte. Alle Werke der älteren Architecten, eines Vitruv, Serlio, Scamozzi, Vignola, Palladio u. s. w. können zwar dem bereits gebildeten Baukünstler nützlich seyn, zu den höchst wichtigen allgemeinen Studien aber eines jungen Baumeisters sind sie nicht zu gebrauchen. Wer als Künstler die Baukunst gründlich studirt, muß geleitet werden, von den Anfangsgründen des geometrischen Zeichnens, der Optik und der Perspectiv zu der Lehre von der Holz- und Stein-Construction, von dieser zu der Theorie der Säulen und der Verzierungen, endlich zu den übrigen Details der Gebäude und zu ihrer Ausführung. Vortrefflich und zu beherzigen sind die Lehren, welche der Verf. angehenden Architecten gibt. "Nicht speculativ", sagt er, "nicht in philosophischer und gelehrter Rüstung, das heißt, abschreckend für Zöglinge und ausübende Künstler, kann und will ich einherschreiten. Gelehrsamkeit dient nur wenig, und die Idee einer architectonischen Vernunft hat für uns dann nur einigen Werth, wenn Erfahrung hinzutritt". S. IX schreibt der Verf. den Plan vor, den ein Baukunstbeflissener befolgen muß, um zu der Höhe seiner Bestimmung sich zu erheben. Er ist meisterhaft, und zeigt den selbstdenkenden Lehrer. Nicht vor dem zwey bis vier und zwanzigsten Jahre soll der Jünger seine architectonische Reise antreten. Ist er aber vollkommen vorbereitet, so gehe er nach Italien, Griechenland und Frankreich, und, um die landwirthschaftliche Bauart und die Holz-Construction kennen zu

lernen, nach Deutschland und England. — Mit wahrem Vergnügen hat Rec. die lehrreiche Einleitung gelesen, worin der Verf. von der Zeichnungslehre handelt, die, nach seiner Theorie, in die geometrische und perspectivische zerfällt, welche beide auf ebenen Flächen anwendbar sind. Die geometrische Zeichnungslehre zeigt, wie die Objecte auf einer ebenen, wagerechten oder lothrechten Fläche vorgestellt werden, wenn die Lichtstrahlen des Auges auf jeden Punct der Zeichnungsfläche senkrecht, mithin immer parallel, gerichtet sind. Die perspectivische Zeichnunglehre aber zeigt, wie die vor, neben und hinter einander liegenden Objecte auf einer Ebene vorgestellt werden, wenn diese aus einem bestimmten Gesichtspuncte gesehen werden. Bey der ersten Art zu zeichnen, muß man den Distanz-Punct des Auges unendlich, bey der zweyten endlich, annehmen. Eben so deutlich und lichtvoll erklärt der Verf. die so genannte Cavalier- und Vogel-Perspective. S. 15 entwickelt er die geometrische Zeichnungslehre und die allgemeinen Lehrsätze. S. 18 I. Kap. Verzeichnung der Linien. S. 21 II. Kap. Verzeichnung der Flächen. S. 27 III. Kap. Zusammensetzung und Verzeichnung der Flächen mit Linien. S. 30 IV. Kap. Verzeichnung und Zusammensetzung der Flächen mit Flächen. S. 33 V. Kap. Geometrische Verzeichnung der Körper. So gern Rec. den Leser mit dem Inhalt dieser Kapitel bekannt machen möchte, so ist es ihm dennoch unmöglich, weil die Ansicht der Kupfertafeln nothwendig erfordert wird. Diese, an der Zahl sechs, sind meisterhaft gezeichnet und gestochen. Mit Ungeduld wünscht Rec. die Fortsetzung dieses so vortrefflichen Werks zu erhalten.

Paris.

Bey Arthus Bertrand: Voyage aux Iles de Téneriffe, la Trinité, Saint Thomas, Sainte Croix et Porto Rico exécuté par ordre du Gouvernement Français, depuis le 30. Septembre 1796 jusqu' au 7. Juin 1797, sous la direction du Capitaine *Baudin* etc. contenant des Observations etc. par *André Pierre Ledru* etc. ouvrage accompagné de notes et d'additions par *M. Sonnini.* Avec une très-belle Carte gravée par *J. B. Tardieu*, d'après Lopez. Tome premier. XLVII, 316 S. Tome second. 324 S. in Octav. 1810.

Hr. Sonnini kündigt sich in der Vorrede als Herausgeber dieser interessanten Reisebeschreibung an, weil der Verfasser entfernt von Paris lebt. Der Capitain Baudin, unter dessen Commando er die Westindischen Inseln besuchte, erscheint hier in einem ganz andern Lichte, als wie ihn die Französischen Journalisten nach der verunglückten Expedition zur Auffindung des la Perouse geschildert haben. Baudin hatte bereits von dem Jahre 1786 . . . 1789 eine Reise nach der Südsee auf Kosten des Oestreichschen Hauses unternommen, und den Garten zu Schönbrunn mit vielen neuen und seltenen Pflanzen bereichert, als er in derselben Absicht im Jahre 1793 nach dem Cap, der Indischen Halbinsel jenseit des Ganges, nach China u. s. w. reisete. Unglücklicher Weise wurde er aber auf seiner Heimfahrt von einem Sturm überfallen, der ihn nöthigte, seine naturhistorischen Schätze, unter andern 195 Kisten mit lebenden Pflanzen, auf der Insel Trinidad zu lassen. Im Jahre 1796 kam er nach Frankreich zu-

rück, bot dem Directorium seine Sammlungen an, welches ihm dafür das Commando eines Schiffes anvertrauete, und ihm vier Naturforscher mitgab, und trat seine Reise glücklich an, welche der Verfasser als Botaniker mitmachte. Als er zu Trinidad ankam, war diese Insel in den Händen der Britten, welche ihm nur einen Aufenthalt von acht Tagen verstatteten, die Einschiffung der Natur-Producte aber untersagten. Um jedoch nicht mit leeren Händen zurück zu kommen, blieb Baudin theils zu Porto Rico, theils auf den Dänischen Antillen. Die Bereitwilligkeit, mit welcher mehrere vortreffliche Männer, welche der Verfasser S. VI nahmhaft macht, ihn in seinen Forschungen unterstützten, setzten ihn in Stand, die physicalische Geographie und Naturgeschichte durch Entdeckungen zu bereichern. S. 13 folgen die Briefe des Marine-Ministers, und S. 15 . . 26 die Instructionen von Jussieu. Diese sind musterhaft, und verdienen, von allen Reisenden, welche entfernte Länder in botanischer Hinsicht besuchen, gelesen zu werden. S. 27 ist eine Copie des *Sauf-conduit* eingerückt, den Baudin von der Brittischen Admiralität durch den edeln Banks erhielt. Den Beschluß der Einleitung machen einige Briefe, die Nahmen der Officiere ꝛc. und die Bestimmungen der Maße und Gewichte. Die Zusätze von Sonnini zu diesem Abschnitt beziehen sich auf den Capitain Baudin, den er von den Vorwürfen, welche ihm gemacht worden sind, nicht ganz freysprechen will; wenn man aber lieset, was der Verf., der täglich mit ihm umging, zu seinem Lobe sagt (T. I. S. 7, 10, 12, 20 ff.), so wird man diesen Mann billiger beurtheilen. Etwas paradox ist die Behauptung, daß man auf großen

Seereisen keine Gelehrten mitnehmen müsse, indem sie gemeiniglich zu streitsüchtig und anmaßend seyn sollen. — Am 30. September 1796 segelte der Verf. von Havre ab, sah die Küsten von England, und kam, nachdem er einen heftigen Sturm in der Nähe der Azorischen Inseln erlitten hatte, glücklich zu Teneriffa an, wo er freundschaftlich aufgenommen wurde. Die Erwähnung eines Delphin gibt Hrn. Sonnini Gelegenheit, eine gelehrte Anmerkung über diese Fischart S. 24 mitzutheilen. Nun folgt eine Beschreibung der Canarischen Inseln, in welcher wir keine neue Bemerkungen gefunden haben, die genauen geographischen Ortsbestimmungen abgerechnet. Beschreibung von Teneriffa und Santa Cruz. Die Mahlereyen in der Cathedrale daselbst enthalten abenteuerliche Vorstellungen. Das Theater ist sehr mittelmäßig, doch war es für den Verf. interessant, weil er darin zwey Africanische Kaufleute aus Mogador kennen lernte. S. 69 beschreibt der Verf. eine Reise, die er nach der Hauptstadt Laguna unternommen hat. Die Gemählde in der Cathedrale daselbst stellen 16 Ketzer dar, welche als Opfer der Inquisition verbrannt worden sind. Der Reichthum und die Pracht des Innern der Kirche übersteigt alle Vorstellungen. Beschreibung der Städte Tegueste, Candelaria und Guimar. Schilderung der reizenden Lage von Orotava, Beschreibung eines Carnevals daselbst, und Bemerkungen über Taganana, Realejo, Garrachico, Buena Vista, Odepa und Villaflor. Von dem Ackerbau, den Producten und dem Wein. Die Wasserleitungen kosten ungeheure Summen, sind aber schlecht angelegt, weil das Wasser nur in hölzernen Röhren läuft, und ein großer Theil

brauch mit der Ableitung getrieben wird. S. 127 von den Preisen der Waren, den Handwerken, dem Handel und den Auflagen. S. 142 ein Verzeichniß der Gelehrten, welche die Canarischen Inseln hervorgebracht haben. Zu Teneriffa existirt eine öconomische Gesellschaft, welche jährlich einen Band ihrer Verhandlungen herausgibt. Mineralogische Bemerkungen. Hr. Advenier, welcher als Mineraloge die Inseln untersuchte, hat viele Entdeckungen gemacht: allein er starb zu früh auf St. Domingo, und seine Papiere sind wahrscheinlich verloren. Die zoologischen Entdeckungen verdankt man Hrn. Mauger, der auch viele Vögel für das Museum sammelte. Von den Canarienvögeln, mit Rücksicht auf Prof. Blumenbach's historische Untersuchungen. Am meisten werden die geschätzt, welche man auf der kleinen Insel Montana Clara, nördlich von Lancerote, findet. S. 180 von den Mollusken und Insecten, welche Hr. Latreille bestimmt hat. In den Zusätzen hohlt Hr. Sonnini etwas weit aus, indem er uns von der Atlantis, den Guanchen und andern bekannten Sachen unterhält. S. 210 Abreise nach Westindien. Merkwürdig ist der Kampf zwischen zwey Seeungeheuern, dem Balenus physalus, und dem Squalus pristis. S. 219 Anmerkungen des Hrn. Sonnini über einige Seethiere. Ankunft zu Trinidad. Diese Insel ist ein wahres Paradies, reich an allen Producten der heißen Zone. Der damahlige Gouverneur, General Picton, nahm zwar unsere Reisende sehr freundschaftlich auf, wollte aber die Naturalien nicht herausgeben. S. 245 eine Anmerkung über den Pelican, von Hrn. Sonnini. Beschreibung von Trinidad, dessen Hauptstadt, S. Josef d'Oruna,

1900 bis 2000 Einwohner haben soll. Ueber die Producte, die Zoologie und Mineralogie dieser Insel, mit Hrn. Sonnini's Anmerkungen S. 256 . . . 267.

Zweyter Band. Nachdem es endlich dem Capitain Baudin gelungen war, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, verließ er am 21. April 1797 den Hafen d'Espagne, und steuerte nach den Dänischen Antillen. St. Croix bietet wegen der zahlreichen Zuckerpflanzungen einen reitzenden Anblick dar. Beschreibung der Insel St. Thomas. Die Sittenverderbniß in der Hauptstadt dieser Insel ist auffallend, und bildet mit der moralischen Aufführung der Mährischen Brüder daselbst einen merkwürdigen Contrast. Von der Insel St. Jean, und vom Handel der (ehemahls) Dänischen Inseln mit dem Mutterlande. S. 36 Naturgeschichte der Dänischen Inseln. Von St. Thomas reisete Baudin nach Porto Rico, und ging im Hafen der Hauptstadt St. Jean vor Anker. Hier fanden unsere Reisende die Anstalten zu einem glänzenden Wettrennen, dem Hauptfeste der Spanier. Um jedoch ihren Endzweck zu erreichen, zogen die Naturforscher auf das Land, und machten auch eine reiche Ernte. Beschreibung einer Reise in das Innere der Insel, und der Städte Fararde, Congrexós und Loysa. Die Gebirge von Lenvonito sind sehr mahlerisch; ihre wilde, romantische Ansicht verdiente, von Künstlern studirt zu werden. Die herzliche, patriarchalische Aufnahme, welche der Verf. bey den Spanischen Pflanzern fand, kann er nicht genug rühmen. Beynahe wäre er in ein Liebesabenteuer verwickelt worden. S. 82 geographische Lage von Porto Rico, und Geschichte dieser Insel vom Jahre 1493

... 1797. Interessant ist die Erzählung von dem Angriff der Engländer im Jahre 1796 unter dem Admiral Harvey und dem General Abercrombie. S. 146. Von S. 152 an beschäftigt sich der Verf. mit der Administration, den Einkünften und dem Kirchen-Regiment der Insel, und berührt zugleich die Bevölkerung, die Producte, den Handel und die Orcane, welchen Porto Rico unterworfen ist. S. 184 von den herrschenden Krankheiten. S. 194 naturhistorische und botanische Bemerkungen, mit Zusätzen von Hrn. Sonnini. Im April 1798 reisete Baudin ab, gerieth im Canal in die Mitte der großen Brittischen Flotte unter dem Admiral Strachan, der ihm endlich erlaubte, nach Fecamp zu steuern, und kam also nach einer Abwesenheit von drey Jahren glücklich wieder nach Frankreich zurück. Nun folgen noch Verzeichnisse der Naturalien, Briefe von Baudin, und Berichte von Lamarck, Thouin und Jussieu über die mitgebrachten Schätze. Ein Verzeichniß der Längen und Breiten der besuchten Oerter, und Zusätze des Hrn. Sonnini, machen den Beschluß dieser interessanten Reise.

Eben daselbst.

Considérations sur les différens Evénemens qui ont contribué aux progrès de la civilisation en Europe depuis le XII. siècle jusqu'au XIXme. Tableau historique de ces progrès; par *Girard de Villesaison*, Maire d'Issoudun, Membre du Collège électoral du Département de l'Indre. 1810. Octav 171 Seiten. Der Gegenstand ist wichtig und einladend; die Ausführung nur schildernd, darstellend im Allgemeinen. Zuerst der frühere Zustand. Der Verf.

theilet die Uebersicht des veränderten Zustandes von Europa in vier Perioden: I. vom XII. Jahrhunderte an, da die Leibeigenschaft mit dem Feudalwesen den ersten Stoß erhielt, bis auf das XV Jahrhundert, da die großen Erfindungen erfolgten; II. von da an bis zur Reformation; III. bis zum Westphälischen Frieden, und IV. von da bis jetzt. Neue Wahrnehmungen und Ansichten darf man nicht verlangen, aber die schon bekannten sind lebhaft und anschaulich vor Augen gestellt. Die Befreyung von der Leibeigenschaft, worin Italien vorging, und Herstellung der bürgerlichen Freyheit; Landbau, Kunstfleiß, Handel, Wissenschaften, Künste, machen die Hauptpartien: vermittelst der städtischen Verfassung, Versammlung der Stände, Gesetze, verbesserte Rechtspflege. Gewerbe, Handel, Bildungsanstalten. — Die Erfindungen (II.) sind: Das Feuergewehr, der See-Compaß mit seinen Folgen in der Schifffahrt. Buchdruckerkunst. Einfluß der erworbenen Reichthümer auf die Vergrößerung der Gewalt der Fürsten. Größere Heere. Steigerung der Auflagen in Gelde. Kriege, Verträge. Künste und Wissenschaften unter den Medices. Gebrauch der Muttersprache statt der Lateinischen. Die Reformation, als Folge der Aufklärung. Der Verfasser meint aber doch, es hätte die Hierarchie sollen gestürzt, die Religion aber ungestört gelassen werden; sagt aber nicht, wie ohne Gewissensfreyheit der gesammten Menschheit die bessere Aufklärung hätte mitgetheilt, das, was auf Finsterniß und Unwissenheit gegründet war, gestürzt werden können. Veränderung des politischen Systems von Europa, das, anstatt daß es, wie der Verfasser meint, auf Staats-

Interesse gebauet werden sollte, auf Religionsverhältnisse, wie er sagt, auf Religionsmeinungen oder theologische Systeme gegründet ward. Dreyßigjähriger Krieg mit seinen Folgen. Verbesserung der Finanzen; Heinrich IV. und Sully. Anwachs des National-Reichthums verschiedener Länder, vorzüglich Englands, der Niederlande. Höhersteigen der Künste und Wissenschaften (S. 89), auch der Staatswissenschaft, des Völkerrechts, der Gesetzgebung; schon Luther hatte sein Buch von der Obrigkeit geschrieben. Buchanan, Morus, Mariana, Bodinus, Grotius, Baco. — In der IV. Abtheilung: Ruhestand nach dem Westphälischen Frieden (nur mit Ausnahmen). Befestigung der Civilisation. Ludwig XIV., Colbert s. w. Anwachs des National-Reichthums durch Industrie der Völker. (Mit diesem beschäftiget sich der Verfasser nun fast allein, so wie die neuern Schriften die Uebersicht gegeben haben.) Ueber alles dieß ist viel Gutes und Treffendes zusammengestellt (man sehe über Ludwigs XIV. Mißbrauch der Macht, und dessen Folgen S. 116 f.), und zum Theil flüchtig hingeworfen. Der Verfasser bleibt beym Einbruch der Revolution stehen, wirft sich ganz in das Litterärische, und schildert uns den Fortgang der Wissenschaften rapidément, wie er schon vorhin von Andern, auch rapidément, geschildert worden war. Indessen ein so großes Schauspiel sieht man gern mehrmahls: eine Zauberlaterne, welche nur anfängt zu erlöschen, wenn man sich dem Ende nähert. Statistik, und Staatswirthschaft, und Staatsreichthum, machen den Beschluß; also Smith, welchem Say beygesetzt wird, Thornton, Canard.

Erfurt.

Einen höchst wichtigen Satz sehen wir aufs neue kurz, gründlich und aus practischer Einsicht in drey wohlgeschriebenen Schulschriften ausgeführt: Von den Vorzügen des öffentlichen vor dem Privatunterricht, in drey Abtheilungen, von Johann Friedrich Müller, Director des evangelischen Gymnasiums zu Erfurt. 1811. Octav. Es ist außer Zweifel, daß eine allseitige und harmonische Ausbildung der Geisteskräfte, und die Bildung des sittlichen Characters, leichter und zuverlässiger in einer öffentlichen Schulanstalt, als in einem Privat-Unterricht, erhalten werden kann. Hierzu kömmt noch, daß die Beurtheilung, die Aufsicht, und die Leitung der Geschäfte eines Hauslehrers schwerer, und daß der Hausunterricht für künftige academische Studien meistens unzulänglich bleiben muß. Wie kann ein einziger junger Hauslehrer das leisten, was in einer öffentlichen Lehranstalt unter mehrere Lehrer vertheilt ist! des Lebendigen, Ermunternden und zur Thätigkeit Erweckenden nicht zu gedenken, das bey der Jugend so sehr in Betrachtung kömmt. Die öffentlichen Lehranstalten gehören daher unter die ersten und wichtigsten Gegenstände der Vorsorge für das Wohl eines Staats, die Sittlichkeit, den Kunstfleiß, die Erwerbsamkeit, die Cultur und Glückseligkeit eines Volks. Die Bildung von unten auf ist weit sicherer und gründlicher, als die andere, die man von oben herunter erwarten dürfte, wenn diese gleich glänzender scheinen kann.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. u. 93. St.

Den 10. Junius 1811.

Göttingen.

Die letzten Nachrichten über die Juno finden sich im 136. Stück unserer Anz. vom Jahre 1808, woselbst die auf der hiesigen Sternwarte von Hrn. Prof. Gauß im Jahre 1808 angestellten Beobachtungen dieses Planeten, die Bestimmung der vierten Opposition, und die achten Elemente mitgetheilt sind. Die fünfte, im Januar 1810 eingetretene, Opposition ist nirgends beobachtet: das erste Mahl, daß durch eine allgemeine Versäumniß aller Astronomen die Bestimmung der Opposition eines der vier neuen Planeten verloren gegangen ist. Um so wichtiger war es, zu verhüten, daß auch die sechste, im April d. J. einfallende, Opposition unbeobachtet bliebe, und die wenigen, bey dem äußerst geringen Lichte des Planeten nur am Kreismicrometer von Hrn. Prof. Gauß angestellten, Beobachtungen werden demnach desto schätzbarer seyn, da sie allem Anschein nach die einzigen seyn werden, welche dieses Mahl irgendwo gemacht worden sind. Zur Vergleichung wurden φ Librae und einige andere in der Nähe befindliche Sterne der Histoire céleste angewandt, nach deren künftiger schärferer Bestimmung

die folgenden Resultate wohl einer kleinen Berichtigung bedürftig seyn werden.

1811 mittlere Zeit in Göttingen				Gerade Aufsteigung			Südliche Declination		
April 22	9h	51'	35"	216°	41'	50"1	0°	53'	[illegible]"
24	10	32	55	216	17	58,7	0	46	50
25	10	19	22	216	6	3,6	0	40	4
26	10	17	30	215	54	7,3	0	33	51

Die Declination vom 22. April ist zweifelhaft, und die vom 24. April auch nicht so zuverläßig, als die beiden folgenden, wo der Planet eine bequemere Lage hatte.

Für die Opposition hat Hr. Prof. Gauß aus diesen Beobachtungen folgendes Resultat gefunden:

1811 April 24. 19h 20' 12" m. Z. in Göttingen
214° 8' 48"3 wahre heliocentrische Länge
12 55 2,0 wahre geocentrische Breite, nördl.

In der starken Abweichung dieses Ortes von den auf die vier ersten Oppositionen gegründeten Elementen erkennt man nunmehr auch bey der Juno den Einfluß der Störungen, welche besonders der Jupiter ausübt, und deren Berechnung bey der Juno eine eben so ungeheure Arbeit erfordern wird, wie bey der Pallas; es ist billig, daß diese Arbeit bey der früher entdeckten Pallas zuerst beseitigt seyn müsse, daher Hr. Prof. G. sich einstweilen begnügt hat, neue elliptische Elemente auf die Oppositionen von 1806, 1807, 1808, 1811, zu gründen, welche wir hier folgen lassen:

Epoche der mittlern Länge, 1811, Meridian von Göttingen 177° 48' 1"8
Tägliche mittlere tropische Bewegung 813"2486
Länge der Sonnennähe 1811 53° 14' 32"4
Länge des aufst. Knoten 1811 171 9 13,1
Neigung der Bahn 13 4 47,0
Excentricität = sin 14 44 9,1
Logarithm der halben großen Axe 0,4265711

London.

History of Brazil, by *Robert Southey*. Part the first. Printed for Longman Hurst etc. 1810. gr. Quart 622 Seiten, und die Anmerkungen als Appendix.

Die Erscheinung einer allgemeinen Geschichte von Brasilien interessirt schon durch ihre Neuheit. Und wenn man die Dürftigkeit der Quellen kennt, und die Schwierigkeiten betrachtet, womit ein Ausländer zu kämpfen hat, der jenes Mangels bewußt, und ihm gehörig abzuhelfen seine Zuflucht zu zerstreueten Portugiesischen Manuscripten nimmt: erregt sie durch das Riesenhafte des Unternehmens die Bewunderung, und erwirbt sich die Dankbarkeit des Historikers.

Das historische Talent scheint ein Erbtheil der Engländer zu seyn. Aber nicht durch historische Kunst allein zeichnet sich der Verfasser aus: die edle Unpartheylichkeit, die größten Theils in seiner Erzählung hervorleuchtet, verdient um desto mehr gepriesen zu werden, da man diese in fast allen ausländischen Schriften über Portugall und die Portugiesen stets vermißt.

In diesem ersten Theile wird die Geschichte Brasiliens, von dessen Entdeckung an bis zur Erhebung des Braganzischen Hauses auf den Portugiesischen Thron, abgehandelt: mithin Brasilien als eine Portugiesische und als eine Spanische Colonie betrachtet. Es sey nun Pinzon (Vicente Yañes), wie der Verfasser behauptet, oder Cabral (Pedro Alvares), der Erste, der im Jahre 1500 die Brasilianische Küste betrat: dem Zufalle allein ist die Entdeckung dieses Landes zuzuschreiben; denn keiner von Beiden hat es planmäßig gesucht, noch für das gehalten, was es wirklich war. Doch hält

es Recens. für unstreitig, daß Pinzon und die Mannschaft seines Schiffes die Ersten waren, die sich mit den Nordbrasilianern maßen, und die Küste von Maranham erblickten, woraus sie, außer Brasilienholz und etlichen Materialwaren, auch Zimmt und Ingwer, und das erste Opossum (wahrscheinlich Didelphis marsupialis) mit nach Europa brachten: so wie es auch unläugbar ist, daß Cabral und seine Portugiesen die Ersten gewesen sind, die auf der jetzigen Capitania dos Ilheos landeten, den ersten friedlichen Verkehr mit den dortigen Einwohnern knüpften, und die ersten Europäer unter ihnen zurückließen, in der Absicht, sie nachher als Dollmetscher zu gebrauchen.

Amerigo Vespucci, glücklicher als Cabral und Coelho (Gonçalo), entdeckte nun weiter die Küste des Landes vom 5. bis zum 52. Grade S. B., und stiftete 1503 die erste Portugiesische Niederlassung in Brasilien. Allein ob der Ort dieser Niederlassung, den er Todos as Santos nannte, die jetzige Bucht desselben Nahmens, deren Entdeckung dem Christovam Jaques zugeschrieben wird, gewesen seyn mag, erhellet nicht aus des Verfassers bloßer, obgleich scharfsinniger, Vermuthung. Erst nach dem Abenteuer des Diogo Alwarez (von den Brasilianern Caramuru genannt), und zum Theil wegen der Französischen Corsaren, ungefähr 30 Jahre seit der Landesentdeckung, fing die Regierung an, ihre Aufmerksamkeit auf Brasilien zu wenden; und dem damahligen Colonisirungsplane der Portugiesen gemäß, wurde es auch in erbliche Capitanias (Hauptmannschaften) eingetheilt. Der in Indien so berühmt gewordene Martin Affonso de Souza war der Erste, der von seiner Capitania Besitz nahm. Er stiftete S. Vicente, und schloß

durch die Vermittelung des abenteuerlichen Ramalha ein Bündniß von ewiger Freundschaft mit den benachbarten Brasilianern, den Goaynazes, welche wahre Troglodyten, aber keine Anthropophagen, waren, wie die übrigen bis dahin bekannten Brasilianischen Horden. Hier in dieser Capitania ist es, wo die ersten, aus Madeira gebrachten, Zukkerrohre gepflanzt, und das erste zahme Vieh eingeführt wurde; die beide nachher so schön gediehen, und in solcher Menge sich über das ganze Land verbreiteten. Höchst merkwürdig ist es, daß der Kalk, dessen man sich zu sämmtlichen Gebäuden der Stadt S. Vicente und herumliegender Gegend, von der Stiftung der Capitania an (1531) bis zum heutigen Tage, bediente, aus den so genannten Ostreiras genommen worden sey. Diese Ostreiras sind Austerschalen-Berge, welche durch die allmähliche Anhäufung der Schalen jener, von den Goaynazes und andern benachbarten Horden zu dem periodischen Austernfang an dieser Küste verzehrten Austern entstanden sind. In etlichen, gewiß den ältesten, dieser Berge ist keine Spur der Schalen mehr zu erkennen; in andern aber sind sie noch ganz unverändert: und in beiden findet man häufig Scherben des Hausgeräthes, und Knochen verstorbener Brasilianer.

Von 1539 bis 1549 sind nun nach und nach die Capitanias St. Amaro, Espirito santo, Porto seguro, Ilheos, Bahia, Pernambuco und Maranham ebenfalls gestiftet worden. Die Donatarien trafen allerwärts mehr oder weniger Widerstand, und Goes (Pedro de) und Coutinho (Francisco Pereira) sind sogar genöthigt worden, der erste von den Goaynazes, der zweyte von den Tupinambas, ihre Niederlassungen zu verlassen.

Tourinho (Pedro de Campo) ging es weit glücklicher zu Porto seguro, und ihm gebührt unstreitig die Ehre, die Tupiniquins zu festen Wohnsitzen bewogen zu haben. Auch waren diese die ersten Dorfschaften, die man im ganzen Lande kannte. Doch waren die Tobayares die ersten Brasilianer, welche mit den Portugiesen in Bundesgenossenschaft traten; und Tabyra, Hagybe, Piragybe, waren berühmte Anführer dieser Horden, welche den Portugiesen die größten Dienste leisteten, weßwegen auch Piragybe zum Ritter des Christi-Ordens geschlagen wurde.

Die Petiguares sind von jeher unversöhnliche Feinde der Portugiesen gewesen; und durch sie wurde der berühmte Geschichtschreiber Joam de Barros, der Donatär von Maranham, seiner beiden Söhne beraubt: ein Umstand, der nicht wenig zur Vereitelung der Ausführung des ausgedehnten Plans zur Colonisirung dieser Capitania beytrug, welchen der Vater mit Alvares d'Andrada und Aires da Cunha entworfen hatte.

Die Nachrichten, welche der Verfasser uns von der Reise des Cabot (Sebastian), und überhaupt von den Entdeckungen und Niederlassungen der Spanier am de-la-Plata-Flusse mittheilt, sind sehr gut gewählt, und interessant vorgetragen. Sehr lehrreich, ethnographisch und naturhistorisch wichtig, ist das, was er über das Unternehmen des Ordas (Diego de), über die Aufsuchung des El Dourado von Pizarro (Gonzalo), über die Reise des Orellana, über das Abenteuer des Cabeça de Vaca (Alvarez Nuñez), und über die kriegerischen Unternehmungen des Ribera (Hernando de), die Amazonen aufzusuchen, und des Irala, der die Carios überwindet und vom de-la-Plata-

Fluß bis an die Grenze von Peru vordringt, erwähnt. Der Uebersetzung des ehrlichen Hessen, Hans Staden von Homberg, dieser seltenen und classischen Deutschen Schrift über Brasilien, widmet der Verfasser ein eignes Kapitel. Zwar wird der Leser nur einen Auszug, aber doch einen lehrreichen Auszug, jener Schrift finden, die sich übrigens im Original durch den ganz kunstlosen, treuherzigen Styl empfiehlt.

Mit dem Jahre 1549 fängt eigentlich die regelmäßige Colonisirung Brasiliens an. Im Gefolge des ersten Statthalters, Thomé de Souza, kamen, auf Befehl des frommen Königes Joam des III., die ersten Jesuiten nach Bahia, wo der alte Caramura noch lebte, und die Tupinambas bewog, an dem Bau der Stadt S. Salvador, die zur Hauptstadt des ganzen Landes bestimmt ward, Hand mit anzulegen. Eine Menge Waisenmädchen von Stande wurden späterhin dorthin geschickt, um an die dortigen Officiere verheirathet zu werden: und als Brautschatz erhielten sie von der Königinn unter andern auch Neger, Kühe und Zuchtstutten aus den königlichen Stuttereyen. Der erste Bischof von Brasilien, Don Pedro Fernandes Sardinha, kam erst 1552 zu St. Salvador an, von etlichen Domherren und andern Geistlichen begleitet. Aber das Meiste, oder vielmehr Alles, was im Lande, es sey zur Cultur der Wilden, oder zum friedlichen Verkehr mit ihnen, beytrug, hat man den Jesuiten fast ausschließlich zu verdanken. P. Aspilcueta schrieb schon im Laufe des Jahres 1549 den ersten Katechismus in der Tupi-Sprache, und nicht lange hernach setzte P. Nobrega diesen Katechismus sowohl, als das Credo und die gewöhnlichen Gebete, in Noten,

um dadurch die Wilden, welche die Musik über Alles zu lieben schienen, weit leichter zu bekehren.

Nobrega ist ausserdem berühmt durch den Antheil, welchen er an der Cultur der Wilden überhaupt, so wie an den Siegen über Villegagnon's Colonie in der Nähe von Rio de Janeiro, und an dem nothwendigen Frieden mit den Tamoyos, nahm. Hierin zeichnete sich auch P. Anchieta, der Verfasser der ersten Sprachlehre in der Tupinamba-Sprache, und eines seltenen Gedichts in Lateinischen Versen an die Jungfrau Maria, das er verfertigte, während er als Geissel bey den Tamoyos wegen der Friedensunterhandlung (1563) blieb, sehr rühmlich aus. Mem de Sa, der dritte Statthalter Brasiliens, hat sich am allermeisten hervorgethan: und wäre er weniger einsichtsvoll und tapfer gewesen, wer weiß, was das Schicksal von Brasilien gegenwärtig seyn würde, hauptsächlich nach den beiden Niederlagen der Portugiesen 1562 und 1563! Die Tamoyos, eine der kriegerischesten Horden, und die Geissel der Portugiesen im Lande, obgleich nicht so grausam, als die Aymores, waren als Improvisatoren berühmt. Die Blattern und die Pest wütheten 1564 ganz schrecklich im Lande; die Früchte sogar starben unreif dahin: und eine fürchterliche Hungersnoth gesellete sich den beiden ersten Plagen zu, welche Eingeborne sowohl, als Portugiesen, scharenweise hinwegrafften. Aber noch schrecklicher war der unmenschliche Gebrauch, den viele der gesund Gebliebenen von der Hungersnoth machten, um Verhungernde für eine Schale voll Suppe in die Sklaverey zu ziehen, und leider nicht ohne die Sanction von Juridicotheologen.

Nach der völligen Vertreibung Villegagnon's Hugenotten 1567 wurde die Stadt St. Sebastiam,

die jetzige Hauptstadt Brasiliens, von Mem de Sa angelegt. Aber mit dem Tode Nobrega's 1570, und Mem de Sa's 1572, fing das Land an, von dem Flor herabzukommen, den es während der letzten 14 Jahre mit erstaunlicher Schnelligkeit erreicht hatte; und weßwegen auch das ganze Land nunmehr in zwey Statthalterschaften getheilt wurde; wovon die eine, mit der Hauptstadt St. Sebastiam oder Rio de Janeiro, jene Capitanias umfaßte, welche südwärts, und die andere, mit der Hauptstadt St. Salvador oder Bahia, alle die übrigen einschloß, welche nordwärts von Porto seguro lagen. Diese Theilung dauerte dennoch nur von 1572 bis 1574. Zwar brachte noch Mem de Sa's Nachfolger, Luiz de Brito (1572), den furchtbaren Tamoyos eine völlige Niederlage bey, nach welcher sie sich ins Innere des Landes zurückzogen, und die Portugiesen nicht weiter beunruhigten: aber das Schicksal des Mutterlandes sollte bald die gänzliche Vernachlässigung Brasiliens mit sich hervorbringen. Indessen geschahen in der Zwischenzeit die Reisen des Tourinho (Sebastiam Fernandes), des Cam (Diogo Martins), und des Coutinho (Marcos de Azevedo) ins Innere des Landes, in der Absicht, die so genannten Edelsteine ausfindig zu machen, da man schon von den Wilden erfahren hatte, daß es ihrer eine Menge im Lande gäbe. Und in der That fand man auch welche, die als Rubine, Sapphire, Smaragde, nach Portugall geschickt wurden. Das Gold ist erst 1577 entdeckt worden: aber schon damahls war der Reichthum des Landes an Kupfer und Eisen in Bahia bekannt, wenn auch Brito's Forschungen ohne Erfolg blieben.

Wie nun nachher 1578 Philipp der II. Anspruch auf die Portugiesische Krone machte, wurde Brasilien dem Herzog von Braganza angeboten, um es als erbliches Königreich für sich und seine Nachkommenschaft zu behalten, wenn er nur Verzicht auf sein Recht zum Portugiesischen Thron, zu Gunsten Philipps, leisten wollte: aber der Herzog schlug das Anerbieten ab, und Brasilien wurde nun, zu seinem Unglück, so wie das Mutterland, eine Spanische Provinz. Kaum war Brasilien Spanisch geworden, als die Feindseligkeiten mit den Engländern anfingen. Die Seeschlacht zwischen Flores und Fenton 1582 war gleichsam das Signal zu den Verwüstungen des Cavendish, und zum treulosen, aber glücklichen, Angriff des Lancaster. Aber das Mährchen des El Dorado, und Raleigh's Beyspiel, befreyete das Land von diesem gefährlichen Feinde. Dennoch verschlimmerte sich mit jedem Tage Brasiliens Lage; und überall den Verwüstungen feindlicher Horden, hauptsächlich der Aymores, preis gegeben, zitterte schon sogar die Hauptstadt Bahia selbst, als eine Aymorische Gefangene des Alvaro Rodriguez, die er mit Menschlichkeit und Güte behandelte, 1602 den rettenden Frieden zu Stande brachte.

Die Franzosen, welche sich 1611 in Maranham unter der Anführung des de la Ravardiere niederließen, mußten 1615 wieder nach Frankreich zurück: doch behielt die Hauptstadt dieser Capitania, die Jeronymo d'Albuquerque 1616 um die Schanzung bauen ließ, welche die Franzosen errichtet und St. Louis genannt hatten, denselben Nahmen: aber Portugiesisch buchstabirt, "Sam Luiz". Um diese Zeit wurde auch die Hauptstadt der Statt-

halterschaft Gram-Para von Caldeira angelegt, und Nossa Senhora de Belem genannt. (Rec. kann nicht umhin, hier beyläufig zu erinnern, daß der Verfasser ganz richtig von der Meinung der Herren Hofrath Lessing und Rector C. Leiste über Maranham und Gran-Para abweicht.)

Der Spanische Hof schien bis zum ersten Angriff der Holländer diese beiden letzten Capitanias ausschließlich, wenn auch nur schwach, zu begünstigen. Nunmehr zeigen sich die Holländer als Feinde der Brasilianer, und obgleich die Geschichte der Holländischen Herrschaft in Brasilien sehr bekannt ist, so wird man doch in der Erzählung des Verfassers Vieles antreffen, was die Parteylichkeit Holländischer Schriftsteller unberührt ließ.

Sollte nun die Fortsetzung dieser Geschichte eben so ausfallen, wie dieser bis jetzt bekannte erste Theil: so wird Southey's Nahme mit Recht verewigt werden.

Halle.

1811, bey Hemmerde und Schwetschke, XVI und 440 Seiten gr. Octav: System der Pandekten. Ein civilistischer Versuch vom Prof. Bucher zu Halle, auch als die zweyte, durchaus vermehrte (der Seitenzahl nach beynahe auf das Vierfache) und veränderte Ausgabe von dem Versuche einer systematischen Darstellung des Justinianischen Privat-Rechts, wovon die erste Ausgabe 1808 erschienen ist.

Das System des Verf. zerfällt in vier Bücher: I. Sachenrecht, II. Recht der Forderungen, III. Erbrecht, und IV. Familienrecht. Letzteres handelt das reine und das angewandte Personenrecht, freylich ohne den Einfluß auf die Successions-

Heft, von S. 205 bis zu Ende, nach Verhältniß wohl etwas kurz, ab. Rec. will aber weder von dieser Ordnung, was er daran zu loben und zu tadeln findet, noch von den einzelnen Lehren, die hier ganz in demselben Geiste, d. h. mehr oder weniger gut, abgehandelt sind, sprechen, sondern was ihn zunächst wieder auf dieses Compendium aufmerksam gemacht hat, ist, daß die schon in der ersten Ausgabe befindliche eigene Uebersicht der neuern Versuche des Systematisirens, als "trefflich" in dem neulich erwähnten Lehrbuche des Hrn. Criminalrath Meister's gerühmt wird. Auch ein Programm hat der Verf. in demselben Jahre, wie sein erstes Compendium, drucken lassen: Specimen historiae litterariae variorum systematum juris civilis, also ist, was hier von S. 14 bis 24 steht, eigentlich das Dritte, was er hierüber drucken läßt, und sowohl aus diesem Umstande, als daraus, weil doch eine so ausführliche Litterär-Notiz in einem Pandecten-Compendium eine Zugabe ist, sollte man schließen, es sey eine Lieblingsmaterie für ihn, und darnach leicht mehr erwarten, als man hier findet. Der Verf. fängt mit Connan an, und hört mit einer Tabelle von einem Bogen auf, die Hr. Prof. Schrader (jetzt in Tübingen), und Hr. Prof. Mackeldey (jetzt in Marburg), im vorigen Jahre gemeinschaftlich haben drucken lassen. Die Griechen, z. B. Harmenopulus, und im Occident das Corpus legum, fehlen, doch dieß konnte jenseit einer beliebig angenommenen Anfangs-Epoche liegen. Warum aber Gregorius Tholosanus (wahrscheinlich Grégoire), Alehus, Despeisses (der Vorgänger Domat's), der kleine Struv, Berger,

Kreß, Nettelbladt, [illegible]than, Dieterich, Schneidt (als systematischer Herausgeber Hellfeld's), warum alle hiesigen Professoren, außer dem Rec., von unserm so oft dazu aufgefoderten, allgemein geschätzten Systematiker, geheimen Justizrath Böhmer, an, fehlen, mag der Verf. wissen. Daß Domat §. 14 vor Vinnius §. 15 steht, ist gegen die vom Verf. selbst angeführte Chronologie. Balduinus heißt hier immer Baudovin, Vultejus Vulté. Letzteres ist vielleicht der provinziellen Aussprache, aber gewiß nicht der Deutschen Orthographie, gemäß. Maitre des requètes (das Wort ist falsch gedruckt) übersetzt der Verf. geheimer Secretaire, womit es nicht die mindeste Aehnlichkeit hat. Von Doneau ist, auf Terrasson's so mißliche Autorität, gesagt, er habe sich gerade im Jahr der Bluthochzeit für die reformirte Parten erklärt, und zwar als Professor in Orleans. Beides ist falsch. Doch das Schlimmste bey dieser ganzen Litterär-Notiz ist die Auswahl dessen, was gesagt wird (z. B. der Tag der Doctor-Promotion), in Vergleichung mit dem, was der Verf. übergeht, nahmentlich der Characterisirung des Systems. Daß bey Hofacker der Geburtstag angegeben ist, und das Geburtsjahr nicht, mag ein Druckfehler seyn: er paßt aber nur gar zu sehr zum Ganzen, welches Rec. nicht besser, oder, in Beziehung auf den Werth dieser Litteratur selbst, nicht schlechter, mit Einem Worte zu beurtheilen weiß, als wenn er es gerade das Gegentheil nennt von der litterärischen Einleitung vor Savigny's Recht des Besitzes. Den Herrn von Savigny aber nennt der Verfasser seinen würdigen Lehrer, und ihm ist das Buch dedicirt. Hugo.

Halberstadt.

Im Bureau für Litteratur und Kunst ist die im November vorigen Jahres gekrönte Preisschrift des Hrn. Dr. Münchmeyer erschienen: Ueber die beste Einrichtung des Medicinalwesens für Flecken und Dörfer oder für das platte Land. Eine Abhandlung, welcher von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen den 10. November 1810 der Preis zuerkannt wurde. Von *Ernst Heinrich Münchmeyer*, D. der Arzneykunde und Wundarzneykunde, praktischem Arzte, Landphysicus und Landchirurgus zu Gifhorn im Aller-Departement. Caute et Candide. 1811. Octav 172 Seiten. Wir haben von der Schrift selbst den Auszug bereits gegeben Gött. gel. Anz. vor. J. S. 1873 f. Nur so viel, als die Preisfrage eigentlich selbst anging, ist in dem Neuen Hannöverschen Magazin 1811 1. Stück bereits abgedruckt. Jetzt erscheint sie vollständig, und begreift also auch das, was dort als Einleitung, vom Medicinalwesen und einer bessern Einrichtung überhaupt, vorausgeschickt war, und des Verf. Beobachtungsgeiste viele Ehre macht.

Paris.

(Beschluß der St. 79 S. 970, S. 808, 845 u. 855 abgebrochnen Anzeige der Description de l'Egypte. Etat moderne.)

XIV. Beobachtungen über mehrere Krankheiten, welche die Französische Armee in Syrien und Aegypten befallen haben, vom Baron Larrey (S. 427 . . . 524). — Von diesem wird der Auszug in einem folgenden Stücke nachkommen.

XV. Ueber die Kufische Inschriften, die in Aegypten gesammelt, und über die übrigen Arten von Schriftzeichen, die zu Denkmählern in Arabischer Sprache gebraucht worden sind, von J. J. Marcel (S. 525 . . . 543). Dießmahl nur eine vorbereitende Abhandlung: die Erklärung der gesammelten Inschriften ist in einer der folgenden Lieferungen zu erwarten. Der Verf. geht die verschiedenen Schriftarten der Araber oben von der nur durch dunkle Sagen bekannten Himyaritischen Schrift bis auf die verschiedenen Gattungen der Neschi-Schrift historisch durch, und bringt nicht nur in jeder die erste Zeile des Korans als Probe bey, sondern gibt auch einige Hauptdenkmähler an, zu welchen jede Schriftart gebraucht ist. Da es im Orient aus Local-Ursachen so große Schwierigkeiten hat, Inschriften mit der gehörigen Muße genau abzuzeichnen, so hat der Verf. sehr glücklich das Buchdrucker-Verfahren auf ihre Abbildung übergetragen. Das Denkmahl, von dessen Inschrift eine genaue Copey genommen werden sollte, wurde zuerst von ihm abgewaschen und gereiniget; darauf Druckerschwärze mit dem Ballen auf die Inschrift getragen. Ward nun ein angefeuchtetes Papier mit der gehörigen Vorsicht und Genauigkeit auf den Ort der Inschrift angedruckt, so erhielt man vertieft eingegrabene Buchstaben im Abdruck weiß, und erhoben gearbeitete schwarz; zwar verkehrt, denen sich aber auf verschiedene, Jedermann bekannte, Weisen die umgekehrte Stellung zum Lesen leicht geben ließ. Die mit Druckerschwärze belegten Steine hätten sich am leichtesten durch Pottasche reinigen lassen: da diese aber in Aegypten fehlte, so zeigte eine kurze Erfahrung, daß auch Natrum dazu dienen könne. Unter den Kupfern finden sich schon zwey mit Kufischen Inschriften, Münzen und Medaillen, die aber nach

ihrer Bezeichnung (Vol. II. Pl. a. b.) zum zweyten Bande gehören: bis zu seiner Erscheinung können unsere Deutschen Orientalisten ihr Glück an ihrer Entzifferung und Erklärung versuchen.

Den Beschluss macht eine kurze Erklärung der Kupfer, welche Künste und Handwerke darstellen, von verschiedenen Verfassern. Zu jedem Kupfer gehört ein Bogen, zuweilen auch zwey Bogen, worauf bald mehr, bald weniger Text gedruckt ist, ohne Seitenzahl, weil Kupfer und Erklärung erst dem zweyten Bande bestimmt sind. Geliefert und erklärt sind Pl. 1. 2. 4. 5. 8. 11. 16. 24. 25.; darunter ist der Fabricant de sel Ammoniaque schon bey oben (S. 853, 854) angezeigter Abhandlung über die Zubereitung des Salmiaks brauchbar.

Die mit diesem ersten Bande ausgegebenen, noch nicht in ununterbrochenen Numern fortlaufenden Kupfer, liessen sich etwa in folgende Uebersicht bringen: 1) zu Suez gehören die schon oben bey dem zweyten Mémoire angeführten Kupfer unter Numer 11. 12. 13. 14. 2) zu Unterägypten, überhaupt zwey Tafeln mit Pallästen und Häusern von Alexandrien, Rosette und Damiette, unter Numer 101. 102. 3) zu Mittelägypten, und besonders zu Kairo, Nr. 20. 29. 31. 32. 40. 46. 47. 48. 52. 58. 59. 60. 68. enthaltend Umgebungen der Stadt und einzelne ihrer Theile, Citadelle, Moscheen, Thore, Brücken u. s. w.; 4) zu Oberägypten endlich Nr. 1. 2. 13. Ansichten von Asuan, Esne, Kene, Cosseir und Syut. Für den zweyten Band sind bestimmt: 1) die angeführten Kupfer zu Künsten und Handwerken; 2) 2 Tafeln mit Cufischen Inschriften; 3) eine Tafel unter Nr. 32. Costumes et Portraits. Die Vortrefflichkeit des Grabstichels ist schon oben gerühmt worden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 15. Junius 1811.

Göttingen.

Es ist in diesen Blättern vom Jahre 1810 St. 160 S. 1595 die Anzeige eines Werkes gegeben, das den Titel führt: Essai sur les opérations pratiquées lors de la fusion en bronze des statues colossales d'un seul jet. *St. Petersbourg*, 1810. Quart. Der Verfasser desselben, Hr. Czernlewsky, wirklicher Staatsrath, Vice-Präsident der Russischkaiserl. Academie der Künste, Ritter des St. Annenordens zweyter Classe und des St. Wladimirsordens dritter Classe ꝛc., schickte hierauf durch die königl. Societät der Wissenschaften dem Recensenten ein sehr schmeichelhaftes Schreiben, in welchem er einige Fehler der Französischen Uebersetzung jenes Werks, das ursprünglich Russisch geschrieben ist, berichtigte. Zugleich macht er den Rec. auf einen Irrthum aufmerksam, der sich in jene Anzeige eingeschlichen hat. Die Kirche der Mutter Gottes zu Casan liegt nähmlich nicht in der Stadt Casan, wie Rec. glaubte, sondern in St.

Petersburg, und führt diesen Nahmen von einem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes, das bereits unter der Regierung des Czaren Iwan Wassiliewiz 1529 zu Casan verehrt, hierauf nach Moskwa, und zuletzt unter Peter I. nach St. Petersburg gebracht worden ist. Das Schreiben des Hrn. Czecalewsky ist ferner mit vier vortrefflich ausgeführten Zeichnungen begleitet, welche jene majestätische und prächtvolle Kirche darstellen. Sie enthalten: 1) den Grundriß, 2) den geometrischen Aufriß der Haupt-Façade, und 3. 4) die Durchschnitte des Gebäudes nach Länge und Breite. Indem wir hier dem Hrn. Czecalewsky öffentlich für seine Gefälligkeit den gebührenden Dank abstatten, sey es uns erlaubt, seine Beschreibung jener Kirche mitzutheilen, welche man gewiß nicht ohne Interesse lesen wird.

Die Kirche der Mutter Gottes zu Casan liegt auf einem Platz, der an die große Straße, genannt die Perspective von Newsky, stößt, und zwar zwischen dem Catharinencanal und der großen Bürgerstraße (Rue des Bourgeois). Das Aeußere der Kirche ist mit Quadern bekleidet, welche eine weißliche Farbe haben; auch sind aus dieser Steinart alle die Zierathen der Korinthischen Ordnung, nach welcher die ganze Kirche ausgeführt worden ist, gearbeitet. Die Steinart scheint mit dem Travertin viel Aehnlichkeit zu haben.

Die Oeffnungen der Straßen, welche die Colonnade durchschneiden, und 7 Toisen weit sind, sind mit Architraven von gehauenen Steinen bedeckt, wie die gewöhnlichen Säulenweiten (entrecolonnemens) in der Architectur. Diese Partie soll vorzüglich die Bewunderung der Kenner verdienen.

Die drey Säulengänge der Kirche sind mit zwölf colossalischen bronzenen Statuen geschmückt. Sie stehen in Nischen, über welchen man Basreliefs aus derselben Steinart erblickt, mit welcher die Kirche überhaupt bekleidet ist. Die von Bronze gegossenen Thüren, nach dem Muster der im Baptisterium zu Florenz, befinden sich an dem Haupteingange in die Kirche. Der Platz vor der Kirche, von der Seite der Perspectiv von Newsky, hat eine halbzirkelförmige Colonnade von 40 Toisen im Durchmesser, und ist mit zwey colossalischen Statuen der Erzengel St. Michael und St. Gabriel geschmückt. Diese Colonnade bildet die Haupt-Façade der Kirche, wiewohl sie sich wegen des Locals nicht an dem Haupteingange befindet, der eigentlich gegen Morgen seyn muß, wo, nach dem Ritus der Griechischen Kirche, stets der Altar errichtet wird. Dieser Umstand hat zwar dem Architecten viele Schwierigkeit gemacht; um aber seinem Gebäude ein regelmäßigeres Ansehen zu geben, ist er auf einen neuen Gedanken gekommen. Er will nähmlich eine ähnliche Colonnade auf der andern Seite der Kirche anbringen, und, um mehr Raum zu gewinnen, einige Häuser abtragen; hierdurch wird der Platz, der dem Porticus gegen über ist, nach dem Altar zu so vergrößert, daß er mit einem prächtigen gegossenen Gitterwerke und mit granitenen Statuen verziert werden kann, welche die menschliche Größe vier Mahl übertreffen. Es gelang dem Architecten durch diesen neuen Plan, nicht allein der Kirche eine regelmäßigere Gestalt und ein ehrwürdiges, für einen Tempel passendes Ansehen zu geben, sondern auch diesen Theil der Stadt sehr zu verschönern.

Das Innere der Kirche ist mit 56 Säulen geschmückt. Sie sind nach der Korinthischen Ordnung verfertigt, aus polirtem Granit von einem einzigen Block, 33 Fuß hoch, und mit bronzenen Capitälen und Basen versehen. Der Fußboden ist musivisch mit Marmor ausgelegt, der wegen seiner mannigfaltigen Farben einen schönen Anblick gewähret. Der Platz vor dem Altar sowohl, als auch der für den Kaiser, ist mit einer Steinart bedeckt, die wegen ihrer Farbe und der schönen Politur dem Rosso antico ganz gleich ist.

Dieses majestätische Gebäude verdankt sein Daseyn dem Hrn. Woronichin, Hofrath, Professor der Baukunst bey der kaiserl. Academie der schönen Künste, und Ritter des St. Wladimirordens vierter Classe. Er hat die Absicht, ein Werk herauszugeben, in welchem er alle einzelne Theile dieser Kirche beschreiben wird, die sich nicht allein von Seiten der Kunst, sondern auch durch die kostbaren Materialien auszeichnet, welche zu ihrer Verschönerung angewandt worden sind. Se. Excellenz der Hr. Graf Strogonoff, Groß-Kammerherr und Präsident der kaiserl. Academie der schönen Künste, allgemein bekannt durch seinen feinen Geschmack und die hohe Bildung seines Geistes, befindet sich an der Spitze der Commission, unter deren Leitung das Gebäude vollendet werden wird.

Paris.

Chez Bernard: Annales de Chimie. To. 67. oder Nr. 199 ... 201. (Ueber Tome 64. f. 1810 S. 2061 f. T. 65. u. 66. sollen noch angezeigt werden).

Aus diesem Bande bemerken wir hier: Curaudau's Untersuchung über den Schwefel und dessen

Zusammensetzung, nebst dem von Berthollet und Vauquelin dem National-Institut darüber erstatteten Bericht. C. bemüht sich in dieser Abhandlung, zu beweisen, daß der Schwefel zusammengesetzt sey, und aus Wasserstoff und Kohlenstoff bestehe: allein die Wiederhohlung seiner Versuche durch Berthollet und Vauquelin sind dieser Meinung durchaus nicht günstig. — Descroizilles (der ältere) über die Anwendung des Kochsalzes zur Conservation des Veilchensaftes und solcher Vegetabilien, deren man sich zur Anfertigung destillirter Wasser bedient. — Bouillon-Lagrange über das Vorkommen des Sauerkleesalzes in den Blättern und Zweigen von Rheum palmatum. — Laurens über die Anwendung der Soda in den Seifensiedereyen zu Marseille. Enthält insbesondere Bemerkungen über den auch schon von Vauquelin und Auzilly bemerkten Einfluß des in der Soda vorkommenden Hydro-sulfure-Gehalts auf die Marmorirung der Seife. — Ueber die Art, sich der oxygenirt-salzsauren Räucherungen bey der Erziehung der Seidenwürmer zu bedienen: Aus der Notice des travaux de l'académie du Gard, pendant l'année 1807 par Trelis gezogen. Man vergleiche damit Paroletti Vorschläge Gött. g. Anz. J. 1806 S. 284. — Brogniart über den Glauberit, ein bey Villa-Rubia unweit Ocanâ in Neu-Castilien gefundenes Fossil, welches aus 49,0 chaux sulfatée anhydre, und 51,0 soude sulfatée anhydre zusammengesetzt ist. — Parmentier über die Bereitung der von ihm empfohlenen conserve de raisin, und ihre Anwendung bey der Weingährung. — Curaudau Bemerkungen über den Einfluß der Gestalt der Helme auf die Güte des Destillats. —

Henry Untersuchung der Rinde der Roßkastanien. — (Diese Anzeige wird künftig fortgesetzt.)

Paris.

Description de l'Egypte, ou recueil des observations et des recherches, qui ont été faites en Egypte pendant l'expédition de l'armée Française, publié par les ordres de Sa Maj. l'Empereur Napoléon le Grand. ANTIQUITÉS, I. *Planches* Tome premier (97 Kupfer in groß, und zum Theil im allergrößten Folioformat); II. *Description.* Tome premier. 1809. Folio, zusammen 224 S. (die 8 *Chapitres* sind jedes einzeln paginirt) in median Folio; III. *Explication,* mit einer *Préface historique* (letztere XCII S.) in Royal-Folio. — Nachdem bereits von anderer Hand in unsern Blättern eine allgemeine Uebersicht von der Einrichtung des großen Werks sowohl, als von dem *Etat moderne,* gegeben ist, welches nach seinen einzelnen Abtheilungen einzeln angezeigt werden soll; lassen wir auf diese den Abschnitt der *Antiquités* folgen, auf den die Aufmerksamkeit des Publicums unstreitig nicht weniger gerichtet ist. Wenn der Unternehmung selber, deren Früchte uns jetzt mitgetheilt werden, der Stämpel des Außerordentlichen aufgedrückt war, so ist er es gewiß diesem Werke, und besonders dieser Abtheilung desselben, nicht weniger. Es ist allerdings ein Prachtwerk; mit einem Aufwande und in einer Größe ausgeführt, wie die Litteratur noch kein Beyspiel davon aufzuzeigen hat; aber doch gehört es keinesweges in die Classe der Werke, die bloß auf Pracht berechnet sind. Diese findet sich da, wo sie hin gehört, in den Kupfern. Hier ist nichts gespart, um einen bisher noch unbekannten Grad der Größe und

Vollendung zu erreichen. Dagegen ist bey der *Déscription*, mit mehr Schonung für den Leser, jener lästige Glanz vermieden, der durch übermäßige Größe des Formats der Schrift das Lesen erschwert. Alle unnöthige Zierathen sind hier durchaus weggeblieben; Einfachheit und Glanz ist so fast wunderbar mit einander gepaart; und erinnert fast unwillkührlich an den Character des Helden, unter dessen Befehlen dieses riesenhafte Werk, und — was freylich noch mehr sagen will, die Unternehmung selber ausgeführt ward, von der es die Frucht ist.

Wir glauben den Wünschen unserer Leser am besten zu entsprechen, wenn wir ihnen zuerst eine genauere Anzeige von demjenigen geben, was sowohl durch die Kupfer, als die Beschreibung, geliefert worden ist; und demnächst unser Urtheil über den Gewinn hinzufügen, den die Aegyptische Alterthumskunde durch dieses Werk erhalten hat.

Der Plan ist im Ganzen so gefaßt, daß die *Déscription* nur die Beschreibung der Denkmähler im Ganzen, mit den eingestreuten Bemerkungen der Verfasser, enthält. Das Detail der Erklärung gibt die *Explication*; auf welche sich daher auch die auf den Kupfern befindlichen Buchstaben beziehen. Alle eigentlich gelehrte Ausführungen sind aber in beiden vermieden; für diese sind die, von beiden noch verschiedenen, *Mémoires* über einzelne Gegenstände bestimmt, auf welche daher in der *Déscription* oft verwiesen wird. Auf diese Weise erhält die größere Classe der Leser, ohne durch Detail und ohne durch Gelehrsamkeit gestört zu werden, die Kenntnisse, die sie braucht, durch die *Déscription*; und es bleibt Jedem überlassen, in wie fern er sich durch die Benutzung jener beiden andern Hülfsmittel in das ge-

nauere Detail hineinarbeiten will. — Die *Description* ist übrigens von mehreren Verfassern ausgearbeitet, so daß die einzelnen Kapitel auch verschiedene Verfasser haben, die wir unten nennen werden.

Die Kupfer sind nach den einzelnen Orten, wo die Denkmähler sich fanden, und zwar so geordnet, daß zuerst ein allgemeiner topographischer Plan gegeben wird; auf diesen folgt die Darstellung der Monumente in ihrem jetzigen Zustande; alsdann specielle Ansichten der Gebäude nach einzelnen Haupttheilen, Durchschnitt und Höhe; hierauf die Details der Architectur; dann die Ornamente, Basreliefs, Mahlereyen, Statuen; und endlich, bey einigen, perspectivische Abbildungen.

Es war einer der glücklichsten Gedanken, die Darstellung der Denkmähler Aegyptens mit Oberägypten anzufangen, und nach Mittel- und Unterägypten fortzugehen. So folgte man dem Gange der Cultur des Landes und der Nation, die, wie man auch sonst darüber denken mag, doch gewiß nicht von Norden, sondern von Süden nach Norden, sich verbreitete. So erhält die Wißbegierde des Lesers zugleich von Anfang an ihre Befriedigung, da dieser Theil des Landes der Sitz der Wunder der Baukunst, natürlich der wichtigere, ist. Dieser erste Theil enthält also die Denkmähler von Oberägypten, von Philä, der Südgrenze, an, bis nach Erment in der Nähe von Theben, so wie der ganze zweyte Theil allein den Monumenten dieser ältesten Königesstadt der Erde, und der letzte denen von Mittel- und Unterägypten gewidmet seyn wird. — (Im nachfolgenden Stück die Fortsetzung.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 15. Junius 1811.

Paris.

(Fortsetzung der S. 936 abgebrochenen Anzeige der Déscription de l'Egypte. Tome premier. *Antiquités.*)

Der gegenwärtige Theil beginnt also mit den Denkmählern von Philä, denen in der *Déscription* das erste Kapitel, von einem bereits verstorbenen Verfasser, Michel Ange Lancret, und von den Kupfern Pl. 1 ... 29, gewidmet ist. Diese kleine Insel liegt bekanntlich im Nil, gleich oberhalb der Katarracten von Syene. Von dieser Stadt bis dahin läuft ein künstlicher Weg, der an der Landseite von einer Mauer vertheidigt wurde, von der man noch die Ueberreste sieht; ohne Zweifel, um die Processionen und die Scharen der Pilgrime, die zu den Heiligthümern von Philä wallfahrteten, vor den Anfällen der herumstreifenden Nomaden zu schützen. Sie ist aus Backsteinen erbauet; denen ähnlich, die man auch in andern Gegenden Aegyptens findet. Die Granitfelsen, welche zur Seite des Weges sind, sind voll von Hieroglyphischen Inschriften, je mehr man sich Philä nähert; als eben so viele Beweise

der Frömmigkeit der Pilger, und der Heiligkeit des Orts, wo das Grab des Osiris seyn sollte. Die Denkmähler von Philä bestehen hauptsächlich in zwey Tempeln, die durch die Benennungen des großen und des westlichen von einander unterschieden werden. Sie scheinen recht dazu geeignet, um mit ihnen das Studium der Denkmähler der Thebais zu beginnen. Sie gehören bey weitem nicht zu den größten Tempeln; aber sie sind sehr vollendet, und geben sogleich den richtigsten Begriff von jener, ganz eigenthümlichen, Bauart. Der Haupteingang in den Hof, und nachmahls wieder in den Tempel selbst, wird durch jene gewaltigen Massen in abgestumpfter Pyramidalform gebildet, die sich zu beiden Seiten der Hauptthore erheben, für welchen man, da unsere Europäische Architectur gar nichts Aehnliches kenne, einen eigenen Nahmen hat erfinden müssen, indem man sie durch Pylonen bezeichnet. Eine doppelte Colonnade, eine größere, in der man 32 Säulen zählt, und eine kleinere, bilden den Zugang zu dem Haupttempel. Alles, was man sieht, Säulen, Pylonen, Wände, Decke, ist voll von Sculptur; und diese Sculpturen waren gemahlt; die Farben haben sich trefflich erhalten; sie treten gleich hervor, so bald man die Bildnerey nur von dem Staub und Unrath säubert, der sie bedeckt. Eine Eigenthümlichkeit eines Aegyptischen Porticus besteht darin, daß er an den Seiten stets durch Mauern zwischen den Säulen geschlossen ist, nähmlich bis auf ein Drittheil, auch wohl bis auf die Hälfte, der Säulenhöhe. Der Haupttempel zu Philä war ohne Zweifel dem Osiris gewidmet. Allenthalben sieht man Bildwerke, die ihn selber darstellen, oder sich doch auf seine Verehrung beziehen. Gehörte dieser Tempel gleich gar nicht zu den größten, so war er doch groß genug, daß auf der Terrasse, die sein

Dach bildet, ein Dörfchen der Berbern Platz finden konnte, das jetzt auch verlassen ist. Die vorher erwähnten Pylonen enthalten inwendig Kammern und Treppen, auf welchen man zu den Terrassen gelangt, welche ihre Gipfel bilden. Der Verf. vermuthet sehr wahrscheinlich, daß diese als Sternwarten gebraucht seyn mögen: Keine schicklicheren Plätze konnten wenigstens unter jenem ewig reinen Himmel dazu gefunden werden. Eine sehr interessante Bemerkung hatte man schon hier Gelegenheit zu machen, die auch anderwärts wiederhohlt ward, daß nähmlich ein Theil der Baumaterialien schon von älteren Gebäuden genommen, und zum zweyten Mahl gebraucht war: welches über das Alter der Aegyptischen Kunst neue Aufschlüsse gibt. Der große Tempel zu Philä hat das Eigenthümliche in seiner Bauart (welches man nur noch bey Einem der Tempel zu Theben wiederfindet), daß der Porticus durch einen zweyten Pylon geschlossen wird, der die Façade des eigentlichen Tempels ist. Dieser eigentliche Tempel enthält drey Säle neben einander, von denen der mittlere als das eigentliche Heiligthum betrachtet werden muß. Er unterscheidet sich von den beiden andern durch seine Höhe, und die Pracht seiner Verzierungen; und enthält zwey jener Nischen oder Tabernakel, die aus Einem Stein (rothem Granit), 7 Fuß hoch, verfertigt sind; höchst wahrscheinlich dienten sie als Behälter für die heiligen Thiere, welche Gegenstände des Cultus waren. — Der westliche Tempel ist ein viel kleineres Gebäude; seine Länge beträgt ungefähr 96 Fuß, die Höhe der Säulen 17 Fuß. Das Ganze ist aber mit der größten Sorgfalt ausgeführt; die Reliefs haben fast alle Beziehung auf die Isis und ihren Sohn Horus. Noch ist im Osten ein kleiner Tempel, der nach allen Anzeichen dem Ty-

ylon gewidmet war. Allenthalben sieht man kein Bild.

Von den Kupfern gibt Pl. 5 den allgemeinen Grundriß aller Hauptgebäude, und den Durchschnitt des großen Tempels nach der Länge. Pl. 6 den Durchschnitt der Galerie und Colonnaden. Pl. 7 Capitäle und Cornichen des Porticus des großen Tempels. Pl. 8 vierzehn Capitäle aus den beiden Colonnaden. Pl. 9 mehrere Theile des großen Tempels im Durchschnitt, und die beiden Löwen vor dem Eingange. Pl. 10 einige Sculpturen aus dem Porticus, und Darstellungen der Nischen. Pl. 11 gleichfalls Sculpturen des Porticus und des ersten Pylon. Das heilige Schiff, von Priestern getragen, in ihm der Sperber, erscheint hier zum ersten Mahl. Pl. 12, 13, Sculpturen der beiden Pylonen, und Basrelief aus dem großen Tempel. Pl. 14 Abbildungen von Gefäßen, wie sie in den Reliefs vorkommen. Pl. 15 und 16 sind colorirte Blätter. Das erste enthält Abbildungen einiger Gefäße, das andere zweyer Reliefs, so gefärbt, wie sie auf den Denkmählern selber erscheinen; worauf wir noch unten zurückkommen werden. Wie wichtig diese Blätter sind, durch welche wir einen anschaulichen Begriff von dem Ansehen jener Kunstwerke erhalten, brauchen wir nicht erst zu sagen. Pl. 17 perspectivische Ansicht des zweyten Pylon's (oder Einganges in den eigentlichen Tempel), und des vor ihm befindlichen Porticus. Ein prächtiges Blatt! Pl. 18 innere perspectivische Ansicht des Porticus des großen Tempels, gleichfalls colorirt. Pl. 19 Reliefs aus dem westlichen und aus dem großen Tempel. Pl. 20 Plan und Details aus dem westlichen Tempel. Pl. 21 die Details von 9 Capitälern aus eben dem Tempel. Alle mit Thierköpfen; aber die Verzierungen sind an allen ver-

schieden. Pl. 22 und 23 Basreliefs und Hieroglyphen eben daher. Die erstern haben durchgehends auf Osiris und Isis Beziehung. Pl. 24 perspectivische Ansicht des westlichen Tempels und anderer benachbarter Gebäude. Pl. 25 Ansicht des östlichen Tempels und der benachbarten Gebäude. Pl. 26 Plan, Durchschnitt und drey Capitäle dieses östlichen Gebäudes. Pl. 27 innere Verzierungen von den Zwischenwänden der Säulen eben dieses Tempels; Vorstellungen von Gaben, die dem Osiris und der Isis dargeboten werden, und Details von Hieroglyphen. Pl. 28 perspectivische Ansicht des östlichen Gebäudes; endlich Pl. 29 Abbildungen der symbolischen Kopfputze, und Plan und Durchschnitt der Römischen Alterthümer auf Philä. — Nicht weniger also, als 29 Blätter sind bloß dieser kleinen Insel und ihren Denkmählern gewidmet! Allerdings sind von den Reliefs und Sculpturen nur einzelne als Proben gegeben (denn wie wäre es möglich gewesen, diesen unerschöpflichen Reichthum zu erschöpfen?). Aber die Gebäude im Ganzen lernt man doch vollständig kennen, und von ihren Verzierungen so viel, als nothwendig ist, sich einen Begriff davon zu bilden.

Das zweyte Kapitel ist der Beschreibung von Syene und den Katarracten gewidmet. Der Verfasser desselben ist Mr. E. Jomard. Die Lage dieser Grenzstadt von Aegypten ward genau durch Hrn. Nouet bestimmt, auf 24° 5′ 23″ der Breite, und 30° 34′ 49″ der Länge von dem Pariser Meridian. Noch Danville hatte Syene 15′ zu weit südlich gesetzt, wodurch Aegypten um 7 Lieues verlängert ward. Das alte Syene lag südwestlich von der jetzigen Stadt; die Mauer, die ganz aus Granitblöcken besteht, hat sich noch davon erhalten. Auch sieht man noch Ueberbleibsel von Gebäuden;

das Ganze gewährt einen Anblick, der höchst pittoresk ist. Die Felsen herum sind alle mit Sculpturen und Hieroglyphen bedeckt. Auch Syene enthielt einen Tempel, von dem noch Ueberbleipsel, jedoch nur wenige, vorhanden sind; fast Alles ist verschüttet (man sehe Pl. 38). Die Gegend um Syene bietet viele Merkwürdigkeiten dar; die interessanteste war wohl folgende. Etwa 900 Fuß südöstlich von der neuen Stadt erblickte Hr. J. einen behauenen Granitfelsen, der allenthalben die Spuren davon zeigte, daß man einen gewaltigen Block aus ihm hervorgearbeitet habe. Bey genauerer Untersuchung zeigte sich bald, daß dieß ein Coloß gewesen seyn müsse von ungefähr 68 Fuß Höhe; und der Verf. überzeugte sich, daß dieß kein anderer, als der des Osymandyas, oder die berühmte Memnons-Statue sey, die man noch bey Theben sieht. So ungeheure Massen aus Einem Stück wurden also nicht bloß ausgehauen, sondern auch transportirt! Pl. 31 gibt die Ansicht des Felsen. — Der zweyte Abschnitt dieses Kapitels gibt die Beschreibung der Nilfälle oder Katarracten. Der zunächst bey Syene heißt bey den Arabern Chellâl, von einer kleinen Insel. Der ganze Strich von Philä bis Syene ist voller Felsen. Der Fall selbst ist auch bey niedrigem Wasserstande 7 bis 8 Fuß; und die Beschreibungen, welche die Alten davon gegeben haben, scheinen also sehr übertrieben. Aber das Ganze gewährt doch einen großen Anblick. Der Fluß hat die Breite des Niagara, 3000 Fuß, und erweitert sich nachher bis auf das Dreyfache. Die Untersuchung wird nun überhaupt auf die Fälle des Nils, auch die obern, die zum Theil etwas höher seyn sollen, ausgedehnt. Pl. 30 und 31 geben die Ansichten von Syene, den Katarracten u. s. w.

Das dritte Kapitel, gleichfalls von Mr. Jomard, enthält die Beschreibung der Insel Elephantine. Das Inselchen, von etwa 700 Toisen Länge, gewährt durch seine üppige Fruchtbarkeit in der Mitte von Einöden einen höchst reitzenden Anblick. Sie enthält jetzt keine Stadt mehr, sondern nur ein paar Dörfer. Die hier befindlichen Alterthümer bestehen in zwey Tempeln, einem südlichen und einem nördlichen; außerdem im Nordosten der Insel eine Mauer, welche zum Schutz gegen die Ueberschwemmungen des Flusses gedient zu haben scheint. Die Tempel auf Elephantine gehören zu den kleinen Aegyptischen Tempeln; sie haben, jeder, nur 36 bis 38 Fuß Länge, und sind sich sonst auch in Allem sehr ähnlich. Es ist auffallend, hier nur zwey solcher, und sich so gleicher, Tempel zu sehen; allein Hr. J. macht es sehr wahrscheinlich, daß außer ihnen noch ein größerer Tempel vorhanden gewesen sey. Die Mauern, durch welche der Quai gebildet wird, und die die Insel gegen den Strom schützten, sind sehr merkwürdig dadurch, daß sie nach der Wasserseite concav, nach der Landseite convex sind; wovon auch vielleicht bey unserer Architectur Gebrauch gemacht werden könnte. Auf Elephantine ward, nach Eusebius, eine Gottheit verehrt, in deren Beschreibung man leicht den Jupiter Ammon mit dem Widderkopfe entdeckt. Genau so, wie ihn Eusebius schildert, sieht man ihn noch in dem Hauptgemählde des südlichen Tempels dargestellt; auch die blaue Farbe des Kopfes, deren der Kirchenvater erwähnt. Der Verf. nennt indeß diesen Tempel einen Tempel des Cneph, weil Ammon mit dem Widderkopfe einerley mit Cneph oder Cnuphis gewesen sey, der Genius des Guten, dessen Symbol die Schlange war. Die Untersuchung schließt sich mit einigen

geographischen Bemerkungen, in denen die Vermuthung ausgeführt wird, daß der Nahme Elephantine wohl nur eine Uebersetzung des Nahmens Philä sey, und daß dieser Nahme wohl überhaupt die dortigen Nil-Inseln umfaßt habe; woraus es sich erkläre, wie die an sich so kleine Insel Elephantine doch ein kleiner Staat habe seyn können. — Von den Kupfern gehören zu Elephantine Pl. 30 allgemeine Ansicht der Insel. Pl. 31 ein allgemeiner Plan, sowohl von Elephantine, als Syene. Pl 32 Vüen von Elephantine und Syene. Pl. 33 Plan und Details über den Nilmesser daselbst. Pl. 34 Vüe des südlichen Tempels daselbst. Pl. 35 architectonische Details des Tempels. Pl. 36 Durchschnitte und Reliefs aus demselben. Pl. 37 zwey große Reliefs aus dem Tempel. Pl. 38 perspectivische Vüe des südlichen Tempels, so wie des nördlichen, und architectonische Details aus denselben.

Das vierte Kapitel, von MM. Chabrol und Jomard, handelt von Ombos und seinen Umgebungen. Eine Fahrt von 8 Stunden bringt die Reisenden den Nil herunter von Syene nach Ombos. Die Ruinen von Ombos liegen an der Ostseite des Stroms auf einem Sandhügel. Die Hitze ist hier unerträglich; das Thermometer stieg im Sande auf 54°. Man konnte im Sande Eyer kochen. Ombos ist durch Feuer zerstört, und durch Sand verschüttet; und ein alter Canal ist jetzt das Bette des Flusses geworden. Von zwey Tempeln sind gleichwohl noch die Ueberreste vorhanden, so wie eine Einfassung von Backsteinen von 380 Toisen im Umfange. Der große Tempel hat das Eigenthümliche, daß er der Breite nach in zwey große Hälften getheilt ist, was man bey keinem andern findet. Er ist großen Theils vom

Sande verschüttet, und trägt deutliche Spuren, daß er zugleich vom Brande zerstört ist. Auch er ist voll von Sculptur-Arbeit, und gewährt zugleich eine lehrreiche Bemerkung über die Verfahrungsart dabey, indem sie an dem Plafond zum Theil erst angefangen, und die Figuren nur erst mit rothen Umrissen gezeichnet waren. Der kleinere Tempel von Ombos, von etwa 70 Fuß Länge, hat noch mehr, als der große, gelitten; außer einigen Säulen und Stücken der Mauern und drey Thoren, ist wenig mehr davon übrig. Er scheint der Isis und dem Horus gewidmet gewesen zu seyn. Wenn aber die Tempel von Ombos meist zerstört sind, so bietet die Gegend eine desto interessantere Merkwürdigkeit dar, welche der zweyte Abschnitt dieses Kapitels, von Mr. Rozière, erläutert: **Beschreibung von Gebel Selseleh, und den Steinbrüchen, welche die Materialien zu den bedeutendsten Gebäuden von der Thebais geliefert haben.** Die Gebirge des Nilthals in Oberägypten, sagt Hr. R., theilen sich nach ihren verschiedenen Bestandtheilen in drey verschiedene Regionen. In der südlichsten, bey Philä und den Katarracten, herrscht, jedoch nur in einem mäßigen Umfange, der Granit. Sie gab den Aegyptiern die Materialien zu ihren Denkmählern aus Einem Stücke (monolithes), wie Obelisken, Colossen &c. In der nördlichsten Region, bis einige Tagereisen südlich von Theben, bestehen beide Bergketten aus Kalkstein, woraus die Pyramiden gebauet sind. Die mittlere Region, die etwa Einen Breitengrad einnimmt, von Syene bis Eine Tagereise südlich von Latopolis, bildet den Uebergang zwischen dem Kalk- und Granitgebirge; es besteht ganz aus Sandstein. Dieser Sandstein ist das Material für alle Tempel

von Oberägypten; kein Marmor, Porphyr, oder gar Basalt, wie Einige gesagt haben, ist daher gebraucht. Dieser Sandstein hat verschiedene Nüancen der Farbe: greiß, gelblich, ganz weiß; auch einzelne Adern von Hochgelb oder lichter Rosenfarbe. Im Ganzen zeigen sich aber die Gebäude weiß oder grau. Wahrscheinlich waren aber die Mauern ursprünglich ganz angestrichen; man hat einzelne Spuren von Farben darauf gefunden. Der Aegyptische Sandstein ist nicht sehr hart; eben deßhalb war es auch viel leichter, jene unermeßlichen Sculptur-Arbeiten darauf zu vollenden, womit alle Wände bedeckt sind. Die Steinbrüche in dieser Gegend, sind da am häufigsten und größten, wo die Bergkette sich dem Nil am meisten nähert, besonders bey Selseleh: woraus erhellet, daß man auf die größere Leichtigkeit des Transports zu dem Flusse vor Allem Rücksicht nahm. Das Verfahren bey dem Steinhauen läßt sich aus der genauern Ansicht der Brüche deutlich abnehmen; das Detail muß man bey dem Verf. selber nachlesen. Außer diesen offenen Steinbrüchen gibt es aber in dieser Gegend auch bedeckte oder Grotten, besonders am linken Nilufer. Das Aeußere derselben ist den Tempeln ähnlich. Sie enthalten inwendig eine Reihe von Kammern, die zum Theil sehr groß sind; sie sind häufig mit Mahlereyen und Sculptur-Arbeit, ganz wie die Tempel, verziert. Sie waren also gewiß nicht bloße Steinbrüche, sondern hatten ihren eigenen Zweck; mochten sie nur zu Heiligthümern, oder (wie offenbar manche) zu Begräbnissen dienen. — Die zu diesem Kapitel gehörenden Kupfer sind: Pl. 39 allgemeiner Plan der Ruinen von Ombos und seinen Umgebungen. Pl. 40 Ansicht des großen Tempels zu Ombos. Pl. 41 Durchschnitt des

selben; Proben von Reliefs und Hieroglyphen; Pl. 42 Capitäle desselben. Plan und Durchschnitt des kleinen Tempels. Pl. 43 Reliefs und Hieroglyphen aus dem Porticus des großen Tempels. Pl. 44 noch andere Sculpturen und architectonische Details aus demselben. Pl. 45 dergleichen aus dem kleinen Tempel, und Reliefs aus den Grotten. Pl. 46 perspectivische Ansicht der beiden Tempel und der Einfassung. Pl. 47 Ansicht der Grotten und des Einganges in die alten Steingruben.

Das fünfte Kapitel, von Mr. Jomard, enthält die Beschreibung der Alterthümer von Edfu oder Groß-Apollinopolis. Das jetzige Edfu ist ein großes Dorf an der Westseite des Flusses, unter dem 24° 59′ der Breite, dessen Einwohner sich noch jetzt, so wie vormahls, meist von Töpferarbeit nähren. Die Lage, verglichen mit den Angaben der Alten, läßt keinen Zweifel, daß es das Local des alten Apollinopolis sey. Aus dem Alterthume sind hier zwey Tempel übrig, welche in doppelter Rücksicht höchst merkwürdig sind, theils weil sie an Größe und Pracht zu denen vom ersten Range gehören, theils weil sie sich in einem solchen Grade erhalten haben, daß nach Wegräumung des Schuttes sie fast unversehrt dastehen würden. Der große Tempel hat 424 Fuß Länge, die Breite der Façade beträgt die Hälfte; die größte Höhe ist 107 Fuß. Nicht leicht sieht man, so wie jetzt hier, die größte Pracht und die größte Armuth neben einander. Auf dem Dache oder der Terrasse des großen Tempels steht seit langen Zeiten ein kleines Arabisches Dorf, aus elenden Lehmhütten. Dieß Dach hat Fenster oder Oeffnungen, deren man sich bedient, um sich des Unraths jeder Art zu entledigen. Er wird also in

den Tempel geschüttet; und so ist es geschehen, daß dieser dadurch meist angefüllt worden. So sind aus jenen prächtigen Sälen von mehr als 30 Fuß Höhe wahre Sousterrains geworden, in welche man sich erst einen Eingang durch die Seitenfenster durchbrechen mußte, weil diese mit Backsteinen vermauert waren. Das Thor des Tempels ist ganz verdeckt; nur die Corniche ist sichtbar. Der äußere Porticus ist weniger angefüllt; aber von den den prächtigen Säulen ragen doch fast nur die Capitäle aus dem Unrath hervor. Um eine derselben, die doch weniger verschüttet war, zu entblößen, mußte man eine Grube von fast 20 Fuß Tiefe machen. Man denke sich die Schwierigkeiten und Hindernisse, mit denen die Französischen Künstler zu kämpfen hatten, indem sie bey Licht, in der drückendsten Luft, und gestört von den aufgeschreckten Fledermäusen, arbeiten mußten; und man muß erstaunen, wie so viel geleistet werden konnte! Indeß hatten selbst jene Uebel auch wieder ihr Gutes. Man konnte hier jene gewaltigen Capitäle, die man sonst nur von unten auf sah, nun in der Nähe betrachten. Man erstaunte, hier eben die Vollendung in allen Theilen wahrzunehmen, als wären sie für diesen Anblick gemacht worden. Man konnte so ein Detail ihrer Formen und Verzierungen geben, wobey Mannigfaltigkeit, Grazie und Wahrheit (denn alle sind von Gegenständen der Natur entlehnt) auf das wunderbarste vereinigt sind! Uebrigens ist das ganze Gebäude so erhalten, daß nur die Zwischenmauern der Säulen des Porticus, und die obern Einfassungen der Pylonen der äußern Façade (von 110 Fuß Höhe!), merklich gelitten haben. Kein Stein ist an demselben verrückt, und die Sculptur-Arbeit hat sich

eben so vollkommen, als die Architectur, erhalten. Dabey ist, ungeachtet der gewaltigen Größe, der Plan des Ganzen höchst einfach. Ein Heiligthum, umgeben von Corridors; vor demselben zwey Säle, und zwey Porticus: dieß ist der Tempel. Um das Ganze läuft eine Einfassung, an deren Ende ein Thor, zwischen jenen zwey gewaltigen Massen, oder Pylonen. Der leere Platz zwischen diesem Thor und dem Eingange des Porticus ist zu einem Peristyl gemacht, und mit Säulen umgeben. Das Thor des Porticus hatte Flügelthüren, wahrscheinlich von Metall, die jede gegen 50 Fuß Höhe und 10 Fuß Breite hatten. Alle diese colossalischen Anlagen standen unter einander in der vollkommensten Proportion. Nichts erscheint zu groß, nichts zu klein. Und nun die Verzierungen! Alles, von der Schwelle des Thors bis zu der Einfassung, Wände, Säulen, Piedestale, Capitäle, Cornichen: Alles ist mit Sculptur bedeckt! Und dennoch stört diese nicht im mindesten den Eindruck; man sieht nichts Ueberladenes, denn die Hauptlinien der Architectur sind rein erhalten, und in einiger Entfernung auf dem der colossalen Größe angemessenen Standpuncte sieht man nichts, als nur die allgemeinen Formen. Das Detail der Beschreibung, in welche man sich hier eingelassen hat, erlaubt keinen Auszug. — Die Angabe der Kupferplatten wird den besten Beweis geben, mit welchem Eifer hier die Künstler bemüht gewesen sind, von diesem herrlichen Denkmahl so viel sie immer konnten (und doch noch immer wie wenig gegen das, was da ist!), der Dunkelheit zu entreißen. Pl. 48 allgemeine Ansicht von Edfu. Pl. 49 Ansicht des großen Tempels in seiner jetzigen Gestalt. Pl. 50

Grundriß und allgemeiner Durchschnitt des großen Tempels. Pl. 51 Ansicht des Pylons des großen Tempels. Pl. 52 Durchschnitt und innere Ansicht eben desselben. Pl. 53 Ansicht des Porticus. Pl. 54 Durchschnitt des großen Tempels der Länge nach. Pl. 55 Ansicht des Innern des Porticus in seinem jetzigen Zustande. Pl. 56 architectonische Details. Säulenschäfte und Capitäle. Pl. 57, 58, 59, Reliefs und Sculpturen, sowohl aus dem Tempel selbst, als aus dem Porticus. Pl. 60 Details von Architectur, Capitälen und Hieroglyphen. Pl. 61 perspectivische Ansicht der Pylonen, und des Säulenhofes des großen Tempels. (Dieses, so wie mehrere der vorher angeführten Blätter, sind von dem allergrößten Format, und sind auch in dieser Rücksicht bisher einzige Kunstwerke des Grabstichels.) Pl. 62 Grundriß und Durchschnitt des kleinen Tempels. Er steht in einiger Entfernung mit dem großen in rechtem Winkel; er hat gegen 45 Fuß Länge, auf beynahe 24 Fuß Breite. Die Zierathen desselben lassen keinen Zweifel, daß er gleichfalls dem Typhon gewidmet war. Allenthalben erscheint sein Bildniß, so wie das des Nephthis. Aber häufig auch die Isis mit ihrem Sohne Horus. Neben den Tempeln der wohlthätigen Gottheiten auch dem bösen Genius den seinen zu erbauen, scheint also die Sitte der Aegypter gewesen zu seyn. Pl. 63 Friesen und Sculpturen aus dem kleinen Tempel. Pl. 64 Sculpturen von dem Fries der nördlichen Galerie desselben. Pl. 65 perspectivische Ansicht des kleinen Tempels.

Sechstes Kapitel. Beschreibung der Ruinen von El-kab oder Elenthyia, von Mr. Saint-Genis. Ungefähr 2 Lieues unterhalb Edfu zeigen

sich wieder Ueberbleibsel großer Anlagen über und unter der Erde; es sind die von Eleuthyia. Man erblickt in einer Ebene etwas unter El-kab eine weite Einfassung, wie ein Retranchement; in der Mitte desselben erheben sich die Capitäle einer Säulengruppe, und hin und wieder Stücke dichter Mauern. Weiter hin ein kleiner Tempel, isolirt stehend; und bald zeigt sich eine gigantische Steinmasse in der Ferne eines Thors: der Eingang in einen großen Felsen, den man ausgehauen hat. Das Gebirge im Hintergrunde ist gleichsam besäet mit Oeffnungen, in denen man bald die Grotten entdeckt, welche zu Begräbnissen dienten. Die Einfassung ist von Backsteinen, die jedoch nur an der Sonne gebrannt sind; und bald zeigt sich, daß diese von einer noch größern, gleichfalls aus Backsteinen, eingeschlossen ist; welche letztere den Umfang der alten Stadt, so wie die innere den des Tempels, bezeichnet. Indeß diese Denkmähler über der Erde wurden bald vergessen über die unter der Erde; da sich die Nachricht verbreitete, daß man zwey Grotten mit Mahlereyen gefunden habe, welche fast alle Beschäftigungen des Privatlebens darstellten. Die ganze Commission eilte sogleich dahin; und Alle arbeiteten, um davon so viel Gemählde, wie irgend möglich, abzuzeichnen. Die Grotten selbst waren gewiß Begräbnißplätze. Sie sind nicht groß; die erste, und wegen der Mahlereyen die wichtigste, hat 24 Fuß Länge auf 11 Fuß Breite; die vordere Hälfte hat allein gemahlte Sculpturen. Im Hintergrunde ist rechts eine Thür, welche in eine zweyte Kammer führt, in der ein Brunnen ist. Die Sculpturen an den Wänden: ein Mann, in der Mitte von zwey

Frauen, zeigen, daß hier die Todtenkammer war. Dem Eifer der Künstler verdanken wir nun die Blätter, Pl. 66 Plan und Ansichten der dortigen Ruinen und der Umgebungen. Pl. 67 Ansicht eines alten Steinbruchs, und das Innere der Hauptgrotte mit den drey Figuren. Die folgenden Blätter, Pl. 68, 69, 70 und 71, in gewisser Rücksicht die lehrreichsten und allerschätzbarsten der ganzen Sammlung, geben nun die Abbildungen jener Mahlereyen. Die Geschäfte des Ackerbaues: das Pflügen, Säen, Walzen, Eggen, das Schneiden, Binden, Austreten des Getreides durch Ochsen, und das Aufhäufen desselben; der Fischfang mit Angeln und Netzen, und das Einsalzen der Fische; die Jagd; die Weinlese und ihre Arbeiten; die Viehzucht, und die Heerden von Rindern, Schafen und Eseln; die Nilschifffahrt, sowohl mit Segeln, als Rudern; das Wägen lebendiger Thiere zum Verkauf; ein häusliches Opfer; die Einbalsamirung der Todten bis zu ihrem Begräbniß; die Musik mit Harfen und Flöten, und der Tanz: — dieß Alles ist hier dargestellt, und zwar so, daß die Sculptur nachher gemahlt ist. Neben diesen Scenen sind gewöhnlich Inschriften in Hieroglyphen, welche wohl ohne Zweifel auf die Gegenstände Beziehung hatten. Auffallend ist es dabey, daß sich gar keine Spuren der Weberey, dieser so wichtigen Beschäftigung der Aegypter, in den Vorstellungen finden. Lag der Grund etwa darin, weil diese Geschäfte für eine andere Caste gehörten, als von welcher die hier Begrabenen waren? —. (Die Fortsetzung dieser Anzeige s. im nachfolgenden Blatt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 17. Junius 1811.

Paris.

(Fortsetzung der S. 936 und 952 abgebrochenen Anzeige der Déscription de l'Egypte. Tome premier. *Antiquités.*)

Siebentes Kapitel. Beschreibung von Esné und seinen Umgebungen, durch die Herren Jellois und Devilliers. Esné (das alte Latopolis), unter 25° 17½' N. Br., ist jetzt die Hauptstadt von Oberägypten, die gewöhnliche Residenz einiger Beye; ziemlich bevölkert, und nicht ohne Industrie. Sie hatte auf längere Zeit Französische Besatzung, und so fand sich auch mehr Zeit zur Erforschung ihrer Alterthümer. Auch hier standen einst mehrere Tempel, von denen der größte dem von Apollinopolis schwerlich nachgab. Er ist aber so verschüttet und verbaut, daß nur der Porticus, nicht aber der eigentliche Tempel, besucht und gesehen werden konnte. Da der Porticus sich ganz und unversehrt erhalten hat, so hat man keine Ursache zu zweifeln, daß auch der Tempel selber noch eben so gut steht; aber die Häuser auf und um ihm müßten erst abgetragen werden, um ihn

wieder an den Tag zu bringen; und die Verhältnisse erlaubten diese Operation nicht. Auch in den Porticus konnte man anders nicht, als durch ein Gäßchen mit Mühe eindringen, die aber durch den imposanten Anblick, der sich jetzt darbot, reichlich belohnt wurde. "Es würde schwer seyn", sagen die Verfasser, "die Wirkung zu schildern, welche dieser Anblick auf uns hervorbrachte. Jeder blickte zuerst bald das Denkmahl, bald seine Reisegefährten, an, um sich zu versichern, ob er sich selber betriege, indem er plötzlich den Geschmack an allem dem verlor, den er in dem Studium der Griechischen Denkmähler gebildet hatte; bis wir uns alle durch eine einstimmige Bewegung der Bewunderung weggerissen sahen"! Dieß Gefühl machte jedoch bald dem Eifer zum Zeichnen Platz, wovon die Blätter Pl. 72 bis 90 die Früchte liefern. Die Verfasser bemerken dabey, daß sie in dem Grundriß aus ihrer Kunde der Aegyptischen Tempel-Architectur das nicht mehr Vorhandene supplirt haben, jedoch so, daß es von dem vorhandenen unterschieden wird. Pl. 72 Plan von Esné und den Umliegenheiten. Plan des Tempels (supplirt nach den andern Tempeln). Durchschnitt des noch vorhandenen großen Porticus. Pl. 73 Ansicht des Porticus; er enthält 24 Säulen in 4 Reihen, die bey einer Höhe von 33 Fuß gegen 16 Fuß im Umfange haben. Pl. 74 Sculpturen an der Seitenmauer des Porticus: fast lauter Opfer, welche dem Ammon dargebracht werden; dazwischen jedoch die Vorstellung eines Vogelfanges durch Netze. Pl. 75, 76, 77, die Capitäle der 24 Säulen des Porticus, von einander verschieden. Pl. 78 noch drey Capitäle, Verzierungen der Säulen, und die Corniche aus dem Innern des Porticus. Pl. 80 Details der Architectur, Basreliefs und Hieroglyphische

Inschriften aus dem Porticus. Pl. 81 innere Verzierungen von einer Zwischenmauer des Porticus. Pl. 82 drey Basreliefs aus dem Porticus. Pl. 83 perspectivische Büe von dem Innern des Porticus. Man hat es versucht, auf diesem prächtigen Blatt den Anblick darzustellen, welchen einst dieser Porticus an feyerlichen Tagen, etwa bey einer Procession der Priester (die deßhalb abgebildet ist), gewähren mußte. Wie schwindet bey dieser Größe und Pracht der Architectur Alles, was unsere neueren Hauptstädte in dieser Gattung aufzuzeigen haben! Pl. 84 Ansicht von zwey kleineren Tempeln bey Esné. Pl. 85, 86, 87, Durchschnitt und Details aus dem nördlichen Tempel. Pl. 88 perspectivische Ansicht des nördlichen Tempels. Pl. 89 Durchschnitt und Details aus dem dritten Tempel. Pl. 90 perspectivische Ansicht des dritten Tempels. — Sowohl der Porticus des großen Tempels, als des nördlichen, enthalten beide einen Zodiacus, nach welchem sie noch älter, als der zu Tentyris, seyn müssen; welches auch der viel einfachere Styl der Baukunst zu bestätigen scheint.

Achtes Kapitel. Beschreibung von Erment oder Hermonthis, von Mr. Jomard. Die Alterthümer von Erment können freylich an Größe mit den vorigen nicht verglichen werden; aber sie haben doch noch ihre Merkwürdigkeiten. Auch Erment enthält die Ueberbleibsel eines Tempels, der ein Typhonium war. Das Aeußere ist sehr zerstört, nicht durch die Zeit, sondern durch die Menschen; das Innere ist gut erhalten. Unter den Abbildungen sieht man hier eine Giraffe. Auch die Architectur hat manches Eigene. Auf einem der Platfonds erblickt man auch hier Zeichen aus dem Zodiacus. Neben dem Tempel sieht man ein altes steinernes Bassin, das jetzt wenigstens 23

Fuß verschüttet seyn muß. — Die Kupfertafeln stellen vor: Pl. 91 Ansicht des Tempels aus Südwest, Pl. 92 eben dieselbe aus Westen. Pl. 93 eben dieselbe aus Nordwest. Pl. 94 Plan und Durchschnitt des Tempels. Pl. 95, 96, Basreliefs aus dem Innern und dem Aeußern des Tempels. Pl. 97 Ansicht und Plan des Bassins, und einiger andern Alterthümer, welche von einem spätern Gebäude sich in der Nähe finden, das aus den Trümmern des Tempels erbaut ist. Aber auch bey diesen bestätige sich wieder die Bemerkung, daß auch bey ihnen, so wie zu Philä, schon die Materialien von älteren Gebäuden wieder gebraucht worden sind.

Wir glauben durch die bisherigen Angaben den Lesern gezeigt zu haben, wie viel gegeben werden sollte, und gegeben worden ist. Der Gegenstand sollte in so fern erschöpft werden, daß kein bedeutendes Denkmahl, so viel ihrer bisher bekannt sind, mit Stillschweigen übergangen werde; wenn gleich in anderer Rücksicht die Aegypter selber dafür gesorgt haben, daß der Reichthum so gut wie unerschöpflich ist. Denn wenn gleich die sämmtlichen noch vorhandenen Denkmahle der Architectur, so weit sie sich erforschen ließen, abgebildet sind: so konnten doch von den innern Verzierungen, von den zahllosen Sculpturen, Mahlereyen und Hieroglyphen begreiflich nur einzelne gegeben werden. Eine Armee von Künstlern hätte dazu gehört, sie alle zu zeichnen. Aber auch so, welch ein Reichthum! Und von selber also entsteht die Frage: Wie viel hat die Aegyptische Alterthumskunde durch dieß große Werk gewonnen? Welches ist die Ausbeute für Wissenschaft und Kunst? Aber auch über diese Frage lassen sich nur einige vorläufige Bemerkungen, die Frucht der ersten Ansicht oder Einsicht, machen. Denn wer wird so kühn seyn,

bestimmen zu wollen, wie weit ein tieferes und lange fortgesetztes Studium dieser Schätze führen kann?

Die Denkmähler Aegyptens, vor Allen Oberägyptens, werden uns überhaupt durch dieses Werk gleichsam erst vor die Augen gerückt. Das Werk von Denon war nur Vorläufer des gegenwärtigen; allerdings verdanken wir ihm die erste würdige Idee von jenen Monumenten. Weder die trockenen, wenn auch noch so zuverlässigen, Angaben von Pocock, noch die Abbildungen von Norden, konnten diese geben. Aber auch Denon konnte bey aller seiner Thätigkeit nicht leisten, was eine ganze Gesellschaft von Künstlern geleistet hat; und wie sehr auch seine Abbildungen die seiner Vorgänger übertreffen, so mußte doch Alles nach einem viel kleinern Maßstabe gegeben werden, als es jetzt hier geschieht. Gerade aber bey großen Werken der Architectur ist es weit mehr, als bey allen andern Kunstwerken, der Fall, daß von der Größe der Darstellung auch der Eindruck abhängt, der erregt wird. Allerdings mag zwischen dem Eindruck, den die Monumente selbst, und dem, den ihre größten Darstellungen erregen, der Unterschied noch immer gewaltig groß bleiben; allein durch die letzten wird die Phantasie doch erst allein in den Stand gesetzt, sich ein würdiges Bild des Denkmahls zu entwerfen. Dieser so wesentliche Zweck, von dessen Erreichung die Richtigkeit des weitern Urtheils abhängt, konnte nur durch ein nach einem so großen Maßstabe entworfenes Werk erreicht werden; das Colossalische in der Wirklichkeit muß auch in der Darstellung colossalisch erscheinen. Indem dieß hier geleistet wurde, erscheint Größe und Pracht hier als etwas Wesentliches. Mit wie ganz andern Eindrücken steht man von der Betrachtung dieser Abbildungen auf, als von denen eines Pocock

oder Norden? Welche Ideen erzeugen sich nicht von dem Reichthum, der Größe, den Kenntnissen und dem Geschmack des Volks, das diese eben so vollendeten als colossalischen Denkmähler errichten konnte! Zu welchen Schlüssen über frühere Weltgeschichte und höheres Alterthum führen sie nicht? Wird man es noch wagen, in dem herabwürdigenden Tone von den Aegyptern zu sprechen, in dem so oft von ihnen gesprochen worden ist? Wird man an den Nahmen von Priesterschaft noch immer die gehässigen Ideen knüpfen, die man sonst daran geknüpft hat?

Bey einem Volke, wo das ganze religiöse und politische Leben an Werke der Architectur geknüpft ist, ist auch die Darstellung von diesen natürlich von viel größerer Wichtigkeit, als bey Nationen, bey denen die Baukunst nur Sache des Luxus oder selbst nur der Bequemlichkeit ist. Nach diesen Denkmählern wollte die Nation von der Nachwelt beurtheilt seyn; wir können sie jetzt darnach beurtheilen. Es werden uns immer Räthsel, selbst unauflösliche Räthsel, übrig bleiben; aber in der Nation im Ganzen können wir uns nicht leicht mehr irren; es sind der Zugänge zu viele eröffnet, um in das Innere ihres Characters, ihrer Kenntnisse, ihrer ganzen Existenz, einzudringen; und wie Manches, was noch jetzt als unauflösliches Räthsel erscheint, wird allmählich anfangen, sich dem Beobachter vielleicht von selbst zu enthüllen? Ueber ihre Architectur ist jetzt von mehreren Seiten ein so helles Licht verbreitet, daß wir mit Sicherheit sie beurtheilen können. Wir wissen jetzt bestimmt, welches die gewöhnlichen Materialien bey den verschiedenen Arten der Gebäude der alten Aegypter waren; und wie viel klärt sich nicht schon dadurch auf? Warum z. B. gewisse Classen von Gebäuden dauerten, während andere bis auf die letzten Spuren verschwanden? Hätte man statt

Sandsteine Kalksteine gebraucht, so würden jene Tempel lange zu Kalk ausgebrannt seyn. Weil für alle Privatwohnungen nur Backsteine gebraucht wurden, so konnten sich von diesen höchstens Hügel von Trümmern, aber keine Gebäude, erhalten. Hätte man den Gebrauch des Granits, Marmors und anderer sehr harter Steinarten nicht auf die bloßen Kunstwerke aus Einem Stücke beschränkt, wie würde man mit den Sculpturen fertig geworden seyn? — Wir wissen ferner bestimmt, wo diese Materialien gebrochen wurden, und auch die Verfahrungsart dabey hat deutlich gezeigt werden können. Und was noch nicht erforscht ist, ist doch so angedeutet, daß die Nachfolger wissen, wo sie und wie sie untersuchen müssen.

Ueber die Bestimmung der großen Baukunst in Aegypten werden wir mit Vollständigkeit erst urtheilen können, wenn die folgenden Lieferungen, besonders die über Theben, erschienen seyn werden. Bisher bestätigen alle Denkmähler die unauflösliche Verbindung, in der hier alle öffentliche Baukunst mit Religion stand. Noch erscheint jedes große Gebäude auch als ein Heiligthum, dem Cultus irgend einer Gottheit gewidmet; und die äußern Verzierungen verrathen gewöhnlich deutlich genug, welcher? Gesetzt aber auch, alle übrigen zeigten sich eben so, würde man mehr daraus schließen können, als daß das ganze öffentliche Leben der Aegypter an Tempel gebunden war? Wird man die heiligen Gebräuche zum Cultus der Gottheit in den Tempeln als einzigen Zweck derselben betrachten? Die schon von Denon aufgeworfene Frage: wozu denn die vielen Tempel? beantwortet sich also schon von selbst. Und wie groß ist denn am Ende diese Zahl? Man vergleiche sie mit der unserer Kirchen. Nur daß freylich funfzig und mehr von diesen nicht den Aufwand an Zeit, Kosten

und Arbeit verursacht haben mögen, wie ein einziger großer Tempel Aegyptens.

Der Plan und die Einrichtung dieser Tempel erscheint bey der Verschiedenheit, bey ihrer Größe, und einigen Nebendingen, sich doch in den Hauptsachen so gleich, daß man leicht darin die allgemeinen Vorschriften erkennt, an welche die öffentliche Architectur in Aegypten unveränderlich gebunden war. Der erste Eingang mußte eine gewaltige, Ehrfurcht gebietende, Masse seyn; daher jene, der Aegyptischen Baukunst eigene, Pylonen, zwischen denen das große Thor war. Durch diesen trat man in den Hof, mit Säulen umgeben, welche Zwischenkammern bis zu der Hälfte oder zweyen Drittheilen ihrer Höhe hatten. Dieser Säulenhof war, scheint es, für die Versammlung des Volks bestimmt, um den heiligen Ceremonien und Prozessionen aus einer gewissen Ferne zusehen zu können. Alles war darnach eingerichtet und berechnet, daß dieß mit Bequemlichkeit geschah. Auf diesen Hof folgte der große Porticus, gewöhnlich von drey oder vier Reihen gewaltiger Säulen getragen, auf den oft noch ein zweyter Porticus folgte. Aus diesen trat man in Säle, deren zwey oder drey neben oder hinter einander waren, und von denen einer das eigentliche Heiligthum enthielt. Dieses bestand aus einer Nische von Granit oder Porphyr, aus Einem Stücke, welche das heilige Thier, oder auch die Bildsäule der Gottheit enthielt, die hier verehrt ward. Die Säle waren von Corridoren zu beiden Seiten und hinten umgeben, welche zu Zimmern und Kammern führten; die Wohnungen oder doch der Aufenthalt der Priester. So war durch viele Mauern den Profanen der Eingang in das Heiligthum unmöglich gemacht. Um das Ganze lief noch außerdem eine Einfassung. — (Wird fortgesetzt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.
Den 20. Junius 1811.

Paris.

(Fortsetzung der S. 936, 952 u. 960 abgebrochenen Anzeige der Déscription de l'Egypte. Tome premier. *Antiquités.*)

Die Zahl der Gottheiten, denen diese Tempel gewidmet waren, oder die in ihnen verehrt worden zu seyn scheinen, erscheint ziemlich beschränkt. Wir können freylich nur nach den Vorstellungen an den Wänden darüber urtheilen; aber diese scheinen doch auch hier völlig sichere Führer zu seyn. Immer kehren, bey aller Mannigfaltigkeit, doch dieselben Wesen wieder, Jupiter Ammon, Osiris, Isis mit ihrem Sohne Horus, und (in ein paar der kleinern) Typhon mit der Nephthis. Ob dieser Kreis in den Tempeln von Theben sich erweitern werde, sind wir begierig zu sehen. Nach dem Bisherigen zu schließen, wurden in Oberägypten nur diesen allgemeinen National-Gottheiten Tempel erbauet. Ob hier keine andere verehrt wurden, oder ob der Aegyptische Götter-Cyclus sich erst später in Mittel- und Unterägypten erweiterte, müssen wir hier dahin gestellt seyn lassen. Daß

aber, hier wenigstens, jene Gottheiten die großen, die allgemein verehrten, Gottheiten waren, scheint schon aus dem jetzt bekannt Gemachten unwidersprechlich hervorzugehen.

Die Baukunst selbst ist nun von ihrer mechanischen sowohl, als ästhetischen Seite von Kennern, nicht von Einem, sondern von mehreren, untersucht worden, die durch ihre frühere Bildung eher gegen sie, als für sie eingenommen waren. Sie hat nicht bloß diese Probe im Allgemeinen bestanden, sondern, was ihr am meisten zum Ruhme gereicht, sie erschien immer richtiger, und reicher und vollendeter, je mehr die Untersuchungen ins Detail gingen. Man kann nun mit den Grotten selber die Vergleichung anstellen, aus deren Nachbildung sie hervorgegangen zu seyn scheint; in Uebereinstimmung mit dem Clima, wo unter der brennenden Sonne eines immer heitern Himmels, ohne Wälder, nur die Baukunst kühlende Schatten in bedeckten Säulengängen und Sälen gewähren konnte. Allerdings bleibt der mechanische Theil hier noch immer das größte Räthsel. Wie es möglich ward, jene gewaltigen Steinmassen, welche, da man keine Gewölbe kannte, die Decken der Säle und Säulengänge bilden, Steine von mehr als 30 Fuß Länge, und verhältnißmäßiger Breite und Dicke, nicht bloß zu bewegen, sondern zu dieser Höhe zu erheben! Da Alles Stein war, ohne Cement; Alles darauf berechnet, sich durch seine eigne Masse zu halten: so hat die Zeit diesen Monumenten wenig anhaben können. Was noch steht, steht meist fest und unverrückt; nur Menschen und Feuer haben gewüthet; von Erdbeben hört man bekanntlich dort nicht. Die Verfasser glauben zwar allerdings, daß mehrere jener großen Anlagen gänzlich verschwunden seyen, und suchen einen Grund davon unter andern

in der starken Ausfuhr des zerriebenen Sandsteins, den man bey Schleifwerken brauchte; ob sich dieß aber bis auf die Gebäude von Oberägypten erstreckte, lassen wir billig dahin gestellt.

Daß dieser Architectur eine Theorie zum Grunde gelegen habe, deren Vorschriften unabänderlich befolgt werden mußten, liegt am Tage. Wie wäre sonst Alles so überdacht, so zweckmäßig eingerichtet! Diese Haupt-Maximen scheinen sehr einfach gewesen zu seyn. Sie mögen sich allmählich weiter ausgebildet haben; wie man dieß auch an den Gebäuden, die verschieden an Alter seyn sollen, wahrnimmt; nur ist über diesen letzten Punct doch zu wenig bestimmt. Aber auch bey dem Fortschreiten verließ man doch die alten Grund-Maximen nicht. So behielt also diese Architectur immer denselben Character, und war in dem Laufe von vielleicht mehr als Einem Jahrtausend doch weniger Veränderungen unterworfen, als die Griechische in Einem Jahrhundert.

Von den einzelnen Theilen dieser Architectur sind erstlich die großen Eingänge und die ungeheuren Massen, jene Pylonen, welche sie bilden helfen, jetzt erst dargestellt. Sie sind nicht bloß von außen, sondern auch von innen untersucht; es ist nicht zu verkennen, daß sie nicht bloß zur Pracht, sondern auch zum Gebrauch dienten; und die schon oben bemerkte Vermuthung, daß ihre Terrassen zu astronomischen und astrologischen Wahrnehmungen gedient haben mögen, ist wohl sehr wahrscheinlich. Sie sind abgestumpfte Pyramiden, und auch diese Form war also der Baukunst von Oberägypten nicht fremd, wenn es gleich keine eigentliche Pyramiden enthält.

Vor allem aber sind es die Säulen, und an diesen die Capitäle, welche die Französischen Künstler

beschäftigt haben. Die genauere Angabe der *Planches* hat gezeigt, wie fleißig sie in Abbildung derselben gewesen sind; wozu der Umstand, daß oft nur die Capitäle aus dem Schutt hervorragten, sie gleichsam einzuladen schien. Auch ist es hier, wo der bewundernswürdige Reichthum der Aegyptischen Architectur bey aller Einfachheit sich auf die bewundernswürdigste Weise zeigt. Die Verzierungen der Capitäle sind offenbar von wenigen einheimischen Pflanzen, dem Lotus und einigen andern, entlehnt. Wer möchte glauben, daß dabey die Phantasie ein hinreichendes Feld zu einer so erstaunlichen Mannigfaltigkeit gefunden habe? Die Aegyptischen Säulen sind darin den Griechischen ungleich, daß das Capitäl jeder Säule auch seine eigenen Verzierungen hat; jedoch mit Beobachtung der Dimensionen im Ganzen, damit der Total-Eindruck nicht gestört werde. Mögen diejenigen, welche den Character der Aegyptischen Baukunst nur allein in der Größe der Massen, wohl gar in dem Harten und Steifen, suchten, diese Capitäle studiren; — diese Mannigfaltigkeit, Zartheit, Lieblichkeit der Ideen; und dabey diese Vollendung der Ausführung!

Die unermeßliche Menge der Sculpturen, mit denen die Wände und Mauern bedeckt sind, so daß nur einzelne Proben davon gegeben werden konnten, haben mit Recht die Bewunderung der Französischen Künstler erregt. Zwar ist durch die genauere Untersuchung der Steinart, wodurch die große Leichtigkeit der Bearbeitung mit dem Meißel sich zeigte, dieß Räthsel einiger Maßen gelöset; aber doch bleibt dieser Reichthum erstaunlich! Welche Menge von Künstlern muß das alte Aegypten enthalten haben, um solche Arbeiten zu Stande bringen zu können. Das Mechanische dieser Arbeiten ist nun völlig aufgeklärt. Auch hier zeigt sich

wieder der eigenthümliche Geist dieses Volks, der immer auf die Erhaltung für Jahrhunderte dachte. Man findet eine doppelte Art der Bearbeitung. Ein Theil ist in Vertiefungen (en creux) gearbeitet (wie man es auch auf den Obelisken sieht), so daß die Figuren in den Vertiefungen bleibend, und nicht über die Oberfläche der Mauer hervorragend, dadurch vor Beschädigungen von außen geschützt werden. Auf diese Weise sind die Sculpturen in den Vorhöfen und Porticus; hingegen im dem Innern der Tempel selbst als gewöhnliche Reliefs gearbeitet, die jedoch immer sehr flach gehalten sind. — (Der Beschluß dieser Anzeige im folgenden Stück.)

Paris.

Exposé des effets de la contagion nomenclative et Réfutation de paradoxes qui denaturent la physique, par *B. G. Sage*, de l'Institut de France et Directeur de la premiere école des mines. Mit dem Motto aus Baco: On embrasse les erreurs sans réflexion et comme par instinct. 1810. 56 Seiten in Octav. Dieser Veteran unter den Chemikern macht sichs zu Pflicht, die Tactik bekannt zu machen, welche man anwandte, um die Experimental-Physik und Mineralogie zu revolutioniren, und rechnet dabey freylich nicht auf den Dank der Zeitgenossen, sondern der Nachkommen. Nachdem Bergman, Scheele, Priestley und Cavendish ihre ewig merkwürdigen Entdeckungen über Feuer und Luft bekannt machten, hätten sich Neuerer eingefunden, welche, um als Häupter einer Secte zu erscheinen, crurent y parvenir en forgeant une nomenclature aussi barbare qu'insignifiante adoptée à des paradoxes qu'on a decorés du nom de *Doctrine Française*; paradoxes dont l'Ency-

clopédie méthodique est le dépôt général. Da der Vater der neuen Nomenclatur sich an die Académie des sciences wandte, und sie ihm antwortete, "daß sie sich mit Thatsachen, nicht mit Worten, beschäftige", so appellirte er an die Société de l'Arsenal, où un conciliabule fut convoqué. Als man den Verfasser dazu einlud, antwortete er unter andern: que le néologisme étoit une vraie charlatanerie. Um derselben Eingang zu verschaffen, entfernten die Schreckensmänner im Jahre 1793 die Professoren von ihren Lehrstühlen, um sie mit den Revolutionnärs zu besetzen. Wer seine Stelle behalten wollte, mußte zur Fahne des Evangelisten schwören. Der tugendhafte Nestor der Physiker, Sigorgne, schrieb noch 1807, so wie Tissier und, nach S. 31, Pini zu Mailand, dagegen. Unser Verfasser widerstand diesem Despotismus, ungeachtet er seine Freyheit, seine Stellen und sein Vermögen dabey verlor. Er fängt seine Untersuchungen mit dem Oxigène, dem wahren Proteus der Innovatoren, an. Les Néologues sont dans la croyance que le mot *oxigène* signifie générateur d'acide, tandis qu'il ne peut-être traduit que par *fils de Vinaigrier* nach der Analogie von Théogène, Archigène, Diogène, welches Sohn, nicht Vater, Gottes u. s. f. bedeutet Oxide signifie donc vinaigre u. s. f. Das Wort chaux sey weit schicklicher für ein metallisches Salz. le mot *hydrogène* lequel doit exprimer *générateur de l'eau*, traduit littéralement signifie *fils de l'eau*. Auch sey es ja gar noch nicht so richtig, daß das gas hydrogène Wasser erzeuge. Das proscribirte Wort Phlogiston, ce principe d'inflammabilité, existirt nichts desto weniger in Gasform in der entzünd-

benen Luft, als Flüssigkeit im Aether, und in concreter Form in der Kohle. — Les néologues ont défini l'eau par la phrase *oxide d'hydrogène*, phrase qui signifie *vinaigre né de l'eau*. Umständlich schildert der Verfasser sein L'acide ignifère. Unter andern heißt es von ihm: L'acide ignifère est une partie constituante du prétendu métal, qui n'est qu'un pyrophore, connu sous le nom de *potassium*, ou de substance métalloïde. L'électricité métallique, dégagée du zinc par le moyen de l'eau, est un soufre igné pyrophorique *sui generis*, lequel en se décomposant produit un acide igné caustique, von welchem alle Wirkungen beym Galvanisiren, z. B. der Geschmack, der Schmerz u. s. f. herrühren. Ein geschickter Physiker, der sein männliches Glied während der Erection galvanisirte, ward verrückt, und starb bald darauf. Die Plumbago von Kezwik in der Grafschaft Cumberland, welche keinen Atom Eisen enthalte, nenne man gleichwohl immerfort carbure de fer. Kurz, man werde es nicht glauben können, daß man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts vorbringen konnte, une nomenclature, aussi dure aussi insignifiante, et qui présente par-tout ce que Boileau a nommé *galimathias double*. (Man kann nicht umhin, an die ähnliche Beurtheilung der neuen Lehre unsers sel. Lichtenberg zu denken.) Dann folgen Faits remarquables, worin der Verfasser seine Schicksale berichtet; auch er ward 1793 durch das berüchtigte Comité de salut public in den Kerker geworfen. Sommaire de mes Institutions de physique expérimentale et de Minéralogie. Er erkläre sich in diesem herauszugebenden

Werke, welches in einer corrigirten Handschrift fertig liege, für die Meinung von Anaximenes: "L'atmosphère est le principe de toutes choses"; handle darin von Aërolithen, Versteinerungen, Farben, Giften und Gegengiften u. s. f. Die Aërolithen entständen durch steinige und metallische Verbindungen, welche sich in der Atmosphäre durch die Anziehung und Mischung der verschiedenen Gasarten bilden. Er glaube, daß der Kern unsers Erdballs einen gleichen Ursprung gehabt haben könne. Précis de mes Mémoires lus à la premiere classe de l'Institut pendant l'année 1810. Da die Journalisten seit drey Jahren sich weigerten, Auszüge aus des Verfassers Mémoires in ihre Blätter aufzunehmen, weil er weder der neuern Theorie, noch der neuen Nomenclatur huldigte, so ließ er sie für sich drukken. Observation sur la cristallisation du verre. Tableau comparé de la coupellation de l'argent par le moyen du plomb ou de bismouth. Observation sur les degrès de chaleur qui resultent du mélange des acides minéraux concentrés avec diverses chaux métalliques. Note relative aux trois colonnes de marbre cipolin, restes du magnifique temple de Jupiter Sérapis à Pouzzole. Note sur le Tarouga. Observation sur l'effèt de l'air et du soleil, sur le taffetas et la toile de coton. Analyse du Saphir. Den Schluß macht der Exposé des effèts comparés de l'alcali volatil fluor dans les asphyxies et dans l'apoplexie. Der Verfasser will selbst zwey vom Schlage heftig getroffene Männer durch den alcali volatil fluor sehr schnell, wie durch einen Zauber, wiederhergestellt haben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.
Den 22. Junius 1811.

Paris.

(Beschluß der S. 936, 952, 960 und 965 abgebrochenen Anzeige der Déscription de l'Egypte. Tome premier. *Antiquités.*)

Ueber die Gegenstände der Sculpturen an den Tempeln von Oberägypten verbreitet sich jetzt ein neues Licht. Die eigentlichen Hieroglyphen machen den bey weitem geringern Theil derselben aus; die Hauptsache sind die großen Tableaus, welche religiöse Gegenstände darstellen, nähmlich Gottheiten, und die ihnen bewiesene Verehrung. Es ist, wie wir schon oben bemerkten, ein ziemlich enger Kreis von Gottheiten, die hier stets wiederkehren. Die ihnen bewiesene Verehrung besteht größten Theils in dargebotenen Geschenken von mancherley Art, zuweilen in eigentlichen Opfern (ob gewisse Vorstellungen als Menschenopfer erklärt werden müssen, erfordert noch eine weitere Untersuchung). Da hier so oft ähnliche, oder selbst gleiche, Vorstellungen wiederkehren, so scheint die bildende Kunst hier ihre sehr bestimmten Vorschriften gehabt zu haben. Außer diesen, Darstellung von Prozessionen, unter denen die mit dem heiligen Schiff am häufigsten, aber mit vielen Abwechselungen, wie-

derhohlt wird. Eine ganz eigenthümliche Merkwürdigkeit bilden bey den meisten dieser Sculpturen die Kopfputze, mit welchen die Gestalten sowohl der Götter, als der Priester, geschmückt sind. Man wird schwerlich es bezweifeln, daß diese symbolisch sind, und besondere Beziehungen haben; es scheint nicht unmöglich, durch fleißige Vergleichung zu diesen den Schlüssel zu finden; und der Gedanke wird wenigstens nicht geradezu verwerflich scheinen, daß von diesen Kopfputzen das Studium der Aegyptischen Symbolik ausgehen müsse. Es steht dieß in unmittelbarer Verbindung mit den Thierköpfen auf menschlichen Körpern; und dieß führt wieder von selbst auf den Thierdienst. Daß die Classen der Priester durch die Kopfputze unterschieden werden, scheint schon aus der Inschrift von Rosette zu erhellen; und wir können daher auch nicht so unbedingt der Meinung der Verfasser beytreten, daß diese Kopfputze je wirklich getragen seyen.

Neben und über diesen Tableaux stehen Inschriften in Hieroglyphen (durchaus keine andere sind gefunden: denn die einzige kleine Ausnahme zu Philä Pl. XV Fig. 15, welche Buchstabenschrift seyn soll, scheint uns noch sehr zweifelhaft, oder kann auch später eingehauen seyn). Diese Inschriften haben offenbar Beziehung auf die Tableaux, nach ihrer Anordnung, Stellung u. s. w., worüber viel Scharfsinniges gesagt wird. Es scheint kaum, daß der Kreis der Hieroglyphen durch die hier abgebildeten sehr erweitert werde; wir stießen meist auf schon bekannte Zeichen. Indem wir aber so oft dieselben Inschriften wiederhohlt fanden, bestätigte sich immer mehr die schon früher von uns gemachte Bemerkung, daß der größte Theil der Hieroglyphen-Inschriften gewisse heilige Formeln enthalten möge.

Ein ziemlich vollendeter Aegyptischer Tempel mußte, von der Außenseite des großen Einganges

bis an das entgegengesetzte Ende, an den Säulen wie an den Wänden, durchaus mit Sculptur-Arbeiten bedeckt seyn; nur bloß die Leisten (listels) der Cornichen ausgenommen, die stets ohne Sculptur blieben. Aber da überhaupt die Sculptur bey den Aegyptern eine der Baukunst untergeordnete Kunst blieb, so war sie auch in den Tempeln solchen Regeln unterworfen, daß sie den Local-Eindruck des Gebäudes durchaus nicht stören durften. Die großen Formen der Architectur durften durch sie nicht unterbrochen werden. Nach den Linien, welche diese bestimmten, mußte sich die Größe und Anordnung der Tableaux richten; und auf diese Weise erscheint, ungeachtet Alles mit Sculptur bedeckt ist, doch nichts überladen.

Aber, was den Anblick dieser Sculpturen, was den Anblick der Tempel überhaupt auf das wunderbarste beleben mußte, war, daß alle diese Sculpturen zugleich Mahlereyen waren. Sie waren wahrscheinlich sämmtlich bemahlt. Man bediente sich dazu nicht mehr als vier, oder, das Weiße mitgerechnet, fünf Farben; außer diesem nähmlich Gelb, Roth, Blau und Grün, ohne sie zu mischen. Die Anwendung dieser Farben, die sich so bewundernswürdig erhalten haben, bey den einzelnen Gegenständen, scheint ihre festen Regeln gehabt zu haben, worüber wir mehrere treffliche Bemerkungen gemacht finden. Welchen Eindruck dieses Farbenspiel der Ornamente in diesen gewaltigen Gebäuden machen mußte, ist schwer, sich zu denken; die Augenzeugen versichern, daß das, was sie davon sahen, in völliger Harmonie mit dem Character des Ganzen war; daß aber dieser Gebrauch der Farben auch darauf berechnet seyn mochte, auf den großen Haufen zu wirken, begreift sich leicht. So war also das Verhältniß der bildenden Künste bey den Aegyptern ganz anders, als bey uns; die Mahlerey war

nur da, um der Sculptur, so wie zugleich, um der Baukunst zu dienen. Die letztere war hier die herrschende Kunst.

Auch die Plafonds der Porticus und der Säle sind mit Sculptur versehen. Es scheint bey vielen von diesen gar nicht zu verkennen, daß sie Beziehung auf Astronomie haben; Gestirne, alle, oder auch einige, Zeichen des Thierkreises, bilden die Vorstellungen; und daß man gewisse Constellationen darstellen wollte, fällt in die Augen. Die Verfasser haben hin und wieder die Resultate, welche für das Alter dieser Denkmähler daraus hervorgehen, wodurch sie um ein Jahrtausend und mehr hinaufgerückt werden, zu bestimmen gesucht; es ist dieß aber eine Untersuchung, die wir den Astronomen überlassen; uns begnügend, nur darauf aufmerksam zu machen, daß mit den Untersuchungen über den Zodiacus von Denderah der Streit noch keinesweges beendigt zu seyn scheint.

Alle bisher erwähnten Sculpturen dieser Tempel scheinen unmittelbar religiöse Gegenstände darstellen zu sollen. Es sind, wie gesagt, Opfer, Anbetungen, Prozessionen; auch scheinen mehrere ungezweifelt sich auf Einweihungen zu beziehen; keine einzige kam bisher vor, die ein historisches Sujet darstellete. Gleichwohl wissen wir, nicht bloß aus Denon, daß die Tempel von Theben dergleichen enthalten, sondern sie werden auch hier schon im voraus angekündigt. Es wäre also noch zu frühzeitig, über den ganzen Kreis von Vorstellungen schon absprechen zu wollen, welchen die bildende Kunst bey den Aegyptern behandete. Aber daß sie außer den Tempeln sich gar nicht bloß auf die Religion beschränkte, dieß zeigen jene Vorstellungen der Beschäftigungen des Privatlebens in den Grotten zu Eleuthyia; wiewohl auch bey diesen das Bestreben sichtbar ist, sie mit der Religion in Verbindung zu

[illegible] zu neben ihnen die schützenden Gottheiten [illegible] sind. Welche Aufklärungen dürfen wir nicht auch hier noch aus den Grotten von Theben und den Grabmählern der Könige erwarten! In seinen Grabmählern lebt dieß merkwürdige Volk fort; aus diesen muß es wieder an das Licht des Tages hervorgeführt werden.

Wir kommen auf den Punct zurück, von dem wir ausgingen, daß unsere Anzeige nur Andeutungen enthalten kann von dem, was gegeben worden ist, von dem, was daraus für die Zukunft sich hoffen läßt. Ein unermeßliches Feld ist nun geöffnet für die Aegyptische Alterthumskunde! Dem Genie und dem Studium derer, welche sich dazu berufen fühlen, bleibt es überlassen, dieß Feld zu bearbeiten. So viel ist klar, daß es eine lange Reihe von Jahrhunderten gab, wo die Thebais der Mittelpunct der Cultur und der cultivirten Welt war. So viel ist nicht minder klar, daß diese ganze Cultur auf Religion, auf den Cultus gewisser Gottheiten, gestützt war. Bleibt auch Vieles für uns ein Räthsel, was jene Nation selbst, wie es scheint, dazu machen wollte: wird sich aus dem Studium so vieler Denkmähler doch nicht Manches enträthseln lassen? Wird der geheimnißvolle Schleier, der jene Religion bedeckt, nicht wenigstens zum Theil gehoben werden? Wird die Kunde jener engen Verbindung, in welcher im Orient von jeher Ackerbau, Industrie, und vor Allem großer Welthandel, mit der Religion standen, nicht auch zu der Beantwortung der Frage führen, wie unter dem Schutz dieser Götter, zu deren Heiligthümern die Völker wallfahrteten, diese Gegenden auch die Sitze der Macht, des Reichthums, des Glanzes und der Größe wurden? Dieß Alles aufgeklärt zu sehen, dürfen wir wenigstens hoffen; und so wird die Aegyptische Expedition ihr Andenken nicht bloß

mit todten Buchstaben in der Geschichte verewigen; es wird fortleben, weil sie auch den kommenden Geschlechtern die Mittel zu ihrer Bildung durch die erweiterte Kunde der Geschichte des menschlichen Geschlechts darbieten wird.

München.

Vorarbeiten zur Beleuchtung der baierischen und österreichischen Kirchengeschichte überhaupt, und der vor-agilolfingischen Periode insbesondere, von Vitus Anton Winter, königl. bairischem und regensburgisch-bischöflichem wirklichen geistlichen Rath, des aufgelöseten Hochstifts zu Eichstädt Domherrn, Professor auf der Universität zu Landshut und Pfarrer bey Skt. Jodoch allda. B. I. 1805. S. 395 in Octav. B. II. S. 282 in Octav. 1809. Erst vor kurzer Zeit haben wir in diesen Blättern (J. 1810 St. 150, wo statt Weber, Winter zu lesen ist) sehr schätzbare Beyträge zu der Geschichte der Wiedertäufer in Baiern von diesem Verfasser angekündigt; seitdem aber ist uns noch eine Reihe von mehreren, theils etwas früher, theils später, erschienenen Schriften von ihm zugekommen, die uns schon einer Anzeige würdig scheinen würden, wenn sie auch nur den besondern gelehrten Fleiß des Verf. erprobten. Doch sie erproben zugleich einen Geist, der in der neuern theologischen Geschichte von Baiern eine so merkwürdige als freudige Erscheinung macht, und deßwegen vorzüglich halten wir uns verpflichtet, auch unsere Leser damit bekannt zu machen. Mit der vorliegenden Schrift von Hrn. W. machen wir aber nicht nur deßwillen den Anfang, weil der erste Band davon schon im J. 1805 erschienen ist, sondern weil man ihn vielleicht am besten, wenigstens als Gelehrten am besten, daraus kennen lernt.

Die Absicht des Vf. bey seinen Vorarbeiten über die älteste Baierische Kirchengeschichte läßt sich nicht

mehr aussprechen, u. der Geist, der ihn dabey leitete, nicht treffender zeichnen, als durch seine eigene Angabe S. 176, daß er für die kirchl. Geschichte seines Vaterlandes eben das zu leisten strebte, was einst Launoi für die Geschichte des seinigen geleistet hatte. Mit gleichem Eifer, wie dieser, ging er darauf aus, sie von den Fabeln zu reinigen, womit man sie so lange entstellt hatte, und da er sich so wenig, als dieser, vor der Heiligkeit des verjährten Vorurtheils, das sie für sich hatten, als vor den Nahmen der zahlreichen und berühmten Vertheidiger fürchtete, von denen sie bis auf unsere Zeit herab in Schutz genommen worden waren, so wurde auch sein Streben durch einen gleichen Erfolg belohnt. Freylich muß man dazu sagen, daß dieser Erfolg fast jeder Critik gewiß war, so bald sie nur ohne Furcht und ohne Vorurtheil an das Werk ging, so wie dieß auch zum Theil bey Launoi der Fall gewesen war. Wenigstens bedurfte er nicht die Hälfte seiner Gelehrsamkeit, um die schönen, Jahrhunderte hindurch geglaubten, Sagen von Dionys dem Areopagiten, von Lazarus und von der heil. Magdalena, welche die ersten christl. Kirchen in Frankreich gestiftet haben sollten, als leere Fabeln auszustellen; und so konnte es auch Hrn. W. leicht genug werden, das Unsichere und Grundlose desjenigen, was man bisher von einer schon im ersten und zweyten Jahrh. erfolgten Verpflanzung des Christenthums in Baiern und in der Nähe von Baiern geglaubt hatte, in das helleste Licht zu setzen. Wirklich sind einige der hier von ihm untersuchten Documente, in denen man sonst wohl die stärksten Stützen für jenen Glauben fand, wie z. B. der Stein zu Ens, die Acten des h. Maximilians von Lorch und die Acten der h. Afra von einer solchen Beschaffenheit, daß das Nichtssagende und Nichtsbeweisende davon, so wie auch die Ursachen, warum sie nichts beweisen können, jedem gesunden Auge auf den ersten Blick auffallen müssen. Man kann sich daher auch zuerst nicht erwehren, zu glauben, daß es un-

nöthig war, eine ausführliche Prüfung darauf zu verwenden; aber man muß dieß doch sogleich anders finden, sobald man sich nur erinnert, daß dasjenige, was hier von dem Vf. als richtig und gewiß dargestellt wird, von den gelehrtesten Bairischen Historikern, die noch heut zu Tage in der größten u. sonst auch sehr verdienten Achtung stehen, daß es von Aventinus, Brunner, und Adlzreiter und Falkenstein und Holzner, mit dem größten Eifer vertheidigt wurde, und selbst jetzt noch von Gelehrten, die Hr. W. selbst für sehr achtungswerthe Geschichtforscher erkennt (S. 394), vertheidigt wird. Wir können daher auch die fast ängstliche, bey jedem Umstand verweilende Genauigkeit seiner Critik nicht mißbilligen; wenn wir aber dem Resultat völlig beystimmen, das er durch seine Critik über die sämmtlichen Documente der Voragilolfingischen Periode herausgebracht hat, "daß sie erst in der zweyten Hälfte des dritten Jahrh. das Daseyn einzelner Christengemeinden im Noricum und den angrenzenden Gegenden, und erst in der Mitte des fünften das volle darin verbreitete Licht des Evangeliums bewähren", so wissen wir ihre bescheidene Mäßigung auch da zu ehren, wo sie uns fast in einzelnen Puncten etwas zu schonend und zu nachgebend schien. — In dem zweyten Bande gaben die Documente der Agilolfischen Periode dem Vf. Gelegenheit, eine noch ausgebreitetere Gelehrsamkeit, als im ersten, anzubringen, wovon besonders die Abhandlung über den geschichtlichen Werth der Bajuvarischen Gesetze S. 1...88, und die Revision der Landtage u. Kirchenräthe Bajuvariens, S. 90...152, schätzbare Beweise enthält. Auch der Stil des Vf. verdient Empfehlung, ja er scheint selbst unsere Deutschen Puristen befriedigen zu wollen; denn nur um dieser willen mag er wohl Th. I. S. 170 Cassiodor's Institutio ad lectiones divinas durch "das Buch Cassiodor's von den göttlichen Lesungen" übersetzt haben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 22. Junius 1811.

Tübingen.

Bey Cotta: Zur Farbenlehre, von Goethe. Erster Band 654 S.; Zweyter Band 757 S. in Octav, nebst einem Heft Kupfertafeln mit deren Erklärung. 16 Kupfert. 12 S. Text in Quart. 1810.

Der berühmte Verfasser theilt uns in dieser Schrift Ansichten über Licht und Farben mit, welche sich großen Theils auf die Experimental-Untersuchungen gründen, welche er bereits 1792 in seinen Beyträgen zur Optik (Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs) über die Erscheinungen der farbigen Säume oder Ränder an Körpern, welche man durch ein Prisma betrachtet, dem Publicum mitgetheilt hatte, und welche den Freunden der Naturwissenschaft um so willkommener waren, je weniger diese Erscheinungen bis dahin so vollständig und unter so mannigfaltig abgeänderten Umständen entwickelt waren, als es in jenen Beyträgen zur Optik von dem Verfasser geschehen ist. Wenn schon damahls der Verf. glaubte, daß die Newtonianische Theorie der Farben nicht hin-

reiche, diese Erscheinungen zu erklären (welches jedoch von jedem Physiker und Mathematiker, der Newton's Lehre vollkommen ergründet hat, wird geläugnet werden), so hält er sich nunmehr, nachdem er auf richtigere Ansichten gekommen zu seyn glaubt, für vollkommen überzeugt, daß Newton's Lehre, und das große Ansehen, worin sie bisher gestanden, jeder freyen Forschung über die Natur des Lichts und der Farben entgegen gestanden habe. Aber es sey nunmehr Zeit, die alten Vorurtheile und Irrthümer wegzuräumen, wenn die Farbenlehre nicht, wie bisher, hinter so manchem andern besser bearbeiteten Theile der Naturlehre zurückbleiben solle. Man dürfe die Newtonianische Farbenlehre mit einer alten **Burg** vergleichen, welche von dem Erbauer anfangs mit jugendlicher **Uebereilung** angelegt, nach dem Bedürfniß der Zeit jedoch nach und nach von ihm, und von Andern, immer mehr befestigt, mit Thürmen, Erkern und Schießscharten versehen worden sey, wodurch sie denn so manchen Angriff abgeschlagen, und so manche Befehdung vereitelt habe. Ihr Nahmen und ihr Ruf daure noch bis jetzt. Aber Niemanden falle es ein, daß der alte Bau unbrauchbar geworden. Immer spreche man noch von seiner vortrefflichen Dauer, und von seiner köstlichen Einrichtung. Pilger wallfahrteten dahin. Flüchtige Abrisse zeige man davon in allen Schulen herum, und empfehle sie der empfänglichen Jugend zur Verehrung, indeß das Gebäude bereits leer stehe, und nur noch von einigen **Invaliden** bewacht werde, die sich ganz ernsthaft für gerüstet hielten. Es sey also jetzt nicht mehr die Rede von einer langwierigen Belagerung oder einer zweifelhaften Fehde. Da vielmehr jenes achte Wunder der Welt schon

als ein verlassenes, Einsturz drohendes Alterthum gefunden werde, so müsse man es sogleich von Giebel und Dach herab ohne weitere Umstände abtragen, damit die Sonne doch endlich einmahl in das alte Ratten- und Eulennest hereinscheine, und dem Auge des verwunderten Wanderers jene labyrinthisch unzusammenhängende Bauart, das Enge, Nothdürftige, das zufällig Aufgedrungene, das kümmerlich Geflickte, sich offenbare. Dieses zu leisten, und, wo möglich, den Platz zu ebnen, die gewonnenen Materialien aber so zu ordnen, daß sie bey einem neuen Gebäude wieder benützt werden können, hat sich der Verf. in dieser Schrift mit auferlegt, und wenn er es gleich nicht unternehme, die geschleifte Bastille wieder mit einem neuen Gebäude zu überbauen, so wolle er doch den gewonnenen freyen Raum benützen, um eine schöne Reihe mannigfaltiger Gestalten vorzuführen u. s. w. Es wird unter allen unbefangenen Naturforschern wohl nur Eine Stimme seyn, daß durch Aeußerungen dieser Art (noch auffallendere mögen wir gar nicht auszeichnen) das Ansehen eines so achtungswerthen und großen Mannes, wie **Newton** auf keinerley Weise gefährdet werden kann. Wie der Verfasser, den Deutschland schon lange als einen seiner größten Dichter verehrt, in einem Werke, welches wissenschaftlichen Untersuchungen gewidmet ist, sich überhaupt eines so absprechenden Tones gegen eine Lehre bedienen konnte, welcher so viele große Physiker und Mathematiker, gewiß nicht aus blinder Anbeterey, gehuldigt haben, das begreifen wir um so weniger, da dem Verfasser aus der Geschichte der Wissenschaften wohl bekannt seyn wird, wie wenig ein Verfahren dieser Art von jeher gefruchtet hat, einer neuen Lehre Eingang zu ge-

winnen, wenn sie nicht durch sehr überwiegende Gründe und Thatsachen sich einen Vorzug vor dem Alten verschaffen konnte, das, wie bekannt, nicht immer das Schlechtere ist, zumahl wenn die Thatsachen, worauf das Alte sich gründet, von so vielen geschickten und unparteyischen Experimentatoren wiederhohlt, und, mit wenig unerheblichen Ausnahmen, so allgemein anerkannt sind, als wir es von denen in Newton's Optik behaupten dürfen. Haben manche von Newton's Lehren Widerspruch gefunden, so waren es entweder Mißverständnisse, oder man hatte seine Versuche nicht mit der gehörigen Genauigkeit wiederhohlt, oder, welches sehr häufig der Fall mit war, man verstand zu wenig Mathematik, um das Ganze richtig zu übersehen. Man weiß, wie viele Mühe sich schon Newton selbst gab, sich den damahligen Physikern, z. B. dem P. Paradies, Mariotte, Linus u. A. zu verständlichen, und mit welcher Geduld und Herablassung er in das kleinste Detail seiner Versuche zu wiederhohlten Mahlen einging, um allen Mißverständnissen auszubeugen. Wir wissen, daß ein Gleiches von seinen Nachfolgern geschehen ist. Heißt denn aber dieß Flickerey? oder kann man behaupten, daß dadurch Newton's Lehre verdächtig, oder gar zu einer alten unbewohnten Burg geworden sey, die nur noch von einigen wenigen Invaliden beschützt werde, und daß es nun ein Leichtes sey, diese Burg zu schleifen? Einer der neuesten dieser Invaliden, welcher die alte Burg gegen Angriffe vertheidigte, war der sel. Gren, der doch bekanntlich eben kein Mathematiker war, und also um so weniger mit grobem Geschütz manoeuvriren konnte. Er unternahm es dennoch, Hrn. v. Göthe zu widersprechen, und zu zeigen,

daß die farbigen Säume und Ränder an den durch ein Prisma betrachteten Gegenständen keineswegs der Newtonianischen Lehre von den Farben entgegen seyen, und er erläuterte Newton's Erklärungsart dieser Phänomene durch eine Darstellung, welche bey allen gründlichen Physikern und Mathematikern Beyfall gefunden hat. Er that es mit aller Mäßigung und Hochachtung, die ein Gelehrter dem andern schuldig ist, und wenn man seinen Aufsatz (Journal der Physik B. VII. S. 1 ff.) von Anfang bis zu Ende durchlieset, so ist auch nicht eine Spur von pfäffischem Stolz und Heftigkeit, welche Hr. v. G. ihm Schuld gibt, darin zu finden, vielmehr sieht man sogleich beym Anfange seines Aufsatzes, wie sehr er den Verdiensten des Hrn. v. G. in Rücksicht auf die in den Beyträgen zur Optik so schön ausgeführten Details jener farbigen Erscheinungen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Billig hätten wir in dem gegenwärtigen neuen Werke des Hrn. v. G. eine eben so ruhige Widerlegung der Gren'schen Erklärungsart erwartet. Aber nun lese man (Erklärung der Tafeln S. 11 ... 13), wie heftig und absprechend, dann, wie ungenügend diese Widerlegung ausgefallen ist, wenn der Verf. behauptet, nie werde ein Mahler, wenn er auch noch so Newtonianisch gesinnet sey, auf seiner Palette aus Gelb, Roth und Blau ein Weiß hervorbringen, wie, zufolge des Gren'schen Buchstabenschema, worin die Lichtstrahlen gleichsam en échelon hinter einander aufmarschirten, doch geschehen müßte. Freylich wird dieß ein Mahler nicht können, der nicht mit Farben, sondern mit Pigmenten handthieret, und Newton selbst deutet schon darauf hin, warum unsere Pigmente dazu nicht taugen, selbst wenn man sie, um die ge-

genseitigen chemischen Wirkungen zu verhüten, auch ein Schwungrad aufträgt, und warum statt des Weiß nur ein schmutziges Grau zum Vorschein kommen kann. — Da ein großer Theil des gegenwärtigen Werks polemischen Inhalts ist, so war des Recensenten Pflicht, hier nur einige Proben über die Art, wie der Verfasser sich mit den Anhängern der alten Lehre, und seinen Gegnern, bespricht, gegeben zu haben. Jetzt müssen wir auch von dem Inhalte des Uebrigen noch Einiges beybringen. Der Erste Band zerfällt in 6 Hauptabtheilungen, wovon wir hier, der Kürze wegen, nur der ersten und zweyten, als worin hauptsächlich die Theorie des Verfassers enthalten ist, erwähnen. I. Physiologische Farben. Es war schon lange anerkannt, daß die Eindrücke, die von dem Lichte auf der Netzhaut im Auge entstehen, nach Verhältniß ihrer Stärke oder Schwäche mehr oder weniger dauernd, und oft mit sehr abwechselnden Farbenerscheinungen begleitet sind, die wir bloß als auf einander folgende, in Ansehung ihrer Intensität verschiedene, Reitze auf der Netzhaut zu betrachten haben, Farbenreihen, die großen Theils subjectiv sind, und auf einer Wechselwirkung des Lichtes und des ihm angehörigen Organs beruhen. Der Verfasser nennt diese Erscheinungen physiologische, in so fern sie dem gesunden Auge zugehören, und als die nothwendigsten Bedingungen des Sehens mit betrachtet werden müßten. Sonst nannte man diese Farbenerscheinungen colores adventitii, imaginarii, couleurs accidentelles, und dergl. Der Verfasser hat alle hieher gehörige Erscheinungen sehr gut in ihrem Zusammenhange dargestellt, und sich bemüht, insbesondere die Ordnung oder das Gesetz zu bestimmen, nach welchem

sie auf einander folgen, wie eine Farbe gleichsam die andere fordert oder hervorruft, selbst wenn farbige Gegenstände zuvor auf das Auge gewirkt haben, also das Objective sich mit dem Subjectiven verbindet. Hierher gehören auch die gefärbten Schatten, diejenigen Lichtringe oder Höfe, die in dem Auge selbst ihren Grund haben, und die pathologischen Farben, welche bey einer krankhaften Beschaffenheit des Auges erscheinen. — II. Physische Farben. So nennt der Verf. diejenigen, zu deren Hervorbringung gewisse materielle Mittel nöthig sind, welche aber selbst keine Farbe haben, und theils durchsichtig, theils trüb und durchscheinend, theils völlig undurchsichtig seyn können. Sonst nannte man sie colores apparentes, fluxi, fugitivi u. s. w. auch wohl speciosi, emphatici, wegen ihrer auffallenden Schönheit. Sie schließen sich unmittelbar an die physiologischen an, und scheinen nur um einen geringen Grad mehr Realität zu haben. Denn wenn bey jenen vorzüglich das Auge wirksam war, und wir die Phänomene derselben nur in uns, nicht aber außer uns darzustellen vermochten, so tritt nun hier der Fall ein, daß zwar Farben im Auge durch farbenlose Gegenstände erregt werden, daß wir aber auch eine farbenlose Fläche an die Stelle unserer Retina setzen, und auf derselben die Erscheinungen außer uns gewahr werden können, wobey uns jedoch alle Erfahrungen auf das bestimmteste überzeugten, daß hier nicht von fertigen, sondern von werdenden und wechselnden Farben die Rede ist. Bey den Erfahrungen, wobey wir die physischen Farben gewahr würden, werde das Auge nicht für sich als wirkend, das Licht niemahls in unmittelbarem Bezuge auf das Auge betrachtet, sondern wir rich-

teten unsere Aufmerksamkeit bloß darauf, wie durch Mittel, und zwar farbenlose Mittel, verschiedene Bedingungen zu Farbenerscheinungen entständen. Das Licht könne hier auf dreyerley Weise bedingt werden, Farbenerscheinungen zu bewirken: 1) durch die Zurückstrahlung desselben an Oberflächen (katoptrische Farben); 2) durch das Vorübergehen oder Vorbeygehen an dem Rande eines Mittels durch die gewöhnlich so genannte Beugung des Lichts (perioptische oder paroptische Farben); 3) durch Brechung des Lichts, wenn es durch durchsichtige Mittel geht (dioptrische Farben). Eine vierte Art physischer Farben nennt der Verfasser eroptische, das sind solche, welche durch gewisse Vorbereitungen auf farbenlosen Oberflächen hervorgebracht werden, z. B. wenn man ein paar Glasplatten auf einander drückt und dergl. Da wir in diesem Abschnitte eine große Menge von Thatsachen gesammelt finden, welche der Verf. überall nach seinen eigenen Ansichten über die Entstehung der physischen Farben zu erläutern sucht, so müssen wir zur Probe Einiges von den Haupt-Momenten derselben beybringen. Die Farbe sey ein Haupt-Phänomen für den Sinn des Auges, das sich, wie andere Naturerscheinungen, durch Trennung und Gegensatz, durch Mischung und Vereinigung, durch Erhöhung und Neutralisation, durch Mittheilung und Vertheilung u. s. w. offenbare, und unter diesen allgemeinen Naturformeln am beßten angeschauet und begriffen werden könne. Zur Erzeugung einer jeden Farbe (objectiv genommen) sey Licht und dessen Gegensatz, Finsterniß, oder mit andern Worten, Helles und Dunkeles, Licht und Nichtlicht, eine wesentliche Bedingung. Helles und Dunkeles müssen in Conflict kommen, wenn

Farben sollen entstehen können, die gleichsam nur als Halblichter oder Halbschatten zu betrachten seyen, weßwegen sie denn auch bey ihrer Mischung sich wechselseitig aufhöben, und ein Schattichtes, ein Graues, hervorbrächten. Ein Raum, den wir uns als leer gedenken, ist der vollkommen durchsichtige. Ist er mehr oder weniger erfüllt, wenn auch das Auge die Erfüllung nicht wahrnimmt, so macht dieß den Raum zu einem Trüben. Die vollendete Trübe ist das Weiße, die indifferenteste, helleste, erste, undurchsichtige Raumerfüllung. Die Grade des Trüben bis zum undurchsichtigen Weißen seyen unendlich; sie spielen bey der Farbenlehre des Verfassers eine wichtige Rolle. Das Trübe, im Verhältniß zum Hellen oder Dunkeln, gewähre uns zuerst die Erscheinungen von Farben. Das höchst energische Licht der Sonne, durch ein auch noch so wenig trübes Mittel gesehen, erscheine gelb, bey zunehmender Trübe gelbroth, und endlich rubinroth. Werde hingegen durch ein trübes Mittel, was durch auffallendes Licht etwas erleuchtet sey, die Finsterniß oder das Schwarze gesehen, so erscheine uns das Schwarze blau, welches Blaue immer heller und blasser werde, je mehr sich die Trübe des Mittels vermehrt, hingegen immer dunkeler und satter sich zeige, je durchsichtiger das Trübe werden könne, und bey dem mindesten Grad der reinsten Trübe werde dem Auge das schönste Violet sichtbar. So entstehen also erstlich Farben durch Mäßigung des Hellen oder Dunkeln vermittelst des Trüben. Wir sehen auf der einen Seite das Licht, das Helle, auf der andern die Finsterniß, das Dunkele; wir bringen eine Trübe zwischen beide, und aus diesem Gegensatze, mit Hülfe gedachter Vermittelung, entwickeln

sich, gleichfalls in einem Gegensatze, die Farben. Diese im Felde der trüben Mittel erscheinenden Farben machen die erste Classe der dioptrischen Farben aus. Die der zweyten Classe erscheinen auch in den vollkommensten durchsichtigen Mitteln, ohne Beyhülfe des Trüben, bloß durch die Refraction. Jedes empirisch Durchsichtige sey zwar immer schon an und für sich ein Trübes, in so fern es einen erfüllten Raum darstelle. Doch abstrahirt jetzt der Verf. von dieser Trübe, und wendet sich sogleich zu dem Phänomen, welches man gewöhnlich mit dem Kunstnahmen Refraction bezeichnet. Gegenstände, durch mehr oder weniger dichte Mittel gesehen, erschienen uns nicht an der Stelle, an der sie sich nach den Regeln der Perspectiv befinden sollten; sie erscheinen uns aus ihrer wahren Stelle verrückt. So bald eine solche Verrückung Statt findet, erschienen an den Grenzen des Gegenstandes, oder seines Bildes, farbige Säume. Betrachtet man den unbegrenzten Raum durch ein brechendes Mittel, so verrücken sich zwar auch alle Theile dieses Raumes, aber es entstehen keine Farbenerscheinungen. Nur wo eine helle Fläche an einem Gegenstande an eine dunkele grenzt, wo Helles und Dunkeles sich gegen einander abschneiden, ein heller Rand sich gegen einen dunkeln, oder umgekehrt ein dunkeler sich gegen einen hellen bewegt, eines das andere verdrängt, eines unter dem andern sich gleichsam wegschiebt, so daß Licht und Nichtlicht sich vereinigen können, das Helle durch das Dunkele, oder das Dunkele durch das Helle gemäßigt wird, da sehe man an den Rändern sogleich Farben entstehen, z. B. an dem Umfange eines weißen oder hellen Kreises auf dunkelem Grunde, wenn man ihn durch ein Con-

vergleich betrachtet. Denn indem dieses Glas die kreisrunde Scheibe vergrößert, verrücke sich ihr Rand, und entferne sich vom Mittelpuncte. Ein Theil des Weißen oder Hellen tritt in den dunkeln Hintergrund, mäßigt das Dunkele, und man erblickt die Farbe, welche daraus entspringt, einen blauen Rand um die helle Scheibe. Ist die Scheibe schwarz auf weißem Hintergrund, so geschieht das Gegentheil, der schwarze Rand, der sich in den weißen Hintergrund verbreitet, mäßiget das Weiße, und man erblickt nun an dem Rande die gelbe Farbe. Indessen mag der Verfasser doch wohl gefühlt haben, daß die Vorstellung, vermöge welcher bey der Vergrößerung einer solchen Scheibe die Grenze derselben gleichsam in den Hintergrund trete, und sich über denselben wegschiebe, etwas gezwungen ist, weil die Theile des Hintergrundes sich ja ebenfalls vom Mittelpuncte entfernen, und also eigentlich nicht eines das andere verdrängt, eines über dem andern sich ausbreitet: eine Vorstellung, welche bey mathematischen Physikern ohnehin eben keinen Beyfall finden wird. Dann wird man auch bemerken, daß aus bekannten Ursachen an dem Rande einer solchen Scheibe nur dann Farben zum Vorschein kommen, wenn die Scheibe so groß ist, oder auch das Converglas so weit von ihr entfernt wird, daß die Scheibe großen Theils das Sehefeld des Glases erfüllt, oder auch von dem Auge schief angesehen wird. Ferner findet doch auch Verrückung eines Bildes Statt, oder vielmehr man sieht einen Gegenstand nicht an seiner wahren Stelle, wenn man ihn durch ein Glas mit parallelen Oberflächen, z. B. durch einen Würfel, betrachtet, und dennoch bemerkt man

keine Farben. Dieß alles zeigt also, daß es auf die Verrückung allein nicht ankömmt. Der Verfasser weiß sich dadurch zu helfen, daß er seine Zuflucht zu trüben Nebenbildern nimmt (ohne eigentlich zu zeigen, wie sie entstehen), welche außer den Hauptbildern noch zugleich Statt finden sollen. Wenn man nähmlich einen Gegenstand durch ein Glas betrachtet, so werde derselbe zwar durch die Refraction verrückt, aber nicht vollkommen, nicht rein, nicht scharf verrückt, sondern unvollkommen, so daß ein Nebenbild entsteht, wodurch das Hauptbild nicht scharf von Grunde ausgeschnitten, sondern mit einer Art von grauem, einiger Maßen gefärbtem, Rande, mit einem Nebenbilde, erscheine. (Offenbar das, was man gewöhnlich in der Dioptrik die Undeutlichkeit wegen der Gestalt des Glases nennt, die aber bekanntlich nur bey Gläsern mit gekrümmten Oberflächen, nicht aber bey einem Glase mit ebenen Oberflächen, z. B. einem Prisma, einem Würfel, Statt findet.) Betrachtet man also obgedachte kreisrunde Scheibe durch ein Convexglas, so erscheint sie wegen des Nebenbildes an ihrem Umfange nicht scharf begrenzt; Ist die Scheibe weiß, so tritt die helle trübe Grenze über die dunkele Umgebung hinaus, und es erscheint das Blaue. Ist sie aber schwarz, so zieht sich der voreilende Saum des trüben Nebenbildes vom Dunkeln über das Helle, und es erscheint das Gelbe u. s. w.; und so ließen sich auch die Farben, welche durch die Refraction entständen, aus der Lehre von den trüben Mitteln gar bequem ableiten, ja der Verfasser ist von der Richtigkeit dieser Ansicht so überzeugt, daß er behauptet, ein Jeder, der sich mit dieser Theorie gründ-

lich bekannt mache, werde die Klarheit derselben zugestehen müssen. — Der mathematische Physiker wird dieß wohl nicht behaupten; er wird verlangen, daß der Verfasser zeige, wie diese trüben Nebenbilder entstehen, und daß sie auch bey einem Prisma Statt finden, auf welches er nun gleichfalls seine Theorie anwendet. Sind diese trüben Nebenbilder nichts, als was man sonst die Abweichung der Lichtstrahlen wegen der Gestalt des Glases nennt, so kann man fragen, warum sind die Bilder von Gegenständen vor einem Hohlspiegel nicht auch mit farbigen Säumen begabt, da sie doch bekanntlich wegen einer ähnlichen Abweichung auch nicht scharf abgeschnitten, sondern mit trüben Nebenbildern (um uns des Ausdrucks des Verfassers zu bedienen) versehen sind. Es versteht sich, daß wir hier einen metallenen Spiegel meinen, um die Ausflucht eines doppelten Bildes zu verhüten, welches bey einem gläsernen, wegen der doppelten Zurückwerfung, Statt finden würde. Sind ferner die Farben nichts weiter, als Halbschatten, wie sich der Verfasser ausdrückt, Mischungen von Licht und Nichtlicht, was macht denn nun den eigenthümlichen Character des Grauen aus, das doch auf eine gleiche Weise an Licht und Finsterniß Theil nimmt, und in manchen Gradationen vorkommt, von denen doch keine einzige eine Farbe ist. Wir zweifeln nicht, daß der Verfasser auch auf diese Erinnerungen Antworten bereit haben wird. Aber wir könnten noch viele, aus mathematischen Untersuchungen über Licht und Farben hergenommene, Einwürfe gegen die Vorstellungsart des Verfassers beybringen, auf welche ihm

wohl schwer seyn würde, befriedigend zu antworten, aber die Kürze unserer Blätter verbietet alles mathematische Detail, und überhaupt eine jede vollständig durchgeführte Critik eines neuen Systems. Darum können wir uns auch auf keinerley Weise hier mit dem polemischen Theil dieser Schrift, in so fern er sich damit beschäftigt, der Newtonianischen Theorie die größten Absurditäten aufzubürden, abgeben, und müssen dieß größern Journalen überlassen. Was der Verfasser über das Aesthetische und über die Harmonie der Farben beybringt, ist vortrefflich, und verdient den Beyfall eines jeden Kenners.

Der zweyte Band dieser Schrift ist historisch, und wird, die Ausfälle und Bitterkeiten gegen verschiedene sehr verdiente Männer abgerechnet, gleichfalls mit Vergnügen gelesen werden. Man wird in diesem Bande nicht leicht einen Schriftsteller vermissen, über dessen Ansichten der Farbenlehre der Verfasser nicht seine Bemerkungen mitgetheilt hätte, die Physique du Monde der Herren Marivetz und Goussier ausgenommen, die wir in dem Nahmenregister nicht vorfinden. Diese Physique du Monde, welche zu Paris 1781 . . . 86 in sieben starken Quartbänden erschienen ist, beschäftiget sich im vierten Bande beynahe ganz mit einer Widerlegung der Newtonianischen Farbenlehre, und hätte dem Verfasser noch manche Bemerkungen mittheilen können. Dieser Band hat viele große illuminirte Kupfertafeln, wodurch die Verfasser ihre Widerlegungen deutlich zu machen suchen. Aber bekanntlich haben auch diese Herren die alte Burg der Newtonianischen Lehre nicht schleifen können.

Paris.

Chez Bernard — Annales de Chimie. To. 65. (Nr. 193 ... 195.)

Von den in diesem Bande der Französischen chemischen Annalen enthaltenen Abhandlungen und Notizen bemerken wir hier insbesondere folgende. — Thenevix Betrachtungen sur quelques Méthodes minéralogiques. Enthält viele sehr durchdachte und treffliche Bemerkungen. Der ganze Aufsatz ist aber mit einer Animosität geschrieben, welche wir durchaus nicht billigen können, indem sie einerseits der Sache selbst schadet, und dem Verfasser von seiner Achtung raubt, anderseits aber auch letztern zu manchen einseitigen und falschen Urtheilen und Behauptungen hinreißt. Wovon dann auch diese Abhandlung keine Ausnahme macht. — Roard über das Entschälen der Seide: eine in wissenschaftlicher Hinsicht sowohl, als auch für Seidenfärbereyen gleich lehrreiche Untersuchung. Der Verfasser bestimmt darin die chemische Natur des Firnisses der rohen Seide genauer, als solches bisher von irgend einem seiner Vorgänger gethan worden ist. Schade, daß er seine Untersuchungen nicht auch auf die Substanz der Seide selbst ausgedehnt hat. — Derosne und Bouder über eine von Destouches angegebene Geräthschaft, den Phosphor in Stangen zu formen. Dieselbe ist in Abbildung beygefügt. — Vauquelin, Gay-Lussac und Berthollet Bericht über Garriga's Bemerkungen über Indigoküpen. — Saussure über den Phosphor, welchen verschiedene Pflanzensamen bey ihrer Destillation geben, und die Zersetzung der alkalischen phosphorsauren Salze

durch Kohle. V. beweiset durch mehrere entscheidende Versuche, daß auch die neutralen Verbindungen der Phosphorsäure mit Kali, Natron und Kalk durch Kohle in einem sehr heftigen Feuer zum Theil zersetzt werden. — Braconnot über di vegetabilischen Säuren, welche den Kalk und das Kali in den Pflanzen sättigen. Der Verfasser bemerkte als solche vorzugsweise die Aepfelsäure, und nach dieser die Sauerkleesäure. — In einem Briefe gibt Melandri zu Mailand Nachricht von Alemani's Analyse eines Harnsteins, welcher im Hundert 51,0 Talkerde, 20,0 Kieselerde, 11,84 phosphorsaures Eisen, 4,0 kohlenstoffsaure Talkerde, und 3,16 flüchtige Bestandtheile, nebst Verlust, enthielt. Auch bemerkt derselbe, daß in den Blättern der Belladonna säuerlich-sauerkleesaure Talkerde vorkomme, so wie er den Saft der Früchte dieser Pflanze, gleich der Malventinctur, als Reagens für Säuren und Alkalien empfiehlt.

Mit diesem Bande der Annales de Chimie ist auch "La seconde Table générale raisonnée des matières contenues dans les volumes 31 et suivans, jusqu' à 60 inclusivement des Annales de Chimie; suivie d'une table alphabétique des auteurs qui sont cités" ausgegeben worden. Die zweckmäßige Einrichtung und Genauigkeit, welche sich in der über die ersten 30 Bände der Annales de Chimie herausgekommenen Table des matières empfiehlt, ist auch bey dieser zu rühmen, und Hr. Doctor Biett, welcher davon der Verfasser ist, hat sich durch diese mühsame Arbeit alle Freunde der Wissenschaft sehr verpflichtet.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 24. Junius 1811.

Paris.

Wir wollen jetzt die oben in der Anzeige der Déscription de l'Egypte. Tome premier. Etat moderne. S. 926 versprochenen Mémoires et Observations sur plusieurs maladies, qui ont affecté les troupes de l'armée Française pendant l'expédition d'Egypte et de Syrie, et qui sont endémiques dans ces deux contrées, par Mr. le Baron *Larrey*, Dr. premier Chirurgien de la Garde de Sa Maj. l'Empereur et Roi, nachhohlen. Sie betreffen folgende Gegenstände: I. Die in Aegypten endemische Augenentzündung. Viele Soldaten wurden davon befallen, litten die heftigsten Schmerzen, sowohl in den Augen, als ob Sand darin wäre, als im Gehirn, und hatten Schwindel, Schlaflosigkeit und Irrereden. Am dritten oder vierten Tage war die Entzündung am heftigsten. Am sechsten oder siebenten Tage fingen die Augenlieder am Rande an zu eitern, und diese Eiterung verbreitete sich oft auf die Conjunctiva und die Hornhaut, und durchlöcherte diese. Zuweilen berstete solche in den ersten 24 Stunden

nach dem Anfange der Entzündung, bey mäßiger Röthe der Conjunctiva und ohne Eiterung, plötzlich. Die Ursache davon sey schwer zu errathen. Die geborstene Oeffnung war rund, und bey allen fast von gleicher Größe. Es entstand ein Staphylom, und ein Theil der Wasser- oder Regenbogenhaut trat vor. In den ersten Tagen konnten die Kranken fast nichts sehen; allmählich aber traten die vorgefallenen Häute wieder zurück, und das verringerte Seheloch öffnete sich wieder. Zuweilen blieb aber auch ein Theil vorgefallen, eingeklemmt, und wurde unempfindlich; manchmahl aber, besonders bey Venerischen, artete er in ein Carcinoma aus. Bey manchen, besonders bey den armen Einwohnern, die sich nicht schonen, und fast ganz nackt auf der Erde in der kühlen Abendluft liegen, geht auch das ganze Auge verloren. Das Eiterauge entstand jedoch nur selten. Weiße Flecken der Hornhaut waren desto häufiger die Folge der Entzündung. Bey reitzbaren Subjecten und lange dauernder Entzündung entstand große Anschwellung der Verbindungshaut, und Umstülpen der Augenlieder. — Zuweilen ist die Entzündung wässeriger Art, und dann ihr Gang langsamer, minder schmerzhaft und gefährlich, mit wässeriger Geschwulst der Augenlieder und vielem Thränen verbunden. Die Entzündung dieser Art hebt die Natur zuweilen durch Schweiß, starkes Thränen, oder einen Durchfall. Die erstere hingegen zertheilt sich nie, sie müßte denn sehr geringe seyn, ohne ärztliche Hülfe. Unter den Folgen dieser Augenentzündung war besonders häufig der Nachtschatten und schwarze Star, gegen welche die Moxa, auf die Gegend eines Hauptastes des Gesichtsnervens angewandt, von großem Nutzen war. Die vorzüglichsten Ursachen dieser Augenentzündungen waren die brennende Tageshitze, das Zurückstrahlen des Sonnenlichts von dem weißen Boden;

der Staub von demselben; Erkältung auf Erhitzung; Feuchtigkeit und Kühle der Nächte, in welchen die Soldaten bivouaquirten; Mißbrauch erhitzender Getränke und der Weibsbilder: also nox et amor, vinumque. Plötzliche Unterdrückung eines Durchfalls hatte öfters auch dieselben Folgen. Die Blonden waren den Augenentzündungen mehr ausgesetzt, als die Braunhaarigen; das rechte Auge mehr, als das linke, und fast alle, die einäugig wurden, waren am rechten Auge verblindet. Die Ursache davon sucht der Verf. in der Gewohnheit, bey Reitzungen der Augen das linke durch Blinzen zu schließen, und dagegen das rechte mehr anzustrengen, und auf der rechten Seite sich schlafen zu legen, wodurch auch das rechte Auge von der Feuchtigkeit der Erde mehr litt. Beym Austreten des Nils ist die Krankheit häufiger, als zu andern Jahrszeiten. Wird gegen diese Augenentzündung gleich das gehörige diätetische und medicinische Verhalten angewendet, so hat sie keine nachtheilige Folgen: aber das blinde Vertrauen der Soldaten auf empirische Mittel, ihre Vernachlässigung der Diät und der zweckmäßigen Mittel, machten, daß sehr Viele völlig blind wurden. Waren die an Augenentzündung Leidenden vorher venerisch, so litten sie um so mehr, und liefen größere Gefahr, hatten vorzüglich nächtliche Schmerzen und einen grünlichten Eiterfluß aus den Augenrändern, wie bey der Gonorrhöe. Die Heilung der Augenentzündung erforderte im Anfange Aderlassen am Halse, Arm oder Fuße; dann Blutigel, an die Schläfe, so nahe als möglich, an das Auge gesetzt, oder kleine Einschnitte (mouchetures), die noch besser wirkten; dann Fußbäder, schmerzlindernde Dämpfe und Bähungen von Mohnköpfen, Safran und Leinsamenabsud zwischen die Augenlieder. Cataplasmen, auf die Augenlieder ge-

legt, erregte nur ödematöses Anschwellen. Eine Salbe von geschlagenem Eyweiß mit etwas Rosenwasser, Alaun und Campher, gegen Abend aufgelegt, minderte den Schmerz und die Entzündung. Innerlich kühlende Mittel, auch Abführungen. Bey Verminderung der Augenentzündung wurden, nach Beschaffenheit der Umstände, Bleyzucker, oder Kupfervitriol, oder Sublimat, zu den Augenwassern gethan, und späterhin ein Absud der Granatrinde, oder eine schwache Auflösung von weißem Vitriol. Bey großem Anschwellen der Verbindungshaut und dem Umstülpen der Augenlieder wurden kleine Einschnitte, oder auch Ausschnitte, der Haut gemacht. Gegen die Geschwüre der Augenränder wurde eine Salbe aus Cerat von Jungfernwachs und süß-Mandelöhl, rothem Präcipitat, Tutia, Campher, mit Eygelb abgerieben, Cochenilleteig und Safran mit Nutzen angewendet, davon man des Abends nur eine sehr kleine Quantität auf die Augenlieder strich. Bey Geschwüren und Flecken der Hornhaut wurde nichts unternommen, bis die Entzündung der Verbindungshaut ganz verschwunden war; dann reichten Räucherungen von rothem Präcipitat, oder unmittelbare Berührung mit caustischen Mitteln, und zuweilen auch Haarseile im Nacken, hin, sie zu vertreiben. Hatte der Flecken der Hornhaut eine gewisse Dicke, so nahm der Verf. einige Lamellen mit einem feinen Bistouri weg. So machte er das Auge eines Mädchens zu Toulon wieder sehend, dessen Hornhaut ganz bedeckt und verblindet war. An dem Staphylom solle man keine Reduction versuchen, bis die Natur solche bereits selbst angefangen habe, und dann könne man durch einen leichten Druck nachhelfen. Bey venerischer Complication von unterdrückter Gonorrhöe müsse man, so bald die örtliche Entzündung der Augen et-

was gemindert sey, eine neue Gonorrhöe durch Einimpfen, oder Einspritzen von Kali in die Harnröhre, hervorzubringen suchen; dieses Mittel habe in vielen analogen Fällen im Hospital der kaiserl. Garde geholfen. Im J. 1798 habe diese Augenentzündung nur wenige Personen verschont, und bey manchen üble Folgen gehabt. Im J. 1800 hingegen wurden nur wenige Militär-Personen davon befallen, und bey allen war sie fast nur symptomatisch, und selten hartnäckig, auch die Heilung schnell und leicht. Die Ursache davon setzt der Verf. in die angreifenden Märsche, welche die Armee in den Jahren 6 und 7 (1797) mitten durch die sandigen und dürren Wüsten, bey der größten Hitze des Tages und feuchten Kälte der Nächte zu machen hatte, und gegen welche letztere sie sich aus Mangel an Oberröcken und Decken nicht schützen konnte. Sie habe aber bald gelernt, daß dieß das Hauptmittel zur Verwahrung gegen dieß Uebel sey, und in der Folge alle nöthige Kleidungsstücke mit sich geführt. Ruhe, Vorsicht und Gewöhnung an das Klima habe daher im letzten Jahre des Aufenthalts in Aegypten diese Krankheit fast ganz unbedeutend gemacht. Als aber im März 1800 die Armee nach Alexandrien marschirte, um die Landung der Engländer zu verwehren, und in der Nähe des ausgetretenen Sees Madyeh und des neuen Sees Mareotis campirte, da wurden auf einmahl so Viele wieder von Augenentzündungen befallen, daß in drittehalb Monathen nach und nach mehr als drey tausend solcher Kranken in die Hospitäler kamen. Den gelandeten Engländern ging es nicht besser; aber sie ahmten die Curmethode der Franzosen in den Hospitälern zu Rosette nach, vorzüglich örtliches Blutlassen u.s.w., und erhielten so den meisten Kranken die Augen. Mehrere Franzosen, welche diesem Anfall in

Aegypten glücklich entgangen waren, wurden, als sie nach Frankreich zurückkamen, plötzlich blind, welches man nur einer Lähmung des Seheorgans zuschreiben konnte, die durch die schnelle Veränderung des Clima's aus einem sehr heissen in ein kaltes, entstanden seyn mochte. Ein merkwürdiges Beyspiel von solcher Verblindung, darauf folgendem Tod, Leichenöffnung, und besonders von dem Befund des Augapfels, Sehenerven und Gehirns des Verstorbenen.

Das II. Mémoire handelt vom Tetanus, der auf Verwundungen folgt. Schußwunden, welche Nerven oder Gelenke betrafen, hatten oft, besonders bey reitzbaren und trockenen Subjecten, in der Zeit, wo Extreme der Temperatur abwechselten, und in den feuchten Gegenden des Nils oder des Meers, diese Folgen, und waren fast immer tödtlich. Diese Krankheit fängt gewöhnlich damit an, daß die Kranken sehr unruhig werden, die Eiterung der Wunde sich mindert, und endlich ganz aufhört, das Fleisch umher aufschwillt, trocken, roth und gefleckt wird, bey jeder Berührung der Wunde von der äussern Luft oder der unbedeutendsten Dinge die Wunde sehr schmerzt, und diese Schmerzen nach dem Lauf des verletzten Nerven und der Gefäße sich verbreiten, endlich Zuckungen und Sehnenhüpfen in demselben Gliede entstehen. Dieser Muskelreitz erstreckt sich bald bis auf die entferntesten Theile, besonders des Schlundes und der Kinnbacken, und der Kranke vermag weder den Mund zu öffnen, noch niederzuschlucken, ohne die größte Beschwerde. Genaue Beschreibung des Tetanus, der den ganzen Körper befällt, mit den begleitenden Symptomen. Die Kranken starben meist schon den 3., 4., 5. bis 7. Tag. Ein Sergeant war auf die Nase gefallen, und hatte sich dadurch ein Bluten und eine leichte Hautverletzung zugezogen.

Am fünften Tage darauf bekam er den Opisthotonus. Opiate, und endlich das glühende Eisen, an den kleinen sympathischen Nerven und an die Fußsohlen angewandt, vermehrten nur die Schmerzen und Zuckungen, und der Kranke starb den 13. Tag nach dem Fall auf die Nase, den siebenten nach dem Anfall des Starrkrampfes. Bey der Leichenöffnung fand man nichts weiter, als die leichte Nasenverletzung. Wenn durch Schußwunden Gelenke oder Tractus von Nerven verletzt waren, so entstand Starrkrampf, ohne Hinzukunft einer andern Ursache; kam aber zu leichten Wunden eine feuchte oder schnell veränderte Temperatur der Luft, so entstand diese Krankheit auch bey solchen. Krampfstillende, narcotische, laue und kalte Bäder, wurden dann ohne Nutzen angewandt. Wenn Erkältung Ursache des Starrkrampfes ist, so ist die Unterdrückung der Ausdünstung, außer dem Nervenreiz in der Wunde, die Hauptursache, und das verlängerte Gehirn- und Rückenmark mit ihren auslaufenden Nerven, zunächst aber die Halsnerven und Muskeln, scheinen besonders zu leiden. Schlucken und Athemhohlen werden daher äußerst beschwerlich, und die Kranken bekommen, wo nicht einen Abscheu vor Flüssigkeiten, doch einen sehr großen Widerwillen vor denselben, welches das Eingeben von Arzneymitteln hindert. Ja, im höchsten Grade des Starrkrampfes haben die Kranken nicht nur einen erstaunlichen Abscheu vor Flüssigkeiten, sondern sie verfallen auch in die heftigsten Zuckungen, wenn man sie dazu zwingen will. Eben so erregt man nur Zuckungen und Erstickung, wenn man den Kranken mittelst einer elastischen Röhre durch die Nase etwas Flüssiges beybringen will. Laue Bäder, Opium, Campher und Moschus, innerlich in großen Dosen gegeben, thaten bey einem an der Hand verwundeten Mann-

luken, der den Starrkrampf hatte, sehr gute Dienste; wiederhohlte Aderlässen und ähnliche krampfstillende Mittel bey einem am Fuß verwundeten General. Eine leichte Halsentzündung von einer Fischgräte hatte Starrkrampf zur Folge; Emulsionen mit Campher, Opium, Nitrum u. s. w. schmerzstillende Kräuterumschläge auf den Hals, Einreibungen von flüchtigen Salben und dergl. retteten den Kranken. — Mercurial-Einreibungen, die in Europa von so großem Nutzen bey dieser Krankheit sind, haben in Aegypten die Zufälle zu verschlimmern geschienen. Wie man denn auch selbst bey venerischen Uebeln Mercurialmittel nicht, wie in Europa, anwenden durfte, sondern die größte Vorsicht gebrauchen mußte, wenn sie nicht schlimmere Zufälle erregen sollten, wie Verrücktheit, Leberkrankheiten und dergl. Eben so waren viele andere genannte Mittel, die sonst gerühmt werden, ohne Nutzen, ja nur mit Verschlimmerung der Zufälle, beym Starrkrampf angewandt. — Wenn bey großen Wunden, wie nach Amputation von Gliedern in Folge einer Erkältung oder unterdrückter Eiterung, ein Starrkrampf entstand, so that, neben dem innern Gebrauch der vorgenannten Emulsionen, das Auflegen eines Spanischen Fliegenpflasters auf die Wunde sehr gute Dienste. Aeußere sich bey beträchtlichen Wunden der Starrkrampf, so solle man keinen Anstand nehmen, zu amputiren. La somme de douleurs momentanées que cause l'opération ne peut augmenter l'irritation existante; d'ailleurs, les douleurs du tétanos rendent celles de l'opération plus supportables et en diminuent l'intensité, sur-tout lorsque les principaux nerfs du membre sont fortement comprimés. — (Die Fortsetzung folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 27. Junius 1811.

Paris.

Der III. Aufsatz der Mémoires et Obfervations fur plusieurs maladies etc. welche noch zu Tome premier, Etat moderne, der Defcription de l'Egypte gehören, deren Anzeige S. 1000 abgebrochen worden, handelt von der Pest. Diese schreckliche Krankheit herrschte besonders bey der Belagerung von Jaffa und Acre. Die Haupt-Symptome sind folgende: Die ersten Vorboten sind, daß der Mensch matt und unruhig wird, und aus einem Mißbehagen keinen Augenblick in derselben Lage bleiben kann; gegen alles gleichgültig wird, allen Appetit verliert, jedoch im Anfange noch Wein oder Kaffee begehrt, einen schweren Athem hat, und vergeblich nach frischer Luft verlangt. Auf diese Beklommenheit folgen: eine allgemeine Schwäche, Kopfschmerzen, vorzüglich in den Stirnhöhlen, Gelenkschmerzen und Bauchschmerzen; unordentliches Frieren, besonders in den Füßen; blasses Aussehen, matte und thränende Augen, Uebelseyn und Erbrechen. Im Anfange ist der Puls klein und geschwind, einige Stunden nach

dem Anfall eine allgemeine Hitze, die sich besonders in der Gegend der Herzgrube zu concentriren scheint; der Puls wird gehoben und schneller, die Haut wird brennend heiß, und bekömmt einen gummösen Ueberzug. Das Kopfweh nimmt zu, es entsteht Schwindel, die Augen sind verstört, und die Gesichtsmuskeln sowohl, als die Muskeln der Arme und Füße, bekommen Zuckungen; die Kranken deliriren, und einige rasen. Bey Acre liefen einige solcher Kranken in der Wuth aus dem Zelte und bis zur Mitte des Leibes ins Meer; nach den heftigsten Anstrengungen kehrten sie wieder zurück, oder fielen auf der Stelle aus Schwachheit nieder, und starben gleich darauf. Einige fangen gleich mit dem Anfange des Fiebers an, irre zu reden; die Dauer des Fiebers aber ist verschieden. Bey einigen Kranken endiget es in einigen Stunden mit dem Tode, bey andern in 24 oder 48 Stunden; selten dauert es bis zum fünften Tage. Das Blut, was bey dem Durchfall abgeht, ist schwarz und stinkend. Die Bubonen der Achseln und Leisten haben nicht ihren Sitz in dem Zellengewebe der Drüsen, sondern darunter oder in ihrem Umfange. Erscheinen sie im Anfange, und gehen sie in Eiterung über, so scheinen sie eine gute Crisis zu machen. Bey andern entstehen Karbunkeln im Gesichte oder an Armen und Füßen; wieder bey andern Petechien, die manchmahl erst kurz vor dem Tode oder einige Augenblicke nachher zum Vorschein kommen. — Wie dergleichen Kranke auf dem Marsche niederfielen, schäumten, schrien, zuckten und auf der Stelle verschieden, habe Gros in seinem vortrefflichen Gemählde von Jaffa sehr gut dargestellt. Junge, phlegmatische und fette Leute werden mehr von der Pest befallen, als alte und von trockener Constitution. Das Pestgift er-

greift vorzüglich Gehirn und Nerven, und wirkt zuerst und am heftigsten auf die Digestionswerkzeuge. Der Verf. ist aus mehreren Beobachtungen geneigt zu glauben, daß sich das Pestgift lange in einem lebenden Körper erhalten kann, wenn z. B. keine vollkommene Crisis geschah, die Bubonen nicht gehörig eiterten u. s. w. Der günstigste Zeitpunct zur Entwickelung des Pestgifts in Aegypten ist vor und nach den Frühlings Tag- und Nachtgleichen, wo der Südwind ungefähr 50 Tage herrschend ist. Manche Soldaten, welche das Jahr zuvor die Pest gehabt hatten, bekamen um diese Zeit wieder Recidive, mit geringern und verschiedenen Anfällen. Aber auch die Pest mit ihren gewöhnlichen Zufällen kann ein Individuum mehrere Mahle ergreifen, wie eine große Anzahl von Beyspielen lehrte. Die vernarbten Bubonen brachen wieder auf, wurden gangränös, und waren mit Mangel an Appetit, Erbrechen dunkelgrüner Galle, Schwindel ꝛc. begleitet. Brechmittel, und nachher magenstärkende Mittel, waren hinreichend, diese Zufälle zu vertreiben. Solche Rückfälle schienen die ansteckende Eigenschaft der Pest nicht zu haben, um so weniger, je weiter sie von der wahren Pest-Epoche oder dem Clima entfernt waren. Die meisten Soldaten, die solche Rückfälle hatten, schliefen mit andern in der Caserne, ohne sie anzustecken. Ein Wundarzt, der die Pest überstanden hatte, bekam alle Jahre zu derselben Zeit ein Recidiv, auch noch in Paris fingen seine Bubonen um die Jahrszeit der Pest an, zu schwellen. Der Verf. rieth ihm, den Höllenstein anzuwenden; er folgte nicht, ging nach St. Domingo, und war kaum daselbst angekommen, so wurde er vom gelben Fieber (der Westindischen Schwester der Orientalischen Pest) getödtet. Der Verf. hatte die Kühnheit, mehrere Pestleichname zu öffnen. Wir bemerken daraus

nur, daß der Magen brandig, die Leber außerordentlich groß, und die Gallenblase voll schwarzer und stinkender Galle war. Das Gehirn eines solchen Leichnams zu untersuchen, erlaubten die Umstände nie. — Die Pest ist eine endemische Krankheit, nicht allein an der Küste von Syrien, sondern auch in den Städten Alexandrien, Rosette, Damiette und dem übrigen Aegypten. An jedem dieser Orte sind Ursachen genug, die sie hervorzubringen im Stande sind, nähmlich Dinge, welche die Luft auf alle Art verpesten. Die äußerste Unreinlichkeit der Städte und der Wohnungen der Armen, die unglaubliche Nachlässigkeit in Hinsicht der Verwahrung der Cadaver von Menschen und Thieren (selbst die gemauerten Gräber haben ein Luftloch gegen Morgen, aus welchem das mephitische Gas herausdringt), die Sümpfe um die Wohnorte, der Mangel an gehörigen Canälen u. s. w., muß zumahl beym Südwinde eine pestilentialische warme und feuchte Luft unterhalten; und es ist kein Zweifel, daß eine thätigere und gebildetere Nation als die, welche das herrliche Land jetzt bewohnt, in wenigen Menschenaltern im Stande seyn würde, die Pest ganz aus demselben, wie aus Europa, zu vertilgen, die jetzt fast ein Jahr ums andere einen großen Theil der Einwohner dahinrafft. Wenige von den mit der Pest befallenen Aegyptiern wurden gerettet, theils wegen der elenden Behandlung ihrer Aerzte, theils wegen ihres traurigen Vorurtheils, daß die Pest nicht ansteckend sey. Wären die Französischen Soldaten von Anfange an auch gleich mit der wahren Beschaffenheit dieser schrecklichen Krankheit näher bekannt gewesen, so wären so viele von ihnen nicht gestorben; aber im Anfange trugen sie sogar die Kleider ihrer verstorbenen Cameraden. Nachdem sie aber die Pest näher hatten kennen gelernt, wußten sie sich besser in Acht

zu nehmen. Im Anfange starben von vieren mit der Pest Befallenen zwey, oft drey; in der Folge aber wurden über zwey Drittheile geheilt. Die Frau eines Unter-Officiers, die im sechsten Monath ihrer Schwangerschaft von der Pest ergriffen wurde, kam glücklich durch; zwey andere hingegen abortirten in den ersten vier und zwanzig Stunden, und starben gleich darauf. Bey der Cur gegen die Pest kömmt es vorzüglich darauf an, den Kranken in Zeiten brechen zu machen mit Brechweinstein, und dann solchen noch in kleinen Dosen mit säuerlichen Getränken von Tamarinden und dergl. zu geben; dann die Kräfte durch Campher, Theriak, Naphthen, zu erheben, endlich bittere Tränke von Salbey und China zu geben, und den Leib mit Essigwässer zu waschen. Aderlassen war selten nöthig. Oehleinreibungen nutzten nichts, und können nur als Präservativ-Mittel gut seyn. Bubonen müssen mit heißen Umschlägen von gebratenen Meerzwiebeln bald zur Eiterung gebracht, und in Zeiten geöffnet werden; man braucht dazu nicht die volle Zeitigung abzuwarten. Will der Bubo sich nicht entzünden, so setzt man einen brennenden Cylinder, und legt dann Cataplasmen auf. Aetzmittel wirken zu langsam. — Die Pest ist nicht in allen ihren Perioden gleich ansteckend. Z. B. im Anfange kann man dem Kranken ohne Gefahr den Puls fühlen, die Bubonen öffnen und behandeln, ins Zimmer der Kranken gehen, wenn man einen Luftzug gemacht hat, u. s. w. Die Reconvalescenten und die, welche Rückfälle haben, stecken nicht an. Aber man muß nicht zu lange in Krankensälen bleiben, wo wenig freye Luft ist, die Ausdünstungen der in hohem Grade Kranken, Sterbenden und der Leichen meiden, nicht mit großer Handfläche ihre Körper berühren, und nichts von ihren Kleidungen anziehen. — Die Aegyptier haben beobachtet, daß selten zwey Epidemien zu glei-

cher Zeit herrschen. Im Jahr 1799 war die Pest in allen Seestädten von Aegypten, und selbst in Kairo, und man hörte nichts von den Kinderblattern. Im Jahr 1800 hingegen gab es einzelne Pestkranke, und die Kinderpocken richteten, besonders in Kairo, eine große Verwüstung an. Im Jahr 1801 war wieder die Pest herrschend, verwüstete Oberägypten, und raffte einen großen Theil der Einwohner der Hauptstadt hin; aber man sah keine Pockenkranke.— Merkwürdig ist die hier erzählte Pestkrankheit des Generals Menou, mit welcher er den Rückweg nach Europa antrat; was sonst der Brechweinstein bewirkt, bewirkte die Seekrankheit. Der Kranke bekam nach oben und unten starke Ausleerung und Schweiße; alle Symptome besserten sich, die Karbunkel standen in ihrem brandigen Fortgange still, fingen an zu eitern, und als das Schiff zu Toulon ankam, war er vollkommen geheilt. Merkwürdig ist noch, daß weder der Verf., der ihn auf dem Schiffe behandelte, noch die Mannschaft angesteckt wurde. Als der General zu Marseille ankam, verursachte ihm die ungewohnte Winterkälte eine hartnäckige Ruhr, welche erst bey gelinder Witterung verschwand. — Die Inoculation der Pest hält der Verf. nach allen diesen Umständen für unnütz und gefährlich. Um sich gegen die Pest zu schützen, solle man sich brav bewegen, reinlich halten, durch Cauterium oder Blasenpflaster sich ein Geschwür machen und unterhalten, den unmäßigen Gebrauch erhitzender Getränke, Fleisch- und Milchspeisen meiden; dagegen viel Kaffee, und Morgens nüchtern Salbeythee, trinken, sich oft mit Essig und Wasser waschen, während der Pestzeit aber nicht baden; oft die Wäsche wechseln, an gesunden und trocknen Orten schlafen, alle Gemüths-Affecten meiden, und bey dem geringsten Merkmahl der Krankheit ein Brechmittel nehmen. — (Wird im folgenden Blatt fortgesetzt.)

Leipzig.

Bey Schiegg: Die deutsche Reichsstandschaft. Ein Beitrag zur richtigern Würdigung des vergangenen und gegenwärtigen öffentlichen Zustandes von Deutschland. Neue, wohlfeilere Ausgabe (?). VI und 404 Seiten in Octav. 1810.

Der jetzige Moment der Geschichte, sagt der Verf. S. 3, sey mehr, als irgend einer, geeignet, die Aufmerksamkeit der Deutschen auf die öffentliche Verfassung des Staats zu richten (worin sie vordem sehr nachlässig gewesen), um die letzten Veränderungen mit den wahrscheinlichen Ereignissen der Zukunft zu verknüpfen. So entstand dieses Werk, eine Zusammenstellung für den ersten Anlauf. Man kann dem Verf. nicht absprechen, daß seine Absicht gut gewesen (ob die vorgesetzte überhaupt so erreicht werden konnte, ist eine andre Frage), daß er die gewöhnlich in der Geschichte vorgetragnen Facta kennt, und sie den Lesern möglichst verständlich mitzutheilen sucht, und daß er dieß in simpler, lesbarer Sprache thut; nicht im hohen Tone und Orakeln, wie wir nach einigen zuversichtlichen Tritten und Bewegungen in der Vorrede fürchteten, wodurch Bearbeitungen dieser Art so oft zugestutzt werden, damit man darüber das Kahle u. Abgetragne des Stoffes weniger bemerke. Aber für die Wissenschaft haben solche Compilationen, die völlig ununterrichteten Lesern willkommen seyn können, keinen Werth, und bringen ihr keinen Gewinn, ja sie können eben ihre Leser zu manchen Irrthümern verführen, oder darin befestigen; auf keinen Fall sind sie im Stande, ein klares und deutliches Bild der Ereignisse und ihrer Wirkungen ihm vor die Augen zu schieben. Zwar beruft sich der Verf. auf das eigne Studium der Quellen, das eigne Nachdenken (VI): doch enthält die Schrift wirklich nur die alten Ansichten, zusammengetragen aus spätern Geschichtschreibern, wie es der Zweck zu verlangen schien (die

Thatsachen weder vollständig, noch immer richtig), ganz schlank hingeworfen, und Ereignisse aus Ursachen abgeleitet, wie es allenfalls hätte seyn können, ohne daß eigner Geist und tiefer eindringendes Studium, und Abweichungen von den Vorgängern, sichtbar würden. Dazu finden sich noch einige ganz auf Rechnung des Vf. kommende Fehler. So wenig, als eine Entwickelung mehrerer Sätze aus d. Theorie des allgemeinen Staatsrechts hier an ihrer Stelle war, eben so wenig bedurfte es, zur Entwickelung der Deutschen Reichsstandschaft bis in die Zeiten Cäsars hinaufzusteigen, und diese so weitläuftig auszuführen. Es war wohl die beste Manier, wenn für jede Classe von Reichsständen das zusammengestellt wurde, was sich darüber in jeder angenommenen Periode findet, und wie sie sich allmählich ausbildeten; dagegen die hier beobachtete, nach der Folge der Staatsgeschichte u., in diese verflochten, die Nachrichten zu geben, keine in die Augen springende Entwickelung gestattet, und den Blick viel zu sehr ableitet: man hält die hier hauptsächlich eingreifenden Begebenheiten nicht fest unter so vielen andern, die uns davon abziehen. In der Masse sehen die Verfasser selbst nicht, wo es ihrem Gegenstande an Deutlichkeit, an Ausführlichkeit, mangelt, wo sie Hauptsachen vergessen haben. Nicht eine Geschichte des Fränkischen Reichs sollte ja hier geliefert werden, sondern die Geschichte eines einzelnen Gegenstandes. — In den Schluß wird Jeder gern einstimmen: "Eins wird uns stets den ehrwürdigen Platz erhalten, den wir, als das älteste unter den Europäischen Völkern, das dem ganzen neuern Europa seine Gestalt gegeben, einnehmen sollen: Kräftiges Streben nach altdeutscher Characterstärke, Biederkeit u. Sittenreinheit, verbunden mit rastlosem Fortschritt in allen Zweigen der Industrie, der Kunst, und des gründlichen Wissens".

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 29. Junius 1811.

Paris.

In dem IV. Aufsatz der Mémoires et Observations sur plusieurs maladies etc. (s. oben S. 993 und 1001) ertheilt der Hr. Baron Larrey Nachricht über eine Art Bluregel, welche die Soldaten verschluckten, da sie auf dem Marsche aus Süßwasserteichen tranken. Auf dem Rückmarsche aus Syrien traf die Französische Armee von einer Entfernung zur andern Wasserbehälter an, in denen süßes, aber morastiges, Wasser war, und in welchen sich, neben andern Insecten, kleine schwärzlichte Blutsauger befanden, nicht dicker, als ein Pferdehaar, und nur etliche Linien lang; die aber, wenn sie sich vollgesogen haben, fingersdick werden. Sie scheinen von der Art zu seyn, die man auf Ceylon findet, und mit der Hirudo alpina nigricans übereinzukommen. Die Soldaten, von Durst gequält, legten sich auf die Erde, und tranken aus diesen Pfützen. Bald darauf verspürten sie Stiche im Rachen, mußten heftig husten, spien Blut und Schleim aus, und bekamen

Reitz zum Erbrechen. Dann würde das Athmen und Schlucken beschwerlich; sie verloren Appetit und Schlaf, magerten ab, und manche wären dem Tode nahe gewesen, wäre man ihnen nicht in Zeiten zu Hülfe gekommen. — Die Aegyptier wußten wohl, daß diese Thiere den Pferden, welche aus solchen Pfützen saufen, in die Nase kommen, und ihre Curschmiede haben viele Geschicklichkeit darin, sie mit eigenen Zangen herauszuziehen. Können sie ihnen nicht beykommen, so spritzen sie Salzwasser in die Nasenlöcher. Aber man hatte noch kein Beyspiel, daß sie Menschen solche Zufälle veranlaßt hatten. Der Verf. zog sie auch Soldaten mit einer Polypenzange aus dem Rachen, wenn sie nicht auf Gurgeln mit Essig und Salzwasser von selbst ausfielen. Auch Rauch von Tobak und Meerzwiebeln, und Einspritzungen von Salzwasser, machten sie abfallen. Sie setzten sich gern an die hintern Nasenöffnungen. Manche litten lange daran, und brauchten geraume Zeit, sich von dem Blutverlust zu erhohlen.

V. Von der Leberentzündung. Sie entsteht gewöhnlich in der heißesten Jahreszeit, fängt mit Fieberbewegung, Verlust des Appetits und des Schlafs, an; dann wird die Haut trocken und gelb, der Unterleib schwillt an, und der Kranke hat oft Schmerzen, besonders in dem rechten Hypochonder. Die Leber schwillt endlich so an, daß sie unter den kurzen Rippen hervorsteht. Die Gallenabsonderung ist verhalten durch den Krampf, welcher entsteht. Die Milz nimmt öfters Antheil, und schwillt eben so an, wie die Leber. Geht die Entzündung in Eiterung über, so bildet sich ein Absceß, der sich bald in die Brust, bald in die Bauchhöhle, bald in den Magen oder nach außen

öffnet, wo ihm doch die Kunst zeitig mit dem Bistouri zu Hülfe kommen muß, wenn der Kranke gerettet werden soll. Die Ursachen dieser Leberentzündungen in Aegypten sind die große Hitze des Tages, und die Kühle der Nächte. Das Fett in der Zellhaut schwindet, scheint ins Blut zurück zu gehen, und sich in der Leber anzusetzen, und diese mit Hydrogen und Kohlenstoff zu überfüllen. Um Gänsen große Lebern für Pasteten zu machen, sperre man die Thiere ein, und suche die Hitze bey ihnen zu vermehren, indem man ihnen alle Nahrung, und selbst das Wasser, entziehe. Das Thier magere ab, febricitire, und die Leber schwelle dagegen an. Also die kranke Leber eines kranken Thiers gibt den Leckerbissen ab! — Vorzüglich aber begünstige der Mißbrauch hitziger Getränke von Wein und Liqueuren die Leberentzündungen; es habe daher seinen guten Grund, daß der Koran solche verbiete. Oft bewirke der Mißbrauch dieser hitzigen Getränke einen Durchfall, und wenn der gestopft werde, entstehe plötzlich eine Leberentzündung. Zu diesen Ursachen komme noch der Genuß von salzichtem Wasser; Erkältungen; Mißbrauch der Mercurial-Einreibungen gegen venerische Uebel, der Aderlässen und der starken Purgirmittel. Menschen von trockener und gemäßigter Constitution bleiben gemeiniglich von dieser Krankheit verschont. Im Anfange der Krankheit müsse man Aderlassen, aber damit vorsichtig seyn. Im Ganzen sey das Aderlassen in heißen Climaten weniger nothwendig, als in kalten. Auch könne man Blutegel an die Seite setzen, oder solche scarificiren. Emollirende Umschläge, schmerzstillende Klystiere, kühlende Mittel innerlich, gelinde Abführungen, seyen die Hauptmittel. Daneben blasen-

ziehende Mittel von Kellerhalsrinde und Euphorbium, nicht von Spanischen Fliegen, diese vertragen sich, wie schon Professor Dumas zu Montpellier aus Erfahrung gesagt habe, nicht mit einem biliösen Zustande, machen zur Fäulniß geneigt, und verlängern das Uebel. Oeffne sich ein Leber-Absceß in die Bauchhöhle, so sey der Kranke in Gefahr, zu sterben; besser sey es noch, wenn er sich einen Weg in den Grimmdarm bahne; öffne er sich in die Brust, so müsse man die Operation des Empyems machen. Bilde sich der Absceß nach außen, und man fühle eine deutliche Fluctuation, und sey versichert, daß solche nicht von der ausgedehnten Gallenblase sey, so müsse man dreist einen ziemlichen Einschnitt machen, nicht aufätzen, wie die Alten, wodurch nur eine zu große Oeffnung entstehe. Es sey nicht nöthig, Einspritzungen zu machen, wie Einige rathen; man reitze dadurch zu viel, und zerreiße die Zellhaut der Leber. Trockener Verband im Anfange, und dann mit Wein und Honig, sey das Beste.

VI. Von dem Schwinden der Hoden. Mehrere Soldaten klagten bey dem Rückmarsche aus dem Felde im Jahr 1799, daß ihnen die Zeugen ihrer Männlichkeit ohne venerische Ursache fast ganz verschwunden seyen. Gemeiniglich fing Ein Testikel erst an, seine Empfindung zu verlieren, weich und nach und nach kleiner zu werden, und zu schwinden. Der Patient bemerkte dieß anfangs nicht, bis der Testikel, wie eine weiße Vitsbohne, klein, unempfindlich und hart, an einem magern Samenstrang nahe an den Bauchring zurückgezogen war. Sind beide Testikel so geworden, so ist der Mensch so gut, als castrirt. Alle Zeugungsbegierden (des sensations amoureuses) sind da-

mit verschwunden; die Glieder magern auch ab, der Bart wird dünne, die Dauung und die Verstandeskräfte schwinden, und der Mensch ist in einem völlig geschwächten Zustande. Der Verfasser schreibt die Ursache davon der unerträglichen Hitze des Clima's zu, und den außerordentlichen Strapazen bey Mangel am Nothwendigen, vorzüglich aber dem Mißbrauch des Dattel-Branntweins, zu welchen die Einwohner, um ihn stärker zu machen, allerley Verfälschungen zumischen, verschiedene Arten Solanum, und Capsicum und Pseudocapsicum. Die Kunst vermag gegen dieses Schwinden nichts, wenn es einmahl einen hohen Grad erreicht hat: aber im Anfange sind Dampfbäder, trockene Einreibungen und Brennen mit Nesseln, nebst magenstärkenden Mitteln und nahrhaften Speisen, anwendbar.

VII. Vom Fleischbruch (Sarcocele). Der wahre Fleischbruch ist den heißen Climaten eigen, selten in kalten. Fabriz von Aquapendente, von Hilden u. A. haben ihn richtig bezeichnet, indem sie ihn Caro adnata ad testem nannten, denn der Testikel selbst nimmt sehr selten Antheil daran; meist sind Samenstrang und Hoden im natürlichen Zustande. Die Zellhaut hingegen und die äußere Bedeckung des Hodens verdicken sich, und verwandeln sich in eine schwartige, wenig Gefäße enthaltende, an einigen Stellen sehr harte, an andern weiche, fast unempfindliche, Masse, und wachsen so an, daß ein solcher Fleischbruch manchmahl hundert Pfunde und drüber wiegt, wie der Verf. Beyspiele anführt. Handwerker, welche eine sitzende Lebensart führen, wie Leineweber, Sticker, Schneider u. s. w. sind dem Uebel ausgesetzt; aber die venerische Krankheit, die in die-

sem Lande sehr vernachlässigt wird, und eine andere, die Elephantiasis, erzeugt, scheint der Hauptgrund dieser Krankheit zu seyn. Manche solcher Kranken haben auch zugleich die Elephantiasis, und einen Ausschlag am Hodensack. Wenn das Uebel überhand genommen hat, so bleibt nichts übrig, als die Operation, wobey man nur die Corpora cavernosa, die Hoden und Samenstränge in Acht nehmen muß. Der Verf. machte sie an einem Koch der Capuziner zu Kairo, mit anscheinend gutem Erfolge. Innerlich gebrauchte er Antimonial- und Mercurial-Mittel, und behandelte die Kranken überhaupt als solche, die an der Elephantiasis leiden. Die Operation ist nicht sehr schmerzhaft, und in dem Aufsatz genau beschrieben. Auch eine Frau meldete sich, welche zwey solche Fleischgewächse, wie Kinderköpfe, an den Schamlefzen hängen, und zugleich die anfangende Elephantiasis an den Füßen hatte. Sie war niemahls menstruirt gewesen.

VIII. Abhandlung über das gelbe Fieber, betrachtet als eine Complication der Schußwunden. Die tödtlichen Zufälle der Schußwunden nach der Schlacht von Heliopolis und der Belagerung von Kairo machten die Soldaten glauben, daß die Kugeln der Feinde vergiftet gewesen seyen. Dieser Irrthum war ihnen leicht zu benehmen: aber es war nicht so leicht, dem Uebel abzuhelfen, da es an Arzneyen und Lebensmitteln, an Bandagen und Betten, mangelte. Die Krankheit, welche die Verwundeten befiel, war völlig dem gelben Fieber ähnlich, das im vorhergehenden Kriege auf St. Domingo beobachtet worden war. Vorzüglich wurden diejenigen davon befallen, welche am Kopf, an der Brust, dem Bauche, an Gelenken,

Knochen und Nerven verwundet waren. Einfache Gesichts- und Gliederwunden blieben ohne diese Zufälle. Die Krankheit herrschte bey der Armee vom 5. April 1800 bis an das Ende des Mayes. Die Verwundeten wurden damit gleich nach der Verwundung oder der ersten Operation, die sie auszustehen hatten, befallen. Das Weiße im Auge wurde gelb, die Haut kupferfarbig, der Puls klein und unterdrückt; dann folgte heftige Hitze, großer Durst, und Schmerzen im Kopf und Unterleibe, Irrereden u. s. w. Manchmahl machte Nasenbluten, und Ausbrechen von Blut und Galle, eine heilsame Crisis. Ward es aber schlimmer, so wurde die Wunde brandig, und die Kranken starben schon den ersten, zweyten oder dritten Tag. Daß das Fieber ansteckend war, erhellet daraus, daß die, welche leichte Wunden hatten, und in Betten gelegt wurden, wo Andere daran verstorben waren, davon befallen wurden. Die Ursache des Fiebers war theils die Witterungsbeschaffenheit, theils die Anhäufung der Blessirten im Hospital, theils die Feuchtigkeit der Krankensäle zu ebener Erde. Die Truppen, welche damit befallen wurden, hatten überdieß auf der Seite von Kairo gelegen, wo der Nil nach seiner Ueberschwemmung viele faulende Wasser zurückgelassen hatte. Die Luft war am Tage glühend heiß, und bey Nacht feuchte, und mußte die Gesundheit der Soldaten schwächen; auch herrschte damahls die Pest, die mit dem gelben Fieber so nahe verwandt ist. — Fing das Fieber als Entzündungsfieber mit Gelbsucht an, so thaten Scarificationen im Nacken und an den Hypochondrien gute Wirkung; auch mäßige Armaderlässen; große waren tödtlich. Nitrum mit

Tamarinden, und Honig, Campher-Emulsionen und Anodyna, machten oft schnell eine Besserung; folgte diese aber nicht bald, so war der Kranke verloren. Nahm das Fieber als asthenisches mit großer Niedergeschlagenheit, schwärzlich belegter Zunge und Verstopfung seinen Anfang, so waren Tränke von Schwefelsäure mit ein wenig Brechweinstein, dann antiseptische Mittel, Campher, China, Naphthen und Senfteige, auf die Hypochondrien und den Rücken gelegt, von Nutzen. Auch hier waren Cantharidenpflaster schädlich. Alle, die nicht am gelben Fieber starben, erhohlten sich sehr langsam. Auch die verwundeten Türken wurden davon befallen. Nach der Einnahme von Kairo aber, wo bessere Hospitäler, Nahrung, Medicamente, Verband u. s. w. zu haben waren, und nachdem der Nordwind eintrat, verschwand das gelbe Fieber fast gänzlich. — (Im folgenden Stück der Beschluß dieser Anzeige.)

Göttingen.

Bey Vandenhök und Ruprecht: Ueber Cultus, von Dr. Wilh. Ludw. Steinbrenner, Prediger zu Großbodungen. 1810. 94 S. in klein Octav.

In dieser Schrift, welche von der Nothwendigkeit, dem religiösen und politischen Werthe, dem Verfalle des öffentlichen Cultus, und den Mitteln, ihn wieder empor zu bringen, handelt, findet man zwar eben nichts Neues; aber man kann doch bemerken, daß das, was der Verfasser sagt, nicht bloß nachgesagt, sondern aus Nachdenken, eigener Erfahrung und Ueberzeugung geflossen ist, und daß er das Bekannte auf gegenwärtige besondere Zeitumstände treffend anwendet.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 29. Junius 1811.

Göttingen.

Das Pfingst-Programm von diesem Jahre handelt de usu vocis συνειδησις in Novo Testamento, und hat unsern Hrn. Dr. Stäudlin zum Verfasser. Es ist nicht bloß philologisch, sondern hat zugleich den Zweck, die Vorzüge des Christenthums von Seiten seiner Gewissenslehre ins Licht zu setzen, und diese Lehre selbst zu erläutern. Im A. T. kömmt kein Wort vor, welches dem Griechischen συνειδησις ganz entspräche; dieses Wort findet sich auch in den Griechischen Uebersetzungen des A. T. nicht, ausgenommen in Einer Stelle, wo es aber nicht das Gewissen anzeigt. Uebrigens wird doch לב zuweilen so gebraucht, daß es wenigstens zum Theil der Bedeutung jenes Griechischen Worts entspricht. Desto öfter ist im N. T. vom Gewissen die Rede. Das Wort συνειδησις kömmt nicht nur oft daselbst vor, sondern auch die Lehre vom Gewissen wird daselbst fruchtbar erläutert, und in den Rang, welcher ihr gebührt, eingesetzt. Dieß ist weder zufällig, noch unbedeutend. Diese Lehre gehört zu den wesentlichsten und wichtigsten in der

Moral, und das Christenthum hebt sich auch von dieser Seite über das Judenthum empor. Auch in den moralischen Schriften der Griechen und Römer wurde diese Lehre nicht unter die vornehmsten gerechnet und nach Würde behandelt, ob sich gleich einzelne treffliche Aussprüche über das Gewissen in den moralischen, poetischen, historischen und oratorischen Schriften jener Völker finden. Durch die Ausbreitung des Christenthums aber und seinen Einfluß auf die Wissenschaften ist es geschehen, daß diese Lehre in den Systemen der philosophischen und theologischen Moral den ihr geziemenden Rang einnahm, und nun tiefer erforscht und wissenschaftlicher behandelt wurde. Der Verfasser des Programms hat gefunden, daß weder die Lexicographen, noch die Moraltheologen, den Sinn des Wortes συνειδησις im N. T. genau und scharf genug zu erklären und zu bestimmen pflegen. Er hat daher die Sache einer neuen Untersuchung unterworfen. Zuerst durchgeht er alle einzelne Stellen, wo dieß Wort vorkömmt, unterscheidet dabey verschiedene Schriftsteller, erläutert die Bedeutungen des Worts und die zum Theil dem N. T. ganz eigenthümlichen Redensarten vom Gewissen. Darauf erst bringt er die Bedeutungen des Worts unter gewisse bestimmte Classen. Zuletzt leitet er aus dem Ganzen Folgerungen zur Ehre des Christenthums, und allgemeine Lehren vom Gewissen, ab.

Paris.

Der IX. Aufsatz der oben S. 998 f., 1001 und 1009 f. angezeigten Mémoires et Observations sur plusieurs maladies etc. handelt von der Lepra und der Elephantiasis. Nach der Beobachtung des Hrn. Baron Larrey sind beide Aussatzarten verschieden, wenn sie gleich manche Symptome ge-

mein haben. Der Lepra gehen Gliederschmerzen, allgemeine Mattigkeit und tiefe Melancholie voran. Kleine blaulichte oder röthlichte Blattern zeigen sich am Gesichte und an den Extremitäten, selten am Leibe; Schenkel und Kniegelenke sind am meisten damit besetzt, und machen eine schwärzlichte übelriechende Kruste; der Athem des Kranken hat denselben Geruch: die Krusten verursachen aber kein Beissen, wie die Flechten, mit denen sie einige Aehnlichkeit haben. Nimmt das Uebel zu, so wird die Haut runzlicht, unempfindlich, das Gesicht bronzefarbig, die Augen thränen, die Nasenlöcher erweitern sich, und sondern einen jauchichten Schleim ab; ein hectisches Fieber zehrt den Kranken ab; ganze Stücken Haut sterben ab; die Geschwüre werden immer größer, und greifen selbst die Gelenke an, und bringen ganze Glieder zum Absterben. Die Krankheit ist bey hohem Grade ansteckend, und die Kranken exhaliren dann einen ekelhaften Geruch. Kleider und Bettzeug solcher Kranken sind besonders ansteckend. Entartetes venerisches Uebel oder Flechtenausschläge scheinen die prädisponirenden Ursachen der Lepra zu seyn. Eine andere Ursache davon scheint der Genuß von gesalzenen Fischen, und gesalzenes Fleisch und Zwiebel, welches dieß Volk in großer Menge ißt, zu seyn. Auch der häufige Genuß von zahmem und wildem Schweinefleisch, ohne Zweifel, weil die Schweine da ganz andere Sachen fressen, als in Europa. Hierzu kömmt noch die große Unreinlichkeit des gemeinen Volks, das fast nackt auf der Erde liegt: daher auch die wohlhabendere Classe davon verschont ist. Der Gebrauch des Quecksilbers verschlimmerte die Zufälle, selbst bey denen, welche siphylitische Symptome hatten. So wie viele degenerirte venerische Uebel nicht mit

Quecksilber, sondern allein mit bittern und stärkenden Mitteln und Opium und Campher geheilt wurden, so auch diese an sich asthenische Krankheit, die Lepra. Doch die vier verschiedenen Stadien erforderten eine verschiedene, hier genau angegebene, Behandlung; im zweyten Stadio ward doch versüßtes Quecksilber mit Spiesglanzschwefel, Campher und Opium gegeben. Im höchsten Grade werden die Krusten und unempfindlichen Hautstücke ausgeschnitten, und das glühende Eisen angewendet. — Die Elephantiasis hat den Character einer sympathischen Krankheit, und ergreift bekanntlich nur die untern Extremitäten. Die Fußsohle des Kranken wird erst sehr empfindlich, und schmerzt ihm durch die Knochen im Gehen; dann schwellen die Füße an, und werden mit einer Menge blaurother Blätterchen bedeckt, welche schwären, und Schrunden und eine dicke gelblichte Kruste machen. Der Verf. glaubt, daß eine fettige Substanz in den geschwollenen Füßen sich ansetze, welche durch den Zutritt des Wasserstoffs bey dem langsamern Blutumlauf eine gewisse Consistenz bekomme, und der Zellhaut eine speckartige Festigkeit gebe. — Einige merkwürdige Verschiedenheiten der Elephantiasis von der Lepra sind die, daß jene nicht ansteckend, aber erblich ist; daß sie sich nie vor den Jahren der Mannbarkeit entwickelt, die natürlichen Functionen nicht stört, den Bartwuchs nicht, wie die Lepra, vermindert, sondern vermehrt, und die Menschen dabey ein hohes Alter erreichen können. Sie ist besonders in sumpfigen Gegenden zu Hause, so wie die Lepra in heißen und trockenen. Die Bauern, welche den Reis bauen, und in morastigen Gegenden wohnen, sind ihr am meisten unterworfen. In Damiette sah der Verf. eine Menge Bauern an der Ele-

phantiasis leiden, hingegen nie einen an der Lepra kranken an den Meereskûsten. Die Heilmittel gegen die Elephantiasis sind die nähmlichen, wie bey der Lepra; unter den töpischen Mitteln aber vorzüglich caustische, das Feuer und graduirtes Binden.

X. Von dem Scorbut. Vom Julius bis in den October 1801 herrschte der Scorbut unter der Französischen Armée zu Alexandrien in Aegypten. Die Ursachen davon waren die Feuchtigkeit und inficirte Luft von den Ueberschwemmungen des Sees Madueh, der Mangel an frischem Fleisch und an Früchten, und dagegen der Genuß von Brot, worin viel gesalzener Reis war (denn zum Handel wird er sursaturé de sel), und von gesalzenen Fischen, schlechtem, mit Seesalz vermischtem, Cisternenwasser. Dazu waren viele Soldaten durch beständige Wachten, durch Wunden und Augenkrankheiten, geschwächt. Der Scorbut brach daher auf eine schreckliche Weise aus, und äußerte sich immer zuerst mit einer Unruhe, dann Müdigkeit und tiefer Melancholie, und mit einer solchen Stumpfheit und Gleichgültigkeit, daß keine Nachricht von Annäherung des Feindes, kein unerwarteter Zufall und dergl. mehr Eindruck auf den Kranken machte. Die Krankheit wird in ihren drey verschiedenen Graden genau beschrieben, nebst ihrer guten Behandlung. Vorzüglich gut bekam den Kranken der Genuß der Brühen von frischem Pferdefleisch der Arabischen Cavallerie-Pferde, die bey der engen Blokade und Mangel an Fourage doch unbrauchbar waren: Ce fut le principal moyen à l'aide duquel nous arrêtames les effèts de la maladie. Von 3500 Scorbut-Kranken in den Hospitälern von Alexandrien starben 272, vom 1. Julius bis den 10. October 1801. Ungefähr 2000 kehrten vor dem Einschiffen nach

Frankreich zu ihren Regimentern zurück; etwa 700 machten die Rückreise, und alle, bis auf 6 oder 7, waren genesen, da sie bey der Quarantaine ankamen. Merkwürdig ist, daß während dieser Scorbut-Epidemie, die nicht ansteckend war, die Pest sich nicht zeigte, außer zwey oder drey Anfällen davon, und daß gerade solche den General en Chef befiel, wenige Tage vor seiner Rückreise nach Frankreich. — Eine Epidemie scheint also eine Gegend gegen die andere zu schützen.

XI. Nachrichten von der venerischen Krankheit, und von einer Bürger-Hospitalanstalt zu Kairo. Bey der Ankunft in Aegypten verschwand Kräze und Gicht unter den Truppen, dagegen nahm die venerische Krankheit sehr überhand. Dem war nicht zu wehren, denn priver de la société des femmes le militaire acclimaté qui avoit repris toutes ses forces et sa vigueur, c'étoit le conduire à l'ennui et à la nostalgie. Daher schlug der Verf. vor, ein venerisches Hospital und ein Gebärhaus zu errichten, pour y recevoir les femmes prostituées affectées de maladies vénériennes, et les femmes enceintes de la même classe. Es wurde also auch ein großes und gut gelegenes Haus in Kairo dazu auserlesen, und darein alle dergleichen Frauensleute gebracht. Die venerische Krankheit wird in Aegypten leichter geheilt, und bringt nicht so heftige Zufälle hervor, wie in Europa. Aber wird sie aus Aegypten nach Europa gebracht, so ist sie da viel schwerer zu heilen, als in diesem heißen Clima. Die besten Mittel dagegen waren in Aegypten Mercurial-Präparate mit schweißtreibenden und stärkenden verbunden, und Dampfbäder. Mercurial-Einreibungen waren schädlich, und brachten

schwer zu stillenden Speichelfluß, Raserey und Zuckungen hervor.

XII. Von dem Einfluß des Clima's von Aegypten auf die Wunden, und besonders Bemerkungen über die Phänomene, welche sich während der Expedition darboten. Schußwunden, wodurch den Soldaten in Syrien der Oberarmknochen zerschmettert wurde, hatten, bey aller Sorgfalt in der Behandlung, fast immer die Folge, daß die beiden Enden des zerbrochenen Knochens sich nicht vereinigten, sondern eine Articulation bildeten, welche nach dem Heilen eine große Schwäche des Arms zurückließ. Die Ursache davon schreibt der Verf. der beständigen Bewegung bey dem beschwerlichen Rückmarsch nach Aegypten zu, den schlechten Speisen, dem salzigen Wasser und der verdorbenen Luft: welches alles zusammen die Bildung eines Callus hinderte. Die Vorschläge, welche Einige gethan haben, die Knochen bloßzulegen, das Vernarbte abzuschneiden und wieder zu vereinigen, möchte der Verf. nicht befolgen. Zwey Mahl habe er von dieser schrecklichen Quälerey den Tod folgen gesehen. Eben so wenig habe ein Haarseil, in der Gegend der Fractur gezogen, einen Nutzen. Am beßten sey, man überlasse es der Natur. Nach und nach gewöhne sich der Mensch doch daran, und lerne den Arm so gut gebrauchen, wie den gesunden. Schulterwunden, ohne Verletzung der Knochen, hatten fast bey allen eine gänzliche Armlähmung zur Folge. Bey der Rückkunft nach Aegypten aber halfen Moxa, Salmiak und warme Bäder dem Uebel ab. So gefährlich, und meist tödtlich, die Wunden waren, welche die Soldaten während der Jahrszeit des Südwindes (Khamsyn) bekamen, so schnell heilten diese, während die Nordwinde herrschten, in Aegypten. Die reine Luft zu der Zeit,

obgleich heiß, doch Morgens und Abends abgekühlt, neben guter Pflege in den Hospitälern, machte, daß man amputirte Glieder vor dreyßig Tagen vernarbt, Steinschnitte bey Erwachsenen in 14 Tagen geheilt, und eine große Anzahl Trepanirter und mit eindringenden Bauch- und Brustwunden Behafteter genesen sah. Dabey lobt der Verfasser den Gebrauch der reinen Leinwandschabsel (Charpie vierge, faite avec de la toile neuve, battue et lavée). Die Kugeln der Türken und Araber haben einen Stiel von Eisen oder Kupfer, ungefähr 2 Linien dick und einen Zoll lang, der in die Cartouche hineingeht. Diese Kugeln machen natürlich schrecklichere Wunden, sind schwerer auszuziehen, als die Europäischen, und erforderten dazu besondere Werkzeuge. Ein anderer in Europa seltener Umstand quälte viele Verwundete, nähmlich die schnelle Erzeugung von Fliegenmaden in den Wunden. Bey einigen aber schienen sie die Heilung durch Aufräumung der abgestorbenen Zellhaut und Vermehrung der Eiterung eher zu befördern, als zu hindern.

XIII. Beschreibung eines fliegenden oder leichten Lazareths (Ambulance volante ou légère). Es wurde nach Art dessen eingerichtet, welches der Verf. schon im Jahr 1793 bey der Armee am Rhein veranstaltet hatte; nur daß man kein Fuhrwerk brauchen konnte, sondern die Kranken in Körben auf Kamelen, je zwey von einem Kamele, getragen wurden, und die Wundärzte mit ihren Instrumenten und Medicamenten auf Dromedaren ritten.

XIV. Nachricht von der Chirurgie und Medicin der Aegyptier. Troß des Verfalls der Heilwissenschaft und Heilkunst in Aegypten haben ihre Aerzte (Hakym) doch noch einige Mittel von großer Wirkung, die man in Europa zu sehr vernachlässigt, z. B. die Moxa, das Feuer, die Schröpf-

köpfe, die kleinen Einschnitte, die trockenen und fetten Reibungen, und das Kneten (le massement) in ihren Bädern. Historische Nachrichten von der Chirurgie der alten Aegyptier, und von den noch sichtbaren chirurgischen Instrumenten auf den Gemählden in den Ruinen von Tentyra, Karnak u. s. w. Ihre heutigen Aerzte behandeln bloß äußerliche Schäden. Das Volk curirt sich selbst innerlich mit Arzneyen von Materialisten und Hausmitteln. Vor Brechmitteln und Klystieren hat es einen großen Widerwillen. Es laxirt mit Nilwasser, in eine leere Coloquinte gegossen, und einige Zeit darin stehen gelassen. Tamarinden, Theriak, Opium und Kaffee sind ihre Hauptmittel. Wasserscheu kennt man in Aegypten nicht, ungeachtet der zahllosen Menge von Hunden, die den ganzen Tag auf der Straße im Schatten der Wassergefäße liegen, und des Nachts herumlaufen, und die man sich selten begatten oder beißen sieht. Dagegen sind die Kamele sehr hitzig in der Begattungszeit und ihre Bisse gefährlich. Die Scorpionbisse waren hingegen nicht gefährlich. Die venerische Krankheit herrscht unter allen Ständen, selbst in den Harems; und der Verf. ist der Meinung, sie sey schon seit Moses Zeiten in Aegypten; und die Aegypter glauben, es sey ein vom Himmel gesandtes Uebel, dem man nicht ausweichen könne, und vernachlässigen es daher. Die Kinderpocken richten große Verheerungen an, besonders unter den Negern, ob man gleich die Inoculation, die sie Blatternkauf (Tiklyseh el-gidry) nennen, seit undenklichen Zeiten kennt. Die alten Frauen nehmen eine baumwollene Binde, halten sie auf eine eiternde Pustel, und binden sie dem Impfling um den Arm. Die Beschneidung der männlichen Menschen hält der Verf. für sehr alt, und für einen Gegenstand der Reinlichkeit; die Beschneidung der weib-

lichen Menschen aber für eine unnütze Grausamkeit der eifersüchtigen Türken. Die Hebammen haben noch einen Stuhl für die Gebärende, wie zu Moses Zeiten (Abenym, Arab. Koursy), auf welchem die Gebärende fast ganz gerade sitzt, und von zwey Frauen gehalten wird: eine Richtung des Körpers, welche das Gebären erschwert, und die Theile dem Verletzen aussetzt, wie denn auch bey den Frauen, die ins Hospital kamen, der Augenschein lehrte. Bey schweren Geburten machen sie, ihrer Beschreibung nach, Operationen, welche der Opération césarienne abdominale ou vaginale ähnlich seyn müssen; die sie von ihren Vorfahren gelernt haben wollen, und woraus der Verf. schließt, daß die alten Aegyptier schon den Kaiserschnitt gekannt haben: ein Schluß, der etwas zu weit geht; denn wahrscheinlich ist die Opération vaginale das, was die Aegyptischen Hebammen ausüben, nähmlich daß sie die vaginam einschneiden, die sie ohnehin auf ihren Krüppelstühlen einreißen lassen.

XV. Eintheilung der Jahrszeiten in Aegypten, und ihres Einflusses auf die Gesundheit der Einwohner. Das Clima von Aegypten hat vier Jahrszeiten. Die eine fängt mit dem Austritt des Nils an, und fällt in die Mitte des Augusts, vom 20. August ungefähr bis zur Herbsts Tag- und Nachtgleiche, während welcher Zeit ganz Aegypten einem Meere gleicht, in welchem die Städte und Dörfer Inseln ausmachen. Gegen das Ende des Septembers verlieren sich die Wasser. Dieß ist die nasse Jahrszeit, gleichsam der Aegyptische Winter, wo der Westwind und Nebel herrschen, und mit ihnen Augenentzündungen, Frieselfieber, Durchfälle und Catarrhe. Auf diese folgt die fruchtbare Jahrszeit: diese fängt zur Winters Tag- und Nachtgleiche an, und dauert bis zum Anfange des

Märzes, als der Zeit der Ernte. Diese Zeit über ist der Ostwind herrschend. Dieß ist der Aegyptische Frühling, und die Tageshitze ist da, wie in Europa im Junius; Alles wächset, und grünt und blühet jetzt, und die thierische Natur beschäftigt sich mit ihrer Fortpflanzung. Diese Jahrszeit ist sehr gesund, wenn man sich besonders vor der Kälte der Nächte in Acht nimmt. Die dritte Jahrszeit ist die ungesunde Zeit, weil sie den Einwohnern sowohl, als besonders den Fremden, so nachtheilig wird; sie fängt mit dem März an, und dauert bis zum Ende des Mayes. Nun herrschen Südwinde, die immer heftiger werden, und weil sie ungefähr 50 Tage dauern, Khamsyn genannt werden. Gewöhnlich wehen sie des Tages nur 3 bis 4 Stunden, sonst wären sie wegen ihrer Hitze unausstehlich. Diese Winde führen pestilenzialische Ausdünstungen mit sich, und sind daher so schädlich und die Pest erzeugend. Alle Krankheiten haben jetzt einen Schwäche-Character, und jeder Mensch ist, mehr oder weniger, incommodirt. Die vierte Jahrszeit nennt der Verf. die Zeit der sanften Winde (l'été. sienne); sie fängt mit der Mitte des Junius an, und dauert bis zum Austreten des Nils. Zu der Zeit herrschen die Nordwinde, die gemäßigt sind, sich pünctlich mit Aufgang der Sonne erheben, und mit ihrem Untergange sich legen. Sie kommen vom Mittelländischen Meere, führen die Dünste nach Aethiopien, wo sie sich anhäufen, in Regengüssen auf die Abessinischen Gebirge niederlassen, und so das Anschwellen und Austreten des Nils verursachen. Die Tageshitze würde ohne diese Winde unausstehlich seyn, aber durch sie ist sie nicht so beschwerlich, als in der Mitte des Sommers in Europa. Jetzt reisen auch die Caravanen, und in dieser Zeit ist alles gesund; Wunden heilen bewundernswürdig.

schnell, nur hat man sich vor der nicht feuchten Kälte der Nächte in Acht zu nehmen.

Obgleich Ein und Anderes in der schon vor acht Jahren von Hrn. Baron Larrey herausgegebenen, und im 64. Stücke des Jahrganges 1804 dieser Anzeigen von einem andern Recensenten angezeigten Relation historique et chirurgicale de l'Expédition de l'Armée d'Orient etc. enthalten ist: so hielt der Verfasser dieser Anzeige es doch der Mühe werth, diese in den gegenwärtigen Mémoires ausführlicher bearbeiteten Gegenstände umständlich darzulegen, da sie für jeden Leser, zumahl für Sachverständige, ein nicht geringes Interesse haben müssen, und wohl wenige Deutsche Aerzte das kostbare Werk selbst zu benutzen Gelegenheit finden mögen.

Dresden.

Archaeologische Aehrenlese. Erste Sammlung. Den Theilnehmern der archaeologischen Vorlesungen im Winter 1811 gewidmet. Einige Blätter Text in groß Folio, mit 7 Kupferblättern. Diese antiquarische Aehrenlese enthält mehr Körner, als manche große Sammlung ehemahliger Antiquarier, die uns eine reiche Ernte, aber von Stroh, gibt. Hr. Hofrath Böttiger hat seine Vorlesungen in Dresden, auch vorigen Winter, mit verdientem Beyfall fortgesetzt, und wie sehr wünschen wir, daß sie zur Verbreitung der Kunstkenntniß und des Ruhmes der Kunstliebe der Einwohner dieser Königesstadt noch lange fortgesetzt werden mögen! und mit ihnen auch die Sammlung einiger Antiken, von welcher dieß der erste Heft ist. Dießmahl betrafen die Vorlesungen die Mahlerey der Alten. Aber wehe that es uns, bey Ansicht der Kupfertafeln zu sehen, wie kümmerlich sich der Deutsche Hierophant des Alterthums behelfen muß, einen anschaulichen

Begriff von Gemählden des Alterthums zu geben! Da Hr. B. wenigstens einige Blätter von Aegyptischen und Altgriechischen Alterthümern den Zuhörern in die Hände geben wollte, so mußte er einige alte Kupferplatten, noch von Beger's Zeit her, dazu nutzen, um Kupfer abziehen zu lassen; diese hat er mit einer Erklärung begleitet, welche er, seinen Zuhörern und Freunden zu Liebe, in Druck gegeben hat; ein paar andere Blätter sind ihm vom Hrn. Millin zugekommen, welcher freylich durch unsre Armuth wenig erbauet seyn muß. Dagegen aber haben sie durch die antiquarischen Einsichten des Hrn. B., und die gegebenen Ansichten und Erläuterungen, einen ganz andern Werth erhalten, indem ihm jedes Blatt etwas Lehrreiches an die Hand gegeben hat. I. Tafel: zwey kleine Osirisbilder in ihrer natürlichen Größe, von Steingut (so verbessert er die sonst gewöhnliche Benennung von Porcellan), mit einem blauen Email überzogen; er gibt auch eine verbesserte Erklärung von der diesen Figuren eigenen Mumiengestalt, und den Attributen; von der Calantica, der Geißel, dem Strick zum Fischernetze, und der Hacke, als dem ältesten Acker-Instrumente der Aegyptier, auch von der dem Volke eigenen Bildung, mit dem Barte, der für den Osiris aus den frühesten Zeiten, in welchen die Aegyptier noch den Bart trugen, beybehalten worden ist. — Wie ganz anders fällt diese Erklärung aus gegen die, welche man in den frühern Büchern findet! Und so sind auch die übrigen beschaffen, die wir nur im Allgemeinen anführen können: Tafel II. drey Isisfiguren, eine im ältesten, im spätern (Hr. B. nennt sie die gräcisirende), und im Römischen Stil. Gleich die Zusammenstellung wird lehrreich. III. die bemahlte Mumienmaske aus Cattun-Carton; gelehrt

und sinnreich sind die vier Felder Hieroglyphen erklärt. IV. die kleine Opferschale, oder Opfertellerchen, wie Hr. B. sie nennt, aus Kupfer, mit Mercur und Paris, und beygesetzter Schrift. Die darauf befindliche conische Säule machte die Antiquarier verlegen; Nach einer eigenen Ansicht deutet Hr. B. dieselbe auf die Schaubühne, von welcher die Vorstellung genommen sey. V. Vase mit einem gemahlten weiblichen Kopf; es sey keine bloße Mahlerzierath des Gefäßes, sondern das Portrait einer mystischen Braut, oder Geweihten, zum Andenken verehrt und mit ins Grab gegeben. VI. die Vorderseite einer Vase bey Passeri, in Glockenform, mit der Weihe eines Jünglings als jungen Bacchus; in diesem Sinn wird das Uebrige treffend erklärt, mit beygefügter Erläuterung des Unterschiedes der ältern rohern, und spätern feinern, linearischen Vasengemählde. VII. das Gemählde einer Schale in den Peintures des vases antiques des Hrn. Millin, ein Bacchischer Mimus, in einer Prozession, Hercules, der auf seinem Rücken den aufgefaßten trunkenen Bacchus wegträgt, der in der Hand noch das große Trinkhorn hält; der Bacchus ist bärtig, wie, nach der Bemerkung, welche Hr. B. beybringt, auf den Campanischen Gefäßen Bacchus fast nie anders, als bärtig vorkömmt; Gut paßt dazu eine zweyte erläuterte Vase bey Passeri. Noch ist als Tafel 8. die Erläuterung eines Bacchischen Gastmahls beygebracht, als Ende und Vollendung jeder Einweihungsfeyerlichkeit, oder Bacchanals. (Der Nachstich selbst ist nicht beygefügt; das Kupfer steht auch in den Peintures von Hrn. Millin.) Eine im Sinn und Geist gefaßte wichtige Bemerkung ist einleuchtend gemacht: Die Bacchanalien, gegen welche die aus Livius bekannte Inquisition von Rom

aus über ganz Italien angestellt ward, betraf nur die höchst verdorbene Feyer; früher war sie unschuldiger; bloß Männer hatten Antheil an diesen lustigen mimischen Aufzügen. Die weiblichen Theilnehmerinnen waren Flötenspielerinnen, fremde Mädchen, Sklavinnen, Freygelassene. An Matronen war damahls nicht zu gedenken, als Theilnehmerinnen dieser Freudenmahle, die mit dem Symposium des Xenophon sich vergleichen lassen. Daß die strenge Sittenlehre noch viel dagegen erinnern könne, geben wir gern zu; aber gerettet ist durch die gegebene Ansicht die öffentliche Sittlichkeit, wenn man weiß, daß Hausfrauen und Jungfrauen bey diesen Festen nie zugegen waren; es würde sonst eine unbegreifliche Zügellosigkeit der Sitten und Vernichtung aller Gesetze Jahrhunderte über geherrscht haben, aus welchen diese Bacchischen Gefäße, also lange vor dem Römischen Strafgerichte, erhalten und auf uns gekommen seyn müssen.

Marburg.

Catalogus bibliothecae medico-physicae *Ern. Godofr. Baldingeri.* Curavit, praefatus est, notas rarioribus libris adjecit *J. Guil. Henr. Conradi,* Med. D. et Prof. P. O. in Academia Marburgensi, To. I. Bibliotheca medica. To. II. Bibliotheca physica. Octav, in fortlaufenden Zahlen 1168 S., und Numern der Bücher nach den Bänden 15,559. Den verstorbenen Baldinger kannten und schätzten wir bereits, da er hier war, als einen leidenschaftlichen Litterator, besonders für sein Fach als gelehrter Arzt. Da er sein Studium von Büchernotizen zugleich mit Durchsicht aller nur auftzutreibenden Bücher-Auctionscataloge verband, einen glücklichen Blick und Gedächtniß von Natur hatte, so kannte er auch

mehr, als Jemand, welche Schriften selten vorkommen, und so war ihm ein lange gesuchtes, endlich gefundenes, Buch oder eine Disputation, ein erfreulicher Fund, nach seiner Art sich auszudrücken, ein Phönix. Es war also ein gegründeter Wunsch, daß seine medicinische Bibliothek nach seinem Tode nicht möchte zerstreuet werden; für ein medicinisches Institut ist es ein Schatz, der für die Litteratur überhaupt zu erhalten war. Die eingetretenen Zeiten haben uns lange in Unwissenheit gelassen, bis es endlich bekannt ward, daß ihre Erhaltung durch einen Ankauf im Ganzen gesichert, und von dem Großherzog zu Darmstadt gekauft worden ist. Nach dem für den Verkauf verfertigten Catalog war man längst bebegierig; denn schon das Verzeichniß einer von einem solchen Litterator in so vielen Jahren gemachten Sammlung, zumahl für ein besonderes Fach, kann jedem andern Litterator von Gebrauch u. Nutzen seyn. Jetzt sehen wir, daß der Catalog der medicinischen und physischen Sammlungen (denn die übrigen Bücher sind für den Verkauf abgesondert) zum Vorschein kömmt, und zu erkaufen ist. Er ist vom verstorbenen Besitzer selbst angelegt, aber der Hr. Prof. Conradi hat viele Zeit und Fleiß verwendet, um ihn zu berichtigen, in bequeme Abtheilungen zu bringen, und, vorzüglich zu rühmen ist es, mit einem vollständigen Index zu versehen, ohne welchen der Gebrauch sehr eingeschränkt gewesen seyn würde. Worin die Sammlung es mit einer jeden großen Bibliothek aufnehmen könnte, sind die kleinen Abhandlungen, Streitschriften, die einzeln nicht immer von Belang sind, aber für Vollständigkeit einer Sammlung ihren Werth erhalten. Die Bibliotheca Hippocratica, wie Baldinger sie benannte, ist, wenn auch nicht vollständig, doch etwas Vorzügliches.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 1. Julius 1811.

Französisch-Westphälisches Civilrecht.

(Fortsetzung der in d. St. 1. 2. 3. d. J. enthaltenen Bemerkungen.)

Schon sonst hat man vom theoretischen und practischen Civilrechte gesprochen; anderer Seits auch gegen diese Eintheilung und Benennung gestritten. Beyde sind bey den obigen, in der Ueberschrift genannten, und den nachfolgenden Bemerkungen über die doctrinelle Bearbeitung des Französisch-Westphälischen Civilrechts gebraucht. Es hat der Verf. in dem Anfange d. J. unter der vorstehenden Rubrik von der Bearbeitung des Französisch-Westphälischen Privatrechts gesprochen, — dem Theile, welcher nach jener Bezeichnung den Nahmen des theoretischen Civilrechts erhalten würde; er verbindet jetzt, unter gleicher Haupt-Rubrik, seine, den obigen ähnliche, Bemerkungen über die doctrinelle Bearbeitung derjenigen Institute unsers (öffentlichen) Rechts, deren sich der Privatmann zu der Erwerbung von Privatrechten, zu der Normirung derselben in Streitfällen, und zu der Exequirung derer, welche im einzelnen Falle formell anerkannt sind, unmittelbar bedienen muß, oder doch zu seinem Vor-

theile bedienen kann, — derjenigen Institute, welchen man (falls der in der genannten Eintheilung liegende und hiermit erklärte Begriff des Civilrechts sammt jener Eintheilung beybehalten wird) den Nahmen des practischen Civilrechts beyzulegen hat. Mag hier gänzlich dahin gestellt bleiben, ob man dem Civilrechte einen solchen Begriff und eine solche Eintheilung mit den angeführten Benennungen geben dürfe. Für den Zweck des Verf. würde nur etwa die Frage des Systems in Betracht kommen: ob man die so eben bezeichneten Institute des öffentlichen Rechts mit einander passender Weise als ein Ganzes verbinden könne? Doch gerade auch darüber scheint eine besondere Ausführung unnöthig. Daß jene Verbindung für die doctrinelle Bearbeitung selbst, wegen des genauen theoretischen und practischen Zusammenhanges der erwähnten Institute, nicht bloß in hohem Grade bequem, sondern wahrhaft nothwendig sey, läugnet denn doch wohl Niemand, welcher nur einige Schritte in dem Umfange der vorliegenden Disciplin gethan hat. Daß sich aber auch ein gemeinschaftlicher und (nach Ideen des positiven Rechts) hinreichend geschlossener Begriff für jene Vereinigung annehmen lasse, dürfte schon aus der obigen Bezeichnung hervorgehen. Sey es also (freylich ohne absprechende Entscheidung über die systematische Richtigkeit der aufgestellten Begriffe, denn dazu würde eine in mehrerer Hinsicht genauere Erläuterung gehören) erlaubt, die Bemerkungen über die doctrinelle Bearbeitung der angedeuteten Disciplinen hier zu verbinden. Ohnehin würden durch eine Trennung nur Wiederhohlungen entstehen. — Die Absicht des zu Sagenden ist bereits oben (St. 1. 2. d. J.) angegeben. Sie geht auch hier nur dahin, eine Skizze derjenigen Hauptrücksichten zu liefern, welche bey der Beurtheilung

der hieher gehörenden schriftstellerischen Arbeiten entweder überall, oder doch sehr häufig, wiederkehren; nur eine Skizze des Wichtigsten, und keineswegs Ausführung einer vollständigen Theorie der zu diesem Abschnitt zu zählenden Recensionen. Auch bey dieser Beschränkung läßt sich hoffen, daß gerade bey dem jetzt in Frage stehenden Theile unsers Civilrechts (wo dem Publicum wenigstens der Quantität nach schon sehr viel mehr gegeben ist, als in ausschließlicher Beziehung auf das Privatrecht unsers Königreiches) ein solcher Versuch, die einzelnen, für die Folge bestimmten, Recensionen des Verf. auf eine, dem Zwecke und den Grenzen dieser Blätter angemessene, Weise erleichtern werde. — Uebrigens wird nicht unpassend seyn, — nach Beendigung dessen, was nur auf unser practisches Civilrecht Bezug hat, — aus gleichem Grunde einige für die Bearbeitung des neuen Civilrechts überhaupt gehörende Bemerkungen hinzuzufügen; als Supplement dessen, was oben über den einen Theil desselben gesagt, und hier noch über den andern zu sagen ist.

Für unsern ersten, das practische Civilrecht ausschließlich angehenden, Zweck kömmt es, wie oben bey dem Privatrechte, darauf an: nach vorläufiger kurzer Angabe dessen, was unsere Legislation gethan, den wichtigsten Gegenstand der doctrinellen Bearbeitung der vorliegenden Disciplin auszuzeichnen, sodann die zu dem Ende zu gebrauchenden Mittel in allgemeiner Uebersicht hervorzuheben. — Ergeben sich daraus gewisse strenge Ansprüche der Critik im Ganzen, so darf auch hier wiederhohlt bemerkt werden, daß diese, insbesondere in gegenwärtiger Zeit, nicht Maßstab für jeden einzelnen Schriftsteller seyn können.

Zu dem Umfange unsers practischen Civilrechts gehören — nach einer Eintheilung, welche ihren Theilungsgrund in dem Zwecke der Institute hat,

nicht etwa in den Subjecten der dabey thätigen öffentlichen Behörden findet, — zuerst, als Institute, deren sich der Privatmann zur vollständigen oder zur sichern Erwerbung von Privatrechten bedienen muß oder bedienen kann: das Notariat, die Acten des Personenstandes, die Conservation der Hypotheken (und des Eigenthums), und hin und wieder die Gerichte, in mannigfacher Zusammenwirkung mit den vorigen Anstalten; — vier Institute, mit ihrem gewöhnlichen Nahmen für diese Aufzählung hinreichend bezeichnet, freylich dadurch weder nach dem Gegenstande, noch nach der Art ihrer Thätigkeit genau bestimmt; zweytens, als Anstalten, deren sich der Privatmann bedienen muß, um bey entstandenem Streite und in einigen andern, dem wirklichen Streite gesetzlich gleich gestellten, Fällen die Ausmittelung und formelle Anerkennung eines an sich schon vorher begründeten, oder durch ein bestimmtes Verfahren erst jetzt zu erlangenden oder zu normirenden Rechts zu bewirken: das Institut der Gerichte, als solcher, und selbst das in manchen Fällen zulässige Surrogat des schiedsrichterlichen Verfahrens; endlich drittens, ihrem Zwecke nach für den vorliegenden Rechtstheil schon durch den Nahmen hinreichend bezeichnet: die Executionsanstalten. Die dritte Classe steht den beiden vorigen um deßwillen gegen über, weil sie sich theils auf diejenigen Fälle bezieht, wo durch die Gerichte, als solche, ein streitig gewesenes Recht formell anerkannt, theils aber auch auf gewisse Fälle Bezug hat, wo ein Recht durch ein Institut der ersten Classe in der Maße begründet und ausgemacht ist, daß die formelle Anerkennung der Gerichte zum Zwecke der Execution unnöthig war. (Dieser Fall, — der Fall der Notariatsurkunden mit der executorischen Clausel — ist bekannt genug). — Es könnte übrigens

zur Vertheidigung und Rechtfertigung der gebrauchten Trichotomie noch wohl ein Mehreres gesagt werden; doch scheint dem Verf., darüber weitläuftig zu werden, gerade hier nicht sonderlich passend, und er hat am wenigsten Lust, gegen diejenigen zu streiten, denen Trichotomien, als solche, ein Frevel sind. Es war ihm, der Sache nach, am meisten daran gelegen, die Aufzählung der in Frage stehenden Anstalten unter solchen Rubriken zu geben, welche zu keiner unpassenden Vergleichung mit dem bisherigen Rechtszustande führen können. Darin liegt eine Rücksicht, welche man auch bey solcher Gelegenheit nicht vernachlässigen darf — eine Rücksicht, welche hier weder durch eine leicht verständliche, nicht unnütz wiederhohlende, Dichotomie, noch durch eine ungeordnete Aufzählung gehörig beachtet seyn dürfte.

Was nun das Aeußere unserer Legislation betrifft, so ist bekannt, daß einige der genannten Materien der Hauptsache nach durch den Code Nap. ihre Bestimmung erhalten, und nur durch einzelne, in Westphälischer Legislation liegende, Modificationen theilweise geändert sind: die Institute der Acten des Personenstandes, der Conservation der Hypotheken, und der Gerichte (nähmlich dieser letztern Concurrenz in Fällen der Rechtserwerbung und bey einigen Arten der Rechtsverfolgung). Bekannt ist ferner, daß die übrigen Materien der Form nach durch unsere einheimische neue Gesetzgebung (Code d. proc. p. le Roy. d. W. u. s. f.) normirt wurden. Bekannt ist endlich, daß alle hierher gehörenden Institute, sey es durch den C. N. oder durch die andern eben genannten Quellen, in der Maße eingeführt oder aufgestellt sind, daß ein jedes derselben in seiner Sphäre den bisherigen Rechtszustand nicht theilweise, sondern im Ganzen, aufhebt, ein jedes in seiner Sphäre ein neues, ausschließlich wirksames, Ganze bildet. Weniger ausgemacht, und doch wahrlich nicht unwichtig,

ist die Frage: ob die bisher genannten Quellen, in Französischer und in Deutscher Sprache von unserer Regierung bekannt gemacht, in der ersten oder in der zweyten Gesetzeskraft haben? Der Verf. wird am Ende dieser Bemerkungen eine passende Gelegenheit finden, seine Meinung über diesen Punct näher auszuführen und zu begründen. Es mag also für jetzt ohne genauere Bestimmung und ohne Beweis dastehen: daß, seiner Ueberzeugung nach, bey den angedeuteten Rechtsquellen zwar in der Regel der Französ. Text, jedoch ausnahmsweise bey dem C. N. die bekannte Deutsche Uebersetzung, Gesetzeskraft hat.

Aus der vorliegenden Legislation soll nun von der doctrinellen Bearbeitung — dem wichtigsten Zweck derselben, materiell betrachtet, beantwortet werden: was in dem Umfange der oben bezeichneten Disciplin Rechtens, und (was man aus leicht begreiflichen Ursachen hinzufügen darf) was in jenem Umfange nicht mehr Rechtens sey. Es versteht sich auch hier von selbst, daß der wichtigste Zweck der doctrinellen Bearbeitung, formell bezeichnet, dahin gehen müsse: den, unserer bisherigen Jurisprudens fremden, und doch auch von der neuen Legislation absichtlich nicht doctrinell ausgesprochenen, Geist derselben, den Geist und die Grundprincipien ihrer verschiedenen Institute zu erforschen (womit dann die doctrinelle Ausführung des Einzelnen in der engesten Verbindung steht), zugleich aber auch die Grenzen der Legislation in gehöriger Zeichnung darzustellen (s. St. 1. 2. S. 5). — Beide Zweckbestimmungen haben die vorliegende Disciplin zunächst als ein selbstständiges Ganze vor Augen; doch ist keinem Zweifel unterworfen, daß gerade dieselben Momente in Betracht kommen müssen, falls davon die Rede ist, die doctrinelle Bearbeitung des practischen Civilrechts als Mittel der vollständigen Kenntniß unsers neuen Privat-

rechts zu betrachten. Ob ein Unterschied sey — in dem Gebrauche der Quellen und Hülfsmittel — wird kaum noch beantwortet werden dürfen.

Wenden wir uns nun zunächst zu dem, was über die doctrinelle Ausbildung jenes positiven, bey uns geltenden, Rechtszustandes, über die Beantwortung der Frage: — was ist Rechtens? — bemerkt werden soll: so ist gerade nicht schwierig, die Resultate zu bezeichnen, auf deren Erreichung es dabey ankömmt; — eher schwierig, den richtigen Weg zu denselben zu bestimmen. — Als allgemeinstes Moment kömmt bey dem, was die Doctrin leisten soll, vor allen Dingen in Betracht: daß, da bey den im Französ. Geiste entstandenen Organisationen das Princip der Separation der einzelnen Staatsanstalten und ihrer Thätigkeit von so großer anerkannter Bedeutung ist, die unverkennbare Anwendung dieses Grundsatzes bey dem practischen Civilrechte mit Genauigkeit dargelegt werde. Die Wichtigkeit davon liegt am Tage. Man wird, als Theoretiker und als Practiker, im schädlichsten Dunkel gehen, so lange man die Grenzen der Thätigkeit der vorliegenden Institute nicht mit Sicherheit anzugeben, so lange man nicht diese Grenzen im Allgemeinen und im einzelnen Falle mit Sicherheit und Genauigkeit zu begründen weiß. Um deßwillen ist nöthig, daß gezeigt werde: in welchem Verhältnisse jene Institute zu den übrigen Anstalten des öffentlichen Rechts, in welchem Verhältnisse sie unter einander stehen, hier in ihrer Thätigkeit getrennt, dort wiederum theilweise verbunden. Es ist nöthig, daß gezeigt werde: wie, und nach welchen Principien der Hauptzweck eines jeden Instituts bestimmt, und darnach dessen Grenzen festgesetzt, wie, und aus welchen Nebengründen davon vielleicht ausnahmsweise abgewichen, wie, und aus welchen Ursachen hin und wieder die Zusammenwir-

kung mehrerer Anstalten vorgeschrieben, wie endlich und weßhalb eine und dieselbe Behörde (subjectiv betrachtet) bey mehreren (dem Hauptzwecke nach getrennten) Instituten thätig seyn müsse. Hat man nicht gestrebt, über alle diese Fragen gegründete Rechenschaft abzulegen, hat man im Einzelnen nur das Einzelne, in der Mehrheit der Bestimmungen über jene Grenzen nur ein Aggregat von abgerissenen Rechtssätzen gesehen: so kann von doctrineller Bearbeitung in der aufgeworfenen Beziehung noch gar nicht die Rede seyn. Daß man jenes Resultat zu erreichen sich bestreben müsse, ist äußerst klar: aber es kann wahrlich nicht oft genug erinnert werden. Hat nicht Mancher Lust, aus den im Wege stehenden, dann und wann sehr großen, Schwierigkeiten eine allgemeine Unmöglichkeit zu machen? Aber man sollte nie vergessen: est prodire tenus quadam si non datur ultro. — Was außerdem die Doctrin leisten soll, ist eben so leicht anzudeuten: die wissenschaftliche Ausführung eines jeden einzelnen Instituts, d. h. hier die Erklärung der innern Organisation eines jeden derselben; sodann die doctrinelle Ausführung der Bedingungen, von welchen die Thätigkeit der verschiedenen Anstalten (einer jeden für sich betrachtet, oder mit andern Worten: in den Fällen, welche nach den Separationsprincipien an das in Frage stehende Institut verwiesen sind) abhängig erscheint; endlich die doctrinelle Ausführung der Arten und Wirkungen der Thätigkeit. Daß es dabey immer darauf ankomme, den Geist der Institute und die allgemeinen Grundsätze aufzufinden, u. damit das Detail in möglichste Verbindung zu bringen; daß auch hier von wissenschaftlicher Bearbeitung nicht gesprochen werden dürfe, so lange man sich nicht um Begründung und Verbindung bemüht hat, versteht sich von selbst. — (S. das nächstfolgende Blatt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. u. 106. St.

Den 4. Julius 1811.

Französisch-Westphälisches Civilrecht.

(Fortsetzung der in d. St. 1. 2. 3. d. J. enthaltenen und dann St. 104 S. 1040 abgebrochenen Bemerkungen.)

So ist die allgemeine Bezeichnung der Resultate, welche die Doctrin erreichen soll, leicht gefunden; aber damit ist freylich fast nichts weiter gesagt, als daß man hier, so wie überall bey der Bearbeitung des positiven Rechts, zur wohlbegründeten Beantwortung der Frage: was ist Rechtens? geführt zu werden verlangen könne. — Sprechen wir dagegen von den Mitteln der Erreichung jener Resultate und von der sich darauf gründenden Art der Darstellung: so zeigt sich auch hier die bekannte, aus der absichtlichen Beschaffenheit der Legislation hervorgehende, Schwierigkeit, daß man in unsern Gesetzbüchern die allgemeinen Principien nicht auf doctrinelle Weise ausgesprochen, die einzelnen Bestimmungen nicht in doctrinelle Verbindung mit jenen gebracht, und nicht immer ins äußerste Detail ausgeführt findet. Um deßwillen ist es Hauptgegenstand dieser Bemerkungen, Einiges über die Hülfsmittel zu sagen, deren

sich die Doctrin neben dem Wortinhalte der Gesetze zur Erreichung der angegebenen Resultate zu bedienen, über die Art zu sprechen, in welcher sie diese zu gebrauchen, unsere Gesetze darnach zu behandeln, und endlich die Disciplin darzustellen hat. Die Meinungen des Verf. sind hier vielleicht größten Theils gerade diejenigen, welche das Gefühl mehrerer Schriftsteller über den vorliegenden Gegenstand schon längst für richtig erklärt hat. Doch auch unter dieser Voraussetzung würde er, selbst wenn er nicht in der oben erklärten Absicht spräche, das Folgende gerade nicht für überflüssig halten. Es ist äußerst nachtheilig, daß man bey der in Frage stehenden Disciplin das bloße Gefühl des Natürlichen für irgend eine Behandlungsart der Quellen und Hülfsmittel sprechen läßt, und sich um juristische Beweise der Nothwendigkeit nicht bekümmert; unendlich nachtheilig, weil ein solches Gefühl sich so oft durch Zufälligkeiten bestimmen läßt, und dann natürlich zur Willkühr führt. Der hierher gehörenden Beyspiele ließen sich nicht wenige nennen, doch sind sie wahrlich sehr überflüssig. Besser ist, sofort zur Sache selbst zu gehen. — — Mag daben erlaubt seyn, als ausgemachte Voraussetzung anzunehmen, daß man die doctrinelle Ausbildung, so viel möglich, bloß auf dem Wege des Positiven suchen, daß man auf solche Weise die allgemeinen Grundsätze erforschen, und die Ausführung des Details durch consequente Folgerungen aus dieser Quelle möglichst zu vollenden, sich bemühen müsse. — Nach dieser Voraussetzung ist dann auch unbedenklich, daß hier, wie in allen ähnlichen Fällen, der sichere Weg der Forschung nur durch das Einzelne zum Allgemeinen führt — gar kein Widerspruch gegen das oben Gesagte, daß man aus den allgemeinen Grundsätzen das

Detail zur Vollständigkeit bringen müsse. — Sehen wir nun, nach einer durch sich selbst vertheidigten Trennung, zuerst auf die Institute des practischen Civilrechts, welche in dem Code Nap. und in den dieses Gesetzbuch modificirenden oder näher bestimmenden neuen einheimischen Rechtsnormen unmittelbar enthalten und ausgeführt sind, denken wir dieselben vor der Hand als einzeln dastehende Ganze: so ist bey ihnen nur mit Einem Worte zu wiederhohlen, was oben in Beziehung auf das in Westphalen geltende Privatrecht des Code Nap. gesagt wurde (St. 1. 2.). Es beruhet auf den dort angegebenen Gründen, daß man auf dem historischen Wege aus dem, was dieser Legislation in Frankreich vorausging und mit ihr gleichzeitig war, den Geist und die allgemeinen Grundsätze der einzelnen Institute erforschen, und durch Folgerungen aus dem Positiven, welches auf solche Weise gefunden ist, das Detail möglichst ergänzen, endlich aber die etwanigen, in unserer einheimischen Legislation vorkommenden, Modificationen nur als correctorische, strict zu erklärende, Rechtsnormen betrachten müsse. — Sehen wir dagegen auf diejenigen Theile unsers practischen Civilrechts, welche durch die (wenigstens ihrer jetzigen Form nach) bey uns entstandenen Quellen normirt sind; sehen wir also auf diejenigen Institute, welche durch unsern Code de procédure, durch die Hauptverordnung über das Notariat, und durch die mit beiden in Verbindung stehenden Nebenverordnungen sancirt sind: so scheint es, als habe man hier mit sehr bedeutenden Zweifeln über die Art der Behandlung zu kämpfen. Es scheint so, wenn man aus der unbestimmten, schwankenden, durch zufällige Momente beherrschten, Behandlungsart einiger, und aus dem Mangel der Methode in den Werken anderer

Schriftsteller, einen Schluß auf die absolute Schwierigkeit der Sache ziehen will. Doch ein solcher Schluß läßt sich nicht machen, und in der That würde man hier von Schwierigkeiten vielleicht gar nicht sprechen dürfen, wenn das, was geschehen muß, auszuführen eben so leicht wäre, als vorzuschreiben. — — Die Constitution unsers Königreichs gab uns den *Code Nap.* mit dem Vorbehalte der etwa nöthig werdenden Veränderungen; er wurde im Ganzen und nur mit einzelnen, theilweise eingreifenden, Modificationen bey uns zum Gesetze. In dieser Art der Einführung lag die Nothwendigkeit, entweder die Französischen, außer dem Wortinhalte jenes Gesetzbuchs liegenden, Institute des practischen Civilrechts ganz unverändert, oder doch passende Surrogate statt derselben neben dem C. Nap. aufzunehmen. (Ein Mehreres braucht für den Zweck des Folgenden nicht vorausgesetzt zu werden; und gegen das Gesagte wird sich wohl kein Widerspruch finden.) Die Legislation gab zu dem Ende die in Frage stehenden, der Form nach eigenen, Gesetze, legte aber bey dem Gegenstande derselben die Französ. Rechtsnormen, die Französ. Institute, sichtbar zum Grunde. So ist bey unserm Code de procédure durch die bekannte, vor den Reichsständen gehaltene, Rede Sr. Excell. des Hrn. Ministers des Innern, Grafen v. Wolffradt, damahligen Staatsrathes, ausdrücklich erklärt; daß der Französische Code de procédure zur Grundlage gedient, und daß man Einiges, was man aus bisherigen Deutschen Proceß-Instituten genommen, mit dem Geiste der zum Grunde gelegten neuen Legislation verschmolzen habe. Daß bey den übrigen Westphälischen, zu der vorliegenden Sphäre gehörenden, Gesetzen derselbe Grundsatz befolgt sey, ist für den Kenner keinem Zweifel unterworfen. — Schon

diese wenigen Worte, schon flüchtige Vergleichungen der hierher gehörenden Französischen und Westphälischen Gesetze zeigen leicht, daß es ein arger Abweg war, wenn man bey der Bearbeitung unserer Disciplin, insbesondere bey der Bearbeitung der Westphälischen Proceßtheorie, den Französ. Behandlungen Französischer Gesetze ohne Weiteres nachbetete, oder doch ohne genaue Aufmerksamkeit auf die Verschiedenheiten beider Gesetzbücher compilirte. Das ist schon oft genug gerügt, und es läßt sich darüber so gar nichts zur Vertheidigung sagen, daß der Verf. vielleicht ganz davon schweigen könnte. Er hat das nicht gethan, weil ihm die vergleichende Erinnerung nicht überflüssig schien: daß man noch nicht viel weiter gekommen ist, wenn man es für hinreichend hält, bey der in Frage stehenden Bearbeitung auf die Abweichungen der Westphälischen Gesetzesworte von denen der Französ. Legislation aufmerksam zu seyn, wenn man nur das Einzelne historisch zu kennen sich bemüht, und nicht daran denkt: wie man die Bedeutung und den Umfang der einzelnen Abweichungen nach festen Grundsätzen zu bestimmen habe. Es ist wohl deutlich genug, daß man — darüber nicht einig — überall keinen sichern Schritt gehen könne. Wir haben Gesetze vor uns, bey welchen Vieles der ergänzenden Jurisprudenz überlassen blieb, bey welchen also auf feste Principien der Doctrin durchaus gesehen werden muß. Und wie sind diese möglich, wenn man die Bestimmung des Verhältnisses einer abändernden Legislation zu ihrer Grundlage dem Zufalle überläßt? — Diese Abwege konnten vorläufig genannt werden; sie verlangten keine Erörterung oder Widerlegung; und brauchen nun das Folgende nicht zu unterbrechen. — Wollen wir den richtigen Weg der Erforschung an-

geben, so müssen zwey nicht bloß den Worten, sondern auch der Sache nach, trennbare Theile des Studiums hervorgehoben werden. Ohne Frage kömmt es zuerst darauf an, diejenigen Theile des Französischen practischen Civilrechts zu ergründen, welche den vorliegenden Theilen der Westphälischen Legislation gegen über stehen. Freylich sind unsere hierher gehörenden Gesetze der Form nach durch einheimische Legislation entstanden, und so könnte bey ihnen noch eher, als bey dem Code N., die Meinung entstehen, daß ihre doctrinelle Bearbeitung nur in ihnen selbst, und nicht in einer, der Form nach juristisch gar nicht für uns existirenden, Grundlage, nicht in dem Rechtszustande Frankreichs, die Mittel suchen dürfe, aus welchen eine vollständige Theorie unsers Rechts hergeleitet werden soll. Doch das ist, wie man leicht sieht, nur scheinbar richtig. Um auf jenes Studium zurück zu gehen, gibt es der dringenden und eben so sehr juristisch wahren Gründe genug. Es ist nur nöthig, darauf zu verweisen, daß der ganze Zusammenhang unserer einheimischen Legislation keinen Zweifel über die Absicht derselben, den Französ. Rechtszustand auf uns zu transferiren, übrig läßt. Der Absicht des Gesetzgebers zu folgen, ist erste Regel der Dogmatik, und so ist es unbedenklich, daß wenn irgend aus den Französischen Gesetzen eine Erläuterung herzunehmen steht, ein solches Hülfsmittel nicht bloß historisch wichtig, sondern juristisch nothwendig sey. Daß aber Erläuterungen dorther genommen werden können, das ist eben so bekannt, als es keines Beweises bedarf, daß man das Studium der hierher gehörenden neueren Französischen Legislation nicht aus ihr selbst, sondern wiederum nur auf dem historischen Wege durch Erforschung dessen, was derselben in

näher und entfernter Zeit voransging, vollenden könne. Und so sollte man denn auch hier, — vor der Beschäftigung mit dem, was unsere einheimische Legislation gethan, — den Geist und die allgemeinen Grundsätze des Französischen Rechts auf jenem Wege ergründet, das Detail, aus welchem jene hervorgehen, und welches wiederum aus ihnen fließt, vollständig kennen gelernt haben. Es versteht sich selbst wenn man nur äußerst wenig von der Sache weiß, von selbst, daß vor umfassender und genauer Kenntniß der Grundlage nicht von Erforschung dessen die Rede seyn kann, was darauf gebauet ist. Einleuchtender wird es noch, wenn man auch nur den Gedanken einer bestimmten Methode der Behandlung unserer einheimischen Modificationen des hierher gehörenden Französischen Rechts gefaßt hat; und ein solcher Gedanke sollte doch sehr nahe liegen. — Es ist der zweyte Theil des Studiums der in Frage stehenden Theile unsers practischen Civilrechts: daß man den Umfang der Modificationen ergründe, welche durch unsere Legislation bewirkt sind. Ehe dabey von der Art der Behandlung die Rede ist, mag mit wenigen Worten an die wahrlich oft vergessene Nothwendigkeit erinnert werden, daß man vor dem Versuche der eigentlichen Bearbeitung jener Modificationen historisch vollständig wissen müsse, wo sich eine Aenderung findet, das heißt nur so viel, daß man sich darum bekümmere, welche Aenderungen schon in der äussern Form, in den Worten unserer Gesetze, am Tage liegen. Die Erfahrung hat nur zu oft gelehrt, daß man sich, nahmentlich bey der Bearbeitung unsers Civilprocesses, bey weitem nicht genau genug um diese präjudiciell wichtige Kenntniß bemüht hat. Man sollte zu dem Ende, so lange man

noch keinen recht sichern Vorgänger zu haben glaubt, eine fortlaufende, einen jeden Artikel, ein jedes Wort, beobachtende Vergleichung vornehmen — eine Arbeit, bey welcher man gar nicht nöthig hat, ein geistloser Variantensammler zu werden. Man sollte aufmerksam seyn auf jeden Zusatz, jede Weglassung, jede Aenderung der Worte, der Darstellung, der Ordnung — eine schon um deßwillen nothwendige Vorarbeit, weil man oft nur durch Vergleichung der einzelnen Aenderungen in den Worten und der sonstigen Form sich in den Stand setzen kann, mit Sicherheit über die materiellen Aenderungen zu urtheilen. Kurz! man sollte es nie vergessen, daß, wenn man bey solchen Forschungen im Kleinen nicht genau ist, auch der Blick aufs Größere und Allgemeine keine Festigkeit hat.— Kömmt es dann hinterher darauf an, die Behandlungsart der in Frage stehenden Abweichungen zu bestimmen, so stehen hier zwey oder drey verschiedene Grundsätze vor uns, zwischen welchen zu wählen nöthig scheint. Es läßt sich nähmlich zuvörderst das Princip denken, daß man die einzelnen, in den Westphälischen Gesetzen enthaltenen Abänderungen bey Zweifeln über ihren Umfang einer stricten Interpretation unterwerfen müsse. Es läßt sich zweytens, da unsere Legislation aus dem bisherigen Deutschen Rechten Einiges aufgenommen hat, der entgegengesetzte, nur freylich selten anwendbare, Grundsatz aufstellen: daß man in den zutreffenden zweifelhaften Fällen eine stricte Interpretation in Beziehung auf das bisherige Deutsche Recht vorziehen müsse. Es läßt sich aber endlich auch annehmen, daß eine solche Vermuthung gar nicht zu befolgen, sondern der zweifelhafte Fall durch vernünftiges Ermessen zu bestimmen sey.

Der legislatorische Styl unserer Gesetzbücher, welcher, mit Ausnahme einiger Fälle, ganz dem Plane der Französischen folgt, gibt hier eben so wenig, als überhaupt die äußere Form, eine allgemeine Entscheidung über die Wahl unter diesen Grundsätzen. Der Verf. hat aber kein Bedenken, für den ersteren derselben, falls er gehörig begrenzt wird, zu stimmen. Zu dieser Begrenzung gehört etwa Folgendes. Man darf nicht zweifeln, daß eine jede Abweichung des Westphälischen Rechts von dem Französischen so allgemein verstanden werden muß, als der bestimmte und unzweifelhafte Wortsinn derselben geht; es ist ferner ausgemacht, daß die nothwendigen Folgesätze einer solchen Abweichung, d. h. diejenigen Folgesätze, ohne welche der Zweck des Hauptsatzes nicht erfüllt werden kann, in unsere Jurisprudenz aufgenommen werden müssen; es ist endlich auch unbedenklich, daß nach der erwiesenen Absicht des Gesetzgebers oder nach dem Grunde des Gesetzes Ausdehnungen vorkommen könnten. Das Alles ist durch die allgemeinen Principien der juristischen Hermeneutik begründet, und davon hier abzugehen, ist kein Grund vorhanden. Daher ist in allen Fällen, wo diese Bestimmungen zutreffen, von dem Grundsatze der stricten Auslegung gar nicht die Rede. Wenn dagegen der Umfang einer hierher gehörenden Modification an sich, oder der Umfang der daraus herzuleitenden Folgesätze in der Maße zweifelhaft ist, daß man keinen speciellen Grund hat, entweder für die größere oder für die geringere Abweichung vom Französischen Rechte zu entscheiden: so ist der letzteren Art der Behandlung der Vorzug zu geben. — Daß es gut sey, daß es vor Inconsequenz bewahre, wenn man einen sol-

chen Grundsatz mit Recht befolgen kann, darüber läßt sich wohl nicht streiten; aber freylich versteht sich dabey von selbst, daß man sich dadurch nicht verführen lassen dürfe, ohne Weiteres nach einer solchen Regel zu verfahren, und die Untersuchung zu vermeiden: ob nicht im einzelnen Falle die durch allgemeine Hermeneutik begründeten besondern Regeln das Gegentheil nöthig machen. So löblich es ist, consequent seyn, so sehr führt es zur Absurdität, wenn die Consequenz nur einseitig gesucht wird. — Den Beweis für den obigen Grundsatz zu geben, bleibt noch übrig. Man kann ihn nicht darin suchen, daß unsere vorliegenden Gesetze in Rücksicht der ihnen gegen über stehenden Französischen Legislation als ein correctorisches Recht stricter Auslegung unterworfen seyen. Einen solchen Grund würde man juristisch unrichtig oder doch schlecht ausgedrückt nennen müssen. Wurden auch die Französischen Gesetze bey der in Frage stehenden Legislation zum Grunde gelegt, so waren sie doch bis dahin, daß man sie in geänderter Form als einheimische Gesetze aufstellte, für unsern Rechtszustand juristisch gar nicht vorhanden; und somit kann von jenem Beweise der vorliegenden Interpretationsregel nicht die Rede seyn. Doch in anderer Hinsicht finden sich bedeutende Momente, welche nothwendig zu derselben führen. In der oben erwähnten, über unsere Proceßordnung vor den Reichsständen gehaltenen, Rede heißt es: — — Ce sont des motifs — — qui ont determiné la section de justice du Conseil d'Etat à prendre le nouveau Code de procédure civile de l'Empire Français pour base de celui du Royaume de Westphalie. Cependant le merite de ses dispositions ne nous a point

empêchés de mettre également à profit ce que nos anciennes lois renfermaient d'utile et de compatible avec le principe de la publicité des audiences — — — Notre projet présente en conséquence des dispositions plus précises sur plusieurs points de la procédure — — — Nos Juges et Avoués étant accoutumés à des formes spéciales, à l'égard de tous ces objets, il fallait les conserver, *en les rendant cependant plus analogues à l'esprit de la nouvelle Législation.* Deutlich wird hier (zwar nur in einem einzelnen Falle, aber man sieht leicht: mit umfassender Bedeutung) die durch die spätere Sanction der Proceßordnung gar nicht veränderte, Absicht ausgesprochen, die Modificationen mit dem Geiste der Grundlage zu verschmelzen — ein Plan, welcher, bey dem einen Gesetzbuche befolgt, der Umstände wegen auch bey den übrigen vermuthet werden darf. Daraus aber gehet nothwendig hervor, daß man bey der doctrinellen Behandlung dieser Legislation den Geist der Französischen Grundlage juristisch als Hauptsache betrachten, davon in zweifelhaften Fällen möglichst wenig abgehen müsse. — Man wird wohl gerade nicht den Einwurf machen, daß diese Argumentation aus keinem Gesetze geführt sey; doch ließe sich eine solche Erinnerung hören, wenn irgend in der Art unserer Legislation, in der Absicht derselben oder andern entscheidenden Momenten eine Auctorität für das Gegentheil zu finden wäre. Allein gerade in dem ganzen Zusammenhange der Momente, welche die Entstehung der vorliegenden Gesetze bestimmten, also gerade in dem, was hier, als Absicht der Legislation, von entscheidender Wichtigkeit seyn muß, liegt der bestimmteste Beweis für die Richtigkeit des in Frage

stehenden Grundsatzes. Schon oben ist bemerkt, und bekannt genug, wie dringend die Einführung des vollständigen Code Napoléon die Aufnahme der Französischen Institute des practischen Civilrechts oder gewisser Surrogate derselben forderte. Indem man nun zu dem Ende gerade die Französischen Gesetzbücher historisch zum Grunde legte (— eine Behauptung, welche, unabhängig von allem weitern Beweise, aus dem Augenschein klar ist —), sprach sich die Absicht der Legislation, den Rechtszustand Frankreichs bis zum Daseyn überwiegender Gründe für das Gegentheil zu adoptiren, bestimmt genug aus. Handelte der Gesetzgeber, wie nicht anders vermuthet werden kann, diesem Plane gemäß, so ist auch Pflicht des Juristen, demselben zufolge das Wesen und die Folgerungen des aus Frankreich genommenen Rechtszustandes so lange beyzubehalten, bis das Gegentheil vollkommen sicher bewiesen ist. Und darin liegt, wie man leicht ohne Ausführung der Mittelglieder der Argumentation übersieht, der bedeutendste Grund für die Richtigkeit des aufgestellten Behandlungsgrundsatzes. Man könnte sich dann auch wohl auf das natürliche Gefühl eines Jeden berufen, welcher sich mit dem Studium des neuen Rechts beschäftigt hat: doch dieser Berufung enthält sich der Verf. aus guten Gründen.

Fassen wir zusammen, was bisher über die Grundlage der doctrinellen Bearbeitung der verschiedenen, theils auf dem Code Napoléon beruhenden, theils anderweit sancirten, Theile unsers practischen Civilrechts gesagt ist: so findet sich bey ihnen, alles einzeln genommen, derselbe Hauptgrundsatz. Ueberall ist bey den Rechts-Instituten, welche, historisch genommen, aus Frank-

reich entlehnt wurden, auch, juristisch betrachtet, von dem Rechtszustande Frankreichs auszugehen; überall ist dann auch eine jede dabey vorkommende, in ihrem Umfange etwa zweifelhafte, Abweichung unserer einheimischen Legislation — es sey von allgemeinen Grundsätzen, oder vom Detail die Rede — dem Grundsatze der stricten Interpretation zu unterwerfen. So versteht sich nun von selbst, daß man, jene einzelnen Theile in Verbindung und als ein zusammenhängendes Ganze betrachtend, die obersten, diese Vereinigung leitenden, Principien in dem Geiste der Französischen Legislation bey der Doctrin unsers Civilrechts zum Grunde legen müsse. (Daß ein Gegenbeweis durch ausdrückliche Veränderung, oder durch Auslassung in unserer Gesetzgebung denkbar sey, bedarf hier keiner Erwähnung.) Es versteht sich ferner von selbst, daß die Hülfsmittel zur doctrinellen Bearbeitung unsers practischen Civilrechts und die Art ihres Gebrauchs für uns ganz dieselben bleiben: man mag diese Disciplin als ein selbstständiges Ganze, oder nur als Bestandtheil des zum Code Napoléon führenden Studiums betrachten. Ohne Inconsequenz läßt sich hier gar nicht trennen!

Schließlich mögen auch hier bey den Bemerkungen über die Beantwortung der Frage: was ist Rechtens? — zwey Worte über das oft genannte subsidiäre Hülfsmittel der Vernunftansichten gesagt werden. Ueber Sache und Wort scheint man noch immer nicht recht einig. Es kann Vernunftansicht heißen, wenn man aus den gefundenen positiven Haupt-Principien durch consequente Folgerungen das Detail zu ergänzen sucht. Doch das ist nicht

der Fall, wo sich von einem subsidiären Hülfsmittel sprechen läßt; dieß gehört unmittelbar zur Sache, und ist das Nächste, was zur Ausführung des Einzelnen geschehen muß. Subsidiär kann man nur das Hülfsmittel nennen, welches in Ermangelung sicherer Folgerungen der genannten Art nöthig wird. Fragt man, welche Fälle dahin gehören: so können es nur solche seyn, wo die Ergänzung des Details aus der genannten regelmäßigen Grundlage entweder kein hinreichend bestimmtes Resultat zu gewähren scheint, oder den Zweifel übrig läßt, ob diese oder jene Folgerung nothwendig und einzig richtig, und ob aus diesem oder aus jenem allgemeinen Grundsatze eine erhobene Frage zu beantworten sey. Daß man die Beachtung solcher Zweifel für einen sehr bedeutenden Theil der doctrinellen Bearbeitung halten, und, des genauen Zusammenhanges wegen, die Beantwortung derselben von dem Uebrigen der Doctrin nicht trennen müsse, kann wohl nicht bestritten werden. Hätte man diese Pflicht immer zu erfüllen sich bemüht, so würde das unbestimmte Berufen auf Vernunftansichten vielleicht etwas seltener seyn. So aber ist die Bemerkung wohl nicht überflüssig, daß das vorliegende subsidiäre Hülfsmittel bey unserer Disciplin wieder nur darin bestehen könne, daß man nach den Grundsätzen der Zweckmäßigkeit, welche das positive Recht ergibt, jene Zweifel zu lösen versuche. Freylich liegt darin das Geständniß, daß man hier eigentlich gar kein neues Hülfsmittel habe, daß man sich immer nur an Folgerungen aus dem Positiven und (nach bekannter Zulassung der Legislation) an solche Analogien (im weitern

Sinne des Worts) halten könne, welche mit der positiven Natur der Sache übereinstimmen; es liegt darin das Geständniß, daß man sich bey der Beantwortung jener Zweifel mit einer nach positiven Ideen zweckmäßigen Auflösung begnügen müsse. Aber es ist auf allen Fall besser: dieß einzugestehen, und sich dann um möglichst gründliche Kenntniß des Positiven bekümmern, als auf so genannte höhere Vernunftprincipien zurückgehen, welche bey so rein-positiven Instituten die Dogmatik nur zur Willkühr führen können.

Soll übrigens die doctrinelle Bearbeitung unsers practischen Civilrechts auch noch die Frage beantworten: was in dem Umfange dieser Disciplin nicht mehr Rechtens sey — so ist dafür die Hauptansicht leicht gefunden. Es würde dabey nur einer kurzen Erörterung bedürfen, um zu dem Resultate zu führen, daß der vorliegende Rechtstheil in seinem Umfange, d. h. überhaupt in der Sphäre des practischen Civilrechts nach dessen oben bezeichnetem Umfange, bis zum strengen Beweise einer entgegen stehenden theilweisen Ausnahme, kein früheres Institut gesetzlich bestehen läßt. Ob man aber aus dem älteren Rechtszustande die eine oder andere Analogie benutzen könne, ist durch das Obige beantwortet. Es ist allerdings zuläßig, wenn gleich die bisher erwähnten Beschränkungen es nur selten erlauben werden.

Von den Billigkeitsrücksichten, welche die Bearbeitung des practischen Civilrechts in unsern Zeiten von der Critik verlangt, ist nach dem bey dem Privatrechte Gesagten (St. 3.) hier wiederhohlt zu sprechen unnöthig. Dagegen bleiben ei-

nige andere gemeinschaftliche Bemerkungen übrig, von welchen der Verf. in einem der nächsten Stücke sprechen wird. F. B.

Altona.

Ueber die Mineralquellen bey Bramstedt und über einige andere Mineralquellen im Holsteinischen, nebst einigen Bemerkungen über Mineralquellen im Allgemeinen, von Dr. C. H. Pfaff, ordentl. Professor der Medicin und Chemie an der Universität zu Kiel. 1810. VIII und 84 Seiten in groß Octav. Der verdiente Verfasser der vorliegenden Schrift hat nicht nur durch die in derselben mitgetheilten gründlichen Analyse der aufs neue wieder in Ruf gekommenen Mineralquellen bey Bramstedt zur richtigen Beurtheilung der Heilverhältnisse derselben beygetragen, und sich dadurch den Dank seiner neuen Landsleute erworben: sondern derselbe hat auch gewußt, durch angehängte Nachrichten über einige andere Mineralquellen im Holsteinischen, und eingestreute Bemerkungen über die Heilkräfte der Mineralwasser, über die Entstehung der Eisenwasser, und über die Empfindlichkeit einiger bey Untersuchung der Mineralwasser gebrauchten Reagentien, dieser Untersuchung noch ein besonderes Interesse für den Arzt und Naturforscher zu geben. Vorzüglich lehrreich ist das, was der Verf. über die Verschiedenheit der Eisenwasser im aufgeschwemmten Lande von den aus Flötzlagen entspringenden sagt. Wir eilen daher, die etwas verspätete Anzeige dieser kleinen gehaltvollen Schrift hiermit nachzuhohlen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 6. Julius 1811.

Göttingen.

Von Hrn. Professor Morgenstern zu Dorpat sind an die hiesige Gesellschaft der Wissenschaften die Abdrücke von fünf geschnittenen Steinen überschickt worden, die sich in der Sammlung des Hrn. Barons v. Vietinghof befinden, und auf einer neuern Reise an den Fuß des Kaukasus von dem Hrn. Baron selbst bey den Ruinen der Grabcapellen von Madschary, am Kumafluß, gefunden worden. Die Materie ist, nach der Versicherung des Hrn. Professors, bey allen gleich, ein gelblicher, halbdurchsichtiger Achat der Gegend. Die Sculptur, die theils in Figuren, theils in bloßer Schrift besteht, verräth Griechische Arbeit, obgleich von schlechter Beschaffenheit. Wir wollen versuchen, den Inhalt derselben, so weit er sich aus den nicht sehr deutlichen, zum Theil beschädigten, Abdrücken erkennen läßt, anzugeben. Nr. 1. 2. Jupiter, auf dem Thron sitzend, in der Linken einen Spieß, in der aufgehobenen Rechten den Donnerkeil, wie es scheint, haltend. Zu den Füßen ist vielleicht der Adler.

Die Stellung ist, wie auf manchen Seleuciden-Münzen. Auf Nr. 1., der etwas größer ist, scheint noch über dem Haupte des Jupiter ein halber Mond zu seyn. Uebrigens ist auf diesem die Arbeit schlechter, als auf dem kleinern, und man würde kaum die Zeichnung erkennen, wenn nicht ein ähnlicher Stein in dem Prodromus iconicus sculptilium gemmarum – de museo Ant. Capello, Venet. 1702. Nr. 213. wo alles deutlicher, vielleicht auch ein wenig verschönert, vorgestellt ist, vorkäme. Ein anderer findet sich bey Chifflet Abraxas Proteus Tab. XXI. Nr 84. — Nr. 3. Ein Delphin. Der Stein ist sehr klein. Diese drey Steine sind beynahe kreisförmig, oder doch wenig elliptisch; die beiden folgenden sind oval, und haben keine Figuren, sondern bloße Schrift. Auf Nr. 4. steht (im Abdruck links gehend):

ΑΘΛΙΒωΡ
ΖΑΡΗΑΞ
ΛΑΚΤΜΒΡΗΘ.

Man könnte dieses für Nahmen und Titel des Besitzers halten, und annehmen, daß dieser in der Gegend, wo die Steine gefunden sind, zu suchen sey; Man könnte dabey sich auf fast ähnlich tönende Nahmen der Bosporanischen Könige, die auf Münzen vorkommen, wie Thotborses, Pepaipiris, Rhescuporis, berufen: wenn nicht die Analogie ähnlicher Steine, und zunächst die folgende Gemme, eine andere Erklärung als ungleich wahrscheinlicher empföhlen. Diese nähmlich, Nr. 5., ist auf beiden Seiten beschrieben. Auf der einen Seite sind 6 unbekannte Schriftzeichen, die aus den Griechischen Buchstaben Ζ Ξ Χ Ζ Χ mit einigen Veränderungen, gebildet scheinen. Die Schrift der andern Seite (ebenfalls links) ist nicht deutlich ausgedruckt, oder durch Reibung beschädigt. Indessen erkennt man folgende Züge:

. . . HIEH
ωIHIHAΠ
OCTPEΦONCE
PAΠHωNOCTH
NKAKHNΔAIM
ONAHΔΛIXO

Verständlich ist darin αποστρεφον Σεραπιωνος την κακην Δαιμονα. Das vom Serapion das Unglück, oder das böse Geschick abwendet. Dieses muß sich auf die vorhergehenden Buchstaben, oder vielmehr auf die Züge der andern Seite beziehen, die also eine magische Formel enthalten, und den Stein in die zahlreiche Classe der Amuletsteine, die man, um Gefahr und Unglück abzuwenden, oder um Glück zu befördern, bey sich trug, setzen. Damit stimmen auch alle übrige Eigenheiten zusammen; die Art, wie die Schrift eingegraben ist, daß sie sich im Abdruck verkehrt darstellt (denn diese Steine waren nicht zum Siegeln bestimmt); die unverständlichen Zeichen und Worte, und Zusammenstellungen von Buchstaben, besonders Vocalen, die keine Griechischen Wörter geben: denn diese Buchstaben haben einen geheimen Sinn, der bald auf dem Zahlwerth derselben beruht, wie das bekannte Abrasax auf den Mithrasteinen, bald auf Siglen, bald auf fremde heilige Nahmen sich bezieht, die aber nicht deutlich ausgedrückt werden. Fast eben die Reihe von Vocalen, welche die ersten Zeilen dieses Steins füllen, und die den Nahmen IEHOVAH andeuten zu sollen scheinen, findet sich beym Chifflet Tab. XVI. 65. 68., welche beiden Steine auch auf der Kehrseite mit unserm Abdruck übereinstimmen. Vielleicht gehört diese Gemme in die Classe der Basilidianischen, wenigstens gnostischen, Amuletsteine.

Es ist nun kein Zweifel, daß auch der andere Stein Nr. 4. ein Amulet sey, und die Wörter

Athlibor, Zariax etc. geheime heilige Nahmen oder Formeln enthalten. Es finden sich ähnliche auf andern Steinen dieser Gattung. Z. B. auf Nr. 26. des oben erwähnten Prodromus iconicus steht am Rande αμωραχθι αγαναχηα. Nr. 29. αιαναηα αμοραχει σαμμαξ. Ein dem letztern ähnliches Wort findet sich auf der Fläche von Nr. 26. σαλλαμαξα, von welchem unser Ζαρηαξ nicht sehr verschieden ist.

Ob auch die drey übrigen Steine für Amulete zu halten seyn möchten, ließe sich bezweifeln. Der mit dem Delphin könnte ein bloßer Siegelring seyn; allein die beiden Jupitersbilder wird man um so mehr für Amulete zu halten geneigt seyn, da auf einem das Bild des Mondes erscheint, und in der Capello'schen Sammlung, wie schon vorhin erwähnt worden, ein ähnlicher Stein mit dem Nahmen des Besitzers, Rodippus, vorkömmt. Das Bild des obersten der Götter konnte mit mehrerem Rechte für ein kräftiges Schutzmittel gegen Uebel gelten, als die häufigen Bilder des Horus, Anubis, Isis und die Thiergestalten, die auf Gemmen dieser Art so häufig vorkommen. Wenn es wahr ist, was Irenäus (adv. Haeref. I. 20) von den Simonianern erzählt, daß sie das Bild des Simon Magus in der Gestalt des Jupiters hatten und verehrten, so könnte man sogar dergleichen Steine für Gemmen der Simonianer halten.

Das Alter dieser Steine ist durch das vorhin Bemerkte schon angedeutet. Der Amuleten-Aberglaube herrschte vorzüglich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, und diese Steine setzen noch herrschende Griechische Cultur und Religion voraus. Auch trägt die Schrift den Character des zweyten und dritten Jahrhunderts, und kömmt mit der auf andern Steinen dieser Art und der auf

den spätern Arsaciden-Münzen, die zu Ende des zweyten Jahrhunderts geprägt wurden, überein.

Wenn die Steinart dieser Gemmen wirklich ein Achat der Gegend ist, in der sie gefunden worden, wie in dem Schreiben des Hrn. Prof. Morgenstern bemerkt wird, so könnte man glauben, daß sie auch in dieser Gegend entstanden und gearbeitet worden, etwa zu Phanagoria, einer reichen und berühmten Griechischen Handelsstadt am Ausflusse des Vardanus oder Kuban; und sicher waren nicht Rom und Aegypten allein die fruchtbaren Fabriken dieser Producte des Aberglaubens. Indessen bey so kleinen, leicht transportabeln, Steinchen läßt sich kaum annehmen, daß sie in der Gegend, wo sie gefunden worden, stets einheimisch geblieben seyen; auch ist die Steinart nicht so ausgezeichnet, daß sie nicht auch anderswo gefunden würde. Diese Steine können also große Wanderungen gemacht haben, bis sie in die Grabcapellen von Madschary gelangten, welcher Ort, um dieß beyläufig zu bemerken, nichts mit dem berühmten Volke der Magyaren gemein hat, als einen ähnlichen Schall des Nahmens. Madschary scheint das Arabische مجاري zu seyn, welches Flüsse, Canäle, bedeutet, und sehr treffend die Gegend des Zusammenflusses des Kuma und Bybala und anderer Gewässer bezeichnet, wo vor Jahrhunderten, vermuthlich unter den Dschingischaniden von Kiptschak, eine reiche und blühende Muhammedanisch-Tatarische Stadt stand, deren Wohlstand und durch Arab. oder Persische Meister geleiteten Geschmack in der Baukunst die noch vorhandenen Grabgebäude bezeugen. Tychsen.

Paris.

Indem wir noch immer der, für die medicinische Welt nicht unerheblichen, Entscheidung der großen

Pariser Preisfrage über den Croup entgegen sehen, ist es nicht ohne Interesse, zu erfahren, was für Ideen und Meinungen über diese Krankheit in Frankreich, wenigstens im Einzelnen, im Ganze sind; diese Betrachtung hat die folgende Anzeige veranlaßt. Daß übrigens jene Entscheidung sich so sehr verzögert, ist in der That nicht zu verwundern, da, nach des Rec. Privat-Nachrichten, nicht weniger als 86 Concurrenz-Schriften eingelaufen sind. Ehe diese von den zwölf, gewiß außerdem sehr beschäftigten, Commissarien und zwey Adjoints gelesen und gewürdigt werden können, wird keine geringe Zeit fordern. Sonst hat jetzt, bey der Vermehrung der regierenden Familie, dieser Gegenstand einen höhern Grad von Wichtigkeit bekommen.

Der erste Artikel, dessen wir erwähnen, ist eine Schrift des Hrn. **Des Essartz**, schon von 1807, eines Mitgliedes des National-Instituts und eines wirklichen Veterans, nicht, wie Deutsche Recensenten sie zu stämpeln pflegen, die man sich noch recht gut erinnert, als Kinder gekannt zu haben; er ist über 50 Jahre Arzt — indem dieses geschrieben war, erhalten wir Nachricht, daß er vor etlichen Wochen gestorben sey. Erst als diese im National-Institut vorgelesen war, erfuhr Hr. D., daß die Ecole de Médecine beauftragt sey, das bekannte Programm wegen der Preisfrage abzufassen. Diese zuerst anzuzeigende Schrift führt den Titel:

1) *Mémoire sur le Croup;* lu à la Classe des Sciences Physiques etc. Juin 1807 par *J. C. Des Essartz*, ehemahls Decanus der Pariser Facultät. Paris 1807. 56 Seiten in Octav. Mit der Ueberschrift, als Inhalt: Le Croup est, de sa nature, une maladie dangereuse, mais susceptible de

guestion. (*Sujet du Mémoire.*) worin wir mit dem Verfasser übereinstimmen.

Man sieht wohl aus dieser Schrift, daß die Kenntniß dieser Krankheit in Frankreich damahls noch neuer war, als in andern Ländern, und dem Hrn. D. kömmt seine übrige lange Erfahrung wenig zu statten; denn eigentlich behandelt zu haben scheint er keinen Fall. Er gibt indessen, was er darüber gesehen und erfragt hat, und was ihm sein Studium liefert. Wir halten uns bey dieser, schon ältern, Schrift an die Resultate. Diese gehen I. theoretisch dahin, daß der Croup keine wirklich inflammatorische Krankheit sey, 1. weil in den Organen der Respiration eine Inflammation selten offenbar sey; 2. weil die gewöhnlichen Ausgänge der Entzündung fehlen; 3. weil unter allen angewendeten Mitteln nur das Blutlassen wirklich entzündungswidrig sey (nicht auch das Calomel? das aber wahrlich nicht Hr. Marcus, wie er behauptet, zuerst hierbey empfohlen hat.) Man könnte ganz wohl die beiden ersten Puncte gelten lassen, um doch die diathesis phlogistica des Bluts, und damit vereinigte Beschaffenheit der festen Theile, annehmen. Den dritten Punct anlangend, so ist es doch gewiß, daß bey dem heftigern und schnellern Croup das Aderlassen fast immer und einzig helfe, bey dem langsamern (nach des Rec. Distinction) nicht für sich allein. Wenn kein entzündlicher oder dem ähnlicher Zustand vorhanden ist, woher entsteht denn wohl der widernatürliche Zustand in den Luftwegen, das häutige Wesen, die eiterförmige Flüssigkeit? Doch die Frage läßt sich nicht mit wenig Worten erörtern. Noch will Hr. D. den Ausdruck: matière puriforme für die in den Bronchien der Leichen gefundene Flüssigkeit nicht gelten lassen, die lymphatisch sey — wenigstens wird sie über dem Feuer nicht gerinnen. Gewiß ist diese

Materie für Leben und Tod von grösserer Bedeutung, als man denkt. Warum findet sie sich in jeder Leiche dieser Art? warum wird sie nie ausgehustet, obgleich die Bronchien so voll davon seyn können, daß sie, wie wir gesehen haben, beym leisesten Druck auf die Brust aus der einen glottis hervorquoll? Daß Kinder im Croup den Kopf hinten über schlagen, hat der Rec. in keinem der ihm vorgekommenen Fälle gesehen; diese Haltung sollte auch wohl die Schwierigkeit des Athemhohlens vermehren. Nach D. ist der Croup eine bloß catarrhalische Krankheit, und der Tod entsteht durch eine Verdickung des Eyweißstoffs, der die Luftröhre verschließt: welches durch die Untersuchung der Leichname genugsam widerlegt ist. II. Das Practische der Schrift geht dahin: Da Hr. D. die Haut in der Luftröhre für fast einzig wichtig, und den Auswurf derselben für Leben und Tod entscheidend hält — wir sahen dagegen diese Haut, ohne allen Auswurf, größten Theils verschwunden, und der Tod erfolgte doch —: so ist es kein Wunder, daß er, mit vielen andern Aerzten, einen großen Werth auf die Brechmittel legt, um einen solchen Auswurf zu erzwingen. Er nennt daher das Vomitiv le remède héroïque contre le Croup. Der Rec. ist weit entfernt, dieses zu unterschreiben; fast alle Kinder, die er hat sterben sehen, oder von deren Todesumständen er näher unterrichtet ist, hatten früh Brechmittel bekommen, die also nicht halfen. Hiernächst legt er einigen Werth auf den gewöhnlichen Pariser Syrup gegen den Husten, der aus Ipecacuanha, Bittersalz, Sennesblätter und einigen Blumen bereitet wird. Wegen des Aderlassens solle man sich nicht durch Härte und Vollheit des Pulses, die vom Husten herrühren könne, irre leiten lassen. Man sieht, daß dem Vf. eigene Beobachtung dieser Krankheit fehlt, denn der Puls ist dabey auch in wirklicher

Rathbesti inflammatoria, klein, schnell und nicht einmahl hart; wie könnte er auch voll seyn bey so gehemmter Respiration? Doch will er Blutlüftungen zulassen, bey wirklich phlogistischem Zustande, aber nur aus dieser Ursache, nicht des Croups wegen. Nach des Hrn. Rechon Vorgange hofft Hr. D. viel von dem carbonate ammoniacal. In Italien hat man, nach dem Rec. zugekommenen Nachrichten, großen Nutzen von fixen Laugensalzen sehen wollen, um dadurch die Auflösung der widernatürlichen Haut zu bewirken; allein wie wenig kann ein Kindermagen davon dulden? und wäre es auch viel, wie langsam würde es so weit hin wirken, und ein bloßes Symptom heben? Das Calomel fürchtet Hr. D., auch sogar äußerlich eingerieben, wegen möglicher starker Salivation. Weiß man denn in Frankreich nicht, daß Kinder sehr viel Quecksilber nehmen können, ohne zu salivirten? Die Senega wirke nicht merklich, worin wir beystimmen. An die großen Wirkungen des Moschus und anderer Krampfmittel glaubt Hr. D. nicht: bey der wahren häutigen Bräune nicht mit Unrecht. Die Versicherung der Neuigkeitskrämer, daß Moschus und Calomel den Croup unfehlbar als ein Specificum heilen, hat keine Glaubwürdigkeit. Die Schweißmittel hält er für nachtheilig. Halbe Bäder, Dämpfe, Bähungen, möchte man versuchen: wir sehen nicht, was sie, besonders wo die Krankheit schnell geht, helfen sollen. Gegen den Dunst der Naphtha warnen wir besonders; er vermehrt augenscheinlich das schwere Athmen und die Aengstlichkeit. Wenn dieser Dunst Etwas gegen die Krankheit vermöchte, so sollte man denken, man wolle sie jetzt praeservando aus der Welt schaffen; denn wo die neueste Praxis recht ernstlich getrieben wird, da riecht man sie, und die Kranken nebst ihren Wohnungen sind in einer beständigen Atmosphäre von Liquor anodynus.

Nur im Vorbeygehen erwähnen wir hier, der Vollständigkeit halber:

2) des Recueil des observations et des faits relatifs au *Croup*. à Paris de l'imprimerie Impériale. Juin 1808. 140 S. in Octav. Diese Sammlung wurde auf Befehl des Ministers des Innern verfaßt und herausgegeben und gratis vertheilt. Sie hatte die Absicht, denen, welche um den großen Preis concurriren wollten, ihre Arbeit zu erleichtern, und ihnen eine Uebersicht der anteactorum zu geben. Es waren zuerst sieben, und nachher noch fünf andere gelehrte Aerzte damit beauftragt, unter welchen Hr. Schwilgué der thätigste gewesen zu seyn scheint, der aber, als er eben seine Arbeit eingeliefert hatte, starb. Hr. Friedländer wird wohl die Deutsche Litteratur großen Theils besorgt haben. Dieses Werk kam erst nach Ablauf des Termins heraus, daher konnten die Concurrenten ihre Arbeiten noch auf 6 Monathe wieder zurück erhalten. Es ist angenehm, zu sehen, wie viel durch diesen vereinigten Fleiß geleistet ist, aber auch zu vergleichen, wie viel, schon vor mehr als 30 Jahren, unser Michaelis hier in Göttingen vorgearbeitet hatte. Erhebliche Dinge (wichtige Momente, sagen jetzt unsere momentosen und affectirten medicinischen Scribenten) sind wohl kaum übergangen; doch können wir hier keine strenge Musterung anstellen. Auch ungedruckte Aufsätze, die sich in den Händen der Ecole de Médecine befinden, sind angeführt. Die Schrift befolgt die Ordnung des Programms, welches auch vorgedruckt ist. Zuletzt sind die Autoren über diese Krankheit chronologisch angeführt. Das Werk wird auch in der Folge ein brauchbares Hülfsbuch der Litteratur des Croups bis zu seiner Periode bleiben.

Das Neueste, was wir aus Frankreich über diese Krankheit mitzutheilen haben, sind einige Artikel aus dem in Paris herauskommenden Journal Général de Médecine par Mr. *Sédillot*. Septembre 1810. oder des 39. Bandes Nr. 169. daselbst S. 19.

3) Observation sur le Croup aigu essentiel, suivi de la fièvre scarlatine, par Mr. *Saissy*, Dr. en Méd. à Lyon. Ein vierjähriger Knabe bekam Anfangs Mayes 1810 einen Schnupfen mit etwas Augenweh, am folgenden Tage Heiserkeit, und noch in selbiger Nacht, gegen Morgen, die völlige häutige Bräune. Dritter Tag. Das Velum palati und das Zäpfchen waren doch etwas entzündet, aber die tonsillae nicht. Der Kopf, sogar auch der Rücken, war hinten über gebogen (Rec., der so was nie sah, begreift es nicht), die übrigen Merkmahle des Croups, wie gewöhnlich, das Schlucken blieb frey. Hr. S. gab 6 Gran Ipecacuanha, die schaumichten Schleim aufbrachten; die Beine, bis an die Knie, wurden in ein scharfes Senfbad gesetzt, große Spanische Fliegen an beide Armen gelegt, nachher die Beine mit warmer Senf-Infusion fomentirt. Innerlich bloß Pfeffermünzthee. Abends schweres Fieber, erstickender Husten; die übrigen Zufälle dauern fort. Vierter Tag. Alle bisherige Uebel noch vermehrt. Es wurde von 3 Gran Brechweinstein, in 5 Unzen Wasser aufgelöset, in kurzen Zwischenräumen immer Ein Eßlöffel voll gegeben. Wenige Minuten nach der dritten Gabe entstand Brechen und Husten. Letzterer brachte schaumichten Schleim mit Heftigkeit heraus, wohl so viel, wie ein Ey groß, in dessen Mitte man ein weißes, dichtes, durchsichtiges häutiges Wesen unterschied, 3 Zoll lang und anderthalb Linien breit, wie ein Band, und fest genug, um sich von dem Schleime trennen zu lassen. Es folgte sogleich Linderung, und der Hu-

sten bekam einen andern Ton. Abends wieder mehr Fieber und Husten, dagegen ein eröffnendes Klystier, Senfpflaster, Pfeffermünzthee, und wieder alle halbe Stunden ein Eßlöffel voll von der vorherigen Brechweinsteinauflösung, nicht zum Brechen (!), sondern um abzuführen. Richtig führte dieses nun auch ab, und eine Menge stinkender Materie ging in der Nacht fort. Die Cur wurde mit China-Syrup und Pfeffermünzthee beschlossen. Zu Ende des siebenten Tages trat ein förmliches Scharlachfieber ein, welches ohne Zufälle verlief. Reflexionen über diesen Fall. Der Verf. weiche von der gewöhnlichen Praxis ab — sie ist ihm zwar eingeschlagen, aber Andern vor ihm nicht. — Er habe weder Blutegel, noch Aderlässe gebraucht, parceque, sagt er, je considère le Croup comme une maladie éminemment catarrhale: si elle est accompagnée de phlegmasie, comme cela arrive souvent cette phlegmasie tient à un principe débilitant. Wenige, die beobachtet haben, werden dieses zugeben. Schon den Catarrhen für sich läßt sich ja die Verwandtschaft mit den Entzündungskrankheiten gar nicht abstreiten; wie oft sind, wenn es geschah, Schwindsuchten die Folge dieses Irrthums gewesen? Bey dem hitzigen Croup ist nicht schlaffer, schleimiger Zustand, sondern eine erhöhete plastische Beschaffenheit des Bluts, in die Augen fallend. Asa foetida, Moschus und andere krampfstillende Mittel habe er nicht gebraucht, weil keine Nervenzufälle da waren. Schon recht! beym einfachen Croup kann davon die Rede auch nicht seyn. An Calomel habe er gar nicht einmahl gedacht, weil er ihm nicht nur gar keine Wirkung beym hitzigen Croup (Croup aigu) zutraue, sondern auch den Reitz desselben auf den Mund und die Luftwege fürchte. Weiß denn kein Französischer Arzt, daß das versüßte Quecksilber bey Kindern

nicht wirke, wie bey Erwachsenen? So viele Americanische und andere Beobachter hätten doch einige Aufmerksamkeit in Lyon verdient. Die Senega flöße kein Zutrauen ein. Allein scheint sie freylich nicht viel zu thun. Er habe sich des Anlegens der Blasenpflaster an den Hals enthalten, da die Gewalt des Uebels ohnehin schon gegen diese Theile gehe, und man wolle ja nicht da hin-, sondern von da wegleiten. Hierin hat Hr. S. gewiß vollkommen Recht. Rec. hat seit langer Zeit, auch bey andern schweren Halsübeln, Bräune, Scharlach rc. das Anlegen der Spanischen Fliegen an die Kehle mißbilligt. Nicht allein ist der Reiz den leidenden Theilen zu nahe, sondern das Mittel hindert auch andere Hülfe, z. B. Blutegel, Fomentationen u. s. w. Man müsse sie an die Arme legen: in den Nacken legt sie doch der Rec. auch. So oft Hr. S. das Senfpflaster erneuern ließ, war die Wirkung dieses Reitzes, daß Husten und Oppression abnahmen. Den Pfeffermünzthee ziehe er andern Brustmitteln vor, weil er ihn bey hartnäckigen Brust-Catarrhen als nützlich kenne. Die China habe wohl das schnelle Aufhören des Fiebers bewirkt: dieses hört aber wohl meistentheils auf, so bald die Krankheit überwunden ist. Auch verhüte die China neue Schleimanhäufungen. Hr. S. hält dafür, fast wie Hr. Des Essartz, der wahre Croup sey die Wirkung eines Catarrhal- oder (?) schleimigen Fiebers, welches bey Kindern sich hauptsächlich auf die Luftcanäle, wie bey Erwachsenen auf die Lunge selbst und den Unterleib, werfe. Wenn diese Vorstellung der Sache gegründet sey, fügt Hr. S. hinzu, wie er dafür halte, so werde sie dem Scharfsinn der Concurrenten nicht entgangen seyn, und schließt: Elle sera sanctionnée par le tribunal qui doit décider du mérite des ouvrages sou-

mis à ce concours célèbre. Dès lors on pourra concevoir la flatteuse espérance de triompher de cette affreuse maladie (le Croup) avec autant de facilité que l'on guérit la rougeole, la fièvre scarlatine: ce sera un bienfait que l'humanité devra au plus grand des héros comme au meilleur des princes. Wahrscheinlich werden wir durch so viele vereinte Kräfte erhebliche Aufklärungen über diese Krankheit erhalten, aber schwerlich so große oder für immer zureichende.

Hr. Saissy hatte die obige Beobachtung dem National-Institut mitgetheilt, und die Classe, welche es betraf, hatte die Herren Hallé, Pinel und Des Essartz beauftragt, daraus zu berichten, wovon wir anzuzeigen haben:

4) Rapport fait à la classe des Sciences mathématiques et physiques de l'institut sur l'observation précédente, le 2. Juillet 1810 par Mr. Des Essartz. Sie enthält, wie gewöhnlich, eine Wiederhohlung der Hauptpuncte (oder auf neudeutsch: Momente). Man kann schon aus dem ersten Artikel dieser Anzeige erwarten, daß Hr. Des Essartz mit dem Verf. über Vieles einverstanden seyn werde. Er erklärt die Observation von großem Werthe (précieuse). In Einem Puncte hat sich aber doch Hr. D. in seinem Berichte versehen. Er sagt, die Sinapismen (er schreibt immer, mit Hrn. Saissy, *Synapismes*, gegen das Dict. de l'Acad.) habe immer den Husten und die Schläfrigkeit (somnolence) vermindert. Dieses will aber Hr. S. nicht, sondern er schreibt: dès que le synapisme se faisoit sentir, l'*oppression* et la toux diminuoient d'une manière frappante. Dieses aber bezeichnet Schwierigkeit des Athemhohlens, nicht Schläfrigkeit; Somnolenz ist auch kein Symptom der häutigen Bräune.

Hr. D. setzt hinzu: les sinapismes, les vésicatoires apposés à des parties du corps éloignées du cou convenoient pour opérer une revulsion favorable. Die alte Idee von Revulsion liefert wenigstens eine Art, sich die Sache vorzustellen, und wenn von einem Hinwirken auf flüssige Theile die Rede ist, die einzige gute. Der nachher in Gebrauch gekommene Ausdruck Gegenreiz hat Einiges für sich, schließt aber doch die Evacuation aus. Wenn man jetzt von einem Antagonismus hat sprechen wollen, der in entfernten Theilen des Körpers und in ganz verschiedenen Systemen desselben Statt haben soll: so ist das weder dem ursprünglichen Sinne des Worts, noch dem bisher in der Arzneywissenschaft davon gemachten Gebrauche anpassend, und alles zusammen genommen ein schlechter Ausdruck, so beliebt er auch bey einigen momentosen Scribenten ist.

Es folgt 5) Communication donnée le 2 Juillet 1810 à la Classe Physique etc. de l'institut, d'une autre *histoire du Croup* addressée à Mr. Des Essartz par Mr. *Schilly*, Dr. en Méd. et Médecin des hôpitaux de Lyon. Es ist die Rede von einem starken, beträchtlich fetten, Kinde von 18 Monathen, dessen Krankengeschichte in diesem Berichte nur summarisch erzählt wird. Es wurde plötzlich in der Nacht befallen, und schon Vormittags um 10 Uhr war die Krankheit unverkennbar. Das Fieber war anhaltend, mit unregelmäßigen Exacerbationen, welches den frühern Gebrauch der China veranlaßte. Sonst behandelte Hr. S. das Kind so, wie sein Freund und College Saissy im angeführten Falle verfuhr, mit Brechmitteln, Spanischen Fliegen, Sinapismen, Pfeffermünzthee, China, und das Kind wurde erhalten. Hr. D. gibt dieser Methode seinen Beyfall, und hofft viel davon. Mehrere Erfahrung würde aber diese Herren überzeugen, daß kein schwerer Croup

damit zu heilen stehe, die China müßte denn endlich das wahre Specificum dagegen seyn.

Endlich 6) Extrait d'un mémoire sur le Croup, lu dans la séance publique de la Société de Médecine de Lyon, le 14. Mai 1810, par le Dr. *Saissy*. Diejenigen Aerzte, welche das Programm des Franzöf. Ministers des Innern wegen der großen Preisaufgabe gelesen haben, können sich erinnern, daß darin auch die Frage vorkam: ob man den Croup künstlich hervorbringen könne? Hierüber gibt vorliegender Auszug des Journal Général de Médec. einige Auskunft. Der Hr. Dr. S., der zwey Jahre früher vom Nat. Instit. wegen eines Mémoire über die animaux hybernaux den Preis erhielt, soll über jenen Gegenstand mit vieler Sorgfalt eine beträchtliche Anzahl Versuche an lebenden Thieren angestellt haben. Um die Membran in der Luftröhre hervorzubringen, die eine von den wesentlichen Characteren des Croups ausmacht, hat er in die Luftröhre mehrerer Geflügel etwas Wasser gespritzt, welches mit einigen Tropfen Schwefelsäure gemischt war. Bey jedem Thiere hat er andere Heilungsmittel angewandt, und glaubt daraus folgende Schlüsse ziehen zu können: 1. Alle Thiere, denen man solchergestalt den Croup verursacht hat, sterben unausbleiblich, wenn man sie der Natur allein überläßt. 2. Die meisten Mittel, die man gegen den natürlichen Croup gerühmt hat, beweisen keinen Nutzen bey dieser künstlichen Krankheit. 3. Die China in Substanz, unterstützt von dem Aufguß der Pfeffermünze, besiegte dieses künstliche Uebel. 4. Dieser Erfolg lasse glauben, daß der echte Croup durch die obigen Mittel besser zu heben stehe, als durch alle übrigen, welche man dagegen gepriesen habe. — Erfahrung allein kann hierüber entscheiden!

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 8. Julius 1811.

Kopenhagen.

Mit einer Art von Wohlbehagen lasen wir eine kleine antiquarische Schrift: Erklärung einer griechischen Inschrift, welche auf die Samothracischen Mysterien die Beziehung hat; von Dr. *Friedrich Münter*, Bischof von Seeland, Ritter vom Danebrog, und königl. Ordensbischof. 1811. 47 Seiten. Hier traf der Rec. auf eine gesunde Critik, selbst über einen mystischen Gegenstand, wo es so leicht ist, durch die wilde Phantasie gespornt, über das einfache Vernunftmäßige (τὸ ὑγιὲς) hinauszujagen, oder vorbey zu rennen. In einer kleinen, zu Aix an X gedruckten, Schrift: Notice sur L. F. P. Favris St. Vincent, ist eine aus der Peirescischen Alterthümer-Sammlung noch erhaltene alte Inschrift ans Licht gestellt worden, deren Erläuterung der gelehrte Bischof Münter in diesen Blättern ausführt. Die Inschrift ist in zwölf Griechischen Hexametern abgefaßt, das Grabmahl eines jungen Schiffers zu bezeichnen, welcher in Samothracische Mysterien eingeweihet war; und dieser Umstand macht die Grabschrift höchst

merkwürdig, da wir von den Mysterien noch so unvollkommen unterrichtet, und doch so begierig sind, mehr zu wissen, vielleicht auch mehr, als die Eingeweiheten selbst davon wußten. Ueber die Samothracischen Mysterien selbst, ihre Entstehung, frühere und spätere Zeiten, mit den erfolgten Veränderungen, hat der Hr. Bischof die richtigsten Begriffe, und er verdient, über diesen Gegenstand Lehrer und Führer zu seyn. Die Verse selbst haben etwas Feyerliches, sind aber sonst leicht zu verstehen, nur die letzten Verse haben einige Dunkelheit. Der Verstorbene spricht; er war ein Schiffer; die Eltern errichteten ihm das Grabmahl; jetzt sey er befreyt von allen Krankheiten und Mühseligkeiten des Lebens: ταυτα γαρ εν ζωοισιν αμειλιχα σαρκες εχουσιν· εν δε τεθνεωσιν ὁμηγερεες γε πελουσιν δοιαι· των ἑτερη μεν επιχθονιη πεφορηται, ἡ δ' ἑτερη τειρεσσι συν αιθερωισι χορευει· ἡς στρατιης εις ειμι, λαχων θεου ἡγεμονηα. Uebersetzt sind die Verse: "Solches Geschick verfolget im Leben die sterblichen Körper. In zwey Scharen sind aber gesondert die Seelen der Todten — Eine, die unstet irret umher auf der Erde; die andere, welche den Reigen beginnt mit den leuchtenden Himmelsgestirnen. Diesem Heere bin ich gesellt, denn der Gott war mein Führer". Es folgen die Wort- und Sacherläuterungen, so wie sie nöthig waren, gelehrt und zweckmäßig. Wir können nur dasjenige anführen, was sich auf den Verstand der Stelle selbst bezieht. Auffallend ist der Gebrauch des Wortes σαρκες für Körper. Man sollte nicht anders glauben, als, man läse ein Wort im Alexandrinischen und neutestamentlichen Gebrauche; so wie auf eben diesen Weg uns auch der Gebrauch von στρατια für, Hau-

sen, πλῆθος, leitet, welcher Hellenistisch ist. Der Hr. Bischof führt indessen Stellen aus Euripides an, wo dieser Sprachgebrauch bereits vorkömmt, und ist also geneigt, den Gebrauch aus dem alten Phönicischen abzuleiten, woher er in die Mysterien gekommen seyn, vorzüglich in die Samothracischen. Von diesen Seelen sey die Lehre in den letzten Versen enthalten: die Seelen sind Dämonen, und kehren nach dem Tode zu den ihnen verwandten Dämonen zurück, also die guten zu den guten, die bösen zu den bösen; diese letztern schweben auf der Erde herum (also in dem ἀηρ, welches für gleichgeltend mit der Finsterniß, σκοτος. geachtet ist; wie ἠερα ἑσσαμενοι bereits beym Hesiod, wenn die Verse echt sind); die andern bewohnen die Gestirne. (Hierwider ist an und für sich nichts zu sagen; nur ist es nicht deutlich, wie σαρκες, als Körper, auch die Seelen, die Geister, die Dämonen, seyn können. Doch es kann vom Hrn. M. vergessen worden seyn, zu erinnern, daß nicht ὁμηγερεας von ὁμογερης, versammelt, sondern ὁμηγυρεις gelesen werden muß, Versammlungen, Haufen, also unter den Todten, den Abschiedenen, εν τοις τεθνειωσι (denn so wird es wohl geschrieben seyn), gibt es zwey Scharen: zu der letztern von diesen rechnet sich der Verstorbene, hält in den Gestirnen den feyerlichen Chortanz, der von dem Gott angeführt wird, als Choragen: denn so scheint der ἡγεμονευς hier gesagt zu seyn, wie bey Pindar Olymp. IX, 5. Doch wollen wir nicht wider den angenommenen Begriff streiten, daß an den Ἑρμης Ψυχοπομπος gedacht sey, welcher die Abgeschiedenen führt, ἡγεμονευει.) Wie glücklich waren die Menschen in ihren sinnlichen Vorstellungen von dem künftigen freudenvollen Zustande! — In dem Uebrigen sind

viele feine Bemerkungen und Notizen beygebracht; über die Cabiren S. 19, 20; — daß in den Mysterien ausländische, in den Samothracischen Phönicische, Worte im Gebrauch geblieben seyen; — über den Tanz der Gestirne, der doch in mehr als einem Sinn verstanden zu seyn scheint. Den Encullus (eine Schifferkleidung, nachher dem Telesphorus beygelegt in Beziehung auf schwache Wiedergenesende) würden wir nicht mit der heiligen Binde, die, zusammengefaltet und wieder ausgebreitet, als Schleier dienen konnte (κρηδεμνον), für Eines halten.

Ohne Druckort.

Einige Worte über den Geist des Christenthums und der Literatur im Verhältniß zu den Thaddäus Müllerschen Schriften. (Vermuthlich Luzern) 1810. S. 176 in Octav. Diese kleine Schrift ist nicht nur ihres Inhalts wegen, sondern auch durch ihre Veranlassung, und ihre Folgen für den Verfasser, merkwürdig. Hr. Gügler, ein gelehrter und tiefdenkender Mann, Professor am Priester-Seminario zu Luzern, hatte in der Neuen Oberdeutschen Litteratur-Zeitung eine Recension der verschiedenen Schriften des Stadtpfarrers und bischöflichen Commissärs zu Luzern, Hrn. Thaddäus Müller, welcher sich vor und während der Helvetischen Revolution das etwas zweydeutige Lob der Liberalität und Aufklärung erworben hatte, einrücken lassen. Wie es aber oft der Fall ist, so sollte diese Liberalität nur so weit gehen, daß er gegen alle andere Personen und Principien, Niemand aber gegen die seinige, schreiben dürfe. Hr. Müller ward über jene Recension sehr empfindlich; schrieb eine Gegen-Recension; sprach von anonymen Verunglimpfungen; klagte, daß man ihn bey seinen

Pfarrkindern verdächtig machen, ihn um sein Ansehen bringen wolle; drohete, den Schutz der Gesetze anzurufen u. s. w. Gegen diese Schrift tritt nun Hr. Prof. Gügler hier öffentlich und muthvoll mit seinem Nahmen auf, um sowohl die Befugniß zu jener Beurtheilung, als ihren Inhalt zu rechtfertigen. Die Recension betrifft verschiedene Schriften des Hrn. Th. Müller, vorzüglich die "Sätze und kürzeren Auszüge aus schriftlichen Vorlesungen über die Pastoraltheologie" (1808); zwey schwülstige Gedächtnißreden über die Sempacher Schlacht, voll leerer Phrasen über Freyheit und Menschenrechte (1808), in einem Sinne, an den die alten Eidgenossen nie gedacht hatten; eine Predigt am eidgenossischen Bettage 1809, und zwey Predigten über die Heu- und Kornernte (1809). Sie ist ernst und freymüthig, aber scharfsinnig, auch mit Geist und Leben geschrieben; nicht persönlich, sondern bloß wissenschaftlich, und viel urbaner, als manche, die in Deutschland zum Vorschein kommen. Uebrigens ist sie treffend, und so ausführlich, daß nicht nur Geist und Inhalt criticirt werden, sondern dem Hrn. M. auch fast jeder Verstoß gegen die gute Schreibart, jede Unbestimmtheit des Ausdrucks, jedes fehlerhafte Bild, vorgerückt wird. Die Grundsätze, welche Hr. Gügler S. 1 . . . 5 über die Freyheit der Beurtheilung öffentlicher Schriften vorangehen läßt, sind ungemein schön aus einander gesetzt. Was aber diesem Buche einen besondern Werth gibt, ist die angehängte, mit eben so viel Geist und Wärme als vielseitiger Gelehrsamkeit ausgeführte, Erörterung über den Geist des Christenthums, um den Vorwurf zu rechtfertigen, daß die Th. Müllerschen Schriften und Predigten weder christlich, noch viel weniger katholisch seyen. Das Wesen des Christenthums bestehe

durchaus in der Lehre, daß das Ewige über das Irdische, das Unsichtbare über das Sichtbare, gesetzt werden solle, und letzteres nur durch jenes und in Bezug auf jenes, Werth und Bestand habe. Der Geist des Katholicismus, und aller wahren Religion, sey Mystik, welche als eine Anerkennung und Liebe jenes Göttlichen, Unsichtbaren und Uebersinnlichen als ein Zug ins Verborgene erklärt wird, also, nach dieser Definition, mit der Religiosität gleichbedeutend ist, und selbst das Princip, wodurch der Katholik dieses erkenne, sey wieder etwas Verborgenes, nähmlich der heilige Geist, der Geist der gesammten großen Gemeinde. Demnach werden die Müllerschen Heu- und Ernte-predigten scharf critisirt, als in welchen das Irdische überall vorangehe, Heu und Brot für die Hauptsache ausgegeben, sogar der Wohlgeruch des erstern angerühmt werde, und von Gott oder dem Geber nur hinterher und in Bezug auf jenes die Rede sey. Um dieses populär zu machen, stellt Hr. Gügler das Gleichniß von einem edeln Manne auf, der einem ihn liebenden Kinde und zugleich einem schmutzigen Bettler die nähmlichen Wohlthaten spende. Der letztere liebe nur die Gaben, der Geber sey ihm gleichgültig, er werde ihn verlassen, so bald jene minder reichlich fließen; das Kind hingegen sey dem Vater mit inniger Anhänglichkeit zugethan, und liebe nicht den Geber wegen der Gaben, sondern die Gaben wegen des Gebers. Die von Hrn. Müller gemachte, von der vierten Bitte im Vater unser und von den Bittgängen herhenommene, Einwendung beantwortet Hr. Gügler mit der scharfsinnigen Bemerkung, daß jene Bitte nur nach drey andern, bloß geistigen, erscheine, und gleichsam als ein der mensch-

lichen Gebrechlichkeit entgangener Seufzer unmittelbar von der Bitte um Vergebung der Schulden begleitet sey; daß ihre Stellung sowohl als ihr kurzer und dürftiger Inhalt, jenen Geist noch mehr bestätige, nicht zu gedenken, daß verschiedene Kirchenväter auch hier unter dem täglichen Brote nur das Geistige verstanden wissen wollen; was aber die Bittgänge der katholischen Kirche betrifft, so wird ausführlich erwiesen, daß sie nach dem Sinn und Zweck dieser Kirche eine ganz andere, bloß geistige, Bedeutung hätten. Bemerkenswerth ist insbesondere, was über den Geist oder den wesentlichen Unterschied zwischen dem Katholicismus und dem Protestantismus vorkömmt. Derselbe bestehe nicht, wie Hr. Thaddäus Müller glaube, in gewissen Unterscheidungslehren, die als vorübergehende Krankheiten einzelner Glieder zu betrachten wären, noch in bloßen Formen des Cultus, die allenfalls züsammengeworfen werden könnten, sondern in der Quelle, von welcher diese Unterscheidungen ausgeflossen. Haerésis: quae ab electione dicitur, quod scilicet eam sibi unusquisque eligat disciplinam, quam putat esse meliorem. *Hieron.* Wie in der katholischen Kirche das Individuelle in das Allgemeine aufgehe, und das Allgemeine das eigentlich Lebendige und Waltende sey: so sey hingegen im Protestantismus alles Allgemeine vorerst zu einem Todten herabgesunken, das als todtes Band immer lockerer und loser werde; alles Leben sey in das Individuelle übergetreten, welches aus jenem Bande immer kühner herausstrebe, bis nach weniger Zeit alles Bindende verschwinden müsse. "Das Principium der Protestanten", sagt Hr. G. ferner, "ist nicht der gemeinsame Buchstabe, denn dieser ist todt, und unterliegt

seinem erklärenden Geiste. Das Principium somit ist die Vernunft des einzelnen Protestanten, welches nothwendig zur Auflösung alles gemeinsamen Bandes, zur Vernichtung aller Kirche, führen müsse". So, wie der Protestantismus in neueren Zeiten ausgelegt oder übertrieben ausgedehnt worden, möchte wohl etwas Wahres an diesem Vorwurf seyn. Wie man aber über diesen Gegenstand denken mag, so sind wenigstens solche geistreiche Gegner, wie Hr. Prof. Gügler, schätzbar, und man kann seine Schrift nicht lesen, ohne von Hochachtung für seine gefühlvolle Religiosität, seine große, mit allen Kirchenvätern und mit der neuen Litteratur gleich vertraute, Gelehrsamkeit und seinen Tiefsinn durchdrungen zu seyn, so wie auch die Schreibart selbst ungemein geistreich und lebhaft ist. Indessen hat ihm doch diese Schrift vorübergehende Verdrießlichkeiten zugezogen. Statt den wissenschaftlichen Zweck zu erkennen, hat man sie bloß für eine persönliche Beleidigung des Hrn. Thaddäus Müller angesehen, und durch den Einfluß des letztern ward Hr. Prof. Gügler von der Regierung oder dem kleinen Rath von seiner Stelle abberufen. Allein das Publicum sowohl, als die zahlreichen Zuhörer, interessirten sich so warm für den geschätzten und geliebten Lehrer, daß in dem großen Rathe eine Motion zu seinen Gunsten geschah, welche mit großer Majorität durchging, und vermöge welcher der kleine Rath aufgefordert wurde, den Hrn. Prof. Gügler wieder in seine Stelle einzusetzen, welches dann auch geschehen ist. Ihm ward dadurch der Triumph, daß auch hier der unsichtbare gute Geist über sichtbare Persönlichkeit, das Allgemeine über das Individuelle, gesieget hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 11. Julius 1811.

Heidelberg.

Descriptio Persici Imperii ex Strabonis tum aliorum scriptorum cum illo comparatorum fide composita, *auctore* JOANNE SZABÓ, Hungaro. Commentatio cui in certamine litterario civium Academiae Heidelbergensis d. 22. Nov. 1809 praemium a Magno Duce Badarum constitutum amplissimus Philosophorum ordo adjudicavit. 1810. 187 Seiten in Octav. Nicht unverdient ist dieser Schrift der Preis zuerkannt worden; wir haben durch sie die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht, der nicht geringe Hoffnungen durch seine classischen und historischen Kenntnisse, und sein gesundes Urtheil, erregt. Sie zerfällt in drey Abschnitte: I. *De fontibus Strabonis ejusque fide in Persicis rebus.* Zuerst das Nöthige über Strabo selbst; dann die Critik seiner Persischen Quellen nach dem Zeitalter; die Schriftsteller vor Alexandern; Alexanders Zeitgenossen; die Schriftsteller nach Alexandern. Wir sind durch diesen Abschnitt, bey dem der Verfasser noch wenig Vorgänger hatte, am meisten befrie-

digt worden. Die Critik fängt mit Herodot an. (In den Worten S. 5: *Mare Caspium pro lacu habebat, quo errore (?) et ipsi Alexandri comites ducebantur*, ist wohl irgend ein Schreibfehler.) Dann Ctesias. Alexanders Begleiter: Callisthenes, Onesicritus, Clitarchus, Aristobulus (statt Lucian hätte die Stelle aus Arrian *de expeditione Alexandri Magni* Lib. I, 1. angeführt werden sollen, woraus erhellet, daß Aristobul erst nach Alexanders Tode, so wie auch Ptolemäus, wirklich schrieb, nicht bloß sein Werk erst dann herausgeben wollte), Ptolemäus, Nearchus, Anaximenes. Nach Alexander: Patrocles, Eratosthenes, Theophanes, Apollodorus Artemita, Polybius, Posidonius. Von Allen wird das Litterärische und Critische mit Einsicht beygebracht. Der II. Abschnitt: *Geographica Imperii Descriptio.* Grenzen, Gebirge, Flüsse, anstoßende Meere; Verfassung und Regierungsform: alles nach Strabo's Berichten. Alsdann specielle Uebersicht der einzelnen Satrapien. Der Verfasser folgt hier mit Recht nicht der von Herodot angegebenen ursprünglichen Eintheilung; sondern der spätern, nach dem Vorgange von Heeren in seinen Ideen ꝛc. Zuerst die Satrapien diesseit des Euphrats; dann die zwischen dem Euphrat und Tigris; zuletzt die zwischen dem Tigris und Indus, meist nach der Ordnung des eben angeführten Werks. Bey jeder werden die Grenzen, die Hauptberge und Flüsse, die wichtigern Städte (unter diesen auch selbst die, welche erst im Macedonischen Zeitalter entstanden); Beschaffenheit des Bodens, Sitten der Einwohner, und der Handel, erläutert. Alles nach einer festen und überdachten Ordnung. Der dritte Abschnitt ist überschrieben: *Strabonis vitia et virtutes.* Die Mängel von Strabo in

Beziehung auf seine Beschreibung von Persien zeigen sich besonders, wenn man ihn mit Arrian vergleicht, dessen Beschreibungen sowohl vollständiger, als dem historischen Gesichtspuncte treuer sind. Dagegen hat aber auch Strabo im Einzelnen manche Fehler seiner Vorgänger verbessert. — Ausser den Vorzügen des Fleißes und der lichtvollen Ordnung, müssen wir noch besonders die Correctheit der Sprache des Verfassers rühmen, die um so mehr Lob verdient, je seltener sie gegenwärtig bey jungen Leuten Statt findet.

Paris.

Dissertation sur la Fièvre qui a régné à Livourne en 1804, par Mr. *P. Guigou*, D. en M. 1810. 44 Seiten in groß Octav. Der Vorrede zufolge, ward der Verfasser von einigen Professoren zu Pisa genöthigt, diese nicht zum Druck bestimmte Schrift, ihrer zahlreichen Fehler (nombreux défauts) ungeachtet, bekannt zu machen. Premiere Partie. Ueber diese Krankheit, welche in den Monathen September, October und November zu Livorno herrschte, waren die Aerzte eben so wenig einig, als über die Pest zu Marseille 1720, oder 1793 zu Philadelphia, oder 1800 zu Cadix (wo, nach S. 31, der Verfasser damahls auch gegenwärtig war). Er glaube, das Schiff mit Leder, welches von Alicante die Krankheit nach Livorno gebracht haben sollte, sey vielmehr, umgekehrt, erst zu Livorno angesteckt worden. Wie sich 1800 die Epidemie zu Cadix nach einer regnichten Witterung einfand, so sey auch zu Livorno 1780 der Julius durch häufigen Regen ausgezeichnet gewesen. Die Hitze stieg öfters auf 26 Grad Reaum., und die durchs Barometer bemerklichen Abwechselungen der Atmosphäre waren

auffallend. Vergleiche man die Witterungsbeschaffenheit des Sommers von 1804 zur Zeit, wo die Krankheit ausbrach, mit dem Americanischen Clima, die Zufälle und die Endigung der Krankheit, nebst den Leichenöffnungen: so finde man ihre Analogie mit dem Fieber zu Philadelphia, Cadix und Mallaga so groß, daß, ungeachtet sie weniger contagiös war, man sie doch zu derselben Ordnung bringen müsse. Man nannte die Krankheit unrichtig fièvre de marina, weil sie alle Welt ohne Unterschied angriff; fièvre jaune, weil die wenigsten Kranken gelb wurden. Man könnte sie petite peste d'Occident nennen, wenn der doch nichts klar machende Nahme nicht so fürchterlich klänge, folglich lasse er es bey Pinels Benennung, fièvre ataxique meningo-gastrique, bewenden. Ein Samen, ein Korn, oder ein Miasma, gerathe durch die Poren der Haut, oder durch die Zellen der Lungen, oder mit den Nahrungsmitteln, in den Körper, und erregen in ihm die Zufälle, je nachdem sie ihn dazu disponirt finden. Gemeiniglich beschränke sich die Krankheit auf Städte, die an der Seeküste liegen, oder auf Schiffleute. Das gekohlte Wasserstoffgas auf den Schiffen raube den Sauerstoff, wodurch das häufiger eingesaugte Azote, mit dem Wasserstoffe verbunden, die Säfte zur Fäulniß geneigt macht. Ist also die ganze Masse der Säfte mit gekohltem Wasserstoffe überladen, so sey es kein Wunder, daß das Pfortaderblut damit auch die Galle übersättigt, welche, nun zu scharf geworden, die nächste Ursache der Krankheit abgibt. Alle Zufälle derselben beweisen die Ausartung der Galle, und die Leichenöffnung bezeuge die durch sie angerichteten Verwüstungen. Der Sauerstoff zerstöre alle Gifte. Die Juden blieben von der Krankheit zu Livorno fast völlig

verschont, theils weil sie mäßig und von wenigem, noch dazu ausgeblutetem, Fleische leben, theils weil ihre Wohnungen sie von andern Menschen absondern, und sie kein eigentlich bürgerliches Gewerbe treiben. Das regime in den Lazaretto's zu Marseille und Livorno sey noch nicht so vollkommen, als es wohl seyn könnte. — Seconde Partie. *Symptômes de la maladie.* Es waren die bekannten Symptome des gelben Fiebers. — *Autopsie.* Die Leber fand man entzündet, auch wohl brandig, nebst einem ergossenen gallichten Stoffe in den Eingeweiden der Bauchhöhle, der Brusthöhle und Kopfhöhle. — *Prognostic.* Dieses sey zwar gerade das nähmliche, welches Desgenettes von der Pest in Aegypten gebe, doch war die Krankheit weniger ansteckend, und verbreitete sich nicht durch Waren, sondern nur der menschliche Körper war ihr Leiter (conducteur). Von 60,000 Seelen starben nur ungefähr 800. Irrig behauptete man jedoch, daß die Krankheit den Weibern gefährlicher, als den Männern gewesen sey. — *Traitement.* Der Verf. versichert, sich bey vielem lauwarmen Getränke, häufigen Klystieren, öftern Bähungen des Unterleibes, Fußbädern, und Oxicrat-Aufschlägen auf den Kopf, gut befunden zu haben. Reine Luft war eines der wichtigsten Heilmittel. Er gebrauchte auch Hofmann's schmerzstillenden Liquor mit Nutzen. Vom Olivenöhle dagegen sah er keinen Nutzen, weil es der Kranke gleich wegbrach, auch keinen besondern vom Campher, auch nicht von der China, außer am Ende der Krankheit. Verdünnte Mineralsäuren schienen ihm angemessen, guter Wein sehr vortheilhaft. Dann folgen (sechs) Observations cliniques oder einzelne Krankengeschichten. Auch hier zeigten sich die Räucherungen

mit Essig sehr nützlich, sogar in einer Wohnung, wo schon Mehrere an dieser Krankheit gestorben waren.

Frankfurt am Main.

Frankfurtisches Archiv für ältere Deutsche Litteratur und Geschichte; herausgegeben von J. C. von Fichard, genannt Baur von Eysen-eck. Mit Kupfern. 1811. Octav 470 Seiten. Frankfurt behauptet noch den Ruhm, durch den mehrere der vormahligen Reichsstädte sich auszeichneten, Männer in ihren Mauern zu besitzen, welche das Detail der vaterländischen Geschichte zu ihrem Lieblingsgegenstande machen. Wäre uns Hr. v. Fichard nicht auch schon früher als solcher bekannt gewesen, so würde dieses Archiv davon die Beweise geben. Die erste Hälfte dieses Bandes enthält Actenstücke, meist zur Geschichte der Stadt; die zweyte, eine Critik des ersten Theils der Geschichte des Hrn. Kirchner. Die Actenstücke sind folgende: I. *Joannis Fichardi* Annales de annis MDXII . . . MDXLIV. Aufzeichnung der wichtigern Begebenheiten der Zeit, in einem bessern, als dem gewöhnlichen Chroniken-Latein. II. Gedichte Johannes von Soest: 1. Lobgedicht auf Frankfurt, von 1501; 2. des Dichters eigene Lebensbeschreibung, von 1504. Wenn gleich kein großes Dichtertalent in beiden sich verräth, so enthält doch das erste mehrere interessante Züge des öffentlichen, so wie das andere des Privatlebens der damahligen Zeit. 3. Zwey Lieder über die Belagerung Frankfurts im Jahre 1552. Ihr Verfasser war aus der fremden, die Stadt vertheidigenden, Besatzung. Das eine von der Belagerung Frankfurts, das andere Sachsenhausens. 4. Tafelordnung der fremden, die Frankfurter Messe besuchenden, Kaufleute, im Nürnberger Hof errich-

tet 1556, bestätigt 1586. Tischordnung der dort speisenden Gesellschaft der Schwägerschaft, mit vielen Nahmensunterschriften. 5. Gustav Adolph, König von Schweden, in Frankfurt am Main 1631 und 1632. Von Gustav Adolph hört man nie zu viel; auch seine Gemahlinn, die ihn hier besuchte, wird geschildert: "Ein sehr schön Weibsbildt, von Person zart, sehr freundtlich und redtsprächig. Sie trägt hinden auf ihrem Haupt eine kleine Krone, schön vergüldt, mit lauter Demanten besetzt; Dagegen tregt sich der König sehr schlecht nach seinem Standt; so demüthigt er sich vor Gott dem Allmächtigen". 6. Vertrag der Stadt Wetzlar mit ihren Gläubigern, von 1382. Beweis der damahligen Wohlhabenheit der Stadt. 7. Sammlung von Urkunden zur Erläuterung der Geschichte Frankfurts. Es sind ihrer 17, wie man leicht erwarten wird, ganz specielle Gegenstände betreffend, besonders den Rieder Hof. — Die zweyte Hälfte des Bandes, von S. 276 an, ist polemisch: Critische Bemerkungen über den ersten Theil von Kirchner's Geschichte der Stadt Frankfurt a. M. Nicht leicht hat wohl ein neueres Geschichtbuch so scharfe Critiken veranlaßt, als Hrn. Kirchner's Geschichte von Frankfurt. Schon früher erhob sich gegen ihn ein anderer Gegner, Hr. Dr. Feyerlein, dessen Schrift, unserm Gesetze der Unparteylichkeit gemäß, auch von uns angezeigt ist (G. g. A. 1810 S. 239). Dieser neue Gegner tritt freylich noch schärfer gerüstet auf; denn wer wird nicht in Hrn. v. F. den Mann erkennen, der dem Detail der Geschichte seiner Vaterstadt einen großen Theil seiner Zeit gewidmet hat? Seine Critiken müssen nicht bloß dem Leser, sie müssen Hrn. Kirchner selber viel werth seyn; eine neue Ausgabe seines Werks kann sehr dadurch gewinnen. Ob aber die Leser darum ihr Urtheil über das Ganze der Geschichte von Frankfurt so abändern

werden, wie der Verf. glaubt, müssen wir um so mehr dahin gestellt seyn lassen, da er selber bemerkt, daß seine Critik ganz anders ausfallen würde, als die des Göttingischen Recensenten und die von Joh. v. Müller. Ohne sich dieser Uebereinstimmung zu rühmen, bemerkt Rec. Folgendes. Bey seiner Critik der Kirchnerschen Geschichte von Frankfurt ging er von der Frage aus, die er sich selber vorlegte: wie viel hat die Geschichte dieser Stadt, im Verhältniß gegen die frühern Bearbeiter, dadurch gewonnen? So muß ein Recensent fragen, wenn er gerecht urtheilen will; und nach diesem Maßstabe gemessen, trägt er auch jetzt gar kein Bedenken, sein Urtheil zu wiederhohlen: daß durch Hrn. Kirchner sehr viel geleistet worden sey. Für fehlerfrey hat er das Werk von Hrn. K. von Anfang an nicht gehalten; wie groß die Summe dieser Fehler sey (angenommen, daß Hr. v. F. in allen seinen Critiken Recht habe), kann jetzt jeder Leser beurtheilen, da Hr. v. F. gewiß nicht in dem Verdachte stehen kann (er geht Seite vor Seite), leicht Etwas übergangen zu haben. Der größere Theil betrifft Localitäten, die ein Auswärtiger unmöglich wissen kann; ein zweyter, Citate und unrichtige Erklärung einiger Stellen aus Urkunden. Ein anderer nicht bloß auf Particularitäten, sondern auf das Ganze Bezug habender, allerdings sehr wichtiger, Punct betrifft die Verhältnisse der Ministerialen, die Entstehung der Geschlechter, überhaupt der Classen der Stadtbürger. Aber gerade über diesen Punct behält es Hr. v. F. sich noch vor, demnächst seine Meinung ausführlicher zu sagen, und sie darzuthun. Wer wird einen solchen Kenner nicht gern über diese Dinge sprechen hören? Aber welchen Vorwürfen würden nicht wir uns aussetzen, wenn wir Hrn. v. F. vor seiner ausführlichen Auseinandersetzung darin schon vorgreifen wollten?

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 18. Julius 1811.

Göttingen.

Unser Hr. Professor Fiorillo ist von dem Französischen Institut, in der vierten Classe der schönen Künste, zum Correspondenten ernannt worden: eine Anerkennung seiner Verdienste, welche denen, die seine Bemühungen für die Kunst und Kunstgeschichte kennen, angenehm seyn muß.

Berlin.

Bey Dunker und Humblot: *Eloge historique de J. B. Mérian*, Sécrétaire perpétuel de l'Académie des sciences de Prusse, lû dans l'assemblée publique du 24. Janvier 1810, et Précis de ses mémoires, par *Fréderic Ancillon*. 1810. 152 Octavseiten.

Eine treffliche Denkschrift auf einen würdigen Mann. Merian, geboren im Jahr 1723, war der Sohn eines Predigers im Canton Basel. Der Verfasser bemerkt, daß der Ruf der Schweiz, mehrere Männer, die sich um Kunst und Wissenschaft

sehr verdient gemacht, hervorgebracht zu haben, sich vorzüglich auf Zürich, Bern und Genf einschränke. Er dachte in dem Augenblicke wohl nicht an Johann v. Müller aus Schafhausen, der doch allein eine Menge anderer Schriftsteller aufwiegt. Aber freylich, was der Verfasser eine masse de lumières nennt, ein gewisses Zusammenwirken der Einsicht guter Köpfe, findet sich in der Schweiz besonders an den Orten, denen der Verf. dieses Verdienst nachrühmt. Mit Vergnügen lasen wir, daß Merian seine moralische Bildung, ungefähr eben so, wie Johann v. Müller, der altschweizerischen Zucht und Sitte des väterlichen Hauses verdankte. Auch in anderer Hinsicht haben die Schicksale dieser beiden Männer viel Aehnliches. Beiden war das Studium der Theologie eine Art von bürgerlichem Nothbehelfe, bis sie den rechten Wirkungskreis für ihre Kräfte fanden. Aber dem enthusiastischen Müller blieb die Theologie wegen ihrer Verbindung mit der Religion seines Herzens immer besonders interessant und wichtig. Merian war ein kalter Denker. Ihm wurde die Metaphysik, was Müller'n die Theologie blieb. Beide Männer benutzten auch die Gelegenheit, sich in der Französischen Sprache eine solche Fertigkeit zu erwerben, daß sie ihnen eine zweyte Muttersprache wurde. Aber Merian verläugnete als Schriftsteller die Sprache seines Vaterlandes fast ganz. Die Verdienste, die er sich erworben, gehen die Deutsche Litteratur nicht an. Darum ist er auch, ungeachtet der schätzbaren Abhandlungen, die er als Mitglied der Preußischen Academie der Wissenschaften geliefert hat, in Deutschland wenig, einem großen Theile des litterärischen Publicums

kaum dem Nahmen nach, bekannt geworden. Von Maupertuis begünstigt, wurde er in die Preußische Academie bald nach dem siebenjährigen Kriege, aufgenommen, da Preußen in der Mittagssonne des Ruhmes seines großen Monarchen glänzte. Da war aber auch der große Monarch — wir wollen des Verfassers eigene Worte hersetzen — entouré d'une foule de beaux esprits François, dont il n'avoit pas besoin pour sa gloire, et dont la plûpart avoit grand besoin du reflêt de la sienne; de gens de lettres qui avoient beaucoup plus de prétention que de mérite, et qui, presque tous, caressoient le roi, sans l'aimer, et se haïssoient les uns les autres; de prétendus savans, qui sous un vernis agréable cachoient le plus souvent des connoissances superficielles, etc. Ohne den Einfluß dieser Französischen Schöngeister und Halbgelehrten wäre, wie auch der Verf. bemerkt, der König nicht durch eine solche Scheidewand von seinem eigenen Volke getrennt worden. Merian verdankte das Glück, in den engeren Gesellschaftskreis des Königes aufgenommen zu werden, seiner Rechtlichkeit eben so sehr, als seiner Fertigkeit in der Französischen Sprache, und seiner Kunst, auch ohne Schimmer seine Gedanken angenehm vorzutragen. Bey den Fehden und Intriguen jener Schöngeister und Halbgelehrten betrug er sich mit Klugheit und Würde. Sein ruhiges Temperament erleichterte ihm sehr die Vereinigung der Pflichten des Gelehrten und des Weltmannes. Auch war er, nach dem Berichte des Verfassers, bis an sein Ende einer der glücklichsten Sterblichen. Nur die Geschäfte des Secretariats, als er nach Formey's Tode diese Stelle

anhielt, waren nicht ganz nach seinem Sinne. Ihn als denkenden Kopf und Schriftsteller bekannter zu machen, gibt der Verf. einen Auszug aus dem System der Philosophie, das Merian, wie fast alles Uebrige, was er in der Zeit der Reife seines Geistes geschrieben hat, in den Abhandlungen der Preuß. Academie niederlegte. Von der Originalität, die der Verf. dem Geiste Merian's zuspricht, ist in diesem Auszuge wenig zu erkennen; man müßte denn unter Originalität jede Aeußerung des selbst-denkenden Kopfs verstehen, der keiner Parten und Schule huldigt. Merian gehörte keiner Schule an. Durch eigene und freye Thätigkeit seines Verstandes verarbeitete er jedes philosophische Thema, das ihn eben beschäftigte, so lange, bis er ein Resultat gewann, das er mit vollem Rechte als Eigenthum seines Geistes ansehen konnte. Aus den Schriften eines solchen Mannes ist Vieles im Einzelnen zu lernen. Aber die eigentliche Originalität, die sich durch ganz neue Ansichten und Entdeckungen kund thut, ist von anderer Art. Unter Allem, was wir von der Philosophie Merian's in diesem Auszuge bemerkenswerth fanden, haben uns besonders seine Gedanken über die Freyheit des Willens interessirt. Bekanntlich stimmten damahls, als Merian's System sich bildete, die meisten philosophischen Köpfe entschieden für den Determinismus. Merian war nicht dieser Meinung. Nachdem er aus psychologischen und metaphysischen Gründen die nothwendige Passivität der geistigen Natur in ihrem ganzen Umfange analysirt hat, sucht er zu zeigen, daß ohne Voraussetzung irgend einer Kraft, deren Wirkungen unmittelbar aus ihr selbst hervorgehen, der Be-

größe der Kraft null wird; daß in der physischen Verkettung der Ursachen und Wirkungen Alles nothwendig ist; daß in der denkenden Natur oder Intelligenz der Wille im eigentlichen Sinne mit der Freyheit Eines und Dasselbe ist; und daß das eigentliche Wollen überhaupt nur in so fern Statt findet, als das denkende Wesen, wenn gleich nach Motiven, doch nicht durch Motive, sondern unmittelbar durch sich selbst, sich zum Handeln bestimmt.

Marburg.

De Gentibus Atticis, earumque cum tribubus nexu dissertatio ex historia juris graeci repetita, quam Juris professoris publici extraordinarii munus in Academia Marburgensi oratione solemni auspicaturus scripsit D. Eduardus Platner. 1811. Quart 16 Seiten. Unter *gentes* versteht der Verfasser (ein Sohn des ehrwürdigen Leipziger Weltweisen) Stämme. Die Haupt-Idee ist, daß aus dieser ursprünglichen Stammverschiedenheit der Bewohner Atticas, Pelasger, Aegypter, Hellenen, sich die nachmahligen Unterschiede der Diacrii, Pediaei und Parhali gebildet haben; so wie daraus wieder die Eintheilung in Tribus (*Φύλας*) hervorgegangen sey. In diesen Vermuthungen liegt viel Scharfsinniges. Es ist wahrscheinlich, daß jene Verschiedenheiten der Abstammung sich lange erhalten haben. Eine strenge historische Deduction wird man freylich bey dem Mangel der Nachrichten nicht erwarten. Bey den gewiß nicht seltenen Einwanderungen, denen ein Küstenland, wie Attica, ausgesetzt war, müßte sich allerdings die Verschiedenheit

der Abstammung länger erhalten, wiewohl doch endlich Alles in den Hellenischen Stamm zusammenschmolz. Am schwersten möchte der Beweis seyn, daß die Φύλαι aus jenen Parteyen entstanden seyen. Aber in der Idee, daß durch die Φύλαι die inneren Spaltungen erhalten seyen, liegt gewiß viel Wahres; besonders erscheint dann die sonst räthselhafte Operation des Clisthenes, da er die vier Tribus in zehn veränderte, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, in ihrem natürlichen Lichte; da es das beßte Mittel war, die Parteyen zu vernichten. Diese schöne Probe seiner Studien läßt uns hoffen, daß der Verfasser in diesen Untersuchungen weiter fortgehen werde; denn wodurch erhält das Staatsrecht bessere Aufklärung, als durch die Kunde der innern Verhältnisse verschiedener Völker?

Wetzlar.

Gedruckt in der Stockischen Buchdruckerey: Geschichte und Beschreibung der Stadt Wetzlar, von Friedrich Wilhelm Freyherrn von Ulmenstein, fürstl. Nassau-Weilburgischem Regierungsrathe. Dritter Theil. Topographie. 1810. XVI und 384 Seiten, das Urkundenbuch 224 Seiten, und das Register 159 Seiten in groß Octav.

Dieser letzte Theil (dessen Vorgänger im Jahrgange 1802 Stück 113, und 1807 St. 110 angezeigt sind) begreift, wie der Titel sagt, die Topographie, und ist mit der nähmlichen Gründlichkeit und Ausführlichkeit, welche bey dem geschichtlichen Abschnitt gewürdigt worden ist, abgefaßt, den Bewohnern dieser Stadt gewiß sehr willkommen. Auch hier trifft man auf allerley

Gegenstände. Da werden beschrieben alle Thürme der Stadtmauer, ob sie rund oder viereckig; wie viele Thüren eine Kirche hat, und welche man davon für die Hauptthür hält, wird uns nicht vorenthalten (S. 3); noch, wie viele Spiegelfenster den Kirchstuhl des protestantischen Kammergerichts-Präsidenten zieren, oder, mit welcher Farbe das Rathhaus angestrichen; ob ein Gasthof nicht mehr so viele Einkehr, als ehemahls habe. Daß die Gebäude, Versammlungszimmer des Reichs-Kammergerichts, sehr mit Vorliebe behandelt seyn werden, ist vorauszusehen — dieß memento mori. Doch während des Wandelns unter den Trümmern einer andern Zeit kömmt auch ein lustiger Vorfall zur Aufheiterung. S. 9: In dem Saal für die volle Rathssitzung des erhabenen Gerichts befand sich ein Gemählde Franz I. "Man bemerkt an diesem Bilde sehr deutlich, daß dasselbe schon vor Kaiser Franz die Ehre gehabt hat, einen oder gar mehrere seiner Vorfahren am heil. Römischen Reiche vorzustellen, und daß man bey der Thronbesteigung dieses Reichs-Oberhauptes nur den Kopf des Bildes ausgemahlt hat". Doch wird der denkende und beobachtende Geschichtforscher auch manche Notiz sich auslesen können, die ihm den beschwerlichen Gang bezahlt, von einer Gasse zur andern so mitzugehen.

Der zweyte Abschnitt enthält eigentlich statistische Nachrichten, wo Belesenheit in Urkunden und Notizen und Tabellen freylich oft gar nicht aushilft. Wir wollen doch Einiges bemerken. Das Gebiet der alten Reichsstadt war eine halbe Quadratmeile. Die Stadt enthielt 634 Häuser,

und dann etwas über 3000 Einwohner, wovon fast 1000 zum Kammergerichte gehörten. Die Zahl der Gebornen übersteigt seit einem halben Jahrhundert jährlich die der Gestorbenen. Die Schulden beliefen sich bey der Ueberlieferung an den jetzigen Großherzog von Frankfurt auf 160,000 Gulden. Dieser, der bey allen seinen Ländern für diese Landplage aller Europäischen Staaten zweckmäßige Tilgungsmittel anzuwenden für eine seiner ersten Pflichten hält, hat auch hier (mit Aufopferung aller Einkünfte aus der Stadt, deren Regierung er aus seinen andern Einkünften besoldet) dankbar zu verehrende Vorschriften gegeben. Mehrere andere löbliche Anstalten, die Errichtung der Rechtsschule, die Einrichtung des Armenwesens, müssen wir leider übergehen.

Von S. 314 an kommen Zusätze und Berichtigungen zu den ersten Theilen; dann die zum zweyten Theil gehörigen Urkunden (zum Theil sehr örtlichen Inhalts), und ein Nachtrag für den ersten Theil; ein, wie die Seitenzahl zeigt, reichhaltigeres Register, als wir es jetzt bey historischen Werken erwarten dürfen, und endlich noch einige Nachträge und Zusätze. — Die Vignette des Titelblatts stellt die Lahnbrücke vor, das Titelkupfer liefert die Bildnisse des Kammerrichters, Grafen von Ingelheim, und des Kammer-Präsidenten, Grafen zu Solms-Laubach; endlich findet sich noch ein Grundriß der Stadt und eines Theils ihrer Umgebungen. — Das Subscribenten-Verzeichniß enthält sehr erlauchte Nahmen: voran steht der jetzige Großherzog von Frankfurt mit 50 Exemplaren.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.

Den 13. Julius 1811.

Paris.

1) De l'imprimerie de Fain: Etat civil et politique de l'Italie sous la domination des Goths, par *William Théobald Wolfe-Tone*, élève du lycée impérial; mémoire composé sur le sujet donné par la troisième classe de l'Institut, pour le prix d'histoire et de littérature ancienne de l'année 1810, avec cette épigraphe: *In me ipso sola spes.* Questions proposées: Quel fut sous le gouvernement des Goths l'état civil et politique des peuples de l'Italie? Quels furent les principes fondamentaux de la législation de Théodoric et de ses successeurs? Et spécialement quelles furent les distinctions qu'elle établit entre les vainqueurs et les peuples vaincus? — 1810. 50 Seiten in Quart.

Eben daselbst.

2) de l'imprimerie d'Adrien Egron: Histoire de l'établissement, des progrès, et de la décadence de la monarchie des Goths en Italie; ouvrage qui a obtenu un prix dans le concours proposé

par la classe d'histoire et de littérature ancienne de l'Institut, l'an 1810, par *J. Naudet*, professeur au lycée Napoléon. 1811. 328 S. in Octav.

Hamburg.

3) Bey Friedr. Perthes: Versuch über die Regierung der Ostgothen während ihrer Herrschaft in Italien, und über die Verhältnisse der Sieger zu den Besiegten im Lande; welchem am 6. Jul. des J. 1810 vom Institute Frankreichs der Preis zuerkannt ward. Von Georg Sartorius, Professor zu Göttingen. 1811. S. VIII und 359 in Octav.

Das Institut erhielt sechs Abhandlungen auf die im J. 1808 aufgegebene Frage, die auf dem Titel des ersten Werks genau abgedruckt ist. Dem Verfasser der letzten hier angeführten Abhandlung ward in der öffentlichen Sitzung des Instituts im Julius 1810 der ausgelobte Preis zuerkannt; Hr. Prof. Naudet aber erhielt das erste Accessit, mit der Erklärung: La classe regrette de n'avoir pas un second prix à sa disposition; worauf der Minister des Innern, informé de ce regret, der Classe eine Summe von 1000 Franken zukommen ließ, um den Verfasser zu belohnen. Das zweyte Accessit erhielt die in dem Programm des Instituts mit Nr. 6. bezeichnete Abhandlung, deren Verfasser, so viel uns bewußt ist, sich bis jetzt weder genannt, noch seine Schrift durch den Druck bekannt gemacht hat. Das Institut erklärte in der öffentlichen Sitzung bey Beurtheilung der Schriften: En général, les connoissances, developpées dans les différens mémoires envoyés à ce concours, ont fait éprouver à la classe une véritable satisfaction, et lui ont fait concevoir l'espérance, que les auteurs continueront à se livrer avec zèle à l'étude des monumens de l'histoire, et en particulier

de celle du moyen âge, dans laquelle il reste un grand nombre de points à éclaircir. Dieser allgemeinen Erklärung gedenkt auch Hr. Wolfe-Tone, da seine Abhandlung sonst von den Richtern nicht besonders ausgezeichnet ward; wenn er aber einige Exemplare abdrucken ließ, so sollte dieß nicht sowohl des Publicums wegen geschehen, als vielmehr, um einen öffentlichen Beweis der Dankbarkeit einer geliebten Mutter zu geben, welcher auch die Abhandlung gewidmet ist. Wenn man die Jugend des Schriftstellers, die Schwierigkeit der Aufgabe, welche schon Männer wie Montesquieu beschäftigt hat; wenn man die geringe Zeit bedenkt, die dem Verf. von andern Beschäftigungen übrig blieb: so wird man ihm, auch ganz von jenen kindlichen Gefühlen abgesehen, einen aufmunternden Zuruf nicht versagen können. Es ist zugleich erfreulich, daß in Frankreich von jungen Männern solch ernstes Studium geliebt wird, und wir zweifeln nicht, daß mit der Zeit goldene Früchte aus solchen Blüthen reifen werden. — Die Eintheilung, die der Verf. gewählt hat, ist folgende. Im ersten Kapitel folgt, auf einen Abriß des Zustandes der Völker und Regierungen von Europa zu Anfang des 6. Jahrhunderts, die Erwähnung der Vorfälle, welche Italien der Herrschaft Theodorichs unterwarfen; demnächst wird sein Character entworfen, seine Lage und seine Verwaltung im Allgemeinen dargestellt. Im zweyten Kapitel wird der letztern im Einzelnen, in Bezug auf die Römer, der öffentlichen Aemter, der Religion, der städtischen Verfassung, der Eintheilung des Landes, der Illyrischen Provinzen, des Handels und der Verbindung Theodorichs mit den Barbaren, so wie der wohlthätigen Wirkungen seiner Regierung, gedacht. Das dritte Kapitel han-

sekt von den Sitten der Gothen, ihrem état civil, ihrer Vertheilung in Italien, ihrem Kriegswesen, ihren Waffen und ihrer Disciplin. Im vierten Kapitel wird der politische Zustand Italiens in Bezug auf fremde Völker dargestellt. Das folgende handelt von den vornehmsten Grundsätzen der Gesetzgebung Theodorichs in Bezug auf die Römer und Gothen; von dem Unterschiede zwischen den Siegern und Besiegten, den jene festsetzte; den Fehlern des ergriffenen Systems und den Ursachen, warum die Gothische Herrschaft früher, als die anderer Barbaren, zerfiel. Endlich im letzten Abschnitte werden die Folgen jener Grundsätze in den Begebenheiten nachgewiesen, welche die Gothische Herrschaft umstürzten; es wird der Verfall des auswärtigen Systems und der innern Verwaltung gezeigt; es werden die unmittelbaren Ursachen des Gothischen Kriegs entwickelt, der Character Justinians entworfen, und sein Uebergewicht über die Gothen in dem Kampfe mit ihnen gezeigt.

Wenn man so den Gang des Verf. übersieht, so könnte hier und da bey dem Leser der Gedanke aufsteigen, daß der Plan deutlicher und einfacher hätte entworfen werden können; indeß ist und bleibt hierbey immerhin manches Willkührliche, und die Frage, so wie sie gestellt war, ließ der Willkühr einen um so größern Spielraum. Was endlich die Resultate betrifft, zu welchen der Verf. gelangt: so kann man im Allgemeinen mit Hrn. W. T. einverstanden seyn, wenn auch im Einzelnen Zweifel und Einwürfe entstehen sollten, die wir jedoch unmöglich hier sämmtlich berühren können. Man stößt zuweilen auf einzelne Behauptungen, z. B. daß die Gothen der Gewalt der Civil-Beamten nicht unterworfen gewesen; daß die Römer Steuern und Lasten allein hätten tragen müssen u. s. w., die ganz

dem widersprechen, was aus genauer Untersuchung sich ergibt: wir glauben, der Verf. würde strenger gegen sich, und zuweilen minder rasch und kühn in diesen und ähnlichen Aeußerungen gewesen seyn, wenn er dem Beyspiele mehrerer seiner allgemein verehrten Landsleute, nahmentlich etwa Mably, hätte folgen wollen, der seine Behauptungen durch die Worte, die er in den Urkunden und gleichzeitigen Schriftstellern vorfand, zu beweisen suchte. Dieß Verfahren schien aus mehreren Gründen bey dieser Aufgabe um so unerläßlicher zu seyn. In der ganzen Abhandlung von Hrn. W. T. findet man aber nicht nur kein einziges Citat, sondern auch überall keine Anführung der Quellen, aus welchen geschöpft ward. Allein bey einer Untersuchung, wie diese war, wo man aus meist trüben Quellen, aus unverständlichen Schriftstellern, sparsam die Data aufsuchen, das Gefundene rathsam zusammenstellen, und oft das non liquet aussprechen mußte; bey einer Untersuchung dieser Art, wo man so gut als gar keine Vormänner hatte, auf die man sich hätte verlassen können: da war es doppelt nöthig, dieses Verfahren zu wählen. Wir zweifeln nicht, daß, wenn Hr. W. T. diesen Studien ergeben bleibt, er uns in der Folge beytreten werde. Die Jugend, mit lebendiger Phantasie begabt, verschmäht nur zu leicht diese Mühe; es ist anlockend für sie, aus dem leicht gewonnenen Stoffe ein Bild zu entwerfen; sie eilt schnell dem Ziele entgegen, während das grämliche Alter immer zuruft: Nicht zu geschwind! Allein wie unerläßlich auch für den Geschichtschreiber die bildende Kraft ist, die in seinem Innern wohnen soll, wie nothwendig er ein unverdorbenes freyes Gemüth in seinem Busen haben muß, wodurch er fähig wird, das Große und Gute zu fühlen, wie unentbehrlich ihm eine Vertrautheit

mit der Menschen Thun und Treiben im öffentlichen wie im Privatleben, und eine gewisse Herrschaft über die Sprache, deren er sich bedient, eigen seyn muß: dennoch ist das Erste von Allem, daß er treu und unverdrossen die Wahrheit ausmittele, daß er in den Untersuchungen, die zu diesem Ziele führen sollen, die zuerst, vollends dem Jünger, peinlich scheinen, selbst Freude finde, daß er mit reinem Sinne nach Wahrheit forsche: denn ohne diese hört die Geschichte auf, Geschichte zu seyn. Wer redlich sucht, der wird auch finden; an der Hand der Critik wird die scheinbar dürreste Untersuchung selbst interessant. Wie weit nun die Forderungen auch noch gesteigert werden mögen, die man an den Historiker macht, Forderungen von so verschiedener Art, daß es kaum möglich seyn wird, daß Einer ihnen sämmtlich genüge; gleichwohl können wir über die leztere Bedingung nicht capituliren.

Was Nr. 2. betrifft, so hat Hr. Prof. Naudet folgenden Plan gewählt. Außer einem Vorworte und einer Zueignung an seinen Vater zerfällt das Werk in drey Theile. Der erste handelt in zwey Kapiteln von dem Zustande der Gothen und des Occidents vor und bey der Eroberung Italiens durch die Gothen. Der zweyte Theil begreift die Regierung Theodorichs, und handelt in 14 Kapiteln von Folgendem: Dem Character desselben, dem Plan seiner Regierung, seinen Maßregeln, um sich der Römer zu versichern, seinem Benehmen in Bezug auf die kirchlichen Verhältnisse, dem Systeme seiner Gesetzgebung, dem état des personnes, der Vertheilung der Ländereyen, der Garantie des Eigenthums, dem Verfahren, das Land gegen auswärtige Feinde sicher zu stellen, von den Eroberungen, von der Verwaltung der Provinzen, der Polizey, den Abgaben, dem Handel, dem Zustande der Wissen-

schaften und der Kunst zu Theodorichs Zeit, von dem Ende seiner Regierung, welchem ein Urtheil über das von ihm befolgte System beygefügt ist. In dem dritten Theile wird in fünf Kapiteln das Verfahren der Nachfolger Theodorichs erzählt, am Ende ist ein Resumé, und es sind Anmerkungen beygefügt worden. Man wird leicht schon in diesem Entwurf die geübtere Hand erkennen, man wird diese nochmehr erkennen, wenn man das Werk selbst lieset. Der Rec., der es kein Hehl hat, daß er mit dem Verfasser der dritten anzuzeigenden Schrift eine und dieselbe Person ist, gesteht es gern, daß er die Abhandlung von Hrn. Naudet mit Interesse gelesen habe, seiner Forschung, seiner Reflexion und Kunst alle Gerechtigkeit widerfahren lasse. Wenn man beide Schriften, Nr. 2. und 3., mit einander vergleicht, so kann dem Aufmerksamen die nationale Eigenthümlichkeit in der Untersuchung, der Behandlung und Darstellung, welche in jeder von beiden hervorsticht, nicht entgehen. Das Publicum kann aber nur dabey gewinnen, daß zwey im Ganzen so sehr verschiedene Abhandlungen über denselben Gegenstand ihm mitgetheilt werden; dieß verdankt es dem Urtheile des Instituts, welches diese beiden Schriften auszeichnete: ein Urtheil, das die Erhabenheit der Richter über das Conventionelle und Nationale um so mehr darthut, wenn man den innern Werth der Naudetschen Abhandlung zu schätzen weiß. Nicht bloß das Theater der verschiedenen Völker, wie man uns oft gesagt hat, behält ein nationales Gepräge: alle litterärische Beschäftigungen der Schriftsteller verschiedener Völker tragen dasselbe an sich; es gehört eine nicht gewöhnliche Bildung dazu, auch nur halb gerecht gegen die zu bleiben, die einem andern Volke angehören, und dessen Weise in der Behandlung ei-

nes Gegenstandes sich zu eigen gemacht haben. Was die Sprache betrifft, so zeigt Hr. Naudet darin eine große Gewandtheit, eine nicht gewöhnliche Herrschaft über dieselbe; Sartorius wagte es, in derselben, der Französischen Sprache, zu schreiben, und wiewohl er durch den Beystand eines Freundes der Correctheit wegen außer Sorgen war: so mußten doch Stil und Behandlung, die ihm eigen waren, den Fremdling sogleich verrathen. Hr. Naudet sagt in der Zueignungsschrift: Le témoignage de bienveillance, j'oserai même dire d'estime, que j'ai reçu de la deuxième (soll troisième heißen) classe de l'Institut, dans le concours de 1810 a de quoi flatter mon orgueil; der Rec. gesteht, daß Etwas von diesem Gefühle auch auf ihn übergegangen seyn könnte, wenn er bedenkt, wie seine Abhandlung gastfreundlich im fremden Lande aufgenommen ward, wo er, eben als Ausländer, mit um so größern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte; wenn er bedenkt, daß ein so würdiger Nebenbuhler aus der Mitte des fremden Volks selbst mit ihm um den Preis warb.

Die größte Freude würde es dem Rec. machen, wenn er Hrn. Naudet's Schrift im Allgemeinen und im Einzelnen hier durchgehen dürfte: allein, wie erfreulich, wie belehrend, dieß auch seyn würde, und wie sehr die Beantwortung der aufgegebenen Frage dabey gewinnen müßte: so ist ihm dieß gleichwohl hier versagt, denn auf einigen Blättern läßt es sich nicht leisten, und, ohne unbescheiden zu seyn, können wir von unsern allgemeinen gelehrten Anzeigen zu diesem Zwecke nicht mehr in Anspruch nehmen. Wir müssen auf die Darstellung der Resultate der Naudetschen Schrift und auf einige Bemerkungen uns beschränken. — Der Verfasser endiget unter andern in seinem Resumé auf folgende

Weise: On a heurté dans cet ouvrage l'opinion fixée depuis plusieurs siècles sur Théodoric-le-Grand. — Mais les nombreuses autorités dont on s'appuye, montrent que ce n'est qu' après un examen approfondi, qu'on s'est décidé à porter un jugement. Il faut rendre honneur à Théodoric, lorsqu'il rétablit l'ordre et la justice dans toutes les parties du gouvernement; lorsqu'il protége l'Italie contre les autres Barbares et qu'il encourage les arts et les sciences; lorsqu'il rattache à l'Empire des provinces que la lâcheté de ses prédécesseurs en avait séparées; mais on doit accuser Théodoric d'avoir immolé à sa sécurité particulière et la nation vaincue et sa propre nation; d'avoir entretenu l'une dans l'inertie, l'autre dans la férocité; d'avoir, sous une apparence d'equité, fait les uns Tyrans les autres esclaves. Gleich zu Anfang des ersten Kapitels aber wird der Character Theodorichs noch härter, auf folgende Weise, entworfen: eine Stelle, die wir ganz abschreiben, auch in der Absicht, um von der Schreibart des Verf. unsern Lesern eine Probe zu geben: Né chez les Barbares, Théodoric n'eut de Barbare que le nom et l'origine. Son génie avoit devancé sa nation de plusieurs siècles. Son éducation première lui avoit donné la force qui fait les conquérans; son sejour à Byzance avoit développé en lui tous les talens qui font le politique consommé. Fier et rusé, ambitieux et souple, occupé de lui seul, et toutefois affectant un devouement sans bornes pour le peuple, son grand art fut de connaître les hommes et de les tromper, de s'accommoder à leurs préjugés, à leur foiblesses, pour s'en prévaloir. Caressant l'ennemi qu'il redoutoit, écrasant celui qu'il pouvoit opprimer sans crainte; sachant éblouir par son faste, ou charmer par sa

modestie; se faire craindre par une sévère justice, ou se faire cherir par la clémence; se conciliant l'amour de tous, tandis qu'il élevoit tout ce qui pouvoit contribuer à sa puissance ou à sa gloire: ses pensées, ses actions eurent pour unique but son propre intérêt; je dirai plus: il immola le peuple à son intérêt. Diese Anklagen sind hart, und abweichend von dem Bisherigen; sind sie gegründet? wir gestehen es frey, nicht ganz, dieser Vorstellung beytreten zu können. Unser Urtheil über diesen berühmten Character ist in Nr. 3. gegeben worden; wir haben es zu beweisen gesucht: Andere mögen zwischen beyden Vorstellungen entscheiden. Daß Theodorich sich und seine Herrschaft zu behaupten suchte, geben wir zu: dieß wird ihm Niemand verargen, ja der vernünftige Theil der ihm untergebenen Römer hätte dieß selbst nicht thun sollen, denn was hatte er zu erwarten? — alle das Unglück, das nach Theodorichs Tode über Italien kam. Daß der König mit Klugheit in schwieriger Lage, zwischen den Ansprüchen seiner siegenden Gothen und den nationalstolzen Römern sich benahm, ist gewiß; aber zwischen Klugheit und Tücke und kalt berechnendem Egoismus ist ein Unterschied. Wir sind weit entfernt, ihn einem Ideale gleich stellen zu wollen, wie wohl von Andern geschehen ist, die, thöricht genug, an Cassiodor's schöne Phrasen sich allein halten; aber man muß auch bedenken, wie selten überall den Menschen, und den edelsten unter ihnen, es vergönnt ist, über ihr Zeitalter in allen Puncten erhaben zu seyn. Wir dürfen die größten Forderungen machen, müssen aber auch der Lage, der besondern Verhältnisse, nie vergessen, unter welchen der zu Beurtheilende stand. Selbst jetzt, da die gebildeten Völker Europa's sich schon weit mehr ähneln, läßt sich das Zusammenschmelzen der Sieger und der Besiegten, um so viel

andern Mitteln, die damahls fehlten, nicht schnell bewirken. Was sollte er für die Römer thun? sie, die in ihrem Stolze nichts als Ruhe, Friede, die Erhaltung gewohnter Gesetze und Ordnung, von ihm forderten, und die er ihnen gab; sollte er sie zum Kriegsdienst zulassen? das wollten sie selbst nicht, das hatten sie schon lange vor ihm nicht gewollt; als ganz andere Motive bey Belisars Erscheinung in Italien hinzukamen, so konnte doch auch dieser seine Heere nicht aus diesem tief gesunkenen Volke recrutiren. Es ist eine Aufgabe, die Niemand lösen kann, ein so unglaublich entartetes Volk in kurzer Zeit wieder empor zu heben, während der noch so langen Regierung Eines Regenten ist dieß unmöglich. Seine Gothen hielt Theodorich in Ordnung: dieß ist durch vielfache Beweise belegt, Niemand bezweifelt es; aber sie zu einem civilisirten Volke umzuschaffen, das mußte das Werk der Zeit seyn. Wenn wir bedenken, daß Theodorich beide Völker in Friede und Ruhe neben einander hielt, daß er durch ein gemeinschaftliches Recht, durch die Unterwerfung unter dieselben höheren Beamten, der Zeit und der Gewohnheit das Uebrige überließ: so kömmt uns sein Verfahren verständig und der Lage der Dinge angemessen vor; seine Nachfolger mußten vollenden, wozu er den Grund gelegt hatte; sie mochten dann auch zu der Religion übertreten, die den Verein völliger bewirken konnte. Doch muß man selbst von diesem Uebertritte nicht zu viel erwarten; wie lange blieb der Unterschied zwischen beiden Völkern in Gallien, trotz des früheren Uebertritts von Chlodowig zur katholischen Religion? Daß aber alles so viel anders erfolgte, als nach so weisem Verfahren von dem Könige zu erwarten stand, daran war das tiefe Verderben der Römer, ihr Hochmuth, ihre blinde Anhänglichkeit an die verworfenen Kaiser, dieser ihre Cabalen, und die Schwäche oder

Nichtswürdigkeit der nächsten Nachfolger Theodorichs, Schuld. Wir wollen Niemanden unsere Ansicht aufdringen, wir erklären sie nur; Andern bleibe die Entscheidung. Wir dürfen aber nicht verschweigen, daß es uns scheint, es sey dem Verf., da er einmahl von jener Ansicht ausging, begegnet, was dem lebhaften Geiste unter solchen Voraussetzungen nur zu leicht begegnet, in den Aussagen der Schriftsteller und in den Thatsachen Beweise seiner Ansicht zu finden, die Andere, welche diese nicht theilen, schwerlich gelten lassen werden. Der Verf. führt die Stellen der Schriftsteller, auf die er sich stützt, besonders Cassiodor, als den vorzüglichsten, stets unter dem Texte nach Buch und Kapitel oder ähnlichen Abtheilungen an, zuweilen folgt in den angehängten Anmerkungen eine weitere Ausführung. Allein Cassiodor ist oft unverständlich, und wiewohl Hr. Naudet das Rhetorische in ihm wohl unterscheidet: so hat es uns doch geschienen, daß zuweilen noch strenger die That von dem Ausdruck hätte unterschieden werden können. Wir müßten die einzelnen Stellen durchgehen, um zu zeigen, wo wir abweichen: dieß erforderte aber einen zu großen Raum. Zuweilen wird Sigonius, Cochläus und Lebeau hist. du bas empire angeführt, um Dieß oder Jenes zu beweisen: aber, den Werth dieser Schriftsteller unangefochten gelassen, als Quellen können sie nicht gelten; ihre Beweiskraft ist nichtig, wenn sie nicht aus gleichzeitigen Scribenten entlehnt haben. Der anonymus Valesii, der von so bedeutendem Gewichte ist, und andere sind dem Verf., wie es scheint, ganz unbekannt geblieben. Theodorichs Edict wird benutzt, und aus dessen Stellen, zuweilen gegen Theodorich, mit Scharfsinn argumentirt: allein können diese Gesetze gegen des Königes Character beweisen, da sie meist in den frühern Constitutionen der Kaiser wörtlich sich

finden? Wenn behauptet wird, Theodorich habe den auswärtigen Handel nicht unterstützt, damit seine Unterthanen nicht Ideen, die seiner Herrschaft entgegen wären, bey fremden Völkern einsaugen möchten, so finden wir keinen Beweis dafür angeführt. Haß hatten die Römer in Italien gegen Theodorich genug, weil sie Römer und Katholiken waren; was aber sonst seine Regierung betraf, so konnte er dreist die Vergleichung mit der kaiserlichen und der der Barbaren aushalten; hat Theodorich den Handel nicht unterstützt, so hat er es deßwegen nicht gethan, weil Niemand die Sache damahls besser verstand. Es ist so schwer, sich immer frey davon zu halten, das Damahls und Jetzt nicht zu vermengen. Theodorich hätte ein Halbgott seyn müssen, um unsere Ansichten zu haben, und aus sich eine ganz andere Gesetzgebung zu schaffen, von der man nie gehört hatte; sein Höchstes war, das Gute aus den älteren Instituten und Gesetzen der Kaiser zu wählen. — Unser Verf. verschmähet es meist, in das Detail des Verwaltungszweige einzugehen, welche die Ueberschriften andeuten, ohne Zweifel, weil er befürchtete, die größere Classe der Leser, für welche das Werk mitberechnet ist, zu ermüden. — In dem dritten Theile wird der Regierung der Nachfolger Theodorichs gedacht; am meisten Eigenthümliches enthält die Darstellung und Beurtheilung der Regierung Athalarichs oder Amalasuntha's, und die Auseinandersetzung des Verfahrens, besonders von Cassiodor, der die Geistlichkeit auf Kosten des Throns begünstigt habe, parteyisch für die Römer, unbekümmert um die Gothen, gewesen sey, und somit die Vertheidiger des Landes verdorben, und den Untergang der Monarchie herbeygeführt habe. In diese harten Anklagen gegen Cassiodor können wir nicht wohl einstimmen; Amalasuin-

che hatte eine gewisser Maßen Römische Bildung; sie wollte eine andere Erziehung ihres Sohns; die Angesehenen unter den Gothen widersetzten sich; die Mittel, welche die Königinn erwählte, um die Unzufriedenen zum Schweigen zu bringen, waren verderblich für sie, für den Thron; die schlechte Wahl des Mitregenten, den sie nach ihres Sohnes Tode wählte, der Krieg, die schwachen Regenten, die folgten, stürzten die Gothische Herrschaft: dieß ist unsere Vorstellung; daß Cassiodor den vornehmsten Antheil an dem allem gehabt, und mit Recht dessen beschuldigt werde, davon haben wir uns, nach nochmahliger Vergleichung der Quellen, nicht überzeugt. Aber man wähle die eine oder die andere Vorstellung, nur wir glauben, es müsse die Wahl, zufolge der Aussagen der Schriftsteller und der unbezweifelten Thatsachen, nicht durch Wahrscheinlichkeit bestimmt werden; so scheint uns Cassiodors oder Amalasuinthens Benehmen zu beweisen, daß Theodorich seine Gothen recht behandelt hatte, und daß er der Zeit überließ, was nur durch sie reifen konnte. Freylich würde Theodorich Manches eher haben durchsetzen können, als seine schwachen Nachfolger: aber war es denn so wenig, was er gethan hatte, und läßt es sich genau noch in dieser Ferne beurtheilen, ob und wo er mehr hätte thun können? — Der folgenden Regierungen der letzteren Könige wird alsdann gedacht, da die Frage sich auch auf sie erstreckte; Mehreres von dem Kriege wird mit aufgenommen, der den Untergang der Gothischen Herrschaft herbeyführte.

Es kann nicht fehlen, daß in der Geschichte immer verschiedene Ansichten bey Verschiedenen herrschen werden und müssen; nur bornirte Menschen, die sich allein im Besitz der Weisheit zu seyn wähnen, sprechen ihre Ansichten in solchen Fällen als Evangelien

ein, und achten die redlichen Forschungen und Bemühungen Anderer nicht, so bald die Resultate nicht mit ihren Ansichten übereinstimmen; weit entfernt ist solcher Bauernstolz von uns: wir erkennen das Talent, den Fleiß, die geübte Hand des Verf., und freuen uns mit dem Institute, daß sich nach den Stürmen der Revolution Männer in Frankreichs Mitte finden, welche den wohlverdienten Ruhm würdiger Vorfahren auch in diesen Zweigen der Litteratur auf sich übergehen machen. Diese aufzumuntern und auszuzeichnen, ist ein großes Verdienst, welches sich die würdige Gesellschaft erwirbt.

Von Nr. 3. haben wir wenig zu sagen, da wir, zufolge der Einrichtung unserer Blätter, Andern das Urtheil überlassen. Nur wenige Worte seyen uns vergönnt. Der Sinn einiger Ausdrücke in der Aufgabe, besonders der, état civil, im Gegensatze von état politique, hatte für den Verf. Schwierigkeiten; nachdem er sich bey Französischen Schriftstellern umgesehen hatte, was darunter begriffen werde, und da er fand, daß man über die damit verbundenen Begriffe nicht ganz ins Klare kommen konnte: so ergriff er folgenden Ausweg, daß er zuerst einige Worte über den Zustand des Reichs, und Italiens insbesondere, vor der Ueberschwemmung durch die Gothen vorausschickte, der Völker Italiens und ihrer Lage zu einander gedachte, dann die Verfassung, die Verhältnisse zum Auslande und die verschiedenen Zweige der Verwaltung während der Regierung Theodorichs und seiner ersten Nachfolger durchging, alsdann den Zustand des Landes während der letzten Gothischen Regenten darstellte, wo über Verfassung und Verwaltung wenig zu sagen war, weil der Krieg alle Ordnung auflösete, weßhalb er sich hier kurz faßte, aber zufolge der Frage dieß

gleichwohl berühren mußte. An die Aufgabe hielt er sich strenge; er suchte zuletzt die drey aufgegebenen Probleme einzeln zu lösen, und seine Behauptungen durch die ausgezogenen Hauptstellen der bewährten Schriftsteller in den angehängten Anmerkungen zu belegen. Er ist so weit in das Detail der einzelnen Verwaltungszweige eingegangen, als die Quellen es nur immer verstatteten; zufolge der Frage mußte dieß geschehen: den Vorwurf der Trockenheit hat er verachtet, denn eben in diesem Detail mußte der Reitz für den Kundigen liegen, und er hat nur bedauert, daß die Quellen nicht immer so reichlich flossen, um alles das zu leisten, was er beabsichtigte. Trocken pflegen diejenigen dergleichen Untersuchungen zu nennen, denen die Kenntnisse abgehen, um das Gefundene gehörig anzuknüpfen. — Der Druck der Abhandlung ward entfernt von des Verfassers Wohnorte, zu Berlin, besorgt; er verdankt es der Güte eines seiner gelehrten Freunde, daß so wenige Druckfehler, wovon ein kurzes Verzeichniß beygefügt ist, vorgekommen sind; die meisten davon ergeben sich von selbst. Seither hat der Verf. noch zwey andere bemerkt, die er hier nachtragen will, nähmlich gleich auf dem Titel ist statt des 6. Jul. der 5. zu lesen, und S. 127 Z. 7, 8, ist das Wort späterhin eine Zeile zu hoch gesetzt, wo es auszustreichen, und dafür Z. 8 und 9 zu lesen ist: deren Beschlüsse späterhin die Römer u. s. w.

Stück 83 S. 817 L. 9 nur erst hervorkeimte l. nur erst allmählich hervorkeimte.

— S. 819 L. 3 von unten statt: Freyheit l. Einheit.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 15. Julius 1811.

Paris.

Von daher erhalten wir eines der angenehmsten Geschenke: *Carte générale de la Grèce, et d'une grande partie de ses colonies tant en Europe qu'en Asie, pour le voyage du jeune Anacharsis, par* J. D. Barbié du Bocage, Membre de l'Institut etc. commencée en 1798 et terminée en 1809. Paris 1811. — Beygefügt ist: *Addition à l'analyse critique des Cartes de l'ancienne Grèce, dressées pour le voyage du jeune Anacharsis.* — Das prächtige Blatt (2½ Fuß lang, 1¾ Fuß hoch) stellt Griechenland, und fast die ganze Griechische Welt, dar (in Uebereinstimmung mit der Reise des Anacharsis), zunächst vor der Schlacht bey Chaeronea, welche 338 die Macedonische Oberherrschaft in Griechenland gründete. Es geht vom 34° ... 43° 25' der Breite und 10½ ... 27½° der Länge. Es umfaßt also, außer Griechenland selbst und den sämmtlichen Griechischen Inseln bis Creta und Rhodus, ganz Macedonien, Thracien diesseit des Haemus, und noch einen Theil des jenseitigen,

beynahe bis zur Donau, und fast ganz Illyricum; das westliche Bordaraßen, und einen Theil des schwarzen Meeres; so wie im Westen den größten Theil von Italien (bis Cortona), ganz Sicilien und Malta. — Der berühmte Verfasser gibt in seiner Analyse zuerst Nachricht von den critischen Hülfsmitteln, woraus erhellet, wie sehr das Blatt durch die Verzögerung der Herausgabe gewonnen hat. Nicht genug zu rühmen ist dabey die Bereitwilligkeit, mit welcher er von so vielen seiner Landsleute, Ingenieuren, Reisenden, öffentlichen Beamten ꝛc. unterstützt ward. Zuerst die Beobachtungen, und eine im Depot der Marine entworfene große Karte von Mr. Chabert, besonders wichtig für Morea, wovon Hr. Barbié du Bocage noch eine Special-Karte verspricht. Hr. Graf Choiseul Gouffier gab eine große Karte von Attica, von Fauvel gezeichnet. Das Innere von Epirus erscheint sehr verändert, nach den Mittheilungen von Pouqueville und Bessieres. Auch die Küste von Thessalien hat, nach mehreren mitgetheilten Beobachtungen, eine veränderte Gestalt erhalten. Die vortreffliche Karte über den nördlichen Theil des Archipelagus in dem zweyten Theil der Reise des Hrn. Choiseul Gouffier wurde die Hauptquelle, sowohl für jene Inseln, als für Thracien. (Man vergleiche nur die Inseln Lesbos, Lemnos u. a. mit den ältern Karten.) Die nördlichsten Gegenden sind nach einer handschriftlichen großen Deutschen und mehreren Russischen Karten, die der Verf. durch Hrn. Lapie erhielt, berichtigt. Für die westliche Küste von Griechenland haben die Herren Cousinery, Felix Beaujour und gleichfalls Hr. Lapie Materialien geliefert. Mehrere genaue Reise-Routen und Breitenbestimmungen wurden zu Hülfe genommen. Die Küste von

Vorderasien ward theils nach Choiseul Gouffier, theils auch nach mehreren Beobachtungen, welche der würdige Niebuhr handschriftlich mittheilte, gezeichnet; das Innere nach mehreren genauen Reise-Routen, und auch nach den mitgetheilten detaillirten Bemerkungen des Hrn. Cousinery. Für Italien, wo durch die Arbeiten eines Rizzi Zannoni über Neapel, der Pp. Maire und Boscovich über den Kirchenstaat Alles hinreichend bestimmt ist, bediente sich der Verf. einer darnach reducirten Karte des Hrn. Lapie.

Die politische Eintheilung der Länder ist durch illuminirte Grenzlinien, durch 10 verschiedene Farben, unterschieden. So übersieht man das bis auf den Tag der oben erwähnten Schlacht noch freye Griechenland (die einzelnen Landschaften sind durch einfarbige Grenzlinien abgesondert), seine Inseln und Colonien, so das damahlige Reich Philips, Macedonien und Süd-Thracien, jedoch mit Ausnahme des Chersonesus, Byzanz und Perinth, mit Einem Blick. Weil in Vorderasien damahls die Griechischen Städte den Persern unterworfen waren (seit dem Frieden des Antalcidas), so sind sie nicht durch die Illumination unterschieden (vielleicht hätten doch, so wie in Macedonien und Thracien, die Nahmen unterstrichen werden können); in Italien erscheint die Römische Republik noch auf Latium beschränkt; die einheimischen Völker, die Griechischen Küstenstriche, und die *Grecs semibarbares* (wie Hr. B. du Bocage die Campaner, Etrusker und die Bewohner von Apulien nennt), jede für sich; Sicilien aber unter Timoleons Verwaltung, bis auf ein paar den Karthagern noch gehörende Reste an der West- und Nordküste, fast ganz Griechisch; Malta und einige benachbarte kleine Inseln, Karthagisch.

Die Schönheit des Stichs, die Correctheit und Deutlichkeit der Schrift, brauchen wir nicht erst zu rühmen. Aber erwähnt werden muß noch der schöne Cartouche, der neben dem Titel und mehreren sinnbildlichen Vorstellungen zugleich an der einen Seite eine Ansicht der Ge end von Athen, der Acropolis, der Stadt, der langen Mauern, der Häfen, der benachbarten Oehlwälder und der Gebirge gibt.

Eben daselbst.

Le Genie de Virgile. Ouvrage posthume de *Malfilatre*, publié d'après les Manuscrits autographes, avec des notes et additions par *P. A. M. Miger.* Bey Maradan 1810. Octav, vier Bände. Gestehen müssen wir zwar, daß wir das nicht fanden, was wir erwarteten; indessen auch dem, was wir fanden, wollen wir seinen Werth lassen, aber mit gewisser Einschränkung. Daß es uns eine mißliche Sache scheine, der Jugend den Geist eines Classikers (Genie) durch den Strohhalm einer Uebersetzung einhauchen zu wollen, oder durch Zusammenstellung und Vergleichung mehrerer Uebersetzungen und Uebersetzungsversuche einzuflößen, haben wir schon sonst geäußert. Seine gute Seite kann es haben, aus den Lateinischen Commentarien der Vorgänger alte Classiker mit Deutschen Anmerkungen zu versehen, auch, in seiner Muttersprache über einzelne Stellen Dissertationen und Observationen zu schreiben, wenn man nur voraussetzen dürfte, daß der Dichter bereits vorhin in seiner eigenen Sprache nach und mit dem Geiste derselben gelesen, gründlich interpretirt und richtig verstanden war. So haben wir Martyn's und Holdsworth's schätzbare Bemerkungen. Aber der gegenwärtige Verfasser hat unstudirte Leser vor

Augen, welche kein Latein verstehen, aber angelockt werden können, es zu lernen, um den Dichter in seiner Sprache zu lesen; gleichwohl denkt er sich so weit gebildete Leser, daß sie fähig sind, den Sinn und die Schönheit der Gedichte Virgils durch eine freye Uebersetzung, durch Erklärungen, wie sie sie bedürfen, und durch Vergleichung anderer Uebersetzungen, und durch Nachahmungen anderer Dichterstellen, einzusehen und zu fühlen. Zu einer oberflächlichen Kenntniß der Ideen, Gedanken und der Bilder der Dichter, und des Ganges des Gedichtes, kann dieß wohl hinreichen; nur wird durch alles, Sprache und Sinn und Denkart der Alten eher modernisirt, als der unsrige Zeitgeschmack verbessert, reiner und edler gemacht. Man sieht also, für die bessere Interpretation und gelehrte Entwickelung und Erläuterung des Dichters läßt sich wenig Vortheil aus dem grossen Apparat ziehen; für uns Deutsche noch weniger, da sich beide, der Verfasser und sein Herausgeber, ganz auf Französische Uebersetzer und Commentatoren einschränken. Die Uebersetzung ist in Prosa, aber häufig die schönsten Stellen mit unten beygefügter eigner neuer Uebersetzung in Versen begleitet. Einige Stellen, die wir einsahen, haben uns keinen Muth gemacht, tief hineinzugehen. Z. B. in I. Ecloge der Vers: post aliquot mea regna videns, mirabor aristas, läßt Malfilater ganz weg, Hr. Miger übersetzt le toit de ma pauvre chaumière derrière quelques epis; das sey der rechte Sinn von post aliquot aristas: (also wäre die Meinung, *post*, hinter einigen dünn stehenden kleinen Halmen?); d'un bout de son petit champ, il voyoit à l'autre bout son *toit* seulement, *culmen;* car sa pauvre chaumière n'est point élevée, et quelques epis de blé suffisent pour la cacher

presque toute; *excepté le toit chargé de chaume* mais malgré cette médiocrité, il vivoit content, comme s'il eût eu un royaume. Was witzige Uebersetzer nicht alles ins Original hineintragen können! Die Eclogen sind in eine andere Ordnung gestellt: die vierte, Sicelides Musae, ist hier die neunte, und überschrieben: Drusus, denn dieser soll der Wunderknabe seyn, der in diesem Jahre sey geboren worden: V. C. 716 (soll wohl 715 seyn). Dieß mögen wir nicht zu vertheidigen übernehmen, noch wahrscheinlich halten, daß damit dem Octavian der Hof gemacht worden sey, daß die dem vorigen Manne genommene und von ihm schwangere Livia den großen Reichserben ans Licht bringen solle. Man s. Dio Cassius nach, so wird man uns wohl verstehen. Beide, Verfasser und Herausgeber, kennen übrigens bloß die zu ihrer Zeit bekannten Commentatoren Virgils; analysiren, critisiren, nach der Aesthetik ihrer Zeit. Jedem der drey Gedichte ist auch eine in eben diesem Geiste und Geschmacke abgefaßte Einleitung vorgesetzt, welche ihren Werth haben, da man darin die leitenden Begriffe der Franzosen für dieses ganze Fach zusammengestellt sieht: denn es stehen im ersten Bande Reflexions sur les Bucoliques, im zweyten voran Reflexions sur les Géorgiques, im dritten Considérations sur le Poëme epique ou analyse raisonnée du Traité du P. le Bossu sur cette matière, welche mehr als die Hälfte des Bandes ausmachen. Die letzten Bücher der Aeneide sind dürftiger ausgestattet, reichlicher das zweyte, vierte und sechste Buch, aber im sechsten Buche ist eine Exposition du Système de Pythagore, de Platon etc. sur la nature des ames, et sur leur état après la dissolution du corps, eingerückt, für die Classe Leser, denen das Werk bestimmt ist.

ganz belehrend, denn eine critisch-historisch-philosophische Abhandlung wird man hier nicht suchen. — Allein gehet noch voraus im ersten Bande, ausser einer Notice de l'Editeur p. I . . . XVIII, ein Discours p. 1 . . . 182, in welchem gegeben ist: Darstellung dieses Werks; wie man Dichter übersetzen solle; ob ein gut Gedicht, in Französische Verse übersetzt, Beyfall finden würde; und ob die Franzosen und andere Neuern (dieses letztere hätte wegbleiben sollen, denn der Verf. kennt nur seine Landessprache) Verse haben; endlich eine Schutzrede für dieß Werk. Aus demjenigen, was bereits im Obigen beygebracht ist, wird man sich leicht den Werth und den Character der Ausführung vorstellen können. Für einen Esprit de Virgile will der Verfasser das Werk nicht angesehen haben; denn von Gedichten können nicht einzeln ausgehobene Stellen zureichen, den Geist des Ganzen, den Plan, die Erfindung und die Ausführung zu erkennen; er habe sich also mehr dem P. Brumoy in seinem Théatre des Grecs genähert, welcher die Griechischen Tragiker theils übersetzt, theils analysirt und erläutert. Daß aber Malfilatre unter die Gebildetern seiner Nation gehörte, und daß es ihm an Geschmack des Schönen nicht fehlte, darf nicht verkannt werden. Eine einzige Stelle aus dem Discours préliminaire kann hinreichen, eine gute Meinung von ihm zu fassen. Nachdem er erkannt hat, le génie a ses revolutions comme les états; — Après l'éclipse du génie vient le règne de l'esprit, qui est plus long, plus éblouissant et moins beau. On devient alors plus subtil, plus metaphysicien; on écrit avec plus de finesse, on veut mieux faire que ses prédecesseurs, on l'on croit penser plus qu'eux, et l'on a beaucoup moins de gout et de sentiment. Tout dégé-

mère, tout dépérit — on s'éloigne aussi de la nature — or la nature est la source du génie et la mère des grands talens. „Dès que le luxe a corrompu les moeurs, il corrompt aussi le gout; et le gout, une fois altéré, ne reprend jamais sa première pureté. Tremblons pour le nôtre! Und sind wir Deutsche wohl weniger in dieser Gefahr!

Bremen und Aurich.

In Commission bey Joh. Heinr. Müller: Vier Predigten, zum Vorlesen, über die Größe der Welt, und ihres Schöpfers, das Unbefriedigende irdischer Lebensfreuden, und die Fallstricke des Trachtens nach Reichthum. Mit einer biblischen Vorlesung, einer Anweisung für den Vorleser, und einer nähern Anleitung für künftige Schulmeister. Von Johann Caspar Velthusen, Dr. der heiligen Schrift und Generalsuperintendenten in den Herzogthümern Bremen u. Verden. 1810. 163 S. in Octav.

Der längere Titel zeigt schon hinlänglich an, was die Leser in dieser Schrift zu erwarten haben. Von den vier Predigten, welche den Hauptinhalt ausmachen, und viel practisches Interesse haben, sind die beiden letzten in London 1770 und 1771 geschrieben und gehalten worden. Die Gebete zeichnen sich durch Herzlichkeit aus, und man fühlt es beym Lesen, daß sie aus frommer gerührter Empfindung herflossen. Zum Vorlesen eignen sich diese Predigten durch den faßlichen Vortrag und durch die eingemischten guten Liederverse. Die nähere Anleitung für künftige Schulmeister ist nur denen brauchbar, welche die frühern citirten Religionsschriften des Verf. dabey zu Rathe ziehen. — In der ganzen Schrift ist es unverkennbar, daß ein edler Mann spricht, welchem die Sache der Religion am Herzen liegt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 18. Julius 1811.

Göttingen.

Die in der Sitzung der königl. Societät der Wissenschaften am 6. Julius d. J. von Eichhorn gehaltene Vorlesung handelte de re Judaeorum scenica. Dem Auslande ahmten die Juden Kampfspiele zur Zeit des Antiochus Epiphanes, Schauspiele erst unter den Herodiern, nach. Zur Feyer des Sieges bey Actium ordnete Herodes der Große, wie in mehreren großen Städten des Römischen Reichs von den Magistraten geschah, Spiele, die alle fünf Jahre wiederhohlt werden sollten, Renn- und Fechterspiele, musicalische Spiele und Thiergefechte, zu Jerusalem an. Zu den ersten waren wahrscheinlich noch aus frühern Zeiten die öffentlichen Plätze, ein Stadium und Gymnasium, zu Jerusalem vorhanden; zu den letzten bauete Herodes ein Theater und Amphitheater daselbst. Zu ähnlichen fünfjährigen Spielen versah er nach der Zeit das neu erbauete Cäsarea, und sein Enkel, Herodes Agrippa, die Stadt Berytus, mit

beiden Arten von Schauplätzen. Die Amphitheater wurden zu Thierhetzen, zu Kämpfen einzelner Menschen mit Thieren, ja zu förmlichen Schlachten gebraucht. So gab Herodes Agrippa bey der Einweihung seines Amphitheaters zu Berytus den Zuschauern das Schauspiel einer Schlacht, die 1400 Maleficanten, 700 gegen 700, einander lieferten. Solche Jüdische Mordfeste mögen der Vergessenheit übergeben werden; denkwürdiger sind die theatralischen Vorstellungen zu Jerusalem, Cäsarea und Berytus, deren Josephus, leider! nur mit wenigen Worten, erwähnt: doch bey Zuziehung ähnlicher gleichzeitiger theatralischer Vorstellungen reichen sie hin, einen allgemeinen Begriff von ihrer Beschaffenheit zu geben.

Das Theater zu Jerusalem war in seinem Umkreis mit angebrachten Inschriften, die Octavian's Thaten erzählten, und mit aufgestellten Trophäen geschmückt. Da alles dieses im Umkreis zu sehen war, so müssen sich wohl die Sitze der Zuschauer mit einem Porticus geschlossen haben, in dem sich allein Inschriften und Trophäen im Umkreis anbringen ließen. Das Ganze war also eine Römische Nachahmung: so wie (zur Ehre der Griechen sey es gesagt) nur die Römer Amphitheater zu Thierhetzen und Menschenmorden kannten, so versahen auch sie nur das Ende des Theaters hinter dem letzten Sitz der Zuschauer mit einem Porticus. Zu den Spielen, die auf seinem Theater gegeben werden sollten, lud Herodes der Große durch ausgesetzte Siegespreise ausländische Musiker und Thymeliker ein. Auch diese waren wohl ähnlichen Kämpfen zu Rom nachgeahmt: Herodes scheint alle die Herrlichkeiten, welche er bey seinem Auf-

enthalt zu Rom gesehen hatte, nach Jerusalem übergetragen zu haben.

Musicalische Spiele waren zuerst von L. Mummius zu Rom eingeführt, und unter seine Triumphfeyerlichkeiten nach Zerstörung des Achäischen Bundes aufgenommen worden: von dieser Zeit an fehlten sie zu Rom nicht leicht bey recht feyerlichen Festen; man sprach häufig von einem certamen triplex, musicum, gymnicum et equestre. Wie die musicalischen Spiele beschaffen waren, kann man aus Tacitus Nachrichten von Nero's Liebhaberey an ihnen abnehmen: er behielt sie in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit bey, nur änderten sich mit ihm und durch ihn die Personen, welche sich mit ihnen beschäftigten. Bis auf Nero nahm kein Römer an denselben Anstoß, weil sie wohl von Sklaven oder Ausländern gegeben wurden; erst seitdem Nero selbst darin auftrat, und Römische Bürger zwang, sich in ihnen hören zu lassen, wurden sie ein Aergerniß Römischer Patrioten. Da wir wissen, daß Nero in einer eigenen dazu schicklichen Kleidung allerley Tragödien (Niobem, Canacem parturientem, Orestem matricidam, Oedipodem excoecatum, Herculem insanum) unter Begleitung eines Instruments absang, und neben ihm ein anderer Acteur auf der Schaubühne das mit Gebehrden ausdrückte, was Nero sang, so erhält dadurch die Art der Wettkämpfe, die zu Jerusalem von den Musikern und Thymelikern gegeben wurden, Erläuterung. Es waren poetisch-musicalische Wettkämpfe, wie sie in den Griechischen Odeen gegeben wurden; Gesang der Fabel und Action waren dabey getrennt; die Acteure, die neben den Sängern für die Action

auftraten, hießen Thymeliker: ein Nahme, der zu Rom wegfiel, da L. Mummius die Spiele der Odeen (kleiner, mit einem Dach versehener, Theater, in denen, weil es für die wirkliche Scena an Raum fehlte, nur die Thymele beybehalten war) auf einem Römischen Theater, folglich von der Scena herab, geben ließ: denn kein Römisches Theater hatte, wie die Griechischen, neben der Scena eine Thymele. Zu solchen Spielen gab es damahls im Europäischen und Asiatischen Griechenland eingeübte Schauspielergesellschaften unter einem Principal, die sich an Höfe und Städte zu feyerlichen Spielen vermietheten; wie Herodes solche Gesellschaften nach Jerusalem einlud, so hatte schon fast 300 Jahre früher Antigonus durch ausgesetzte Preise ähnliche Gesellschaften nach Antigonia zu Spielen, die er geben wollte, eingeladen. Sie gaben bloß von ihnen eingelernte Stücke, meist von alten Dichtern; wenigstens hat man keine Spur, daß ihre Principale selbst für neue Stücke gesorgt hätten. Sie brachten also auch wohl ihren apparatus scenicus mit; doch zu Jerusalem schaffte die Prachtliebe des Herodes, des Glanzes wegen, die Kleidungen, in denen seine Musiker und Thymeliker auftreten sollten, besonders an. Aus den beygebrachten Umständen ergibt sich von selbst, daß keine geborne Juden auf dem Theater zu Jerusalem aufgetreten seyn mögen; wie hätten sie auch zu theatralischen Aufführungen, die lange Uebung erforderten, geschickt seyn können, da wenigstens den einheimischen ein Theater eine große Neuigkeit und Neuerung war? Die Stücke, die auf dem Palästinischen Theater gegeben wurden, waren daher auch sicher nicht in der Syrisch-Chaldäi-

schen, sondern in Griechischer Sprache, damahls der zweyten Landessprache von Palästina, abgefaßt, und wer etwa den Text der Sänger nicht verstehen konnte, der hielt sich, wie unsre meisten Operngänger, an die Maschinerie, die Musik und übrigen Stücke der Pracht.

Palästinische Juden vom alten Schrot und Korn hatten an den theatralischen Anstalten der Herodier ihr großes Aergerniß; besonders waren ihnen die Trophäen, die sie für Menschenfiguren ansahen, als eine Entweihung ihrer heiligen Stadt, ein wahrer Greuel: theatralische Vorstellungen scheinen auch in Palästina, wozu das bald nachher erfolgte Schicksal der Hauptstadt mit beygetragen haben mag, immer etwas Ausländisches geblieben und nie einheimisch geworden zu seyn (daher auch der Talmud ihrer in seiner Casuistik nicht erwähnt). Anders war der Fall bey Hellenisten, die sich unter den Griechen an theatralische Vorstellungen, die sie so häufig zu sehen bekamen, eher gewöhnen konnten: daher kann es nicht befremden, wenn man bey ihnen dramatische Versuche findet, die sich aber, nach echter Judenweise, immer auf ihre heilige Geschichte und religiöse Gegenstände einschränken: wohin zum Beyspiel die Tragödie vom Ausgange der Israeliten aus Aegypten gehört, die einen gewissen Ezechiel aus ungewissem Zeitalter zum Verfasser hatte, von dessen hinkenden sechsfüßigen Zeilen sich noch bey Clemens von Alexandrien und Eusebius eine Anzahl erhalten hat u. s. w.

Paris.

Nouvelle théorie de l'Habitude et des Sympathies, par *H. Dutrochet*, Docteur en mé-

decine et médecin des armées. 1816. 111 Octavseiten.

Der Gegenstand dieser Abhandlung interessirt, bekanntlich, den Philosophen und Psychologen nicht weniger, als den Physiologen. Eine befriedigende, nicht bloß Thatsachen ordnende, sondern von den höchsten Gesetzen der Lebens-Functionen ausgehende, Theorie der Gewohnheit ist, so viel dem Recensenten bekannt, noch nicht vorhanden. Ueber organische Sympathie läßt sich eher nach physiologischen Principien, auch ohne eigentliche Philosophie, einiger Aufschluß geben, wenn man nähmlich die höhere oder geistige Sympathie, die denn doch vielleicht sehr genau mit der organischen zusammenhängt, nicht mit in das Spiel ziehen will. Aber zur Erklärung der Macht der Gewohnheit und ihrer fortwährenden Einflüsse auf die ganze lebende Natur, die denkende nicht weniger, als die animalische und vegetabilische, läßt sich durch Physiologie allein nur wenig ausrichten. Der Verfasser dieser Schrift glaubt das höchste Gesetz oder Princip der Gewohnheit darin gefunden zu haben, daß die organische Natur sich durch sich selbst mit den von außen auf sie wirkenden und zu ihrer Erhaltung mehr oder weniger nothwendigen Reitzen in ein Gleichgewicht (équilibre ou rapport d'égalité) zu setzen strebe. Aus diesem Princip folgert er, daß die Wiederhohlung gewisser Aeusserungen der Lebenskraft eine Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit in ihren Functionen nach sich ziehen müsse. Die Theorie ist mit Klarheit und Bestimmtheit, und nicht ohne Scharfsinn, ausgeführt. Der Verfasser unterscheidet die passive

Erscheinungen, die eine Folge der Gewohnheit sind, von den activen. Jene zeigen sich, wo in der organischen Natur durch wiederhohlte Einwirkung gewisser Reitze ein Bestreben entsteht, bey dieser Art von Reitzen zu beharren, so, daß, nach demselben Gesetze, auch dasjenige, was dem lebenden Wesen anfangs zuwider war, oder es sogar zu zerstören drohete, durch Wiederhohlung ihm zum Bedürfnisse werden kann. Activ erscheinen die Folgen der Gewohnheit, wo das lebende Wesen durch die Wiederhohlung gewisser Handlungen nicht nur fähiger, sondern auch geneigter wird, sie zu verrichten, so, daß ihm durch bloße Gewohnheit auch eine gewisse Art zu handeln, zum Bedürfnisse werden kann. Beide Aeußerungen der Gewohnheit gehören, nach dem Verfasser, zusammen, und werden von ihm auf dasselbe Princip des Gleichgewichts zurückgeführt. Aber auf die Hauptfrage: Woher es denn komme, daß die lebende Natur der Individuen sich auf eine solche Art gegen die Außenwelt verhält? antwortet der Verfasser sehr bescheiden: Nous l'ignorons entierement. Er hat also das Gesetz der Gewohnheit nicht sowohl erklärt, als es auf eine neue Vorstellungsart oder, wenn man will, eine neue Formel zurückgeführt. Und weiter kann man es in der Theorie der Gewohnheit auch schwerlich bringen, wenn man nicht hinaufsteigt bis zu dem höchsten Gegensatze in der lebenden Natur, dem Gegensatze zwischen Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit (Receptivität und Spontaneität), auf den sich am Ende alle Lebensverrichtungen, vom Keimen der Pflanze an bis zu den Functionen

der Denkkraft in der menschlichen Natur, beziehen. Die verschiedenen Arten von activer und passiver Gewohnheit sind vom Verfasser gut und angenehm erläutert. — Die Lehre von der Sympathie ist vom Verfasser mehr anatomisch und medicinisch behandelt. Er schränkt diesen Begriff auf denjenigen Consens der Organe ein, dessen Ursachen sich nicht auf eine anatomisch bekannte Verkettung dieser Organe und ihrer Functionen zurückführen lassen. Auch hierüber gesteht der Verfasser, daß wir die eigentlichen Ursachen nicht kennen. Er begnügt sich also damit, die erwiesenen Thatsachen auf eine neue Art zu ordnen. Er unterscheidet die specielle und constante Sympathie, die sich zwischen gewissen Organen auch bey gesunder Beschaffenheit des Körpers, und vorzüglich bey dieser, findet, von der allgemeinen, das ganze Sensorium angreifenden, Sympathie, deren Erscheinungen fast alle nur pathologisch sind. Zur Erklärung der letzteren nimmt er einen foyer sympathétique an; für einige Fälle das Gehirn, für andere den Magen u. s. w. Die ununterbrochene Zusammenwirkung des Gehirns, des Herzens und der Lungen nennt er den Dreyfuß, auf welchem das ganze animalische Leben ruht. Die meisten der interessanten Bemerkungen, die er über die organische Sympathie überhaupt macht, sind auch Lesern verständlich, die nur so viel von Physiologie und Anatomie verstehen, als zur Einleitung in die allgemeine Anthropologie gehört. Der Verfasser verspricht ein ausführlicheres Werk über diesen Gegenstand.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.

Den 20. Julius 1811.

Göttingen.

Der königl. Societät der Wissenschaften ward in der Versammlung vom 6. Julius d. J. ein von dem Hrn. Ingenieur-Hauptmann C. F. Hoffmann überschickter Aufsatz vorgelegt: Ueber den Ort, wo Julius Cäsar über den Rhein ging, und seine beiden Einfälle in Deutschland unternahm. Veranlassung zu dieser Untersuchung war durch die Entdeckung der großen Ueberreste der Römer bey Neuwied gegeben.

Der vierte Feldzug Cäsars im Gallischen Kriege (nach Erb. Roms 699) war gegen die Usipeter und Tenchterer gerichtet, Deutsche Völker, welche, von den Sueven verdrängt, über den Unterrhein gegangen und in die Wohnsitze der Menapier eingedrungen waren, von wo aus sie das von den Römern bereits besetzte Gallien bedroheten. Cäsar war im Winter nach Italien gegangen; auf erhaltene Nachricht eilte er nach Gallien, griff die Deutschen an, und jagte sie über den Rhein zurück. Um Schrecken unter die Deutschen Völker zu verbreiten, damit sie ein Gleiches forthin nicht wieder versuchten,

ging er selbst über den Rhein. Nun ist die Frage, in welcher Gegend der Uebergang über den Rhein erfolgt sey.

Um dieß auszumitteln, folgt der Hr. Ingenieurs Hauptmann dem ganzen Zuge Cäsars vom Anfange an (de Bello Gall. IV, 1 . . . 15): Als dieser aus Italien bey seinem Heere ankam, welches damahls in einer beträchtlichen Entfernung jenseit der Seine in Aulercis Lexoviisque (in der Normandie) in den Winterquartieren lag (III, 29), waren die Usipeter und Tenchterer, die am Unterrhein (non longe a mari quo Rhenus influit) die Menapier hintergangen, und sich auf ihren Fahrzeugen übergesetzt hatten, bereits bis an die Grenzen der Eburonen und Condrusen, Nachbarn der Treviner, vorgedrungen, auf dem linken Ufer der Maas hinauf, und da sie von der Ankunft der Römer nichts ahndeten, hatten sie einen Theil der Reuterey über den Strom auf das rechte Ufer, um zu fouragieren, geschickt. Ohne den Deutschen Zeit zu geben, die Schaar Reuter wieder über die Maas zurück an sich zu ziehen, griff Cäsar das feindliche Lager an, drang ein, und verfolgte die Flüchtigen, et cum ad confluentem Mosae et Rheni pervenissent, reliqua fuga desperata, magno numero interfecto, reliqui se in flumen praecipitaverunt atque ibi — perierunt. Die auf das rechte Ufer ausgeschickte Reuterey rettete sich über den Rhein zu den Sigambern. Wie aber das große Heer die Flucht nach dem Zusammenfluß der Maas und des Rheins hat nehmen können, wo es den Menapiern, die es vorhin feindlich behandelt hatte, sich in die Hände geliefert haben würde, scheint dem Hrn. H. ganz unglaublich. Es fehlt gleichwohl nicht an Beyspielen von zersprengten Heeren, die sich, um dem nachsetzenden Feinde zu

ausgehen, in die augenscheinlichste Gefahr stürzen, von Anhöhen, in Sümpfe und Fluthen. Der Ausdruck reliqui se in flumen praecipitaverunt ist wohl auch nicht so strenge zu nehmen, daß es so viel sey, als ad unum omnes. Durch diese Schwierigkeiten indessen bewogen, vermuthet Hr. H. und findet wahrscheinlicher, die Flucht sey gegen den Zusammenfluß der Mosel und des Rheins, gegen Coblenz, gerichtet gewesen, und, wie schon Cluver auch darauf verfallen war, vermuthet, daß statt Mosae gelesen werden müsse ad confluentem *Mosellae* et Rheni. Da das Treffen weiter die Mas hinauf geschehen war, so wäre von dort her die Flucht der Deutschen (über die Mas auf das rechte Ufer, durch das Land der Eburonen und Condusier) zu den Trevirern, an den Rhein erfolgt, wo sie weniger zu befürchten hatten; folglich war auch das Nachsetzen der Römer dahin gerichtet. Hr. H. giebt dieser Muthmaßung viele Wahrscheinlichkeit; man sieht nun, wie Cäsar in das Land der Trevirer kam, wo er den Uebergang über den Rhein ausführte. Gleichwohl ist vom Nachsetzen kein Wort zu finden, und wenn man die Stelle im Cäsar vor sich hat, wo von der Mas (IV, 10) so umständlich gesprochen wird, so sieht man gar nicht, wie eine Verwechselung des Nahmens hätte entstehen können. Cäsar hält sich bey den Flüchtigen nicht weiter auf, spricht von keinem weitern Nachsetzen. Nach der Flucht der Deutschen (Usipeter und Tenchterer) bricht er ab, und fährt so fort: Nachdem Cäsar den Krieg mit den Deutschen beendigt hatte, fand er aus verschiedenen Gründen nöthig, über den Rhein zu gehen (c. 16); er führt die Gründe an, und c. 17 folgt: Beschlossen war der Uebergang, allein in Schiffen es auszuführen, fand er nicht rathsam; er zog eine

Pfahlbrücke vor, so viele Schwierigkeiten auch die Breite, die Tiefe und der Strom des Flusses entgegensetzte. Nun wird der Bau beschrieben, ohne alle Bezeichnung des Orts, und sogleich c. 18 gehet das Römische Heer am zehnten Tage über die Brücke, und nach Verheerung des Gebiets der Sigambrer geht es durch das Gebiet der Ubier wieder über den Rhein zurück. Zu ergänzen ist also der ganze Marsch von der Mas her bis an die Brücke. Cäsar müßte, wie Hr. H. annimmt, die Flüchtige verfolgt haben, und diese hier in den Strom gesprengt worden seyn; ob man wohl entgegensetzen kann, Cäsar konnte, auch ohnedieß, den Uebergang im Gebiete der Trevirer (IV, 16) zu beschliessen, gute Ursachen haben (auch schon die, daß Abgeordnete von den gegen über wohnenden Ubiern ihm Schiffe anboten. Der Uebergang war ihm auf dieser Stelle erleichtert). Doch mit allen den Hypothesen, wie der Zug Cäsars bis an den Rhein und an die Stelle der zu schlagenden Brücke erfolget sey, mag es sich, da Cäsar nichts davon sagt, verhalten, wie es wolle; vom Cäsar erfahren wir nur so viel: Cäsar, ohne zu sagen wo, gehet über die geschlagene Brücke über den Rhein, verwüstet die Wohnplätze der Sigambrer, zieht sich in das Land der Ubier (se in fines Ubiorum recepit, IV, 10), die in gutem Verständniß mit den Römern standen, von den Nachbarn bedrängt worden, nun aber befreyet waren, auch Zusage ferneren Schutzes erhielten; und nun ging Cäsar über den Rhein zurück (also doch aus dem Lande der Ubier, omnibus rebus confectis se in Galliam recepit): doch wohl auf eben der Brücke, auf welcher er hinüber gegangen war, pontemque rescidit. Aber den Ort, wo die Brücke geschlagen war, gibt er nicht bestimmt an. Nur weiter hin,

bey dem zweyten Uebergange über den Rhein, kömmt noch eine Bestimmung hinzu: daß diese zweyte Brücke, auf welcher er in das Land der Ubier kam, ein wenig höher den Strom hinauf, als die vorige, sey geschlagen worden.

Nähmlich nach der Rückkehr, vom ersten Uebergange, nachdem er die Gauen der Sigambrer verwüstet hatte, ging Cäsar wieder nach der Maas und nach der Seeküste in das Land der Moriner, von da er nach Britannien übersetzte. In Gallien ließ er den Labienus mit zwey Legionen als ein Observations-Corps zurück. — Das folgende Jahr erregten die Treviren (zwischen der Mosel und Maas, etwa im heutigen Herzogthum Luxenburg) einige Unruhen, die aber durch Labienus unterdrückt wurden. Cäsar kam aus Britannien zurück, demüthigte die Menapier, brachte die übrigen Gallischen Völker an der Nordküste zum Gehorsam, und beschloß, noch einmahl über den Rhein zu gehen, und noch tiefer, als vorhin, in Deutschland einzudringen. His constitutis rebus, sagt Cäsar VI, 9. *paulum supra eum locum*, quo ante exercitum transduxerat, facere pontem instituit. Nota atque instituta ratione, magno militum studio, paucis diebus opus efficitur. Also schlug Cäsar eine neue Pfalbrücke, etwas oberhalb der Stelle, wo er vor zwey Jahren übergangen war. Dieses geschah im Sommer, nach Erb. Roms 702. Nachdem Cäsar seine Absichten in Deutschland gegen die Chatten erreicht hatte, ging er wieder über die Brücke zurück, brach aber nur einen Theil der Brücke am rechten Rheinufer ab, und ließ das linke Rheinufer stark befestigen, er selbst aber ging nach der Maas gegen den Ambiorix.

Die Bestimmung des Orts des einen und des andern Ueberganges hat verschiedene Meinungen

veranlaßt. Hr. Hoffmann findet, nach Erwägung und Vergleichung alles dessen, was die Erzählung des Zuges selbst, das Local, die Landkarte, die Kriegserfordernisse, die Kriegskunst, und die ähnlichen Uebergänge über den Rhein in neuern Zeiten an die Hand geben: das Wahrscheinlichste sey, daß Cäsars beide Rheinübergänge in der Gegend von Neuwied erfolgt seyn müssen. Denn bey beiden Uebergängen ist von den Ubiern die Rede; bey dem ersten boten sie ihre Schiffe an, aber Cäsar zog eine Brücke vor; sie wohnten damahls an dem östlichen Ufer des Rheins, den Trevirern gegen über, begrenzt von den Sigambrern und Chatten; die Wohnsitze der Ubier waren also in den Ebenen vom heutigen Coblenz, Andernach, Neuwied. Durch den Verkehr mit den Trevirern und Römern waren sie bereits zu einiger Cultur gelangt. Bey Heddesdorf, unweit Neuwied, sieht man noch die berühmt gewordenen Ruinen einer Stadt, welche, nach der Bauart zu urtheilen, Deutschen Ursprunges zu seyn scheinen. Diese Ubier, als Verbündete, waren den Römern auf alle Weise für einen Uebergang und Einfall jenseit des Rheins beförderlich. Die Gegend bey Neuwied selbst bot den Römern alle Vortheile dar zum Uebergange eines Heers. Der Boden an beiden Ufern des Rheins ist eine lange Ebene, sie verschaffte den Römern treffliche Lagerplätze und hinlängliche Lebensmittel. In dem Kessel zwischen Neuwied und Engern gibt es zwey nicht weit von einander entfernte Stellen am Rheinstrom, welche zu Pfahlbrücken nicht schicklicher können gedacht werden; der erste Platz zwischen den Gärten oberhalb Neuwied und dem weißen Thurm, wo auch die Franzosen 1795, 96, 97, über den Rhein gingen. Und eben so findet sich auch eine kleine halbe Stunde oberhalb des weißen Thurms eine andere

vortheilhafte Stelle zu einer Pfalbrücke, unterhalb dem Dorfe Ormütz. Von beiden Gegenden wird genau und ausführlich gehandelt. — Oberhalb Engers sieht man noch eine starke Widerlage einer dort gestandenen Römerbrücke; aber hier erlaubte das Bette des Stroms keine Pfalbrücke; die Brücke muß entweder ganz massiv gewesen seyn, oder doch gemauerte Träger gehabt haben. Der Verf. findet es wahrscheinlich, daß dieß eben die Brücke seyn müsse, an welcher Agrippina bey dem Aufstande der Deutschen Völker die flüchtenden Römer aufhielt und zurückwies (Tacitus I, 69). Die Ubier, die den Kessel von Neuwied bewohnten, waren von den Sigambrern und den Chatten umgeben; da die Züge der Römer auf diese beiden Völker gerichtet waren, so waren von hier aus beide Unternehmungen, die eine, gegen die Sigambrer, und die andere, gegen die Catten, am leichtesten auszuführen. Dieß wird vom Verf. nach militärischen Principien vortrefflich ausgeführt. Zum Ueberflusse wird noch gezeigt, daß den ganzen Rhein hinauf- und hinunterwärts keine Stelle kann gefunden werden, wo von Cäsarn ein solcher Uebergang füglich hätte unternommen werden können. Läßt man also jene, vielleicht wegen Cäsars Stillschweigen, nicht zu entscheidenden Fragen, wohin die zerstreuten Usipeter und Tenchterer geflüchtet sind, und auf welche Weise und auf welchem Wege die Römer zu den Trevirern am Ausfluß der Mosel gelangt sind (Fragen, die zur Sache von dem Ort der angelegten Brücken nicht wesentlich sind), bey Seite: so ist alle Wahrscheinlichkeit für die von Hrn. Hoffmann aus einander gesetzte und erwiesene Angabe der Brückenplätze, vorhanden. Einer Veränderung des Worts Mosa in Mosella bedarf es in keinem Falle.

Paris.

Annales de Chimie. To. 67. (Nr. 199 ... 201.) (Fortsetzung der oben S. 934 abgebrochenen Anzeige.) — Chevreul Analyse des Harns vom Kamel und Pferde, und über das Vorkommen der Harnsäure in den Excrementen der Vögel. Ch. unternahm diese Untersuchungen, um die von Brande zu London kürzlich gemachten Erfahrungen über das Vorkommen der Harnsäure und des phosphorsauren Kalks in dem Harn dieser Thiere zu bestätigen. Er konnte indessen weder phosphorsauren Kalk, noch Harnsäure in dem Harn dieser Thiere auffinden, und muthmaßet daher, daß sich Brande in Absicht der Harnsäure durch das im Kamelharn enthaltene und schon von Vauquelin und Fourcroy darin entdeckte riechende Oehl, welches sich gleichfalls durch Salpetersäure roth färbt, habe täuschen lassen. — Hassenfratz über Oxydation des Eisens. H. bestimmt den Oxygengehalt des rothen Eisenoxyds nach mehreren synthetischen Versuchen auf 45 für 100 Eisen. — Thenard über die Coagulation des Eyweiß durch Wärme und Säuren. Die durch Säuren und Metall-Solutionen bewirkte Coagulation dieser Substanz ist von der durch die Wärme ganz verschieden, und eine Folge unauflöslicher Verbindungen, welche das Eyweiß mit den Säuren allein, oder auch in Verbindung mit Metalloxyden unter diesen Umständen eingeht. — Destouches Angabe eines neuen einfachen und sichern Verfahrens, das liquide essigsaure Ammoniak von vorzüglicher Güte zu erhalten. — Außerdem befindet sich in diesem Bande ein Auszug aus der trefflichen Abhandlung Vauquelin's und Fourcroy's über den animalischen Schleim.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 20. Julius 1811.

Göttingen.

Schon in der vorletzten Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften sind derselben zwey zu diesem Behuf eingesandte Aufsätze mineralogischen Inhalts vorgelegt worden.

Der eine, vom Hrn. Canonicus de la Tour in Hildesheim, der schon seit lange die Fossilien seiner Gegend fleißig sammelt und untersucht, über einen Chalcedon in mancherley Abarten und Uebergängen, den er in Nieren und Nestern im Flözkalk eines nahe bey der Stadt belegenen Berges, des so genannten Spitzhuths, entdeckt hat. — Die Kugeln finden sich in verschiedener Größe, von der eines Menschenkopfs bis zu der einer Erbse; theils hohl, theils dicht; an Farbe theils emailleweiß, kaum an den Kanten etwas durchscheinend, theils ins Milchblaue, Rahmgelbe, Rauchgraue rc. rc. mehr oder minder durchscheinend. Theils gestreift, oder mit Fortificationszügen; theils aber auch in scharf abschneidenden Schichten von abstechenden Farben, auf Niccolo-Art. — Uebergänge in Onyx, Halbopal, Hydrophan rc. — Nimmt treffliche

Politur an, und läßt sich zu Petschirsteinen und dergl., und die geschichtete Abart selbst zu Cameen, verarbeiten. — Beyläufig liefert der Hr. Canonicus auch nützliche Beyträge zur Geschichte der Versteinerungen dasiger Gegend: eine interessante Nachlese zu des wackern alten Lachmund's Oryctographia Hildesheimensis.

Der andere Aufsatz ist uns von Hrn. Marcel de Serres (Inspecteur des arts), einem schon durch mehrere naturhistorische Arbeiten verdienten Französischen Gelehrten, zugeschickt worden, und enthält allgemeine, meist geognostische, Betrachtungen über die Steinsalzgruben und Salzquellen in Steiermark, Oberösterreich, Salzburg, Baiern und Tirol, die dem Verfasser sämmtlich wie in Einer Kette zusammen zu hängen und von gleichzeitiger Entstehung zu seyn scheinen. — Zuerst zahlreiche Angaben von Höhenmessungen, die aber hier so wenig, als der größte Theil des übrigen Inhalts, einen Auszug gestatten, daher wir uns nur auf die Anzeige einiger wenigen einzelnen Bemerkungen beschränken müssen. — Wenigstens gar manche der zahlreichen Seen, die sich längs des Fußes jener großen Gebirgskette finden, seyen ehedem mit Salzstöcken gefüllt gewesen, und diese allgemach durch Flüsse, die sich großen Theils in die Traun ergießen, ausgewaschen worden. Im Kalkstein jener Gebirge finden sich die versteinten Conchylien zum Theil in großer Menge, im Gyps nur äußerst selten, im Steinsalz selbst niemahls (— dergleichen man hingegen mitten in dem von Wieliczka gefunden zu haben versichert —). Ein schwärzlichter schuppiger Gyps in den Salzthonlagern, theils wie Gerölle, theils mit eingewachsenen

Schnittflächen, die ihm gleichsam das Ansehen eines porphyrartigen Gemenges geben. Eben diesen Thon gibt die sichersten Anzeigen auf nahes Steinsalz, dessen Lager übrigens sehr unordentlich und widersinnig durch einander laufen. — Vom Vorkommen des Anhydrits und Muriacits, so wie auch des natürlichen Bittersalzes, Glaubersalzes, und der so genannten natürlichen Soda. — Zu Hall in Tirol gewinne man jährlich auf 50 Centner reine Magnesia. Eben daselbst ist auch der einzige Fundort des eben gedachten natürlichen Mineral-Alkali, aber nur in sehr geringer Menge. Das Glaubersalz findet sich fast immer mit dem Kochsalz gemengt. Aber daß man auch Glauberit daselbst finde, ist, nach des Verf. Untersuchung, ungegründet.

Französisch-Westphälisches Civilrecht.

(Beschluß der in d. St. 1. 2. 3. 104. 105. 106. d. J. enthaltenen Bemerkungen.)

Dem Verf. der genannten Bemerkungen ist noch übrig geblieben, nach Beendigung dessen, was er über die Bearbeitung unsers neuen Privatrechts und des practischen Civilrechts im Einzelnen sagen zu müssen glaubte, einige den ganzen Umfang beider Theile, oder vielmehr einen jeden derselben gleichmäßig betreffende Worte hinzu zu fügen. Er hat vor Augen: das Systematisiren der vorliegenden Disciplin; die bey derselben zu gebrauchende Terminologie; und die (doch auch mit dem ganzen Civilrechte mittelbar oder unmittelbar in Verbindung stehende) Formular-Jurisprudenz.

Für den ersten Gegenstand ist vor der Hand die Frage die nächste: ob und wie weit man für jetzt an Systematisirung unsers neuen Rechts (bey der Deut-

schen Bearbeitung desselben) denken dürfe. Weshalb der Verf. seinen Beytrag zur Beantwortung dieser nächsten Frage zugleich das Einzige seyn läßt; wovon er hier spricht, wird die Folge leicht von selbst vertheidigen. — Gehörige systematische Behandlung eines positiven Rechts im Ganzen und seiner einzelnen Institute ist vortheilhaft und wünschenswerth — Das kann als zugestandene Voraussetzung da stehen! Allein bey dem Verhältnisse unsers neuen Civilrechts zu dem bisherigen Rechtszustande oder auch zu der in Deutschland in neueren Zeiten ausgebildeten doctrinellen Behandlung des bisherigen Rechts scheinen nicht unbedeutende Momente hinzu zu treten, welche eben so dringend, und dringender noch, als allgemeine Rücksichten, eine baldige systematische Behandlung der vorliegenden Disciplinen wünschenswerth machen. Man hat sich daran gewöhnt, die allgemeinen Ideen über den bisherigen Rechtszustand, die allgemeinen Grundsätze der Institute des bisherigen Civilrechts in systematischen Formen zu übersehen; man hat sich gewöhnt an systematische, zu dem bisherigen Rechtszustande passende, Ansichten. Jetzt ist mit einem Mahle im Umfange der vorliegenden Disciplinen ein durchaus neuer, das Alte im Ganzen aufhebender, Zustand eingetreten; ein Zustand, welcher, an neuen allgemeinen materiellen Principien so äußerst reichhaltig, den systematischen Ansichten des bisherigen Rechts in so vielen Rücksichten gar nicht unterworfen werden kann. Und doch ist natürlich und nothwendig, daß man das Bisherige, daß man dessen allgemeine systematische Ansicht nicht vergißt. — Nimmt man das Alles zusammen, so scheint es beynahe ein rechtmäßiges Verlangen zu seyn, daß die doctrinelle Bearbeitung des neuen Rechts baldmöglichst durch systematische Behandlung ihres Gegenstandes eine wahrlich nicht un-

wichtige Gefahr vermeiden helfe, die sehr nahe liegende Gefahr des Anreihens der neuen, etwa im Einzelnen bekannt werdenden, Rechtssätze — an die systematischen allgemeinen Ansichten des bisherigen Rechtszustandes. Dabey ist dann auch so viel ausser Zweifel, daß gerade durch die wissenschaftliche doctrinelle Bearbeitung in jener Hinsicht geschehen müsse, was die Legislation, ihrem Zwecke gemäß, nicht erfüllen konnte. — Allerdings aber bleibt die Frage, ob die Doctrin schon jetzt auf solche Weise eine wahrhaft nützliche Thätigkeit zu äußern im Stande, ob es nicht besser sey, vorher die Vollendung des historischen und exegetischen Studiums in allen einzelnen Theilen der Legislation zu suchen. Daß man in dieser Hinsicht noch nicht von Vollendung sprechen dürfe, bedarf keines Beweises; und das scheint hinreichend, um gegen Systematisirung im Ganzen für jetzt den Einwurf zu machen, daß man nicht Geschichtschreiber werden solle, ehe man nicht Geschichtforscher gewesen. — Sonach ist auch hier wieder einer der häufigen Fälle, wo es darauf ankömmt, von zweyen Uebeln das geringere zu wählen; es ist einer der vielen Fälle, wo man sich freuen muß, daß die Wahrheit nicht bloß von der Bemühung eines Einzelnen, sondern von Vielen — d. h. zugleich: auf verschiedenem Wege — gesucht wird. Es ist gut und nothwendig, daß man vor der Erhebung zu allgemeinen systematischen Ansichten das Einzelne bis in seinen entferntesten Ursprung verfolgt; daß man bey Aufführung des Gebäudes mit vollständiger Sicherung der Grundlage den Anfang macht. Zugleich aber läßt sich gar nicht verwerfen, wenn ein Anderer mit Benutzung der Grundlage, welche er bis jetzt sich zu verschaffen vermochte, eine systematische Behandlung ausführt, welche das neue Recht als ein, in so manchen allgemeinen Grundsätzen neues, Ganzes

gebend, von der Gefahr der Vermischung mit den allgemeinen Ansichten des bisherigen Rechtszustandes zurückhält. Es lassen sich dergleichen Versuche nicht geradezu verwerfen, weil schon durch das nahe liegende Studium dessen, was der neuen Legislation unmittelbar voranging, mancher allgemeine, für die Ausbildung eines dem bisherigen Rechtszustande entgegen stehenden Systems wichtige, Grundsatz mit einem hohen Grade von Sicherheit gefunden werden, und es nützlich seyn kann, das, was man in solcher Hinsicht erforscht hat, baldmöglichst mitzutheilen. Es läßt sich insbesondere nicht verwerfen, wenn der Versuch einer Systematisirung, nicht das Ganze des neuen Civilrechts, sondern einen einzelnen Theil desselben ergreifend, sich auf ein Studium gründet, welches den Ursprung eines solchen Institutes, mit einstweiliger, nicht immer unmöglicher, Beyseitsetzung der genaueren Erforschung der übrigen, in seine entfernteren Quellen verfolgte. Das Alles läßt sich nicht verwerfen, wenn man nur nicht mit der Idee auftritt, das letzte Wort gesagt zu haben. — Und übrigens versteht sich von selbst, daß man diejenigen Versuche einer Systematisirung nicht gut heissen kann, welche von der Meinung ausgingen: es komme nur darauf an, nach einer so genannten natürlichen, vor aller Kenntniß des Positiven aufgefaßten, Ansicht die Gesetzesworte in eine andere Form und Ordnung zu bringen. Beyspiele zu nennen, kann hier keinen besondern Nutzen gewähren; es würde sonst der Verf. wahrlich nicht in Verlegenheit seyn, wenn er deren angeben sollte.

Ein anderer Gegenstand, über welchen hier noch einige Worte zu sagen nicht unwichtig scheint, ist die bey unsern Disciplinen zu gebrauchende Terminologie. Auch hier läßt sich gerade nicht streiten, ob es wünschenswerth oder gleich-

gültig sey, eine sichere, auf bestimmten Gründen ruhende und den zu bezeichnenden Gegenständen angemessene, Terminologie zu finden. Man kann wohl ausgemacht nennen, daß eine solche nicht bloß den Vortheil einer mechanischen Gedächtnißhülfe gewähre, sondern auch zur Bestimmtheit und Präcision der juristischen Sprache ein nicht unbedeutendes Hülfsmittel gibt. Daher ist hier nur die Frage von der Art der Ausbildung derselben, und auch diese Frage nur in so weit zu berühren, als in unserm neuen Rechtszustande irgend ein besonderes dabey in Betracht kommendes Moment enthalten ist. — Stände unser neues Civilrecht in einem solchen Verhältnisse zu dem bisherigen, daß man letzteres immer noch als gesetzlich unmittelbar geltende Grundlage, ersteres nur als einzeln eingreifende Theile betrachten müßte: so könnte es wichtig und passend seyn, die Terminologie von jenem auf dieses möglichst zu übertragen. Allein bey dem bekannten, wirklich vorhandenen, Verhältnisse würde ein jeder solcher Uebertragungsversuch die, nach Lage der Dinge nothwendig zu vermeidende, Gefahr herbeyführen, daß man bey einer Gleichheit der Worte das Neue mit dem Alten zweckwidrig zu vermischen sich verleiten ließe. Von dieser gänzlich unanwendbaren Methode ist schon anderweit gesprochen (St. 35. d. J.); und eine ausführliche Widerlegung schon an und für sich nicht nothwendig. — Was dagegen wirklich geschehen müsse, liegt so ziemlich am Tage, und man kann es wohl nur für Mangel an Aufmerksamkeit auf eine, doch wahrlich nicht ganz unwichtige, Sache erklären, wenn so manche neuere Schriftsteller hier so gar keinen festen Sprachgebrauch zu beobachten bemüht gewesen sind. — Wir können nützlicher Weise nur eine solche Terminologie gebrau-

chen, welche von der Sprache des bisherigen Rechts, als solcher, abstrahirend, sich bloß auf die der neuen gründet, und, findet sich gesetzliche Gleichheit der zur Terminologie brauchbaren Ausdrücke, durch eine kurze Nebenbezeichnung die Verschiedenheit andeutet. — Ehe der Verf. über das Weitere sich näher erklärt, scheint nöthig, über den Unterschied der Sprache, in welcher unsere Gesetze gegeben sind, ein Mehreres zu sagen, als oben (St. 104. d. J.) geschehen ist. Daß bey allen von unserer Legislation herrührenden Rechts-Normen der Französische Text die eigentliche Gesetzes-Kraft habe, ist als regelmäßiger Grundsatz, außer mehreren andern entscheidenden Momenten, durch eine bekannte Erklärung Sr. Excellenz des Hrn. Justiz-Ministers unbedenklich; daß aber bey dem Code Napoléon in der vorliegenden Hinsicht der uns publicirte Deutsche Text den Vorzug habe, scheint dem Verf. eben so ausgemacht, als dort das Gegentheil. Zwar gab uns die Constitution den Code Napoléon, ohne Etwas über dessen Sprache zu bemerken, und darnach würde ohne Zweifel der Französische Text den Vorzug haben: allein es ward dabey sogleich hinzugefügt, daß die nöthigen Veränderungen des Gesetzbuches vorbehalten seyen. Nun wurden hinterher, indem man den Französischen Text des Gesetzbuches unverändert ließ, und nicht auf Westphalen accommodirte, die nöthigen Veränderungen in der Deutschen Uebersetzung bekannt gemacht, und (wenn dieß Argument wegen der auch in der Lateinischen Uebersetzung vorgenommenen Abänderungen nicht hinreichend ist) es wurde auch bey der Publication der Deutschen Uebersetzung gesagt, daß sie Gesetzeskraft haben solle. Nun ist juristisch unmöglich, daß zwey verschiedene Enunciationen ei-

nes Gesetzes — bey denkbarer Verschiedenheit der Sache — beide gleicher Weise Gesetzeskraft haben; und so bleibt hier dem Juristen, welcher eine positive bestimmte Entscheidung zu geben suchen muß, nichts übrig, als für das spätere, die Deutsche Uebersetzung, zu stimmen. Sollen wir, bevor auf die eigentlich vorliegende Frage zurückgegangen wird, das materielle Resultat angeben, welches aus jener Behauptung, in Verbindung mit den übrigen bisher aufgestellten Grundsätzen, hervorgeht, so besteht es darin, daß der Vorzug der Deutschen Uebersetzung als regelmäßiges Princip anzunehmen; dabey aber nicht zu vergessen sey, daß man bey etwa erhobenem Streite über die Frage: ob sich wirklich eine Sachverschiedenheit finde, — den Grundsatz der stricten Interpretation in Beziehung auf die Französische Grundlage befolgen müsse. Um deßwillen schien, oben von der Sache zu sprechen, unnöthig. — Der Verf. kömmt auf dasjenige zurück, was, mit dem eben Gesagten in Verbindung stehend, über die Ausbildung der Terminologie zu sagen übrig blieb. Für die Jurisprudenz in Westphalen, für eine Jurisprudenz, welche sich der Deutschen Sprache bedient, soll diese Ausbildung geschehen — sie soll geschehen aus einer Legislation, welche, aus fremder Sprache abstammend, zum Theil noch gerade in dieser bey uns Gesetzeskraft hat. In diesen verschiedenen Beziehungen scheint es uns passend und nothwendig, aus der Sprache, auf welche man überall zurück zu gehen hat, mit welcher man gerade, in Rücksicht aufs Recht, durchaus vertraut zu werden genöthiget ist, auch die Terminologie herzuleiten. Es ist der nöthigen Sicherheit und Verständlichkeit angemessen, daß man diejenigen Französischen Bezeichnungen, welche durch den Gebrauch in Deutsch-

kann noch keine bestimmte angemessene und recipirte Uebersetzung erhalten haben, geradezu (etwa, wie schon vorgeschlagen ist, mit Deutscher Flexion) in unsere Rechtssprache transferirt, und nur diejenigen, bey denen sich schon eine Uebersetzung mit allen eben genannten Eigenschaften findet, in dieser beybehält. Und hier macht nun der Umstand, daß der Code Napoléon nicht in Französischer, sondern in Deutscher Sprache bey uns gilt, in der That keinen bedeutenden Unterschied. Eben so gut, als die Doctrin in Rücksicht der Sache auf den entfernteren Ursprung zurückgehen muß, eben so gut ist es ihr in Rücksicht der Sprache erlaubt, an die genannte Quelle sich zu halten. Jene legale Uebersetzung hat eine legislatorische Tendenz, und konnte natürlich nicht von der Absicht ausgehen, auf doctrinelle Weise für die Bildung einer Terminologie zu sorgen. Um deßwillen streitet es gar nicht gegen den Zweck unserer Gesetzgebung, wenn der Jurist in dieser letzteren Hinsicht etwa einen andern Ausdruck wählt, als jene Uebersetzung gethan hat. Ob es wirklich nöthig sey, sich von ihr zu entfernen, ist eine andere Frage. Gewiß nicht häufig! denn gerade durch die legislatorische Tendenz jener Version, durch die Tendenz, das neue Gesetzbuch als ein neues Ganze, und losgerissen von unserm bisherigen Rechtszustande, zu geben, konnte meistens beyläufig auch für die Terminologie der Doctrin auf die oben angegebene Weise gesorgt werden. Daß dieß geschehen, daß man nahmentlich auch keinem solchen lächerlichen Purismus, welcher zur Unverständlichkeit führen würde, gefolgt sey, lehrt der Augenschein. — Sollte übrigens, wie nicht selten ist, der Fall einer Gleich-

heit der Ausdrücke der Terminologie des neuen und des bisherigen Rechts eintreten: so würde, wie oben schon bemerkt ist, durch eine äußere Bezeichnung die Verschiedenheit angedeutet werden müssen — z. B. Adoption des Code Napoleon u. s. f. oder man sollte vielmehr die Terminologie des neuen Rechts, da wir in diesem den eigentlich geltenden Rechtszustand vor uns haben, mit keiner solchen Bezeichnung, sondern, umgekehrt, die Terminologie des alten Rechts damit versehen. — Von der allgemeinen, durch die Besonderheit des vorliegenden Gegenstandes nicht modificierten, bey Ausbildung einer jeden Rechts-Terminologie nöthigen, materiellen Grundsätzen war hier natürlich nicht zu sprechen. — Zwey Worte über die Formular-Jurisprudenz mögen diese Bemerkungen schließen. Was darüber im Allgemeinen gesagt werden kann, ist dem Theoretiker nicht unbekannt; aber auch das Bekannte verdient wiederhohlende Erwähnung, wenn sich davon einiger Nutzen erwarten läßt. Möchte dieß bey dem Warnungszeichen der Fall seyn, welches der Verf., wie schon Andere gethan, hier noch hinzufügen zu dürfen glaubt. Es ist ja noch nicht der Fall, daß man wider ein eingewurzeltes Uebel mit Erfolge zu sprechen, die Hoffnung vergeblich nennen müßte. Allerdings ist es von Werth und Wichtigkeit für die Praxis der Rechtsgeschäfte, der Urtheile u. s. f., für zutreffende Fälle passende Formeln vor Augen zu haben, der Gleichförmigkeit, Sicherheit und Schnelligkeit wegen, und insbesondere um deßwillen, weil es für Manchen sehr viel leichter ist, unter gegebenen Formen zu wählen, als für den einzelnen Fall die passende Form zu bilden. Allerdings kann hier die Doctrin thätig seyn — sowohl

durch Erläuterung derjenigen Formen, welche schon das Gesetz gegeben hat, als durch Ausbildung solcher Formen, welche sich durch Deutlichkeit, Präcision und Bedeutsamkeit auszeichnen — für diejenigen Fälle, wo das Gesetz eine nähere Anleitung nicht enthält. Die allgemeinen positiven Grundsätze, welche dabey zu befolgen sind, gehen aus einer solchen Bestimmung des Zweckes leicht hervor; dagegen sind zwey negative Rücksichten, welche wohl nicht dringend genug hervorgehoben werden können — die beiden Rücksichten, daß man bey der neuen Formular-Jurisprudenz weder das, was uns Französische Juristen und Praxis gegeben, noch das, was Deutsche Praxis hinterlassen, ohne Prüfung befolgen möge. Beides ist Abweg, so lange man sich keinen bestimmten Grund der Vorzüglichkeit dessen, was adoptirt werden soll, anzugeben vermag. Die Sache spricht von selbst, und es war dem Verf. nur darum zu thun, sie zu nennen, nicht aber, sie auszuführen.

Ist überhaupt der Verf. dem Zwecke treu geblieben, — eine kurze, den Grenzen dieser Blätter angemessene, Uebersicht dessen zu liefern, was ihm bey seinen, zu der vorliegenden Disciplin gehörenden, Recensionen wichtig geschienen, und von ihm in der Folge zu beachten seyn wird, — so hat er den im Anfange geäußerten Wunsch in Rücksicht seiner selbst erreicht; ein Mehreres zu sagen, gebührt ihm nicht. F. B.

Edinburgh.

Medical and Surgical Journal. Sechster Band (s. oben S. 385 f., 426 f., 654 f.).

Alexander Boyle über ein in Sicilien beobachtetes endemisches Fieber. Ein vortrefflich

verfaßter, höchst lehrreicher, Aufsatz! Schwindel, Kopfschmerz, Klopfen in den Schläfen, ein eigener Glanz der Augen, erweiterte Pupillen, Lichtscheue, Leibesverstopfung und Uebelkeit, Schlaflosigkeit bey einer Neigung zum Schlaf, welche an Stupor grenzte, Hitze des Körpers, oft von 102 Grad: alle diese Symptome unter dem triegerischen Anschein von den dem höhern Typhus eigenen Zufällen, nie im Gefolge von heftiger Raserey, waren die hervorstechenden Erscheinungen. Die Eingebornen beschuldigten die in Italien so berüchtigte mal' aria. Es zeigte sich aber kein Grund des Verdachts gegen das Sumpf-Miasma. Der Einwirkung der heißen Sonne schreibt der Verfasser die Krankheit zu. Zwey Leichenöffnungen zeigten Anfüllung von Blut in den Bluthöhlen der harten Hirnhaut; die kleinen Adern, die nach dem Sinus longitudinalis gehen, waren sehr ausgedehnt; die Nachbarschaft desselben war mit plastischer Lymphe bedeckt; Adhäsionen fanden Statt; zwischen den harten und weichen Hirnhäuten hatte sich etwas Serum ergossen. Starke Aderlässe, besonders aus der arteria temporalis, Spanische Fliegenpflaster, und kalte Umschläge auf den Kopf, waren die großen Hülfsmittel. Einem jungen Manne wurden in einem Aderlaß einmahl fast 40 Unzen Blut aus der arteria temporalis entzogen. Kleine Aderlässe aus dieser Arterie waren angemessen, wenn die Krankheit schon einige Zeit gedauert hatte. Das 62. Regiment landete zu Melazzo Ende des Julius, einige Tage darauf wurde dasselbe von diesem Fieber ergriffen. Bis zu Ende Augusts erkrankten gewöhnlich an einem Tage 16 . . . 20 Soldaten; vom 1. bis 10. September nur 14,

und als das Wetter nun kühler wurde, es häufig regnete mit starken Winden, so traten andere Krankheiten ein. Von 240 Fällen dieses Fiebers in des Verfassers Hospital verlor er keinen, was für seine treffliche Heilmethode am stärksten spricht. Dieser fast zu glückliche Erfolg wäre selbst im Stande, Mißtrauen gegen die Wahrheit der Schilderung der Krankheit oder dieses allgemeinen Genesens einzuflößen, wenn der Aufsatz nicht so viele Achtung für den Verfasser abdränge, und schon die Mittheilung an den Inspector of Hospitals, als Auszug eines Briefes, ihm ein officielles Ansehen gäbe. — Ein Briefwechsel zwischen H. F. Ramsay, Assistant-Surgeon des ersten Bataillons 2. Regiments N. I. Bengal, und Adam Burt, Superintendent Surgeon zu Muttra, über eine tödtliche Halskrankheit im Hurrianah-District. Ein Lieutenant berichtete im August 1809 aus Camp Ballealee, daß man einen Seapoy todt in seinem Bette gefunden habe; gleich darauf klagte ein anderer über einen peinlichen Schmerz im Schlunde, und war in ein paar Stunden darauf todt. Einen dritten sah der Officier selbst. Er klagte über einen fürchterlich stechenden Schmerz im Schlunde, in welchem er eine nach und nach zunehmende Geschwulst zu fühlen glaubte. Sein Athmen und Sprechen ward sehr schwierig; er verlor seine Stimme gänzlich zehn Minuten vor seinem Sterben. Seine Augen waren vom Anfange an starr. Nur anderthalb Stunden war er überhaupt krank. Alle drey waren noch wenige Stunden vorher anscheinend ganz wohl. Diese drey waren von verschiedenem Alter und aus verschiedenen Casten, wurden aber um dieselbe Stun-

de in der Nacht befallen. Krämpfe fanden dabey nicht Statt: letzterer schluckte Wasser ohne Abscheu hinunter. Einer hatte den Tag vorher einen religiösen Fasttag gehalten: der Verdacht eines genossenen vegetabilischen Giftes falle also weg. Die dortigen Einwohner hatten kein Beyspiel eines solchen Uebels noch erlebt. Ein Hujeet, der vorher in Haus Fort diente, versicherte, daselbst hätten sich vorigen Jahrs zwey ähnliche Fälle ereignet. Dieses Commando entfernte sich nun von dem Orte. Nach in demselben Monath sah Ramsay einen Khitmutgarer Knaben zur Mittagszeit auf dieselbe Art befallen. Auf der rechten Seite des os hyoides war eine beträchtliche Spannung und Härte zu fühlen; sein Puls hatte 74 Pulsschläge von natürlicher Stärke. Er klagte über einen heftigen stechenden Schmerz im Schlunde. Der Lieutenant Higgins, welcher gegenwärtig war, fand, daß alle Aehnlichkeit mit den vorigen Fällen in ihrem Anfange Statt fände. Brechen wurde mit einer halben Drachme schwefelsauren Zinks erregt, und ein Vesicatorium gelegt. Nach dem Brechen verlor sich der Schmerz auf der Stelle, und den andern Morgen war der Knabe gesund. Im October hatte ein Capitain zu Toshaum wieder Gelegenheit, einen solchen Fall zu beobachten, und mit einem Brechmittel schnell zu heben. Er traf einen alten Syce. Sein Mund war förmlich geschlossen; seine Augen waren starr; er war sprachlos, obgleich bey Besinnung. Dieser Mann hatte zwey Tage gefastet, und über einen Magenschmerz geklagt. Später wurde noch ein Reuter so befallen, mit der nähmlichen Empfindung im Halse, und mit Sprachlosigkeit. Weißer Vitriol rettete

auch diesen (vermuthlich als Brechmittel). Auch dieser hatte den ganzen Tag gefastet. (Also in drey Fällen unter sechsen ging Fasten voran. Das scheint doch auffallend. Die Correspondenten heben das nicht heraus, vermuthlich weil Fasten dort so gewöhnlich ist, und doch ohne diese Folge?). Ramsay meint, es fände eine Aehnlichkeit mit Cynanche trachealis Statt, und die Section würde gleiche Verletzung gezeigt haben. Burt meint, das Uebel, das nur durch Leichenöffnungen Licht erhalten könne, habe viele Analogie mit einer Pferdekrankheit, die seit 12 oder 18 Monathen in der Stuterey der Ostindischen Compagnie manche sehr kostbare Pferde getödtet habe, ohne daß die Veterinär-Aerzte Hülfe leisten konnten, da Pferde nicht zu brechen vermögen. Aus den Leichenöffnungen ergebe sich, daß dieses Uebel der Pferde dem Croup der Menschen ähnlich sey. — Professor David Hosack zu Newyork erzählt einen glücklich behandelten Anthrax bey einem 84jährigen Manne unter mißlichen Umständen, um seine oft bewährte Heilmethode zu empfehlen. Die Kräfte müßten durch eine nährende und reitzende Diät, durch den freyen Gebrauch der Chinarinde und des Weins, gehoben werden; zugleich müßte der Tonus und die Thätigkeit des leidenden Theils erhalten werden durch häufiges Waschen der Geschwulst mit Branntwein und durch fortwährende Umschläge von Chinarinde und Hefen. Gegen Wisemann und John Pearson beauptet er, kein Furunkel heile, ohne daß zuletzt gutes Eiter abgesondert werde. — (Die Fortsetzung nächstens.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. u. 117. St.

Den 22. Julius 1811.

St. Petersburg.

Reise um die Welt in den Jahren 1803, 04, 05 und 1806 auf Befehl Sr. Kaiserl. Majestät *Alexander des Ersten* auf den Schiffen Nadeshda und Newa unter dem Commando des Capitains von der Kaiserl. Marine A. J. von Krusenstern. *Zweiter Theil.* 1811. 436 Seiten in groß Quart.

Den ersten Theil haben wir im vorigen Jahrgange dieser Blätter (— St. 67 u. 68 —) angezeigt. Hier der so eben uns zugekommene zweyte, der die andre Hälfte der Beschreibung dieser merkwürdigen Weltreise enthält, ist noch reicher an wichtigen Entdeckungen für die nautische Geographie, zumahl in der bisher noch so lückenvollen Kenntniß der Küsten und Inseln des Japanischen Meeres, und an eben so neuen als unterhaltenden Nachrichten zur Länder- und Völkerkunde, aus deren Fülle wir aber wieder, wie bey der Anzeige des ersten Bandes, nur Weniges ausheben können; welchem Wenigen wir aber, zum bessern Verständniß, zuvörderst bloß im Allgemeinen den Curs der Schiffe vorausschicken müssen, die wir am Schlusse jenes Bandes in Japan nach

dem im Nahmen des dasigen Kaisers dem Gesandten Resanoff ertheilten categorischen rund abschläglichen Bescheid, zum Absegeln bereit verlassen hatten.

Hr. von Kr. nahm nun seine Fahrt (— im April 1805 —) von Nangasaky aus nördlich zuerst nach der Straße Sangar, welche Nipon und Jesso scheidet, so wie diese Insel wiederum durch die La Pérouse's-Straße von Sachalin getrennt ist, und brachte so die Schiffe (— Anfangs Junii —) wieder in den Peter-Paulshafen auf Kamtschatka. Von da begann er (— im Julius —) seine wichtige Untersuchungsreise nach der Ostküste von Sachalin, und langte hierauf (— Ende Augusts —) zum dritten Mahle auf Kamtschatka an, von wannen er auf der Heimreise erst zwischen Formosa und den Bashee-Inseln hindurch (— im November —) nach Macao kam; dann (— Anfangs Märzes 1806 —) die Sunda-Straße passirte, das Cap umsegelte (— Anfangs Mayes —), auf St. Helena einlief, weiter über Schottland nach Kopenhagen, und so endlich glücklich nach Cronstadt zurück kam.

Nun Einiges im Einzelnen.

Der Wunsch der Japaner, ihrer Gäste quitt zu werden, schien eben so lebhaft und dringend, als dieser ihre herzliche Sehnsucht, lieber heute als morgen aus dieser halbjährigen so wenig ehrenvollen Gefangenschaft erlöset zu seyn. Kaum hatte also der Gesandte die Holländische Uebersetzung der Verbots-Documente erhalten, so wurden auch gleich am nächsten Tage die Anker gelichtet, und, wie gesagt, die Fahrt zunächst im Westen der Sangarstraße, die hier nur 9 Meilen weit ist — statt der 110, die ihr auf manchen Karten gegeben werden — nach Jesso oder Matsumay gerichtet. Die Irrung, welche in den verschiedenen Nahmen dieser berühmten Insel bisher geherrscht hat, ist nun hier dahin berichtigt, daß

Jesso der ursprüngliche ist, den die Ureinwohner derselben, die merkwürdigen Ainos oder insgemein so genannten behaarten Kurilen, gebrauchten. So wie diese aber von den Japanern, die sich von Süden da angesiedelt, ans nördliche Ende verdrängt worden, so haben die Eroberer den Nahmen Matsumay, der eigentlich der Hauptstadt gehört, für die Insel selbst eingeführt. — Ein Japanischer Officier, der mit seiner Bedeckung an Bord kam, wollte sich lange nicht überreden, daß das Russen seyn sollten, da sie Tituskôpfe trugen, und er hingegen 12 Jahre vorher die Laxmannsche Gesandtschaft und deren Gefolge mit Zöpfen gesehen hatte: so unbegreiflich schien dem Manne, dessen Volk seit wer weiß wie langen Generationen unwandelbar an einer und eben derselben Tracht haftet, eine solche Haupt-Revolution. Uebrigens urgirte er die baldigste Weiterreise der Schiffe aufs dringendste, und suchte durch öftere Wiederhohlung der Töne bum, bum! mit abwechselndem Aufblasen der Backen einleuchtend zu machen, wie gewiß sie sonst von den mächtigen Matsumayer Fahrzeugen in den Abgrund geblasen werden würden! — Die Schilderung der herzlich unlieblichen und dabey doch höchst achtungswerthen Ainos im Norden von Jesso, und Süden von Sachalin, gehört zu den interessantesten Bereicherungen der Völkerkunde, und macht den auffallendsten Contrast mit der im ersten Theile von den bildschönen, aber ungeschlachten, Cannibalen auf Nukahiwa. Jene erklärt der Verf., trotz des absoluten Mangels von körperlicher Hübschheit, ihrer nicht eben reinlichen Kleidung, und trotz des gerade ins Gesicht gekämmten Haars und der zum Abschrecken blau gefärbten Lippen der Weiber rc., dennoch wegen ihres durchaus vortrefflichen Characters, ihrer herzlichen Gutmüthigkeit rc., für das beste von allen Völkern, die er (— der Weltumsegler —) kenne.

Das Characteristische der Ainos ist reine Herzensgüte, die auf ihrem Gesichte unverkennbar ausgedrückt ist, und welcher ihr ganzes Betragen vollkommen entspricht. Habsucht, das allgemeine Laster der Südsee-Insulaner, ist ihnen gänzlich fremd. Sie brachten Fische an Bord, ohne das Geringste dafür zu fordern, und so sehr ihnen die dagegen gereichten Geschenke Freude machten, so mußte man sie doch erst durch wiederhohlte Pantomimen bedeuten, daß sie dieselben, als ganz für sie bestimmt, behalten sollten. Die rein-patriarchalische Ruhe, die Einigkeit, die unter diesem glücklichen Völkchen herrscht, geht so weit, daß es selbst schwer fiel, die Familienhäupter zu unterscheiden, so wenig anmaßend betrugen sich die Aeltesten gegen die Uebrigen; und da Hr. v. Kr. absichtlich die Geschenke unter Alt und Jung zu gleichen Theilen ausspenden ließ, so sahen jene dabey sogar nicht scheel, daß sie ihn vielmehr auf ein kleines Mädchen aufmerksam machten, das aus Versehen noch leer ausgegangen war. Dabey zeigte sich im Innern ihrer Wohnungen eine Art von Wohlstand, den man bey den Kamtschadalen, oder vollends bey den armen Aleuten und den unglücklichen Einwohnern von Kadjak, leider nur zu sehr vermißt. Sonderbar ist, daß in jedem Hause ein junger Bär gehalten ward, der seine eigne Stelle in einem Winkel der Wohnstube hat, und unstreitig der unruhigste Bewohner ist. Einer von den Officieren wünschte ein solches brummiges Geschöpf zu kaufen, und bot einen Ueberrock von Tuch dafür. Dennoch konnte man, obgleich Tuch in den Augen der Ainos einen sehr hohen Werth hat, da sogar die Japaner nicht im Stande sind, sie damit zu versorgen, den Eigenthümer des Bären nicht vermögen, sich von seinem Zögling zu trennen. Die Ainos sind, wie es scheint, ganz Ichthyophagen. Nirgends zeigte sich Spur von Ackerbau, selbst nicht von Gar-

tengewächsen, so wenig, als etwa von zahmem Geflügel oder überhaupt von Hausthieren, nur Hunde ausgenommen, die sie, vermuthlich zu den Winterreisen, in großer Menge halten, und sich auch großen Theils in ihre Felle kleiden. — So wenig man übrigens bisher von diesen so merkwürdigen Menschen wußte, so war doch gerade das, was man von ihnen zu wissen glaubte, und wodurch sie für die Anthropologie so interessant wurden, daß sie nähmlich am ganzen Leibe dichte behaart seyen, eine Fabel oder wenigstens eine starke Uebertreibung. Diese deßhalb so genannten behaarten Kurilen haben, nach den wiederhohlten Untersuchungen unserer Reisenden, meist nicht mehr Haare auf ihrem Körper, als sich bey gar manchem Europäer zu finden pflegen. Und daß das einzelne Beyspiel vom Gegentheil, da man einen am Leibe behaarten sechsjährigen Knaben fand, nicht einmahl für eine erbliche Anomalie (— wie etwa bey den bekannten, vulgo so genannten, Stachelschwein-Menschen, oder bey manchen Albinos, oder in den sechsfingerigen Familien 2c. —), geschweige eine National-Eigenheit, zeuge, lehrte die Besichtigung des Vaters, der den Europäern hierin ganz gleich war. Daß aber auch dieß der wahre Vater gewesen, dafür bürgt wohl die allgemeine, selbst in Blödigkeit ausartende, Sittsamkeit der dasigen Weiber.

(— Und individuelle Beyspiele von ungewöhnlich stark behaarten Menschen gibts überall. So fand z. B. Forster dergleichen auf der südlichen Hälfte des so genannten stillen Oceans unter den Bewohnern der neuen Hebriden; und daß sie auch in Europa, und nahmentlich in Schweden, nichts weniger als selten sind, dafür darf der Rec. ein paar Stellen aus seltenen Schriften, die ihm gerade zur Hand liegen, anführen: die eine aus Har. Vallerius *de varia hominum forma externa* p. 20: "Saepissime non sine admiratione

conspeximus in Norlandia pilos in reliquo corpore crescentes, prolixitati barbae satis convenientes, adeo ut qua totum fere corpus pilosi sint". Die andere aus des gelehrten Visionärs Ol. Rudbeck *Atlantica* p. 529: "Ex consanguineis solum nostris XIII monstrare possumus, corpora habentes admodum hirsuta" etc. –)

Auch mag das dickstruppige Haar der Ainos und der starke Bart der Männer, wodurch sie gegen die benachbarten Völker gar auffallend abstechen, den Glauben an jene Sage noch befestigt haben. (— Der Rec. hat ein paar colorirte Portraite von einem Ainos-Mann und Frau von der Hand des Hrn. Hofr. Tilesius vor sich, die beide durchs buschlige Haar auffallen, so wie sich hinwiederum der Mann durch den starken Bart, und die Frau durch ihre blitzblau gefärbten Lippen auszeichnet. Letztere wundersame Sitte haben sie vielleicht von den Japanerinnen adoptirt. Denn eben auch in der Sammlung des Rec. befinden sich zwey in Nangasaky ausnehmend sauber gemahlte Bildnisse zweyer jungen dasigen Frauen, das eine auf Seidenpapier, das andere auf Zindeltafft, dieses mit schön blau, jenes mit grasgrün geschminkten Lippen! —)

Sieben Wochen nach der Abfahrt von Nangasaky kamen die Schiffe wieder im Peter-Paulshafen auf Kamtschatka an. Bald nach jener Abfahrt brachen bey einem der an Bord befindlichen Soldaten, einem Eingebornen von Kamtschatka, die Pocken aus. Zum Glück hatten zwar alle übrige auf dem Schiffe befindliche Personen diese Krankheit schon bestanden. Aber in Kamtschatka, wohin man segelte, haben von den Erwachsenen die wenigsten, und von den Kindern noch gar keines, die Pocken gehabt! Dieß und die ohnehin so geringe dasige Volksmenge, vollends aber die Erinnerung an das schreckliche Ereigniß von 1767, wo eine mörderische Epidemie der von Ochotsk dahin gebrach-

ten Pocken Tausende der armen Einwohner dahinraffte, vermochte den edeln Krusenstern zu eben so strengen als musterhaften Vorkehrungen. Ungeachtet schon mehrere Wochen vor der Ankunft des Schiffes die Krankheit so überstanden war, daß gar keine Ansteckung mehr zu fürchten schien, so wurde doch alles, was dem Patienten gehört hatte, über Bord geworfen, die Sachen derjenigen, die ans Land gehen sollten, nach der Smythschen Methode durchräuchert ꝛc., während des Aufenthalts in Petropawlosk nicht die geringste Gemeinschaft mit den Einwohnern gestattet, und die debarquirten Soldaten mußten drey Wochen Quarantaine halten. Und da Kamtschatka mit jedem ankommenden Schiffe dieser dort so schreckliche Gefahr drohenden Krankheit ausgesetzt ist, so urgirt er aufs dringendste, daß man doch auch jenen fernen Erdtheil baldmöglichst der Wohlthat der Kuhpocken theilhaft machen möge.

Mit gleicher Humanität, — aber auch laut u. männlich, — erhebt er seine Stimme zu Milderung des alles Menschengefühl empörenden jammervollen Drucks, unter welchem die unglücklichen Insulaner auf dem Russ. Nordarchipel und die Einwohner der benachbarten Küste von Nordamerica schmachten, u. täglich mehr durch die bisher ganz unbeschränkt gebliebene, aller beliebigen Willkühr überlassene, Eigenmacht der Agenten der Russisch-Americanischen Compagnie und ihrer Unter-Bedienten aufgerieben werden. Wir können nur sehr Weniges von dieser schaudervollen Schilderung hier anführen, und doch muß auch dieses Wenige jeden Leser überzeugen, daß jene unsre armen Mitmenschen von der Mongolischen Raße von ihren Europäischen Brüdern, wenn gleich auf andre Manier, doch im Grunde um nichts milder, gepeinigt werden, als weiland die von der Americanischen durch die ersten Eroberer der neuen Welt, oder als die von der Aethiopischen durch die Vampyren von Sklavenhändlern. — "Der Haupt-

Agent jener Compagnie ist unumschränkter Despot über eine Strecke Landes, welche sich, mit Inbegriff der großen Aleutischen Inselkette, vom 57. bis 61.° der Breite, und vom 130. bis 190.° östl. Länge erstreckt". — "Jeder Russe, wenn er auch der abhängigste u. unterdrückteste Sklave eines Agenten der Compagnie ist, darf ungestraft die ursprünglichen Einwohner des Landes tyrannisiren". — "Hier muß Jeder der eisernen Willkühr jener Agenten gehorchen. Eigenthum u. persönliche Sicherheit können da nicht Statt finden, wo es keine Gesetze gibt. Nun aber gibt es in keiner Besitzung der Compagnie irgend eine Gesetzpflege" (!).

(— Gott Lob, daß diese genaue lebendige Darstellung, aus welcher wir hier nur ein paar allgemeine Data ausheben konnten, von einem solchen Manne in einem solchen Werke gegeben ist, wo sie ihres Weges zum Throne gewiß nicht verfehlen kann, und eben so gewiß auch bald und kräftig ihre wohlthätige Wirkung äußern muß! Denn leider hatte in vorigen Zeiten der Einfluß mancher Interessenten der Compagnie Mittel gefunden, die frühern Versuche wodurch jene schaudervollen Greuel zur Sprache gebracht werden sollten, zu vereiteln. — So besitzt z. B. der Rec. das handschriftliche Tagebuch des wackern Sergeanten Builof, der schon 1779 ausdrücklich in der Absicht von Kamtschatka nach den Fuchsinseln geschickt ward, um während seines fünfjährigen dasigen Aufenthalts nahmentlich das Betragen der Pelzjäger gegen die armen eingebornen Aleuten zu untersuchen, u. treuen Bericht darüber zu erstatten. Er that das aufs gewissenhafteste, und der Erfolg war, daß die Pelzhändler schon in Irkutsk die weitere Untersuchung niederzuschlagen wußten; daß Builof statt der ihm für seine treuen Dienste versprochenen Officierstelle in Gefahr gerieth, gemeiner Soldat zu werden; daß ihn zwar Cap. Billings dadurch noch rettete, daß er ihn zum Schreiber bey seiner Expe-

Wilden annahm; daß er aber bald, meist aus Gram, starb und sein Grab in den Fluthen fand. — Der Rec. hat seine Gründe, warum er zugleich anmerkt, daß er dieses noch ungedruckte Tagebuch von seinem, nun auch verstorbenen, Freunde, dem Hofr. Merk, erhalten hat, der bey dieser großen achtjährigen Expedition als Naturforscher angestellt war, u. den Diensteifer u. die Wahrheitsliebe des unglückl. Builof verbürgen konnte. —)

Uebrigens muß man den gedachten Agenten eine Art von consequenter Unparteylichkeit zugestehen, sintemahlen sich hier ergibt, daß auch das Leben und die Gesundheit ihrer eignen Landsleute, der Russ. Promüschlenifen (Matrosen im Dienst der American. Compagnie oder so genannte Pelzjäger) mit eben so barbarischer Gleichgültigkeit von ihnen vernachlässigt wird. Ein mit voller Ladung befrachtetes Compagnieschiff von circa 150 Tonnen, das Hr. v. Kr. besah (dasselbe, auf welchem auch der nun zurückbleibende Resanoff nach Kadjak zu seiner besondern Bestimmung abging), war, außer den Officieren, Agenten rc., mit nicht weniger denn 70 solcher Matrosen überstopft, worunter sich schon vor dem Auslaufen aus dem Hafen 20 Kranke befanden, die selbst kaum Raum unter dem Verdecke behielten, so daß die übrigen 50 entweder unter diesem hyperboreischen Himmel auf dem Verdecke schlafen, oder aber, ganz im buchstäblichen Sinne, einer auf dem andern liegen mußte. Hangematten gabs gar nicht. An Kleidungsstücken herrschte die gröste Armuth: Zerlumptheit u. höchster Schmutz characterisirte alle; nur wenige hatten Hemden rc. — Und nun die armen Kranken! Scorbutische und venerische Schäden schienen bey den meisten unheilbar, obgleich sie seit 10 Monathen am Lande und unter Wundarzts Händen gewesen waren. Jetzt sollten sie auch dieser Hülfe beraubt, und nach einer langwierigen Fahrt an Orte versetzt werden, wo entweder ärztlicher Beystand gänzlich fehl-

te, oder wo er von ganz Unwissenden geleistet wird. Dabey bestand der Vorrath von Krankenkost aus einigen Säcken verschimmelten schwarzen Zwiebacks und zwey Tonnen schon so pestilenzialisch riechenden Salzfleisches, daß der Verf., als auf sein Gesuch ein Faß geöffnet ward, sogleich den Schiffsraum verlassen mußte. Die Hauptnahrung der Gesunden besteht aus Thran, gedörrtem Seelöwenfleisch ꝛc.; Branntwein aber, dessen unbeschränkter Vertrieb in jenen Gegenden sonst aufs unseligste gemißbraucht wird, und dessen mäßiger Genuß gerade diesen Seefahrern in jenen neblichten und kalten Meeren heilsam seyn würde, den gibt man ihnen nie. — Ein unverkennbarer Hauptgrund dieses und hundertfältigen andern Elendes, wodurch die Existenz der armen Eingebornen, so genannten Wilden, sowohl, als der dort angesiedelten und im Dienst stehenden Russen, verkümmert wird, liegt offenbar in den unermeßlichen Schwierigkeiten und ungeheuern Kosten, die mit dem Land-Transport verbunden sind, auf welchem bisher alle Bedürfnisse dahin gefahren und großen Theils getragen werden mußten! Denn der mächtig lange und ohnehin gefährliche Weg zwischen Irkutsk und Ochotsk ist gar nicht fahrbar, sondern die Waren müssen in ledernen Schläuchen auf dem Rücken der Pferde und Rehnthiere transportirt werden. Wie glücklich würden diese Schwierigkeiten überwunden, und wie unendlich der Wohlstand von Kamtschatka und von allen Russ. Besitzungen in und an jenem Ocean gehoben werden, wenn von nun an die Schifffahrt zwischen den Häfen des Baltischen Meeres, den Inseln des östl. Oceans, und der Küste des nordwestl. America unterhalten würde, deren Ausführbarkeit und einträglichen Nutzen Hr. v. Kr. durch seine große Weltreise selbst so einleuchtend dargethan hat. Und die Entfernung wird hoffentlich Niemand einwenden, der von der Leichtigkeit einen Begriff hat, womit seefah-

rende Nationen, zumahl die Engländer und die Frey-staats-Americaner, so eine halbe Reise um die Welt zu machen verstehen.

Beyläufig einige herrliche Züge zur Characteristik der Tschuktschen, bekanntlich der einzigen Nation im nördlichen Sibirien, welche sich bis jetzt noch nicht unbedingt dem Russischen Scepter unterworfen hat. Sie sandten eine Deputation ihrer Aeltesten, ihr Oberhaupt an der Spitze, an den edeln Koscheleff, Gouverneur von Kamtschatka, um ihre Beschwerden, nahmentlich ebenfalls gegen Pelzjäger der dick erwähnten Americanischen Compagnie anzubringen, die sich besonders beym Tauschhandel allerley Betriegereyen gegen sie erlaubt hatten. Das ganze Betragen dieser braven Wilden, ihr Anstand und Würde, ihre männliche energische Beredtsamkeit rc. mahnt uns an die eigentlich so genannten Nordamericanischen Indianer, die herrlichen Mohawks rc. (nicht die Eskimos, welchen hinwiederum die Aleuten, und selbst die Kamtschadalen, ähneln). "Es würde uns nichts kosten", sagte der Wortführer, "diese Russen in Einer Nacht zu ermorden. Aber wir wollen lieber die Abstellung unserer Beschwerden Deiner Gerechtigkeit überlassen. Dein Ruf hat uns zu Dir gebracht rc.". Und nachdem der Gouverneur alles untersucht, ihre Klagen gegründet befunden, und ihnen Genugthuung verschafft hatte, so zog der Sprecher bey einer andern Conferenz einen Dolch mit abgebrochener Spitze hervor, mit dem feyerlichen Versprechen, daß dieselbe nie gegen die Russen wieder geschärft werden solle, und dem Schluß: "Melde das Deinem Kaiser"!

Der treffliche Koscheleff gab unsern Reisenden noch einen Abschiedsball, von welchem sie noch in derselben Nacht an Bord und wieder in See gingen. Dießmahl zur wichtigen Untersuchung der Ostküste des großen Sachalin, das auf den bisherigen Karten als eine In-

sel dargestellt war, das aber, nach den vom Verf. angegebenen Gründen, die er nachher auch durch Capitain Broughton's Untersuchung bestätigt gefunden, doch im Süden der Mündung des Amur mit dem festen Lande der Tataren durch eine flache Erdzunge verbunden, und folglich eine Halbinsel ist, deren nördliches Ende von einigen hundert Chinesischen Tataren bewohnt wird, durch welche die Ureinwohner, die guten Ainos, dort eben so, wie im Süden durch die Japaner, verdrängt worden.

Jeder Leser, dem die seltenen Talente und der edle Character des verdienstvollen Krusenstern einiges Interesse für diesen vortrefflichen Seefahrer eingeflößt haben, wird mit herzlicher Theilnahme erfahren, daß derselbe nun bey seiner dritten Ankunft auf Kamtschatka zwey vom Kaiser Alexander selbst an ihn gerichtete Schreiben erhielt, worin der Monarch die Aeußerungen seiner vollkommenen Zufriedenheit mit einer Belohnung begleitete, welche die Erwartung des bescheidenen Mannes übertraf.

Dieser benutzte nun seinen dießmahligen Aufenthalt besonders, um sich zu seiner weiten Heimreise zu verproviantiren, wozu der thätige Beystand des würdigen Gouverneurs das Beßte that, da die von Ochotsk vorher dazu verschriebenen Victualien sich so ungenießbar befanden, daß eine Summe von 15,000 Rubel umsonst darauf verwandt war. Dagegen erhielt er nun in Kamtschatka selbst tüchtigen Vorrath; nahmentlich auch Kartoffeln die Fülle. (— Diese große Gabe des Himmels, nebst der China, das Beßte, was die alte Welt durch die Entdeckung der neuen gewonnen hat, wird also nun in den fernsten Enden aller fünf Erdtheile gebaut. In Kamtschatka, wie auf Grönland und am Cap und in Sidneycove. So glücklich acclimatisirt das wohlthätige Gewächs allen Zonen! —)

Bekanntlich hatten vorlängst zwey berühmte Fremdlinge auf Kamtschatka ihr Grab gefunden. Der Astronome de l'Isle auf Behring's Expedition 1741, und Cook's Nachfolger auf seiner letzten Weltreise, Capitain Clerke, 1779. Da aber die ihrem Andenken daselbst gestifteten Denkmähle schon wie verschollen waren, so haben die Officiere der Nadeshda dasselbe durch ein dauerhafteres Monument erneut. — Doch wie viel Interessantes müssen wir nicht, dem Zuschnitt unserer Blätter gemäß, übergehen, z. B. die mit eben so viel Muth als Verschlagenheit angelegte und glücklich ausgeführte wunderähnliche Flucht von sieben Japanesen, die ohne Trinkwasser, und selbst ohne Geschirr dazu, in einem offenen Bohte von Kamtschatka nach ihrer Heimath gerudert sind! und viel dergleichen mehr. —

Ausführliche lebendige Schilderung des elenden Zustandes von Kamtschatka seit den hundert Jahren, da diese große, berühmte, merkwürdige Halbinsel in Rußlands Besitz ist, der unendlich wichtig werden könnte, wenn man alle die Vortheile daraus ziehen wollte, die er zu gewähren im Stande ist. Der überschwenglich kostbare Land-Transport aus dem Europäischen Rußland nach Ochotsk, und von da nach Kamtschatka, war bis jetzt eine Hauptursache, warum die dasigen Einwohner fast an allem, selbst an dem, was die Nothdurft erfordert, Salz und Brot und dergl., kümmerlich Mangel leiden. Nur an Branntwein fehlts nie: Dank sey es der Industrie der Kaufleute, die dadurch den armen Einwohnern das einzige Mittel an die Hand geben, des mit saurem Schweiß und Gefahr erworbenen Geldes, womit weiter dort nichts anzufangen ist, los zu werden! Die unseligen Folgen von allem diesem bedürfen keiner Erwähnung, und treffen den Ueberrest der armen, nun fast ausgestorbenen, ein-

gebornen Kamtschadalen sowohl, als die angesiedelten Russen. Von jenen ehrlichen Wilden sagt der Verf., "daß sie an Güte des Herzens, an Treue, Folgsamkeit, Gastfreyheit, Beharrlichkeit, Ergebenheit für ihre Oberen, schwerlich übertroffen werden können". Wie diesem für Rußland so wichtigen, und von der Natur, trotz der widerwärtigen Vorstellung, die sich ununterrichtete Europäer davon zu machen pflegen, bey weitem nicht verwahrloseten Lande, zumahl durch jährliche Schifffahrt von Cronstadt aus dahin, zum Wunder leicht und kräftig aufgeholfen werden könne, zeigt der Verf. aufs einleuchtendste.

Nun von da zur Heimreise.— Auf der Fahrt nach Macao passirten unsere Reisende eine große Flotte von Booten Schinesischer Rebellen, wohl 300 Segel, die schon seit drey Jahren an der südlichen Küste von Schina geraubt hatten. Sie sollen aber auf 4000 Schiffe stark seyn, und darunter welche von 200 Tonnen Größe, die mit 2 bis 300 Köpfen bemannet, und mit 10 bis 20 Kanonen, und zwar theils Zwölf-, und Achtzehnpfündern, bewaffnet sind. Gelingt es ihnen, ein Schiff zu entern, so sind sie, ihrer überlegenen Anzahl von Mannschaft wegen, ihrer Beute gewiß. Nur der starke Sturm konnte sie abgehalten haben, auch die Russen anzugreifen. Sie sind im Besitz der großen Insel Haynan, eines großen Theils der Südwestküste von Formosa (der Kornkammer von Fokin), und eines Theils von Cochinchina. Außer diesen Seeräubern soll durch ganz Schina, und besonders in den südlichen und westlichen Provinzen, eine verbündete Gesellschaft von Unzufriedenen aus allen Classen verbreitet seyn; so wie auch schon mehrmahlen Anschläge auf das Leben des Kaisers entdeckt worden. Ein Manifest, das der, freylich gar schwache, Monarch (der funfzehnte Sohn des

ehrwürdigen Kien-long) bey dem letzten Vorfall der Art ergehen liess, ist besonders der Klugheit wegen merkwürdig, welche man darin entdeckt, um auf eine feine und anständige Art sich aus einer übeln Sache zu ziehen. Ueberhaupt erscheinen die von Manchen so hoch gepriesenen Schinesen auch hier in gar keinem günstigen Lichte. Die gleichgültige Unthätigkeit der Polizey z. E. bey Feuersbrünsten oder bey Typhonen (wodurch noch erst wenige Wochen vor des Hrn. v. Kr. Ankunft in Macao auf 10,000 Menschen auf dem Tigris umgekommen seyn sollen) ist schaudervoll. Die von Dr. Pierson, Arzt bey der Engl. Factorey, nun in Schina eingeführte Vaccination wird zwar von der Regierung tolerirt, aber ohne daß sie einen Schritt thäte, ihren Eingang zu befördern. Auch waren die Schinesischen Aerzte ganz dagegen eingenommen, ungeachtet dieses so wohlthätige Heilmittel auch dort einheimisch ist, da man es in Nankin, so wie in Europa, an den Füßen der dasigen Kühe gefunden hat. — Daß der Kindermord in Schina allgemein geduldet wird, ist eine unbezweifelte Thatsache. Bey Whampoa sah man häufig todte Kinder den Fluß herunter treiben. In Peking allein sollen ihrer jährlich wohl auf 9000 umgebracht werden. (— Eine schreckliche Instanz gegen Dav. Hume's abenteuerliches Paradoxon, der die Erlaubtheit des Kindermordes für ein Beförderungsmittel der Bevölkerung ausgab! —) — Die Beharrlichkeit der Christlichen Missionäre in ihrer Bekehrungssucht ist bey den gar unbedeutenden Progressen, die sie seit länger als zwey Jahrhunderten darin gemacht, allerdings zum Verwundern. Jetzt steht ihre ganze dortige Existenz auf sehr schwachen Füßen, da der Kaiser ein heftiges Manifest wider sie und ihre Lehre erlassen, worin Manches von der letztern, wie z. B. nahmentlich die Legende von der heil. Ursula, lächer-

lich gemacht wird. In diesem sowohl, als in dem obgedachten, bedient er sich des Gleichnisses von einem tollen Hunde. — Aus gar manchen characteristischen Zügen lernt man auch hier die Schinesische Regierungsverwaltung als ein trotziges und verzagtes Ding kennen, worein sich aber zumahl die dortigen Engländer gar gut zu finden wissen. Um z. B. eine Forderung von 80,000 Pf. Sterl. vom Vicekönig zu Canton einzutreiben, war eine Engl. Brigg, trotz des strengen Verbotes in den Schinesischen Gesetzen, die Bocca Tigris zu passiren, mir nichts dir nichts und ohne Lootsen, durch die Titularbatterien derselben durchgedrungen, und der Capitain zeigte den Mandarinen, die sich zu ihm an Bord begaben, auf ihre Frage, worin die Ladung seines Schiffs bestehe, statt aller Antwort eine Kanonenkugel; — eine Pantomime, welche die Herren so expressiv und bedeutungsvoll fanden, daß sie sich Hals über Kopf wieder von dannen verfügten. — Viel neue und interessante Notizen über die Statistik von Schina, Schifffahrt und Handel der Europäischen Nationen und des Americanischen Freystaats dahin, müssen wir hier übergehen. Nahmentlich viel Merkwürdiges über den Theehandel und die mächtige Consumtion dieser auch statistisch so wichtig gewordenen Blätter. — Auch über den Aufenthalt auf St. Helena, wo Hr. von Kr., wie obgedacht, auf der Heimreise einlief.

So kam der um sein Vaterland und um die Wissenschaften hochverdiente Mann nach einer Abwesenheit von drey Jahren und 12 Tagen den 19. August 1806 in den Hafen von Cronstadt zurück, unter andern auch mit der großen Satisfaction, auf dieser so wichtigen, lehrreichen, aber auch theils sehr gefahrvollen, Weltreise nicht Einen Mann, nicht Einen Mast, nicht Einen Anker, verloren zu haben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. Stück.

Den 27. Julius 1811.

Livorno.

Atti dell' Accademia Italiana di Scienze, Lettere ed Arti. Tomo primo *Parte seconda*. S. 1 ... 361. Dreyzehn Abhandlungen sind in dieser zweyten Abtheilung des ersten Bandes begriffen; er ist noch 1810 gedruckt. I. Vincenzo Follini über die Uebersetzung und den Commentar von der Poetik des Aristoteles, von Cav. Lionardo Salviati. Dieses Commento sulla poetica d' Aristotele von Salviati wird im Wörterbuch della Crusca angeführt, ist aber nie gedruckt worden. Hr. F. verfolgt die Spuren, wohin es nach des Verfassers Tode gekommen seyn muß. Es waren zwey Bände in Handschrift, der erste ging durch viele Hände, und ist in die Bibliothek Magliabecchi gekommen; der andere aber ist verloren, wenn er nicht noch irgendwo verborgen liegt. II. Pompilio Pozzetti über die Originalität des Dante Alighieri (dell' Originalità di *Dante Alighieri*. Raggionamento di *Pompilio Pozzetti*). S. 25 ... 51. Eine Vertheidigung des Dichters gegen Hrn. Luigi Canali, Bibliothe-

cat und Professor der Physik zu Perugia. Hr. Canali will nähmlich die Entdeckung gemacht haben, daß Dante die Idee zu seiner Divina commedia nicht aus sich selbst geschöpft habe. Diese vorgebliche Entdeckung gründet sich auf die Existenz einer alten Legende, wenn man sie so nennen darf, oder der Erzählung von einer geistlichen Wundergeschichte, die ein Benedictinermönch, genannt Alberigo, in seiner Kindheit erlebt haben wollte, und die nachher, von ihm dictirt, durch einen andern Mönch niedergeschrieben wurde, und im Kloster zu Monte cassino aufbewahrt wird. Der fromme Schwärmer Alberigo glaubte, als Knabe von neun Jahren von einer Taube in den Himmel getragen, und neun Tage lang, in geistlicher Abwesenheit von seinem Leibe, durch die Hölle, das Fegfeuer und das Paradies umhergeführt zu seyn, wo er denn Manches gesehen haben soll, was man auch in Dante's göttlicher Comödie findet. Daß Dante dieses Werk zu Monte cassino gelesen habe, und dadurch zur Erfindung seines unsterblichen Gedichts veranlaßt worden sey, sucht Hr. Canali wahrscheinlich zu machen. Hr. Pozzetti entkräftet diese Wahrscheinlichkeit durch psychologische und historische Gründe, deren Mittheilung hier zu weit führen würde. Das Resultat ist, daß, wenn ja Dante wirklich jene Legende gekannt hat, seiner Divina commedia deßwegen eben so wenig die Originalität abgesprochen werden darf, als dem verlornen Paradiese Milton's, der durch ein unbedeutendes geistliches Schauspiel, von einem gewissen Andreini verfaßt, das er in Italien hatte aufführen sehen, veranlaßt wurde, den Sündenfall zum Stoffe, erst eines dramatischen, dann eines epischen Gedichtes, zu wählen. Hr. Pozzetti gibt uns keine genauere Nachricht von der Vision des Alberigo [illegible]

irgend einen Begriff von Originalität im eigentlichen und höhern Sinne des Worts hat, wird in keinem menschlichen Geisteswerke diese Originalität, die freyeste und kühneste Selbstständigkeit des producirenden Geistes, in einem höheren Grade anerkennen, als bey Dante, welcher, wenn auch nicht den ganzen Stoff, doch [illegible] Gestalt, [illegible] sehn, Unnachahmliche, an seine [illegible] farben Dichtung ist gewiß aus sich selbst schöpfte, als er selbst einer der ältesten und originellesten Menschen war. — S. 53 . . . 74. [illegible] Beantwortung (die das Accessit erhielt) einer Preisfrage, die von der Akademie zu [illegible] aufgegeben war, den gegenwärtigen Zustand der Italiänischen, besonders Toscanischen, Sprache zu bestimmen, die Ursachen, welche ihren Verfall veranlassen, und die Mittel anzuzeigen, wie er könne verhindert werden. Noch jetzt finden die Klagen Statt, welche vor fast hundert Jahren Salvini führte, daß die Reinheit, Deutlichkeit und Anmuth der Sprache durch die unverständigen Bestrebungen, recht blühend, erhaben und schön zu schreiben, verloren gehe. Als Ursachen des Verfalls der Sprache, folglich auch als Wege, auf welchen der fernere Verfall zu verhüten sey, führt er an, die Vernachlässigung des Studiums der Sprache und ihrer Grammatik, das unterlassene Lesen der frühern classischen Schriftsteller, Dante, Petrarca, Boccaccio und anderer, mit denen nicht das Studium der lateinischen Sprache und Lesen der guten Schriftsteller zu verbinden nöthiger wäre im Italiänischen, als in irgend einer andern Sprache; Noch ein Verderben ist die Einmischung fremder und neuer Wörter. — S. 75 . . . 92 Inscriptionum specimen *Andreas Zamonii*. Eine Reihe Versuche von Inschriften auf [illegible]

Einweihungen von Gebäuden, Geburten, Vermählte u. s. f. im Lapidarstil. Nicht leicht ist uns eine so glückliche Nachbildung des alten Römischen Stils der Inschriften vorgekommen. — S. 93 . . . 113 Francesco del Furia, von den Griechischen Sophisten, ihrem Character und dem Gehalte ihrer Beredtsamkeit vor und nach dem Zeitalter Constantins; vom Sophisten Procopius Gazäus, Verfasser des Panegyricus auf den Kaiser Anastasius Dicorus. Zu einer allgemeinen Würdigung und Uebersicht, wie sie sich in einer Vorlesung geben läßt, langt der Aufsatz aus; aber eine schärfere Sonderung der verschiedenen Begriffe, die man mit dem Nahmen nach Zeiten, Arten und Personen verbinden muß, darf man nicht erwarten. — S. 119 *La spiritualità, e l'immortalità dell' Anima. Poema di* Salomon Fiorentino. Ein Gedicht, das schon durch seinen Stoff unsere Aufmerksamkeit erregen mußte. Philosophisch-religiöse Gedichte in Italiänischer Sprache sind uns lange nicht vorgekommen. Wenigstens erinnert sich der Recensent in diesem Augenblicke an keines aus den neueren Zeiten. Daß die Italiänische Poesie in unsern Tagen sich zu einer religiösen Philosophie neigen könnte, hätten wir auch nicht erwartet; denn diejenige Philosophie, die in jenen Gegenden die beliebteste zu seyn scheint, ist nichts weniger, als religiös. Der Verfasser selbst berichtet uns, daß dieses Gedicht eine Jugendarbeit ist. Hr. Palloni, General-Secretär der Italiänischen Academie zu Livorno, hat es an das Licht gezogen. Neuen Gedanken sind wir nur selten begegnet; aber mit poetischem Gefühle sind unter den Lehren, durch die man die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen gesucht hat, diejenigen vom Verf. ausgewählt, die das Gemüth beschäftigen können, und

folglich eine poetische Behandlung zulassen. Die Sprache in reimlosen Jamben (versi sciolti) hat Feuer und Würde. Doch scheint es ihr an Klarheit und Leichtigkeit zu fehlen. Auspielungen auf die Zeitumstände, zum Beyspiel das Lob des großen Kaisers (Napoleone immenso nennt ihn der Dichter), sind auch eingewebt. — S. 165 Zwölf Inschriften (Opuscoli lapidari), vom Abbate D. Gian-Francesco Masdeü (Masdèu) von Barcellona; eine kleine Sammlung von alten aufgefundenen, noch ungedruckten, Römischen Steinschriften; sie können nur den Antiquar aufmerksam machen, enthalten aber manches Merkwürdige. In einer, unter Adrian, ist ein Tempel, in der Mark Ancona gelegen, der Göttinn Cupra geweihet, welches, nach Strabo, der einheimische Nahme der Juno war. Hr. M. macht eine seltsame Etymologie von Cupra aus Κυπη Ἡρα: jenes soll eine Grotte bedeuten, so daß es Giunone delle Grotte sey. Eben so abenteuerlich ist die Erklärung von fünf Lateinischen Steinschriften, welche in Gallizien bey Ausbesserung der Landstraße sind gefunden worden, aus denen sich nur eine des Vetara oder Virrura merkwürdig macht, so daß auch daraus erhellet, daß das Unglück, oder Glück, die Römer auch dorthin geführt hat. (Wie wir hier S. 168 sehen, hat Hr. M. bereits früher eine Sammlung von alten Steinschriften mit Erklärungen zu Madrit herausgegeben, denn er führt Tomo terzo von seiner Raccolta lapidaria an.) — Adrian ließ Jerusalem wieder aufbauen, und Aelia Capitolina benennen. Auf Münzen wird geschrieben Col. Hel. Cap. Daraus, sagt Masdeu, erhelle, der Nahme des neuen Jerusalems sey von Ἥλιος abzuleiten (ein schlimmer Mißgriff: Col. Hel. ist Colonia Heliopolis in Cölesyrien, das bekannte Baalbek.

Neu könnte dieß seyn, daß auch diese Colonia Capitolina heißt; aber dieses Capitolina ist von ludi Capitolini zu verstehen, welche, wie an mehreren Orten, auch dort gefeyert worden sind.) — Aber gut ist die Verbesserung in der Grabschrift auf Adrians Jagdpferd (die in der Sammlung Jez fehlt und an vielen Orten steht, auch in den Anmerkungen zu Spartian. Adrian. c. 20 p. 189) per tumulos et ruscos statt per tumulos Etruscos. — Dank verdient die Ergänzung und Uebersetzung der berühmten, von Abbate Marini schon ans Licht gestellten, Marmora fratrum Arvalium S. 186 f. Noch eine andre Steinschrift verdient eine Bemerkung, von Hadrians Zeit, in welcher Coh. II. Flav. Britton. und misso in expeditionem Britannicam vorkommen, und also für die Stellen im Juvenal XV, 124 und Ausonius Epigramm. CIX . . . CXIV. entschieden wird, Brittones und Britanni sind nicht einerley; jene gehören nach Spanien, und zwar nach Gallizien, wo noch in den früheren Zeiten des Christenthums ein Episcopatus Brittonensis, war. — Erklärung eines kleinen Basreliefs, am Ufer von Salpi in Apulien gefunden; eine unzüchtige Vorstellung, allem Ansehen nach aus den mystischen Bacchischen Gebräuchen, die erzeugende Natur darstellend; wenn gleich die Erbauung der Stadt an den Meleager und Atalanta, und an das Gemählde des Parrhasius (Suetonius Tiber. 44) erinnern kann. — Salpi, Salapia, am Adriatischen Meere, erst an der See angelegt, dann späterhin auf nicht weit entfernter Anhöhe (am Golfo Manfredonia); sie war zwar nicht von Diomed erbauet, aber Diomed mit seinen Aetoliern hatte sich doch an dieser Küste niedergelassen, nach der alten Sage, nach der Rückkehr von Troja. Der Verfasser ist

[illegible] Mella. — Auf diese folget S. 209 — 256 ein philologischer Versuch: sulle prische Egiziane Teografie di *S. Germain-de-Cordes*: eine wider Winkelmann gerichtete neue Bestätigung einer Behauptung, die der Verf. ehemahls in einer Abhandlung, del Culto d'Iside presso i Romani, Mantua 1808, vorgetragen hatte, daß die bildlichen Vorstellungen (dieß nennt er Teografia) der Götter der Aegyptier in den früheren Zeiten mit Thierköpfen, nie mit Menschenköpfen, versehen gewesen seyen; die Isis mit einem weiblichen Kopfe sey erst unter den Ptolemäern und den Römern aufgekommen. Die Egypte ancienne entscheidet nun die Sache; aber zu einer genaueren Auszeichnung lud uns der polemische Ton der Schrift nicht ein. — S. 269 *Sullo stato attuale delle belle arti in Italia, e particolarmente in Roma, di G. A. Guattani.* Mehr ein Catalogue raisonnée, als ein historisch-critisches Gemählde. Es ist interessant, die Nahmen der berühmtesten Künstler, die jetzt in Italien leben, beysammen zu sehen, und bey einigen auch ein Verzeichniß ihrer Werke zu finden. Die Rubriken sind folgende: Pittura, scultura, architettura, paesaggio, acquarelli, mosaico, incisione in rame, incisione in pietra. Der große Bildhauer Canova ragt freylich über alle übrigen Künstler hervor. Unter den meisten Rubriken fanden wir Einen, oder einige Deutsche genannt. — (Das Uebrige nächstens.)

Gotha.

Die Wichtigkeit des elementarischen Unterrichts in der Musik, und besonders des Gesanges, für die Schulen und die Kirchen, so wie die Einwirkung des Kirchengesanges auf die Andacht und Religiosität, ist von so Vielen und so oft und nachdrücklich gezeigt,

worden, daß sich kaum erklären ließ, ihn so gesunken zu sehen, als es wirklich geschehen ist. Ihn zu erwecken, hat der um Volksunterricht und Volkssittlichkeit so sehr verdiente Hr. Hofr. Becker die Herausgabe folgenden Werks veranstaltet: Allgemeines Choral-Buch für die protestantische Kirche, vierstimmig aufgesetzt, mit einer Einleitung in den Kirchengesang und dessen Begleitung durch die Orgel, von Karl Gottlieb Umbreit. Herausgegeben von Rudolph Zacharias Becker. In der Beckerschen Buchhandlung 1811. breit Quart. Es ist also eine Sammlung, nicht von Gesängen, sondern von Melodien, in Noten gesetzt, von Kirchengesängen, die in den protestantischen Kirchen üblich sind, von welchen nähmlich mehrere Gesänge nach einer und derselben Melodie gesungen werden. Durch Vergleichung einer Menge Kirchengesangbücher ist ein alphabetisches Verzeichniß von den in jenen befindlichen Gesängen angehängt, mit Verweisung auf Seite und Numer der Melodie, nach welcher sie gesungen werden. Die Zahl der hier gegebenen Melodien ist 332, die nach ihren Anfängen verzeichneten Lieder 3830 Numern: gewiß ein beträchtlicher und schätzenswerther Vorrath von Gesängen, welche als Mittel anzusehen sind, die Andacht, besonders in Versammlungen der Gemeine, zu erwecken, zu erhalten und anzufeuern, ohne welche die Religion eine kalte Verstandesbeschäftigung bleibt, mit welcher allein nicht viel ausgerichtet ist. Die Einleitung von Hrn. Umbreit enthält lehrreiche Bemerkungen: I. über Choral und Choralbücher überhaupt; II. über die Einrichtung dieses Choralbuches; III. Bemerkungen für Organisten über den Gebrauch dieses Choralbuches, und die harmonische Choralbegleitung überhaupt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

119. Stück.

Den 27. Julius 1811.

Livorno.

Atti dell' Accademia Italiana di Scienze, Lettere ed Arti. Tomo primo, *Parte seconda*. 1810. Quart. — (Zu 118. Stück.)

S. 257 . . . 268 folgt eine architectonische Abhandlung über die Spirallinie oder die Volute der Jonischen Säule (della vera spirale, o voluto del Capitello Ionico), von Hrn. Cosimo Rossi Melocchi. Es sind mehr als drey hundert Jahre verflossen, seitdem sich die Architecten über die Volute am Jonischen Capitäl den Kopf zerbrochen haben. Zu den vielen Meinungen über ihren Ursprung könnte man noch die hinzufügen, daß die Schnecke, unter welchem Symbol die Venus bey den Phöniciern und auf Cypern verehrt wurde, das Urbild derselben gewesen ist. Wie dem auch sey, so haben viele Architecten, vorzüglich aber die berühmten Cinquecentisten, sich bemüht, nach Vitruvischen Grundsätzen ein Mittel zu finden, sie mit Schönheit, Eleganz und richti-

gem Verhältniß, auf diese oder jene Weise, zu zeichnen. Auch mehrere Deutsche Künstler, deren Forschungen vielleicht dem Verf. unbekannt geblieben sind, haben ebenfalls über diesen Gegenstand nachgedacht. Unstreitig bleibt der von Goldmann erfundene Umriß der Volute der richtigste, wenn er auch, wie alle übrige, keine vollkommene Volute in Einem Zuge bildet, sondern gleichsam sprungartig gezogen werden muß. Die größte Schönheit der Volute besteht nähmlich darin, daß ihre Windung ganz unmerklich in ihrem Innern sich verliert; aber bey allen Regeln, welche man aufgestellt hat, dieß hervorzubringen, ist es dennoch unmöglich gewesen, jenen sprungartigen Zug in der Windung zu vermeiden. Der Verf. glaubt daher, daß es sehr zweckmäßig sey, nicht allein ein Mittel zu finden, welches die Hand des Architecten bey der Zeichnung der Volute richtig leiten, sondern auch dem mechanischen Arbeiter zur Richtschnur dienen könne. Er will S. 260 ein solches Mittel entdeckt haben, welches jedoch ohne Ansicht der Figuren dem Leser nicht deutlich gemacht werden kann. So viel können wir nur bemerken, daß zwar der Verf. den Grundsätzen des Vignola folgt, aber statt der viereckigen Pyramide im Centro der Volute einen Kegel annimmt, an welchen ein Faden oder Kettchen befestigt wird, welches, wenn man es herumzieht, der Spitze des Kegels sich immer mehr nähert, und daher ohne irgend einen Sprung die Windung der Volute auf einer Fläche beschreibt, und eine gleichförmige ununterbrochene Linie hervorbringt. S. 262 folgt das Theorem, und S. 267 die Beschreibung der Maschine für die mechanischen Arbeiter, um ununter-

[illegible]e Spirallinien zu verfertigen. — S. 269 *Sullo stato attuale delle belle arti in Italia e particolarmente in Roma*, di G. A. Guattani. Diese Abhandlung ist mit einem Brief an Hrn. G. P. Schultesius, Secretär der Classe der schönen Künste, begleitet, weil derselbe Hrn. Guattani um eine Nachricht über den gegenwärtigen Zustand der zeichnenden Künste in Italien gebeten hatte, die er ihm auch hier mittheilt. Hr. Guattani ist als Kunstkenner, vorzüglich durch seine Memorie enciclopediche sulle belle arti ed Antichità, bekannt; da es ihm aber nicht gelang, aus allen Theilen Italiens über den gegenwärtigen Zustand der Künste Nachrichten einzuziehen zu können, so mußte er sich hauptsächlich auf Rom beschränken. Auf einen allgemeinen Ueberblick über die Schicksale der Mahlerey zu den Zeiten Raphael's, der Caracci, Zuccheri und des Cortona, folgt eine Darstellung der Verdienste des Maratta, Batoni und Mengs, der durch seine Arbeiten und Schriften seine Zeitgenossen von den Verirrungen der Manier auf den rechten Weg und eine freye Nachahmung der großen alten Muster zurückführen wollte. David, der zu Rom einen guten Grund gelegt hatte, erhob sich zum Haupt der neuen Französischen Schule, in welcher der verstorbene Arieite und der gegenwärtige Director der kaiserl. königl. Mahler-Academie zu Rom, le Thierre, glänzen. Man sieht von ihm viele vortreffliche Arbeiten in der Galerie von Lucian Bonaparte. Eben so viel Lob verdient der Director der königl. Mahler-Academie zu Neapel, Hr. Vicar, dessen richtige Zeichnung sehr gepriesen wird. Zu Mailand zeichnet sich Hr. Professor Appiani

durch eine glückliche Behandlung heroischer Gegenstände, durch wohlgetroffene Portraite und schöne Frescomahlereyen aus. Ein anderer Mailänder, Hr. Giuseppe Bossi, erwarb sich durch einen sterbenden Themistokles vielen Ruhm, und arbeitet gegenwärtig an einem Carton, nach welchem das Abendmahl von Leonardo da Vinci auf Befehl der Regierung musivisch ausgeführt werden soll. In Florenz blühen Sabatelli und Benvenuti, dessen Judith zu den besten Werken unsers Zeitalters gehört. Unter den zahlreichen Römischen Künstlern that sich vorzüglich der Ritter Vincenzo Camuccini hervor, von dem eine Virginia und der Tod des Cäsar bewundert werden. Sein heil. Thomas wird jetzt für die St. Petrikirche in Mosaik übertragen. Er ist zugleich Director des Instituts, in welchem die Mosaiken verfertigt werden. Der Ritter Gasparo Landi führt einen leichten gewandten Pinsel, wie seine zwey großen, zu Piazenza befindlichen, Gemählde zeigen, welche der Ritter Giovanni Gherardi de' Rossi beschrieben hat. Mit vielem Interesse wird man die Nachrichten von den letzten Arbeiten der Angelike Kaufmann lesen. Der Abschied des Coriolan, und die Cleopatra zu den Füßen Augusts, gehören zu denselben, und rechtfertigen die Lobsprüche, welche man dieser Mahlerinn der Grazien ertheilt. Im Fache der Bildnisse war das Portrait des Polen Colgroski ihre letzte Arbeit, welches denen, die sie in der Blüthe ihrer Jahre vollendete, nicht nachsteht. Wir übergehen die übrigen zahlreichen Mahler, welche der Verf. in den vier Bänden seiner Memorie etc. gewürdigt hat, so wie auch die bekannten Nachrichten von Michel An-

gelo, Bernini und seinen Nachfolgern, um auf die neueren Bildhauer zu kommen, unter welchen der Deutsche Trippel und der Engländer Dear mit Recht gelobt werden. Allein den größten Ruhm hat sich Canova erworben, der Phidias des neunzehnten Jahrhunderts. Seine Werke, von denen in unsern Blättern oft die Rede gewesen ist, werden von Hrn. Guattani nach einer Schrift beschrieben, welche den Hrn. Quatremere de Quinci zum Verfasser hat (*Notice sur Mr. Canova*). Es sey uns erlaubt, hier nur seine neuesten Arbeiten zu nennen. Diese sind: Eine colossale Statue Napoleons des Großen; eine liegende Statue der Prinzessinn Borghese; die Grabmähler von Alfieri, Volpato, Faliero, des Prinzen von Oranien (der zu Padua starb), des Marchese von Santa Cruz, des Grafen Souza, die Büste von Cimarosa, des Cardinals Erzbischofs Fesch, die Statue der Madame Lucian Bonaparte unter dem Bilde einer Muse mit einer Leyer u. s. w. Das Modell der Ritter-Statue Napoleons, an welcher Canova gegenwärtig arbeitet, wird ein außerordentliches Meisterstück liefern. "Der Held ist mit einer Chlamys bekleidet, und hat eine Stellung, welche seinen festen, alle Schwierigkeiten überwindenden, seine Bahn mit der größten Festigkeit verfolgenden, Geist auf das glücklichste darstellt. Mit der linken Hand bändigt er sein Streitroß, und mit der rechten schwingt er den Scepter, etwas rückwärts blickend, als wolle er sagen: Folgt mir, wie ich vorwärts gehe, und nie zurückbleibe" (*Seguitemi che io vado innanzi, nè mi arresto giammai*). Der Ruf des Dänen Thorwaldson steigt täglich höher, und er über-

trifft sich in seinen Arbeiten mehr und mehr. Richtig in der Zeichnung, original im Entwurf, und frey im Nachahmen antiker Muster, erscheint er als vollendeter Künstler, dessen Jason, Mars, Adonis, Apollo, Ganymed und Hebe selbst einem Griechischen Meißel Ehre machen würden. Die vier Modelle zu Basreliefs, welche für den königl. Pallast zu Kopenhagen ausgeführt werden sollen, sind seine neuesten Werke. Auch Hr. Schweickler ist ein Künstler von Verdienst, und hat sich gegenwärtig in Neapel niedergelassen, um daselbst das Studium der Bildhauerey in der königl. Academie zu leiten. Andere achtungswürdige Künstler sind: Maxin, der Schwede Goethe, Alvarez aus Cordova, Kiesling, Maximilian Laboureur, Albaccini, Prosperi, Finelli, Festa, Gaetano Monti u. s. w. Luigi Acquisti zu Bologna, und Camillo Pazetti zu Mailand, arbeiten mit großem Beyfall. Man sieht von dem letztern daselbst eine Gruppe, welche Napoleon darstellt, wie er Italien durch heiliges Feuer belebt und wieder erweckt. Im Bronzegießen machen sich zu Rom Valadier, Righetti, Boschi und Rossi berühmt. Dem Righetti hat man den Guß der colossalischen Statue Napoleons von Canova anvertrauet. Im Fache der Medaillirkunst erwirbt sich Tommaso Mercantini durch einen edeln Geschmack viele Achtung. Ungeachtet die Zeitumstände den großen Bauten hinderlich gewesen sind, so besitzt dennoch Italien viele vortreffliche Architecten, denen es nur an Gelegenheit fehlt, ihre Talente und Kenntnisse zu verwirklichen. Dahin gehören: Antolino zu Bologna, der Ritter Cosimo Rossi Melocchi zu Florenz, der Marchese Cajuola und

Barbaro Romano zu Mailand, Camporesi, Valadier, Vici, Stern, der Spanier Don Antonio Celles und andere mehr zu Rom. In der Landschaftmahlerey werden zu Rom folgende gerühmt: Labruzzi, Reinhardt, Vogt, Manwell, Verstrappen, Wallis, Baguet, Cades, Bidanza, Caracciolo, la Mezera, Denis, Pertini u. A. In der Behandlung der Aquarellmanier haben sich der verstorbene Ducros, Giunsbtardi und Kaisermann Ruhm erworben. Die Mosaikmahlerey, welche seit mehreren Jahrhunderten zu Rom mit großer Vollkommenheit ausgeübt wurde, blühet noch gegenwärtig, und die Künstler, welche sich ihr widmen, liefern wahre Meisterstücke, was die Feinheit der technischen Ausführung betrifft. Unter den Kupferstechern steht der brave Morghen zu Florenz oben an. Andere, die ihm gleich zu kommen suchen, werden von Hrn. Guattani erwähnt. In der Steinschneidekunst glänzen Rega zu Neapel, Santarelli zu Florenz, Bericci zu Mailand. Aber auch zu Rom ist die Zahl der geschickten Steinschneider nicht geringe, und ihre vortrefflichen Arbeiten werden vielleicht von unsern Nachkommen für Werke antiker Meister gehalten werden, so wie wir jetzt manche Producte der Cinquecentisten für Griechische Gemmen halten. Um nur Eines Künstlers zu gedenken, so hat Liborio Londini in Rosso antico nach der Art, wie der Camee geschnitten wird, die Trajanische Säule mit allen ihren Basreliefs, und zwar in einer Größe von 5 Palmen, dargestellt. Diese mühsame Arbeit kostete ihm 8 Jahre! — Von S. 293 . . . 335 findet man ein Verzeichniß der Kupferstiche des berühmten Raphael Morghen, von der Hand des Hrn. Gaetano Pozziali. In

einem Briefe an Hrn. Pozziali von Hrn. Niccolò Palmerini lieset man einige biographische Notizen von Morghen, dessen Familie ursprünglich aus Montpellier stammt. Das chronologisch eingerichtete Verzeichniß wird allen Liebhabern und Sammlern von Kupferstichen ein sehr willkommenes Geschenk seyn, leidet aber keinen Auszug für unsre Blätter.

Paris.

Eine ansehnliche Ausgabe des Juvenals, mit Lettern von Firmin Didot, ist jetzt in Paris in zwey starken Octavbänden erschienen: *Decimi Junii Juvenalis Satirae* ad codices Parisinos recensitae, lectionum varietate et commentario perpetuo illustratae a *Nic. Lud. Achaintre.* Accedunt *Hadr.* et *C. Valesiorum* notae adhuc ineditae. *Pars prima* p. 1 . . . 16 und 36 Bogen. *Pars altera* S. 1 . . . 367, mit einem Index vocabulorum omnium, quae in satiris Juvenalis leguntur auf 12 Bogen, den wir gewiß nicht mit dem verständigen Index in der Ausgabe des Hrn. Ruperti vertauschen werden.

Wir wollen zuerst die Einrichtung des Ganzen anzeigen: von den Verdiensten des Hrn. Achaintre als Herausgebers soll künftig in einer andern Recension nähere Nachricht gegeben werden. Im ersten Bande folgen gleich, nach einer kurzen Vorrede, die Satiren des Juvenals selbst, unten mit dem Commentar, und noch unter diesen die Lesarten. Am Ende sind angehängt: de mensuris et ponderibus Romanorum tabulae sex, berechnet nach dem jetzigen Französischen Werth von J. Franc. des Granges; zum Grunde liegen die Tafeln von de l'Isle. Diese Tafeln beziehen

sich bloß auf den Vers XIV, 126 Servorum ventres modio castigat iniquo. — Im zweyten Bande: Juvenals Leben, das dem Sveton zugeschrieben wird, nach der Alexandrinischen Handschrift in der Pariser Bibliothek; andere ähnliche Vitae, mit andern Erläuterungsstücken; Verzeichnisse der Handschriften, der Ausgaben. — S. 75 de Scholiastis Juvenalis et iis omnibus, qui hunc poetam notis atque commentariis illustraverunt; zuerst, wie zu erwarten, Vetus Scholiastes P. Pithoei; veteres glossae et commentarii; e Guarino, Omnibonus; Vocabularium ad Juvenalem; veteres glossae inter lineas scriptae; veteres glossae margini adscriptae; p. 80 . . . 95: ob sie verdienten, ausgezogen und gesammelt zu werden, mögen Andere beurtheilen; darauf folgen die alten Commentatoren, von Angelus Sabinus, Domitius Calderinus s. w. an bis Ruperti; ausführlicher, als der letztere gethan hatte. — S. 113 die unedirten Anmerkungen der beiden Valois, die als ein besonderes Stück abgedruckt sind, mit einem eigenen Titelblatte: *Hadriani Valesii*, consiliarii et historiographi regii in D. Jun. Juvenalis satiras notae; labore et studio *Caroli Valesii*, Hadriani f. in Senatu Parisiensi causarum patroni, qui suas etiam notas adjecit: 1699. Die Handschrift war ganz zum Druck bereitet, und wenn die Anmerkungen gleich nur einzelne Stellen betreffen, so haben sie doch ihren guten Werth. Mit S. 229 bis 367 sind Veteres commentarii in Juvenalis Satiras; Pithoei Emendationes in vet. Commentarios, mit einem eigenen Titelblatte, eingedruckt, mit der Jahrzahl 1810, nach der Ausgabe von Pithou 1585.

Wir kommen nun zum Hauptwerke selbst. Dem Titel zufolge ist die Ausgabe eine neue Recension, ad codd. Parisinos recensitae. Wie bekannt ist, fehlt es an Handschriften des Juvenals nicht; nur sind sie neu, und meistens von keinem großen Werthe. Vergleicht man das Verzeichniß der Handschriften bey Ruperti in dessen Ausgabe S. CCLIX, so müssen die Parisischen alle erst jetzt gebraucht seyn (und dieß bestätiget Hr. Achaintre selbst, indem er 36 Codices gebraucht zu haben versichert. Mit so vielen critischen Hülfsmitteln war wohl vor ihm noch kein Herausgeber versehen!). Ob sie gebraucht sind nach angestellten genauen Collationen oder nur mit Einsicht in einzelne Stellen, können wir noch nicht aus der Art, wie die Lesarten angeführt sind, auf eine bestimmte Weise sagen. Allein Hr. A. sagt p. XI selbst: Cum XXXVI codices haberem, omnes fere integros et sat bene conservatos, eos ab initio ad finem usque relegi, atque cum vulgata lectione contuli; er wiederhohlt dieß noch einmahl To. II. p. 49 mit dem Beyfügen, nur 4 Codices habe er nicht erhalten können; so daß seine Ausgabe eine Autorität habe, die forthin durch keine Conjecturen weiter könne geschwächt werden. Angeführt werden nur immer einzelne, und andere in ganzen Zahlen, oder multi, plerique f. w. Ueberall müssen wir von dem Gebrauch der Hülfsmittel und der ganzen Critik des gelehrten Herausgebers bis nach näherem und genauerem Gebrauch der Ausgabe aussetzen zu sprechen; wir werden also einmahl zu einer solchen Anzeige zurückkehren; jetzt nur so viel: Von den Handschriften waren 22 schon vorhin in der kaiserl. Bibliothek vorhan-

dern; aus dem Vaticano ist hinzugekommen: Codex Alexandrinus, der der Königinn Christina gehörte, noch 4 andere aus Italien, 4 aus den Klöstern zu Bologna, noch 1 zu St. Germain, 1 aus Belgien, 3 aus der Bibliothek der Sorbonne. Wie sich Hr. A. äußert, ist der Codex Puteanus der älteste, memorandus inter caeteros propter antiquitatem et propter varietatem lectionum, quarum *notabiliores aliquot* in praesentis editionis curriculo notavimus: fürwahr! dieser hätte verdient, in einer vollständigen Collation mitgetheilt zu werden, wenn er der älteste ist. Nun lesen wir noch p. XII: *Vulgatam lectionem*, scilicet veteris *Scholiastae Pithoei*, recepi si quando menti auctoris consentanea videretur. Dieß ist uns nicht deutlich.

In der Vorrede kündigt sich Hr. Achaintre als Herausgeber des Horaz cum Scholiis Jo. Bond 1806 an, (das wäre bey Deutschen Philologen eine schlechte Empfehlung); bey seinen Landsleuten habe er dadurch Lob und Beyfall erworben; dadurch bewogen, habe er den Persius und Juvenal herauszugeben beschlossen; hiervon habe er sich auch durch die in der Zeit erfolgte Ausgabe Juvenals von Hrn. Ruperti nicht abschrecken lassen: Mihi enim consideranti commentarium ejus compertum fuit, scilicet, in eo persaepe brevitatem, et aliquando perspicuitatem desiderari; formam et usum voluminis parum aptos esse (sie besteht aber doch auch aus nicht mehr, als zwey Octavbänden, wie die gegenwärtige), praesertim nostratibus, quibus semper displicuit moles tanta notarum, et ad satietatem usque ex-

struetn; er gesteht indessen dem Hrn. Ruperti sein Verdienst mit einer ruhmwürdigen Aufrichtigkeit zu, und liefert die beiden Dichter non dico plenius ac copiosius, sed planius, atque forsitan civibus meis utilius. Auch dieß rechnen wir ihm zum Verdienst an, da er für seine Landsleute schreibt, so muß er auch wissen, was, und wie dieses geschehen muß; nur bleibt der sichtbare Unterschied: Die Deutsche Schule verlangt gründliche Sprachkenntniß des Lateinischen, Erklärung im Römischen Sinn, Denkart, Sprachgebrauch des Zeitalters und des Dichters; Hierauf scheint es weniger in der Französischen Behandlungsart angelegt zu seyn. Daß man es mit dem Latein nicht eben sehr genau nimmt, sehen wir an dem Lateinischen Ausdruck des Hrn. A. selbst, in welchem man schwerlich einen Römischen Stil wahrnehmen wird; zuweilen muß man sich das Gesagte erst Französisch denken, um es zu verstehen. Doch auch dieß gehört zu der National-Verschiedenheit, wie die alten Studien bey beiden Nationen getrieben und behandelt werden. Dem Deutschen wird es leichter, sich in den Geist des Alterthums zu versetzen, mit den Alten zu denken, und sich ihnen nachzubilden. Eben so verhält es sich mit dem Commentar von beiden, Ruperti und Achaintre; beide haben die Absicht, aus den vorhergegangenen Erläuterungen der Herausgeber und anderer Gelehrten das Beßte und Brauchbarste zu wählen; aber der erstere wählt für Humanisten, wie sie in Deutschland sind, bereits reife, in den Schulen gebildete, den Wissenschaften, insonderheit dem Lehrstande in Schulen und auf Univer-

stäten gewidmete, junge Männer; gelehrte Sprache, Interpretation, Critik, ist sein Ziel, mit allen den Kenntnissen, die dazu gehören; dem andern ist es mehr um die Art von Wort- und Sacherläuterungen zu thun, die jener bereits voraussetzt. Das ist es eben, was Hr. A. meint in den oben angeführten Worten, und wenn er p. XIII sagt: nihil arduum aut difficile reliqui; ea mente ut ad commentarium meum *quisque* confugeret, *vel in levissimis rebus, ubi mens haerere potest*, aut illud omitteret in iis quae sibi faciliora essent, vel jam inde cognita. Was er zu dem aus den vorigen Commentatoren Ausgezogenen hinzugefügt hat, ist mit A. bezeichnet; von diesem sagt er selbst p. XIV: *locos* quam plurimos, *qui* ab aliis aut *praeteriti* aut *male explicati* fuerant, *emendavi* (er meint, interpretationem locorum), ad mentem auctoris reduxi vel planius exposui; *praevios mihi* criticos interdum confutavi f. w. Rühmlich ist es ihm aber, daß er das vernachlässigte Studium der Classiker wieder zu heben sich bestrebt, und sich gegen die herrschende Uebersetzungs-Epidemie erklärt; wenn nur nicht wieder hierunter im Eifer zu weit gegangen wird, wie wir fast p. VII. VIII. befürchten. Man muß sich es erst deutlich denken: "wozu die alten Classiker gelesen werden sollen"; ob nur bloß der Sprache wegen, oder um den Verstand, den Geschmack und die Denkart zu bilden und zu veredeln; dann wird man nicht alle Uebersetzungen verwerfen, sondern ihnen nur jeder die rechte Stelle, ihren Werth und den nützlichen Gebrauch bestimmen.

Paris und Genf.

Vie d'*Ulrich Zwingle*, Réformateur de la Suisse, par Mr. *J. G. Hess*. 1810. S. 375 in Octav. Nicht nur die Sprache dieser Biographie, deren Verfasser doch gewiß ein Deutscher ist, sondern der ganze Zuschnitt ihrer Form, lassen uns vermuthen, daß sie zunächst für ein Französisches Publicum bestimmt war; wenn sie aber, was nicht mehr, als billig ist, nach dieser Bestimmung beurtheilt wird, so kann man gewiß nicht umhin, sie für vortrefflich zu erklären. Alles ist darin für Französischen Geschmack, aber für den bessern Geschmack des unterrichteten und des geistvollen lesenden Publicums in Frankreich, berechnet. Dieß verräth sich nicht nur in der ganzen Manier der Darstellung und Zusammensetzung, sondern es wird noch sichtbarer in der Auswahl desjenigen, was in der Erzählung herausgehoben, was nur leicht angedeutet oder flüchtig berührt, und was auch hin und wieder der Angabe nach zur scheinbar bessern Verknüpfung der Partien, nach dem wahren Zwecke des Verfassers aber zur Belehrung des Lesers, Fremdartiges eingeschoben ist: doch am sichtbarsten wird es aus der Sorgfalt, womit überall — in seinen Schilderungen und in seinen Urtheilen, in den Aeußerungen seiner Bewunderung und seines Unwillens, das Maß des für den Französischen Geschmack Conventionell-Schicklichen von ihm gehalten ist. Dabey hat jedoch Hr. Heß auch sonst keine der Forderungen unerfüllt gelassen, die man an den Biographen Zwingli's zu machen befugt ist. Umsonst sucht man zwar in der Vorrede ein Verzeichniß der Quellen, aus

welchen er seine Nachrichten von Zwingli schöpfte; aber auch aus der Schrift selbst wird es dem Kenner der Zeitgeschichte bald bemerklich, daß er seine Biographie nicht bloß aus dem alten Leben Zwingli's von Myconius zusammenzog, sondern noch andere Quellen benutzte, um über einige Umstände in Zwingli's Leben weitere oder genauere Nachrichten zu bekommen. Mehrere boten ihm dann Fueßli und Hottinger an. Manche fand er auch in den eigenen Schriften von Zwingli, und besonders in seinen Briefen. Auch beruft er sich bey einigen auf die geschriebenen Chroniken von Bullinger und Steiner: daher kann es ihm nicht zur Last gelegt werden, wenn dennoch die Ausbeute von Neuem und vorher Unbekanntem, die er dabey machte, nicht so reich ausfiel, als man wünschen möchte. Dafür ist aber von dem Verfasser alles Bekannte in der persönlichen und in der öffentlichen Geschichte Zwingli's so gut benutzt worden, daß er seine in der Vorrede S. X angegebene Hauptabsicht, de mettre dans son véritable jour le caractère et la conduite de Zwingle, gewiß sehr vollständig erreicht hat. Er darf daher auch sicher darauf rechnen, daß er ihm die Achtung aller seiner Leser, welches Glaubens sie sonst seyn mögen, erworben haben wird; nur werden sie eben deßwegen auch seine Schrift mit einem ungeduldigeren Verlangen, noch mehr von Zwingli zu erfahren, aus der Hand legen. Es ist doch gar zu wenig, was man von dem Schweizerischen Reformator weiß, in Vergleichung mit demjenigen, was uns von der persönlichen Geschichte des unsrigen aufbewahrt worden ist; und gewiß war doch Zwingli, seinem

Character nach, ein eben so edler, und durch seine Individualität eben so anziehender Mensch, als unser Luther. Auch finden sich einige Partien in seinem Leben, deren speciellere Geschichte das höchste Interesse haben müßte, wenn sich einige nähere Nachrichten davon ausfindig machen ließen. So weiß man, daß Zwingli, so lange er noch Prediger in Glarus war, zwey Mahl seine Glarner auf ihren Zügen nach Italien begleiten mußte, und im Jahre 1513 mit ihrer Fahne in der Schlacht bey Novara, und im Jahre 1515 in der Schlacht bey Marignan war; wer aber möchte den Mann nicht gar zu gern in diesen höchst critischen Lagen handeln sehen? Eben dieß ist der Fall bey einigen der Verhältnisse, in die er während seines Aufenthalts in dem Kloster Einsiedeln kam, und besonders bey jenen, die ihn kurz vor seinem Tode auf einen Augenblick zweifelhaft machten, ob er nicht Zürch verlassen, und sein dortiges Amt aufgeben sollte? Doch wem würde es nicht schon wohl thun, einen solchen Mann auch nur in den alltäglichen Auftritten des Lebens, als Ehemann, als Hausvater, als Freund, näher beobachten zu können? So gern wir also auch demjenigen, was Hr. Heß geleistet hat, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so können wir doch den Wunsch, daß uns ein neuer Biograph von Zwingli noch mehr geben möchte, um so weniger unterdrücken, je fester wir hoffen, daß sich noch Stoff genug dazu in dem reichen Vorrath von Denkmahlen finden mag, der noch in der Schweiz, und besonders in Zürch, aus seiner Zeitgeschichte aufbewahrt wird.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 29. Julius 1811.

Göttingen.

Die Vorlesungen und Schriften der königl. Societät der Wissenschaften waren in drey Sammlungen nach und nach erschienen. Seit der Stiftung 1751 bis ins Jahr 1754 *Commentarii antiquiores* Vol. I ... V. Mit 1770 ging eine neue Reihe an, *Novi Commentarii* Vol. I ... VIII. Mit 1778 eine dritte, *Commentationes* Vol. I ... XVI, welche 1808 mit dem sechszehnten Bande geschlossen ist. Seit der Errichtung des Königreichs Westphalen hat die Societät das Glück gehabt, neue Unterstützungen und Aufmunterungen zu erhalten, welche in den Gel. Anz. ehrerbietig-dankbar sind verzeichnet worden. Mit der neuen Epoche hebt sich nun auch eine neue Folge von ihren Vorlesungen an, mit dem rühmlichen Wetteifer der lebenden Mitglieder, ihren Vorgängern nicht nachzustehen, sondern vielmehr, bey dem kräftigen Schutze eines Königes, der die Wissenschaften als einen vorzüglichen Schmuck seiner

Krone betrachtet, ihnen eher vorzukommen, und sich der huldvollen Vorsorge ihres Königes würdig zu machen. Als eine gute Vorbedeutung sehen wir es an, daß dieser erste Band das Glück gehabt hat, auf erhaltene höchste Genehmigung Sr. königl. Majestät zugeeignet, und mit gnädigem Wohlgefallen aufgenommen zu werden.

Commentationes Societatis Regiae Scientiarum Gottingensis *recentiores*. Volumen I. ad a. cIↃ IↃ CCCVIII . . . XI. Bey Heinrich Dieterich 1811. Quart. I... XX. Commentationes classis physicae. Classis mathematicae. Classis historico-philologicae. Memoriae. Diese Classenordnung, wie sie damahls war, als die Vorlesungen gehalten wurden, ist also dießmahl noch beybehalten; denn forthin werden die Commentationes historico-philologicae getheilt seyn in Commentationes historicae, und Commentationes litterarum antiquarum et artium. Auch sind die Abhandlungen nun jede mit besondern Seitenzahlen versehen, damit jede, so wie sie gehalten ist, gedruckt und einzeln ausgegeben werden kann, da die Gegenstände derselben zuweilen von der Art sind, daß die Schrift an Interesse verliert, wenn sie bis auf die Ausgabe des ganzen Bandes, in welchen sie begriffen ist, ungedruckt liegen bleibt. Dagegen werden die einzeln gedruckten Abhandlungen zu ihrer Zeit in einen Band gesammelt und ausgegeben, mit einer vorausgehenden Praefatio, welche die Nachrichten von den Arbeiten und den Veränderungen in der Societät seit dem letzt vorhergehenden Bande enthält. Diese wird von dem beständigen Secretär der Societät abgefaßt, also auch dießmahl noch vom Mitgliede und

Secretär Heyne; es wird als besonderes Glück der Societät angeführt, daß sie sich mit ihrer Erneuerung zugleich durch neue Aufnahmen, durch neue Unterstützungen und durch manche wirkliche Verbesserung erneuet hat. Da diese jedesmahl im Einzelnen in diesen Blättern, den Gelehrten Anzeigen, angeführt werden und worden sind, so würde es auffallen, wenn man sie noch einmahl alle wieder hier neu aufführen wollte. Denn alle Veränderungen und Vorfälle in der Societät werden entweder sofort, oder jedes Jahr bey der Anzeige der November-Versammlung, die in den Gel. Anz. gegeben wird, erzählt; so wie vom letzten Jahre 1810 188. Stück S. 1867 f.; sie sind also bereits daher unsern Lesern besser bekannt, als jetzt durch diese Vorrede, welche die Veränderungen der Jahre 1808 bis mit Anfang des jetzigen enthält, und also bloß eine allgemeine Uebersicht, vornehmlich für die Ausländer, gibt, von dem jetzigen Bestand der Societät, von den verstorbenen und von den neu aufgenommenen Mitgliedern, ordentlichen, auswärtigen und correspondirenden; von den Vorlesungen; von den eingesandten Schriften, Versuchen, Wahrnehmungen und neuen Ansichten; von den Preisfragen und Preisschriften.

Was die in diesem Bande begriffenen Vorlesungen der Mitglieder anbelangt: so sind diese folgende:

Commentationes physicae: I. *Fr. Benj. Osiander*, de instrumentis et machinis ad pernoscendam pelvis muliebris formam et inclinationem facientibus, S. 1 . . . 24 (Gött. gel. Anz. 1810 S. 1897). II. *Henr. Adolphi Schrader*, de halophytis Pallasii, S. 1 . . . 16 (G. g. A. 1809

S. 105). III. *Aug. Gottl. Richter*, de usu purgantium in febribus nervosis, S. 1 ... 12 (G. g. A. 1810 S. 177). IV. *Frid. Stromeyer*, de connubio hydrargyri cum acido acetico, S. 1 ... 28 (G. g. A. 1809 S. 1881). V. *Laur. de Crell*, de carbonis puri, s. carbonici, in plantis vegetantibus genesi, S. 1 ... 15 (G. g. A. 1811 S. 393). VI. *Fr. Stromeyer*, de terrae siliceae reductione carbonis et ferri ope facta, S. 1 ... 24 (das. S. 881).

Commentationes mathematicae: I. *Car. Frid. Gauß*, de elementis ellipticis Palladis, S. 1 ... 26 (Gött. gel. Anz. 1810 S. 1969). II. *Ejusdem* summatio quarundam serierum singularium, S. 1 ... 40 (G. g. A. 1808 S. 1505). III. *Jo. Conr. Schaubach*, de studii astronomici apud Indos origine et antiquitate. Pars prior. S. 1 ... 32 (G. g. A. 1809 S. 297). IV. *Jo. Tob. Meyer*, de lege vis elasticae vaporum, S. 1 ... 40 (das. S. 1041). V. *Ejusdem* de apparentiis objectarum terrestrium a refractione lucis in atmosphaera nostra pendentibus, S. 1 ... 48 (G. g. A. 1810 S. 1761).

Commentationes historico-philologicae: I. *Chr. G. Heyne*, Antiquitates Byzantinae. Commentatio I. II. S. 1 ... 70 (Gött. gel. Anz. 1809 S. 1601 und 1641). II. *Ejusdem*, de usu sermonis Romani in provinciis, S. 1 ... 12 (G. g. A. 1808 S. 1269). III. *Thom. Chph. Tychsen*, numi veterum Persarum illustrati, S. 1 ... 26 (G. g. A. 1808 S. 1665). IV. *Ejusdem*, numi regum Persarum et Parthorum. Commentatio II. S. 1 ... 30 (G. g. A. 1810 S. 321). V. *Chr. G. Heyne*, vasorum fictilium

litterarum et ectyporum genus superstes fidei non satis exploratae ad examen vocatum, S. 1 . . 12 (eben das. S. 1621). VI. *Arn. Herm. Lud. Heeren*, de fontibus et auctoritate vitarum parallelarum Plutarchi. Comment. I. S. 1 . . . 34 (das. S. 2009).

Hiezu kommen noch die Memoriae: *Jo de Müller*, *Chph. Meiners*, *Ernesti Brandes*, *Jo. Beckmanni*; imgleichen 17 Kupferblätter, davon 13 zu den Schriften der physischen Classe gehörig, 1 zur mathematischen, und 3 zur historisch-philologischen Classe.

Jena.

Bey Frommann: Ueber den Werth und die Erhaltung des christlich-kirchlichen Gottesdienstes. Zwey Abhandlungen von Dr. Josias Fr. Chr. Löffler, General-Superintendent in Gotha. 1811. 118 Seiten. Beide Abhandlungen waren schon vorhin (in den Neuen Predigten 1810, und im Magazin für Prediger 1810) erschienen, sind aber hier wieder abgedruckt, um dem Zeitgeist entgegen zu gehen; und dieß hat der würdige Verfasser in seiner bekannten gründlichen, klaren, eindringenden Beredtsamkeit geleistet. Die erste Abhandlung ist überschrieben: **Ist es weiser, den christlichen Gottesdienst zu verlassen, oder, zu verbessern?** Die zweyte: **Aus welchen Gründen sind wir zur Theilnahme an dem christlich-kirchlichen Gottesdienste verpflichtet?** Ohne vielen Leichtsinn und grobes Vorurtheil kann sich wohl nicht leicht Jemand in den Sinn kommen lassen, den öffentlichen Gottesdienst für

entbehrlich zu erklären, oder vom Abschaffen zu sprechen. Sich zu belehren und zum Guten zu erwecken, muß jedes vernünftige Wesen wünschen. Daß eine absichtliche, zweckmäßig eingerichtete, Versammlung ihre großen Vortheile habe, wird Jeder zugeben müssen. Also ist eigentlich nur die zweckmäßige Einrichtung desselben dasjenige, was Bestreitung und Billigung veranlassen kann. Eine solche Einrichtung aber ist eben der Gegenstand der von jenen gewünschten Verbesserung, wenn sie consequent denken, nicht aber ein Wunsch von Abschaffung im Allgemeinen; und in diesem Lichte und Sinne sollte auch von Gegnern die Sache betrachtet werden. Allein nun können die Forderungen überspannt, die Leistungen hingegen unmöglich seyn. Also auch hier sollte uns die Vernunft lehren, mit dem Guten uns zu begnügen, das sich erreichen läßt. In gemischten Versammlungen, die so häufig wiederhohlt werden, und in so vielen Gemeinen, lauter kunstrechte Reden, immer gleich feurige Andacht, zu verlangen, geht über billige Wünsche. Aber Anlaß für Jeden, mit und weiter zu denken, Erweckung der Andacht, der Betrachtung und des Gefühls, ist das Wichtige, das immer erreicht werden kann, wo frommer Sinn und guter Wille sich vereinigt. So fern haben wir eine innere moralische Verbindlichkeit, an gottesdienstlichen Versammlungen Antheil zu nehmen. Aber außer derselben werden in der zweyten Abhandlung noch besondere Verpflichtungen aus der Lehre Jesu selbst, aus der Anordnung seiner Apostel,

und aus den Anordnungen der Kirche und des Staats, abgeleitet und ans Herz gelegt.

Limoges und Paris.

Bey Barbou, Brajeux und Mequignon: *Lettre à Mr. de Baussset*, ancien Evêque d'Alais, membre du chapitre impérial de St. Denis etc. *pour servir de supplement à son Histoire de Fenelon.* 1809. 179 S. *Seconde lettre.* 1810. 245 Seiten in groß Octav. (s. G. g. A. 1808 S. 1109, 1169).

Die Geschichte Fenelon's von Bausset, welche in diesen Anzeigen bald nach ihrer Erscheinung gewürdigt worden ist, ist voll neuer interessanter Nachrichten und Actenstücke, welche aus Handschriften gezogen sind; sie ist mit Eleganz, Ruhe und Würde, sie ist mit Religion geschrieben, wie es der Geschichte eines solchen Mannes geziemt. Sie hat auch in Frankreich einen glänzenden Erfolg gehabt. Das National-Institut setzte sie unter die Werke, welche um den Preis für das beste Französische historische Werk der neuern Zeit wetteifern könnten. Der Verfasser wurde zum Rathe der kaiserl. Universität ernannt. Seine Geschichte fand, bey aller ihrer Ausführlichkeit, so viele Leser, daß in kurzer Zeit eine neue Ausgabe derselben erforderlich war. Uebrigens gab es doch bald Viele, welche an der darin enthaltenen Geschichte des Quietismus mancherley zu tadeln fanden. Der Adler von Meaux schien ihnen hier zu tief unter den Schwan von Cambrai erniedrigt zu seyn. Bossuet hatte zwar in dieser Geschichte große Lobsprüche davongetragen; es war von ihm mit Bewunderung gesprochen, es war ihm selbst in dem berühmten Streite, was das Dogma betrifft, Recht gegeben: aber sein Character erschien in einem nachtheiligen Lichte, und

auch sonst schien Fenelon auf seine Unkosten gelobt zu seyn. Der Verfasser der vorliegenden Briefe (nach einer uns von Paris zugekommenen Nachricht, Tabaraud, ehemahls Pater des Oratoriums, schon durch eine Schrift über die Kirchenvereinigung auch unter uns bekannt) tritt in dem ersten als Apologete Bossuet's auf, wo dann wiederum mancher Schatten auf Fenelon zurückfällt. Er sucht Thatsachen theils zu berichtigen, theils in ein anderes Licht zu stellen. Hr. Beausset hat darauf in der zweyten Ausgabe seines Werks keine Rücksicht genommen. Tabaraud beschwert sich darüber in der Vorerinnerung zum zweyten Briefe, in welchem er die Geschichte des Jansenismus, so fern sie in Beausset's Werke enthalten ist, einer scharfen Kritik unterwirft. In beiden Briefen, und im zweyten noch mehr, als im ersten, herrscht oft eine gewisse Lebhaftigkeit. Es kann hierher nicht gehören, die vielen Streitpuncte zwischen den beiden Verfassern zu beurtheilen und zu entscheiden. Im Ganzen dünkt uns aber, was die Geschichte des Quietismus betrifft, das Recht mehr auf Beausset's, in Ansehung der Geschichte des Jansenismus aber mehr auf Tabaraud's Seite zu seyn. Wir können bey dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, daß ein Deutscher Schriftsteller Beausset's Werk, mit Abkürzungen, in die Landessprache übersetzen, und dabey jene Briefe unparteyisch vergleichen und benutzen möge. Dadurch könnte nicht nur der wichtige Inhalt jenes Werks in Deutschland bekannter, sondern auch die Religion unter den gebildeteren Ständen befördert werden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 1. August 1811.

Berlin.

Lehrbuch eines civilistischen Cursus, vom Prof. Ritter Hugo in Göttingen. Fünf Bände. Neue Auflagen. Bey Mylius.

Der Verf. weiß sich noch sehr lebhaft zu erinnern, wie ihm unter allen Dingen dieser Art keines unbegreiflicher schien, als, daß nicht jedes Mitglied unserer Universität, wenn es auch, wie dieß immer sehr häufig der Fall war, weder mit der hiesigen Societät, noch mit diesen Anzeigen, in näherer Verbindung stehe, wenigstens eile, seine neu erschienenen Bücher, sey es auch nur ihrem Daseyn nach, hier bekannt zu machen. Man gibt bey der Ankunft Visiten-Karten ab, man läßt die Geburt seiner leiblichen Kinder ansagen und wohl gar in ein öffentliches Blatt einrücken; warum thut man dasselbe nicht bey seinen Geisteskindern, die denn doch zu ihrem bessern Fortkommen in der Welt es nöthig haben, daß die Leute von ihnen wissen? Vollends seitdem sich der Verf. mit der Litterär-Geschichte beschäftigt, mußte es ihm auffallen, welche Verwirrung und welcher Verdruß

bey seinen Nachfolgern in diesem Fache, schon nach dreyßig Jahren und so immer mehr, daraus entstehen würde, wenn sie etwa diese Anzeigen als Annalen der Universität gebrauchen wollten, und darin so viele Lücken fänden. Und doch ist es fast gerade seit dieser Zeit, daß der Verf. sich selbst in dem Falle befindet; seit zwölf Jahren hat er zwar ziemlich viel geschrieben, aber es bloß den Meß-Catalogen, seinen Vorlesungen, und allenfalls auswärtigen Recensions-Anstalten überlassen, die Nachricht davon ins Publicum zu bringen. Zu seiner Entschuldigung könnte er Manches anführen, selbst die Furcht vor der bekannten Vergleichung mit der Henne, die ihre Eyer recensirt, hat etwas dazu beygetragen, ihn das Geschäft erst aufschieben, und dann, um des Aufschiebens wegen, ganz unterlassen zu machen, so wenig der Verf. sich sonst vor dem scheuet, was ihn nur als eine so offenbare Ungerechtigkeit treffen kann. Doch das Beßte ist auf jeden Fall, das Versäumte nachzuhohlen, und von Band zu Band anzugeben, was seit 1799, wo er zuletzt die vier ersten Bände anzeigte, erschienen ist.

Von dem ersten Bande, oder der Encyclopädie, hatte die dritte Auflage 1805 mit der ehemahls erwähnten zweyten sehr viele Aehnlichkeit. Hingegen die zur dießjährigen Ostermesse fertig gewordene vierte Auflage besteht aus IV u. 339 S., sie ist also fast drey Mahl so stark, als die vorhergehende, und dieß rührt einmahl von der Rücksicht auf den Code Napoléon im Privatrechte her, wo die Geschichte des Französischen Privatrechts von §. 90... 100, wie der Verf. hofft, einiges Interesse haben wird, und dann davon, daß hier nun endlich wieder der zweyte Haupttheil, das öffentliche Recht, hinzugekommen ist, nahmentlich auch eine Geschichte des Staatsrechts und eine Uebersicht desselben, wie wir

es jetzt haben. Die Lehre von den Staatsbeamten §. 252 ... 264 ist in ihrer Art vollständiger, als in manchem viel ausführlichern Buche. Die Theile des Regierungsrechts sind noch ganz dieselben, wie sie schon einmahl angegeben worden sind: Kirchenrecht, Völkerrecht (als die Grundsätze eines einzelnen Staats über das Betragen seiner Unterthanen gegen andere Staaten, denn das Verhältniß der Staaten selbst gegen einander ist nichts Juristisches), Proceß, Criminalrecht, Cameralrecht und Polizeyrecht. Ein Register ist hier, wie bey der neuesten Ausgabe eines jeden andern Bandes, hinzugekommen.

Von dem zweyten Bande, oder der Philosophie des positiven Rechtes, ist nur eine neue Ausgabe, die dritte, von 1809 anzuzeigen. Sie ist XII und 586 S. stark, dem Plane nach ganz so, wie die zweyte, aber in der Ausführung fast ganz neu ausgearbeitet. Auf den Code ist hier so viel Rücksicht genommen, daß dieses Lehrbuch schon bey der Bearbeitung des Code selbst mehrmahls angeführt worden ist. Auch von unsern gelehrten Anzeigen macht der Verf. oft Gebrauch, besonders bey Büchern, die zu weit von seinem Studium entfernt sind, als daß er diese selbst lesen könnte. Piquant ist vielleicht für einen oder zwey Leser noch die Notiz, daß ein nun verstorbener Schriftsteller, wohl der erste, der ehemahls das Publicum auf dieses Buch aufmerksam zu machen suchte, auch noch in seinem letzten Werke ziemlich oft darauf Rücksicht genommen hat, einmahl nahmentlich, um eine darin vorkommende Bemerkung zu loben, weit öfter aber, ohne es zu nennen, um es zu persiffliren. Jenes Lob verdient der Verf. nicht, sondern der, bey welchem er die Bemerkung gelesen hatte (das Buch hieß: Hassan's Papiere); dagegen verdient er hoffentlich das Persiffliren auch nicht, dessen ungeachtet er seine Gesinnungen, welche

S. 188 zum Theil ausgesprochen sind, gar nicht geändert hat.

Der dritte Band, oder die Geschichte des Römischen Rechts, ist zum dritten Mahle 1807, und zum vierten Mahle 1816 erschienen. Die letztere Ausgabe ist wieder etwas stärker, als die vorhergehende, und diese war es nicht nur in Vergleichung mit der zweyten, sondern das Buch war auch etwa zur Hälfte neu geschrieben. Jetzt sind es VIII u. 553 S. die Paragraphenzahl ist aber seit der dritten Ausgabe unverändert. Wenn es erlaubt ist, bey einer so summarischen Anzeige etwas Einzeles zu berichtigen, so liegt dem Verf. die Stelle N. 1. zum §. 163 am schwersten auf dem Herzen, und er will also hiermit erklärt haben, daß die angebliche Stelle aus Boëthius (die der Verf. freylich nicht anführt, um Etwas daraus zu beweisen, sondern die nur nichts gegen ihn beweisen soll) gar nicht im Boëthius steht, sondern eine sehr freye Amplification der Worte derselben ist, von welcher der Verf., seitdem man ihn auf dieses Mißverständniß aufmerksam gemacht hat, den Urheber noch nicht hat auffinden können.

Der vierte Band, oder das heutige Römische Recht, ist zum dritten Mahle 1805, und zum vierten Mahle 1810 erschienen. Jetzt sind es LV u. 202 S. Von allen Bänden ist dieß der kleinste und der, welcher am meisten nur einzelne Zusätze und Verbesserungen bekommen hat.

Von dem fünften Bande, der Chrestomathie von Beweisstellen für das heutige Römische Recht, ist in diesen Anzeigen noch gar nicht, oder doch bloß bey den Vorlesungen darüber, die Rede gewesen. Diese Sammlung erschien 1802, und hieß damahls der siebente Band, weil es noch nicht ausgemacht war, daß ein fünfter, der eine philosophische Encyclopädie für Juristen seyn sollte, nicht vollendet wer-

den würde, und der sechste für die civilistische Litterärgeschichte bestimmt ist. Die zweyte Auflage ist als fünfter Band auf XIV u. 432 S. 1807 erschienen. Sie enthält mehr Stellen, als die erste, und sie sind genauer nach der Ordnung des dogmatischen Compendiums, wozu dieses exegetische die Belege liefern soll, abgedruckt.

Von dem Civilistischen Magazin, welches in den eben beschriebenen Compendien so oft erwähnt wird, sind seit dem ersten Hefte des dritten Bandes, welches 1798 herauskam, und damahls auch angezeigt ward, nur zwey Hefte erschienen. Dagegen aber, und vielleicht eben deßwegen, weil der Herausgeber sich hütet, die Sammlung nicht zu kostbar werden zu lassen, ist der erste Band 1803 zum zweyten, und 1810 zum dritten Mahle neu aufgelegt worden, statt der 521 S. der ersten Ausgabe enthalten diese beyden aber nur 214, weil Manches weggelassen werden durfte. Der zweyte Band ist 1804 neu erschienen, die Seitenzahl ist dieselbe, wie in der ersten Ausgabe, denn das Wenige, was in dieser abgekürzten Ausgabe fehlt, ist durch den etwas weitläufigeren Druck zweyer Bogen wieder eingebracht worden. Die dritte Ausgabe dieses Bandes wird jetzt unter der Presse seyn. Was die einzelnen Hefte des dritten Bandes betrifft, so befindet sich der Herausgeber in dem gewiß seltenen Falle, selbst nicht genau sagen zu können, wenn sie neu gedruckt worden sind, weil dieß auf dem farbigen Umschlag der Hefte nicht bemerkt worden ist, außer bey dem dritten. Er hat aber von dem ersten und zweyten Hefte ein Exemplar vor sich, das gewiß nicht von der ersten Ausgabe ist. Einzelne kleine Zusätze und Berichtigungen sind dabey auch angebracht.

Der Inhalt des zweyten Heftes (zuerst 1803) besteht erst aus zwey fremden Beyträgen: VIII. von

dem jetzigen Hrn. Etatsr. Cramer in Kiel über die dem Mittelalter bekannten Novellen, daß auch viele nichtglossirte darunter waren; und VIII. vom Hrn. OAR. jetzt auch Ritter Hagemeister in Stralsund, daß *infamia*, wobey minuitur fama, und Ehrlosigkeit, wobey sie consumitur, sehr verschieden sey: eine Ausführung, die schon benutzt worden ist, um zu beweisen, daß also die Römische Theorie von infamia bey uns mehr angewendet werde, als man geglaubt hatte, so lange man schloß, wer nicht ehrlos ist, ist auch nicht infamis. Die folgenden Aufsätze sind vom Herausgeber. IX. *Infortiatum* und *tres partes*, ein Gedanke des jetzigen Hrn. Consistorialr. Ballhorn, daß das infortiatum (nach dem Italiänischen: das Ergänzte, Vermehrte) recht gut seinen Nahmen daher haben könne, weil das, was man sonst die tres partes nannte, und was sonst davon getrennt war, hinzugekommen ist. X. Die Schenkung keine Römische Erwerbungsart, weil Theophilus, der diese Episode doch auch hat, unmittelbar darauf die Römischen Erwerbungsarten, die er abgehandelt habe, seinen Zuhörern recapitulirt und die Schenkung ausläßt. XI. Cujas, die vollständigste Biograghie dieses in Frankreich noch jetzt (freylich mit seinem Französischen Nahmen) so allgemein gekannten Mannes, die gedruckt ist, wozu in XII. noch ungedruckte Briefe desselben aus der Pariser Bibliothek kommen, die nahmentlich auch für die im zweyten Bande befindliche Litteratur der Basiliken erheblich sind. S. 246 ist in der ersten Ausgabe ein Schreibfehler, da Adamäus aus Suaalemberg 1540, statt Simon Schard 1561, der erste Herausgeber des Eustathius heißt.

Das dritte Heft, zuerst 1805, dann wieder 1811, enthält fast lauter fremdes Gut. Zwey Aufsätze von Hrn. OAR. u. Ritter Hagemeister: XIII. über die

von Hrn. geh. R. Feuerbach vorgeschlagene Interpunction und Erklärung des fr. 13. §. 5. D. 7, 1. und XVIII. über die Redaction eines allgemeinen Gesetzbuchs für einzelne Deutsche Länder, und vier Aufsätze von Hrn. Prof. v. Savigny jetzt in Berlin. XIV. Authenticae in den Institutionen, eine seitdem, auch durch Hrn. Prof. Biener in Berlin, sehr bekannt gewordene Entdeckung zuerst nur im hiesigen Manuscripte, wo eine Entdeckung an ihrem Platze ist, es wäre denn, daß Manchem, wenn er hört, ein Reisender habe dem Publicum sagen müssen, was für juristische Handschriften in Göttingen seyen, der homo Arpinas einfällt, ohne den die Syracuser eine Merkwürdigkeit ihrer eigenen Stadt nicht gekannt hätten, *Tusc. Qu.* V. 23.; dann aber in vielen der bekanntesten juristischen Bücher, wo man sich fast schämen muß, daß eine solche Entdeckung möglich ist, wie sie damahls der jetzige Hr. Justizr. v. Löhr in Wetzlar gemacht hat. Von allen Institutionen-Ausgaben ist doch keine berühmter und keine weniger bekannt, als die Cujaciana von 1585! Letzteres sieht man auch daraus, weil da die Institutionen-Authentiken zum ersten Mahle abgedruckt waren (1556 noch nicht, da die opera von 1577 sie nicht haben), aber hinten, wie bey Haloander die Codex-Authentiken, — und seitdem, so oft seine Opera gedruckt wurden, bald hinten, bald eingeschaltet (S. 293 ist hieraus zu berichtigen). Andere Zusätze müssen bey dem Schlusse des Bandes angebracht werden, hier nur noch die Erklärung der dunkeln Interpretation S. 17. S. 288 nach einem Vorschlage des Hrn. Ass. Planck. der Anfang geht auf §. 32. Inst. 2, 20 und erst von Infra non, denn so muß es heißen, an, ist §. 33 erklärt. Beide Fälle werden sich entgegen gesetzt. XV. Brenkmann's Papiere zu Göttingen. XVI. Verbindung der Centurien mit den Tribus, zu wei-

tern Untersuchungen zu empfehlen. XVII. Beytrag zur Lebensgeschichte von Cujas. Der erste Aufsatz, aber gewiß nicht der letzte, von Hr. Prof. v. S. zu des Herausgebers Bearbeitung der Biographie von Cujas liefert, er, der seitdem bey seinem langen Aufenthalte in Paris mehrere handschriftliche Biographien und unzähliges Gedruckte über diesen seinen großen Vorgänger aufgetrieben hat. Ein Gegner von Cujas, Doneau, der dem Verf. dieses Aufsatzes so viel zu danken hat, wirft jenem vor, daß er, doch wohl aus Eifersucht über den Bischof von Valence, eine Zeit lang verrückt gewesen sey. — Der letzte Aufsatz dieses Heftes (XIX.) enthält für die meisten Deutschen Gelehrten ein Ineditum, nähmlich den Abdruck dessen, was allein Mazochi in seinem Folianten vollständig geliefert hat, was hier ein Römischer Volksschluß vermischten Inhalts über die Polizey in Rom und die Municipal-Verfassung in Italien, gefunden bey Heraclea, heißt. Eine Deutsche Uebersetzung als fortlaufender Commentar ist beygefügt, und so geht der Abdruck von S. 346 . . . 388.

Darf der Rec. hier noch einige Notizen mit einem Mahle nachhohlen, wie sie sonst wohl von andern hiesigen Professoren in unsern Anzeigen zu ihrer Zeit einzeln stehen, so sind es die, daß er die Ehre gehabt hat, 1805 zum Correspondenten der Russischkaiserl. Gesetzgebungs-Commission, im Pluviose an XII (1805) zum Correspondenten der académie de législation zu Paris, im Germinal an XIII (1806) zum associé der société d'agriculture, sciences et arts du département du Bas-Rhin, 1806 zum auswärtigen Mitgliede der societa Italiana, und 1809 zum associé der dritten, d. h. für alte Litteratur und auswärtige Geschichte bestimmten, Classe des (damals königlich) Holländischen Instituts ernannt zu werden. Hugo.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.

Den 3. August 1811.

St. Petersburg.

Von dem gelehrten Antiquar, Hrn. Collegienrath, Russischkaiserl. Bibliothecar und Director der kaiserl. Sammlung von Antiken und Münzen, von Köhler, haben wir zwey antiquarische Schriften erhalten, die seines Nahmens würdig sind. Die eine ist Description de deux monumens antiques, 1810, groß Medianoctav, ansehnlich gedruckt, 53 Seiten, mit 3 Kupfern. Es betrifft ein bronzenes Gefäß aus dem Alterthum, zum Ausgießen, mit einem Henkel, voll Zierathen. Es hat eine zierliche Form, und ist in seiner Größe auf dem ersten Kupfer vorgestellt. Was aber sonderbar daran ist, ist folgendes: Es hat eine ungeschickte Hand auf dem Bauch einen doppelten Versuch gemacht, eine alte Künstlerfabel einzugraben; eine weibliche Figur steht neben einem Pferde, das sie über der Mähne am Zügel hält, gegen über ein Alter, der einen Knaben auf dem Schoße hat, ihm zur Seite eine bekleidete weibliche Figur; mitten zwischen beiden Gruppen steht eine Ära mit einem Geschirr, Tab. II. Nun ward bemerkt,

daß diese Gravure ein Stümper Versuch ist zu einer Copey von einem Gemählde im Pitture di Ercolano. Tab III. eine von den auf Steinplatten gemahlten, welche auch Tab. III. hier nachgestochen beygefügt ist. Aber dieses Gemählde selbst ist von einem schwer zu erklärenden Inhalt. Die Socj Ercolanesi haben mehrere Versuche von Erklärung gemacht, ohne völlige Genüge zu leisten. Zu dem Enträthseln alter Kunstwerke wird eine ganz eigene Divinationsgabe erfordert, in welcher mehr oder weniger Witz, Phantasie, Scharfsinn, Kennerauge und Kunstgeschmack vereinigt seyn muß, womit man den ganzen Fabelkreis gegenwärtig haben oder schnell durchlaufen muß, um das Zusammentreffende eines Kunstbildes mit einem andern bekannten Kunstwerke oder mit einer Kunstfabel zu treffen. Oft schlägt es fehl; der Kunst-Interprete ist ein Tiresias beym Horaz, an welchem eintrifft: quicquid dicam aut erit, aut non. Desto grösser ist der Ruhm einer glücklichen Deutung. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit prüft Hr. v. K. jede Erklärung, und zeigt das Passende und Ermangelnde an jeder. Fünf Versuche waren bereits in den Pitture gemacht; Hr. von Köhler gibt noch drey dazu. Alle Fabeln, worin Pferde und Verwandlungen in Pferde, und vom Neptun, als Pferd, vorkommen, werden in Beschlag genommen; alle haben etwas Passendes; aber unserm Gefühle nach ist die achte, also die dritte des Hrn. von Köhler, die beste und wahrscheinlichste: Der Alte ist Adrast, König von Argos, der durch den Zug gegen Theben bekannt geworden ist; neben ihm seine Gemahlinn Amphithea; auf seinem Schoße sitzt Aegialeus, sein Sohn, den er auf das Pferd aufmerksam macht. Das berühmte Rennpferd Adrasts, das so viele Preise

gewann, stehet gegen über vor ihm, und, neben dem Pferde, Arion und Despoina. Beide, sie und Arion, waren Kinder der Ceres, vom Neptun, der sich in ein Pferd verwandelt hatte, wie ein Aegyptischer Mythus berichtete. Nun erhält auch das in der Mitte auf einer Säule stehende Gefäß einen Sinn, es ist ein Preis, den Adrast im Nemeischen Spiel durch die Schnelligkeit des Arions gewonnen hat. Die ganze Fabel von der Ceres und ihrer Tochter Despöna (Δεσποινα) und dem Pferde, erzeugt vom Neptun, war bey den Arkadiern einheimisch, wie aus mehreren Stellen im Pausanias deutlich wird; und sie hat einen mystischen Sinn gehabt; dahin ist auch die Stillschweigen gebietende Gebehrde der Despöna zu deuten. Vom Arion, dem Götter- und Heldenpferde, gibt es mehrere Erzählungen, welche gelehrt angeführt sind S. 42 f. Ueberhaupt ist viele Belesenheit in dieser Abhandlung verbreitet. Mit billiger Zurückweisung anderer, vermeintlich verwandter, Kunstwerke, worauf ein Triclinium und zur Seite ein Pferd steht, wird, als zur Ceresfabel gehörig, der schöne Stein bey Schlichtegroll (Auswahl vorzüglicher Gemmen Nr. XXXVII) angeführt und anerkannt.

Noch kömmt an der Vase eine besondere Erscheinung vor: die zuerst angeführte plumpe Nachbildung der Fabel auf der Vase wird als ein Betrug erkannt; denn es ist der Altgriechische Stil, aber ganz ungeschickt, nachgeahmt, auch die Griechischen Buchstaben ΣΩΓ sind nach Art alter Schrift, wie sie auf Altgriechischen Vasengemählden vorkommen, nachgeahmt, aber auch mit Unkunde. Also war es auf einen Betrug abgesehen. Alle sichtbare Beyspiele solcher Verfälschungen von Antiken verdienen sorgfältig bemerkt zu wer-

den. Aber auf welche Weise, und wenn und wo kam der Betrieger zum Gemählde im Herculan?

Eben daselbst.

Eine weit verbreitete antiquarische Gelehrsamkeit findet sich in einer andern Abhandlung von gleichem Format und Druck 1810, S. 1 ... 53: Description d'un Camée antique MDCCCX. mit der Abbildung des Cameo selbst auf dem Titelblatt in Kupfer gestochen. Das andere Titelblatt: Description d'un Camée antique du Cabinet Farnèse conservé autrefois dans le Trésor Royal à Capo di Monte 1810; gedruckt bey Pinchard und Comp. Dieser prächtige, erhoben geschnittene, Stein gehört zu der alten Sammlung Farnese, von welcher die Abdrücke in Glaspasten, als ein Geschenk, von Neapel aus, in die Tassische Sammlung in der Eremitage zu St. Petersburg gekommen sind; sie besteht aus 163 Cameen, und 337 eingeschnittenen (intaglj). Unter diesen ist der hier abgebildete und erklärte Stein, ein Sardonyx, auf welchem eine der seltensten Vorstellungen sich erhalten hat, vom Schlauchspringen, Ascoliasmus. Im Catalogue de Tassie hat Raspe pl. XXXIX. Kupfer und Beschreibung davon gegeben, wußte aber nicht zu sagen, was der vorgestellte Gegenstand seyn sollte. Er ist mit sechs Figuren, gut geordnet. Ohne das Kupfer läßt sich kein anschaulicher Begriff davon geben. Eine weibliche nackte Figur hält auf der einen Schulter einen Schlauch, auf welchem eine junge männliche Figur mit dem linken Beine stehet; ein Faun bläset den Schlauch auf. Dieses in den ländlichen Bacchus-Feyerlichkeiten übliche Fest kennen wir aus den Dichtern (s. Virgil Georg. II. 384. 85). Auf einem mit Oehl bestrichenen Schlauch

[illegible] Stuhl, auf dem linken Beine stehend. Hr. von Köhler hat die verschiedenen Arten dieses Tanzes angeführt. Noch wichtiger ist die Bemerkung, daß auf dem Stein nicht das gemeine Fest der Attiker vorgestellt sey, sondern der Mythus, der die erste Veranlassung zum Feste gab, vielleicht nach einer Theatervorstellung oder satyrischem Drama; diese Bemerkung verdient Aufmerksamkeit. Die Griechischen Künstler wiederhohlten die mimischen Vorstellungen, von der Art, wie die jetzt wieder, [illegible] Madame Hamilton, in Ruf gekommenen mimischen Vorstellungen nach Antiken einer Gattung der Mimik, die noch einer sehr mögliche Vervollkommnung verdient; von einer solchen Vorstellung (es ist die Liebe des Bacchus und der Ariadne) lesen wir eine Beschreibung beyläufig in Xenophons Symposium c. 9. Vorgestellt ist also auf dem Steine die Fabel vom ersten Volksfeste dieser Art, dem Icarius angehöret, welcher vom Bacchus das erste Geschenk an Wein in Schläuchen erhalten, und das Landvolk damit bewirthet hatte. Hr. von K. hat diese Fabel nach ihrem ganzen Inhalt, und die Verschiedenheiten der Erzählung, gelehrt ausgeführt, so wie also auch von der Erigone, dem Hunde Mära, deren Versetzung unter die Gestirne. Weiter: die [illegible] die Oscilla, das Fest [illegible]: Gegenstände, die uns von den Philologen nicht unbekannt sind. Durch die Versetzung des Gegenstandes der Gravure in das mythische Zeitalter erhält das Kunstwerk gar viel an Interesse. — Den Bacchus, aufgenommen von Icarius, findet Visconti auf dem bekannten Relief, welches Coena Trimalchionis benannt ward. Man glaubt den Icarius auch auf den Steinen zu erkennen, auf welchen ein Faun einen Bock würgt (S. 95). Den [illegible] wie hier, [illegible]

kannen S. 42. Nähmlich zur Oeffnung des Schlauchs ward die Haut von einem Bein offen gelassen, die andern drey Beine waren abgeschnitten, und die Haut zugenäht. Mehrere Steine mit Schläuchen werden zuletzt angeführt, an ihrer Spitze der Stein bey Stefanoni Nr. XXX., wie drey Silenen, die an einem Schlauch stehen oder tanzen. Die Erigone, auf dem Hund Mära sitzend, wird auch aufgegeben S. 35, mit der Beypflichtung, daß es vielmehr die Isis sey (auf dem Sirius sitzend). Es war dem Recensenten nicht wenig erfreulich, aus dem Norden wieder ein Werk dieser Art, und von einem so geschätzten Gelehrten, vor sich liegen zu sehen.

Cassel.

In der Kriegerischen Buchhandlung: Juristische Bibliothek. Eine Zeitschrift für neuere Rechtswissenschaft und Geschäftskunde. Ersten Bandes erstes Heft. 1811. 48 S. in groß Octav. — Wir zeigen den Anfang einer Zeitschrift an, von welcher, so weit sich aus dem Vorliegenden urtheilen läßt, das juristische Publicum sowohl für den theoretischen, als für den practischen Theil des bezeichneten Gegenstandes bedeutende Beyträge erwarten darf. Der Plan soll in der Vorrede zum vollendeten ersten Bande ausführlich erörtert werden, doch sind bereits die aufzunehmenden Gegenstände genannt: gedrängte Aufsätze über die Organisation, die Berufsgeschäfte und Pflichten einzelner Stände in der gerichtlichen Hierarchie; Abhandlungen über einzelne Theile der neueren Gesetzgebung; Abhandlungen über Gegenstände der gerichtlichen Beredtsamkeit; freye Uebersetzungen Französischer und Englischer ausgewählten Meisterwerke der gerichtlichen Beredtsamkeit (auszugsweise); Beantwor-

rung interessanter Rechtsfragen; Schreiben Sr. Excellenz des Hrn. Justizministers zu Cassel; geschehene Anfragen von Hypothekenbewahrern, Beamten des Personenstandes und Notarien in Beziehung auf ihr Amt, und Beantwortung derselben; summarisches Verzeichniß der seit dem 1. Jan. 1811 von den Cassationshöfen zu Paris und zu Cassel, so wie von andern höhern Gerichtshöfen in den dem Napoleonischen Rechte unterworfenen Staaten, ertheilten wichtigern Entscheidungen; merkwürdige Criminalfälle; Recensionen von Werken, welche im Fache der neuen Rechtswissenschaft erschienen sind; Anzeige getroffener nützlicher Einrichtungen in dem Geschäftsgange der Gerichte, gesetzmäßiger und zweckdienlicher Verabredungen der gesammten Anwälte bey einzelnen derselben, und bemerkenswerther, von den Notariats-Kammern gefaßter, Beschlüsse; und dann noch die Rubrik: Miscellen. — Ein allgemeines Urtheil läßt sich schon über dieses erste Heft, wegen Verschiedenheit des Gegenstandes, der Art der Behandlung und der Mitarbeiter, nicht fällen; doch machen die einzelnen Aufsätze fast ohne Ausnahme einen gegründeten Anspruch auf den Ruhm, interessante Gegenstände des neuen Rechts mit wahrer Sachkenntniß behandelt, und in einer zweckmäßigen Form dargestellt zu haben.

Wien.

Einer unserer ehemahligen academischen Mitbürger, Hr. Johann von Sejas, ein gelehrter Unger, dessen Eifer für die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse unter seinen Landsleuten viele Achtung verdient, hat uns verschiedene kleine Schriften zugeschickt, die doch mehr auf Ungern sich beziehen, und in den Zeitschriften ausführlich angezeigt werden können, welche jene Litteratur zu einem beson-

dem Gegenstand machen, und machen können. Wir wollen indessen einige anführen, welche mehr in die allgemeine Litteratur einschlagen.

Durch des Hrn. v. Fejas eignen Aufwand und rühmliche Bemühung ist eine Evangelische Bibliothek zu Kis-Hont in der Honter Gespanschaft gestiftet; das Gedächtniß der Einweihung wird im September jeden Jahres gefeyert; es werden Reden dabey gehalten; davon sind im Druck die Reden 1809, 1810, welche angemessene Gegenstände populären Inhalts, wie es sich für dergleichen Reden gehört, der Absicht gemäß behandeln: de utilitate publicarum bibliothecarum, und: de expetendis et dimittendis publicis muneribus, 1810. Litterarum cum omni aetate, fortuna, et vitae genere conjunctio (d. i. congruas esse et utiles litteras omni aetati u. s. w.): alle von dem Hrn. von Fejas selbst, der auch außerdem 1807 hat drucken lassen: de linguarum adminiculis et perfectione in genere, et lingua Hungarica in specie: welche von einer rühmlichen Belesenheit zeuget; so sehr er die Verbesserung der Ungrischen Sprache wünscht, so bringt er doch gute Gründe bey, daß es besser seyn wird, die Lateinische Sprache als die gemein übliche und bekannte beyzubehalten; und hierin wird man von ihm gern überzeugt. Mehr Bestimmtheit und Vorsicht muß man in einer andern Schrift wünschen: Ueber die Befugniß des Staats, die Religionslehrer für die Moralität des Volks verantwortlich zu machen: der Ausdruck scheint uns wenigstens nicht gut gewählt zu seyn. Eine Rede vom Districts-Superintendent D. Samuel Szontagh: Impedimenta salutis evangelicorum in Hungaria,

---

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 3. August 1811.

Göttingen.

Bey Röwer: Reise durch Skandinavien in den Jahren 1806 und 1807, von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann. Erster Theil. 1811. 336 Seiten in groß Octav, mit einer Titel-Vignette und drey Kupfertafeln.

Der Wunsch, die Berg- und Hüttenwerke kennen zu lernen, aus denen das berühmte Schwedische Eisen und das treffliche Nordische Kupfer hervorgehen, veranlaßte zunächst die Reise, welche unser Professor Hausmann in den Jahren 1806 und 1807 (noch als herzogl. Braunschweigischer Cammer-Secretär im Bergwerks- und Hütten-Departement) durch einen Theil von Dänemark, Norwegen und Schweden machte. Dem Haupt-Reisezwecke lag aber das ganze Feld der Technologie und Naturkunde, besonders der Mineralogie, zu nahe, um nicht überall zugleich mit betreten zu werden, und Beobachtungen darzubieten, die um so anziehender seyn mußten, da in der Kenntniß der Nordischen Natur und Kunst bisher noch große Lücken waren. Der vorliegende erste Theil der

Beschreibung jener Reise enthält die in Dänemark, Schonen, Småland, Westgothland und bis Kongsberg in Norwegen gesammelten naturhistorischen und technologischen Bemerkungen; und zwar liefert er hauptsächlich Beyträge zur Geognosie, wogegen die folgenden Theile reicher an berg- und hüttenmännischen Bemerkungen seyn werden. Obgleich nun dieses Werk keinesweges auf Unterhaltung berechnet seyn kann, so hat doch der Verf. sich bemüht, durch Einstreuung allgemein interessanter Bemerkungen über die bereiseten Länder, und durch Vermeidung vieler specieller Fossilien-Beschreibungen den Vortrag weniger trocken zu machen. Den letzteren hat der Verf. besondere Abhandlungen gewidmet, die theils schon in den Händen der Mineralogen sich befinden (in v. Moll's Ephemeriden der Berg- und Hüttenkunde 4. Bandes 3. Lieferung; in Weber's Beyträgen zur Naturkunde 2. Band S. 53 . . . 122, und im Magazin der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde 3. Jahrgangs 3. Quartal), theils noch in der Folge von ihm publicirt werden dürften.

I. Reise von Braunschweig nach Kopenhagen. Sie ging durch die Lüneburger Heide, über Bleckede, Lauenburg, Hamburg; dann über Segeberg, Plön, nach Kiel, und von hier zu Wasser nach Kopenhagen. Auf der Lüneburger Heide zogen besonders die vielen mannigfaltigen Geschiebe die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Er unterschied solche, deren Abstammung in der Nähe nachzuweisen ist — darunter z. B. die unzähligen Feuersteinsgeschiebe — von andern, welche ferneren Ursprunges zu seyn scheinen — nahmentlich die Geschiebe von Hornblendgestein, Gneus, Granit, Porphyr u. a., deren Brüder in dem benachbarten Harz zum Theil vergebens gesucht werden.

Der Verf. ist, wie der weitere Erfolg der Reisebeschreibung zeigt, geneigt, einen Theil dieser Geschiebe aus Schweden abzuleiten: eine Meinung, die derselbe schon früher einmahl, noch vor seiner Nordischen Reise, äußerte (vergl. Norddeutsche Beyträge zur Berg- und Hüttenkunde II. S. 120), und die er nach der Rückkunft von derselben an einem andern Orte ausführlicher darlegte (vergl. v. Moll's neue Jahrbücher der Berg- und Hüttenkunde 1. Bandes 1. Lieferung S. 28) — den Gyps des Segeberger Hügels hält der Verf. mit dem, welcher bey Lüneburg vorkömmt, für älteren Flötzgyps. Für die Meinung des Hrn. Prof. Steffens, der jenen Gyps für ein jüngeres, der Kreideformation angehöriges, Gebilde hält (vergl. dessen geognostisch-geologische Aufsätze, besonders S. 128, 129) spricht keine denselben unmittelbar unterteufende Gebirgsart, von welcher man auf das Alter des Segeberger Gypses schließen könnte; für die Meinung unsers Verf. hingegen die Aehnlichkeit in der Structur, sowohl im Großen, als im Kleinen, welche sich von der des Gypses vom Montmartre bey Paris so auffallend unterscheidet; dann auch das analoge Vorkommen benachbarter Salzquellen. Neben den Bemerkungen über den Segeberger Hügel ist eine Beschreibung des dabey befindlichen, sehr zweckmäßig vorgerichteten, Gypsbrennofens geliefert. — Unter den Bemerkungen über Kiel finden sich auch einige Nachrichten von den hinterlassenen trefflichen botanischen Arbeiten des leider zu früh verstorbenen Prof. Mohr.

II. **Kopenhagen.** Ein für die Merkwürdigkeiten dieser herrlichen Stadt viel zu kurzer Aufenthalt von drey Wochen erlaubte dem Verf. nur, sein Hauptaugenmerk auf die dortigen naturhistorischen, besonders mineralogischen, Sammlungen und

auf einige Fabriken zu richten. Unter den Sammlungen sind besonders die königliche auf dem Rosenburger Schlosse, welcher seit einigen Jahren die treffliche Mantheysche Mineraliensammlung einverleibt worden, die academische, die Schumachersche, die Monradsche Sammlung und die Lund-Sehestedtsche Insecten-Sammlung ausgezeichnet. Alles, was man in den meisten Deutschen Sammlungen von Norwegischen Fossilien sieht, sind, nach dem Verf., verkrüppelte Gestalten im Vergleich mit der Schönheit der in jenen Sammlungen aufbewahrten Schätze. Das colossale Gepräge des Nordens, und der Ernst, welcher die ganze Nordische Natur beherrscht, sind auch in den einzelnen unorganischen Bildungen ausgedrückt. — Die Lund-Sehestedtsche Insecten-Sammlung, welche durch die Fabriciusschen Schriften so berühmt geworden, ist jetzt leider zum Theil verwaiset. Der als Staatsmann und als Naturforscher so sehr verdiente, biedere Etatsrath Tonder Lund ist nicht mehr. — Die Hellwig-Hofmannsegg'sche Insecten-Sammlung, welche beyläufig erwähnt wird, ist bekanntlich seit einiger Zeit nicht mehr in Braunschweig, sondern in Berlin. — Von Fabriken berührt der Verf. die Porzellan-Fabrik zu Kopenhagen, die Messinghütte und den Kupferhammer zu Brede, und die Papiermühle zu Oerholm in der Nähe der Stadt. Dann wirft er einen Blick auf die Physionomie der benachbarten Gegenden, und weilt unter andern bey den Torfmooren, welche manche Verschiedenheiten von den Norddeutschen zeigen.

III. Reise durch Schonen. Die Ueberfahrt von Helsingör nach Helsingborg geschah in einer Viertelstunde. Um so auffallender mußte dem Verfasser der Contrast seyn, welcher zwischen beiden Städten herrscht. Seegewächse und Conchylien

werden an die Schwedische Küste in viel grösserer Menge getrieben, als an die Dänische. An dem Fucus vesiculosus beobachtete der Verf. eine Fortpflanzungsweise, welche der von unserm Blumenbach an der Conferva fontinalis zuerst bemerkten ganz analog ist. Zu Helsingborg ist eine Eisengießerey und eine Töpferey, welche dem Grafen Ruth gehören. Hinter der Stadt erheben sich unbedeutende Hügel eines Steinkohlen führenden Sandsteins, welcher zum älteren Flötzsandstein gehören dürfte. Zu Ramlösa quillt daraus ein eisenhaltiges Wasser, und bey Görarp kömmt darin der merkwürdige so genannte Tutenmergel vor, welcher näher beschrieben wird. Zu Höjanäs, wohin der Verf. eine Excursion unternahm, wird auf den Steinkohlen jenes Sandsteins Bergbau getrieben, bey welchem mehrere Dampfmaschinen im Gange sind. Nicht weit davon erheben sich die Gneusfelsen des Kullen. — Die Reise wurde nach Lund fortgesetzt, wo den Verf. besonders Prof. Retzius und dessen Mineraliensammlung anzogen. Darauf wurden die Alaunschieferbrüche und das Alaunwerk zu Andrarum besucht, welches letztere hinter andern Schwedischen Alaunwerken zurückgeblieben ist. Bey dem Alaunschiefer werden die darin vorkommenden merkwürdigen Stinkkalk-, Hepatit- und Schwefelkiesnieren beschrieben. Vor dem Eintritte in Småland wird noch ein allgemeiner Blick auf die geognostischen Verhältnisse Schonens geworfen. Dabey werden auch die merkwürdigen Muschelschalen-Berge bey Christianstadt und Råbelöf erwähnt, welche von Ueberresten von Seethieren wimmeln, die in unsern jetzigen Meeren nicht angetroffen werden. Die Physionomie von Schonen hat größten Theils Aehnlichkeit mit der Seeländischen, ob sich gleich jene Provinz nicht

mit den schönsten Theilen von Seeland vergleichen läßt.

IV. Reise durch Småland. Mit der Grenze dieser Provinz nehmen die Gegenden einen ganz andern Character an. Jetzt erst tritt die Nordische Natur mit dem ihr eigenthümlichen Ernst, mit ihrer Wildheit und Rauheit, auf. In Småland zeigt sie diese Eigenschaften in einem viel höheren Grade, wie in mehreren nördlicher gelegenen Provinzen, als z. B. in Nerike, Westmannland, Södermannland, selbst zum Theil in Dalarne. Småland ist ein mit einem unermeßlichen Nadelholzwalde bedecktes Hügelland; zwischen den Hügeln sind Moräste und zahllose Seen, und die Anhöhen selbst sind größten Theils Haufen über einander gestürzter Felsblöcke. Menschenwohnungen sind selten und kümmerlich. Das Swedjen, das Niederbrennen von Waldstrecken zur Erzeugung eines korntragenden Bodens ist dort allgemeiner Brauch. — Merkwürdig ist die sehr weite Verbreitung des Urgrünsteins in Småland, so wie das Vorkommen der so genannten See- und Morast-Erze in den dortigen Seen und Sümpfen. — Die reitzende Gegend um Jönköping ist sehr ausgezeichnet vor den meisten übrigen Småländischen Landschaften. In der Nachbarschaft dieser Stadt erhebt sich der berühmte Taberg, dessen wahre Beschaffenheit noch immer in einige Dunkelheit verhüllet war. Nach des Verf. Beobachtungen ist der Taberg ein mit vielem Magnet-Eisenstein gemengtes Grünsteinlager im Gneuse von sehr großer Mächtigkeit, welches den zerstörenden Einwirkungen der Atmosphäre und der Gewässer mehr, wie der angrenzende, leichter verwitternde Gneus, trotzend, als isolirtes Stückgebirge aus der übrigen Gebirgsmasse hervorragt.

V. Reise durch Westgothland und Bahus-Län. Gleich bey dem Eintritte in Westgothland machten sich die schon durch Linné und Bergman berühmt gewordenen Trappberge bemerklich, darunter besonders Billingen bey Sköfde, Ollaberg und Mösseberg unweit Falköping. Die beiden letzteren wurden näher untersucht. Ihr Fuß wird von Kalkstein gebildet, der am Mösseberg voll von Orthoceratiten ist. Ihr Gipfel besteht aus Grünstein, welcher manchem Flötzgrünstein, wie unter andern dem von unserm Dransberge, ähnelt, nach aller Wahrscheinlichkeit aber doch keine Flötzgebirgsart ist. Von Skara aus — bey welcher Stadt die Volksmenge von dem Verf. aus einem Versehen zu geringe angegeben ist, indem diese nach einem Durchschnitt der Jahre 1801 . . . 1805 950 beträgt — wurde die merkwürdige Kinne-Kulle, der Brocken von Westgothland, besucht. Die mannigfaltigen Schichten, aus welchen dieser Berg zusammengesetzt ist, der Sandstein, darüber Alaunschiefer, dann Kalkstein in mehreren Abänderungen, Thonschiefer, und endlich Grünstein, gehören dem Uebergangsgebirge an, und ruhen übergreifend auf Gneus. Der Aufenthalt zu Skara gab auch zu einem Besuche bey dem berühmten Entomologen Gyllenhall zu Höberg Veranlassung, der mit der Herausgabe einer Schwedischen Insecten-Fauna umgeht, und eine treffliche Sammlung besitzt. — Die weitere Reise ging über Alingsås nach Götheborg. Diese Stadt ist von Gneusfelsen umgeben, welche mit mächtigen Lagern von Granit wechseln. Eine botanische Fahrt in die Nordsee gab zu der Bemerkung Veranlassung, daß die See-Vegetation in dieser Gegend schon ungleich mannigfaltiger, als im Sunde, ist. Wie sehr wichtig für Götheborg der Eisen- und

Breterhandel ist, beweiset eine mitgetheilte Export-Liste. — Von Götheborg wurde die Reise nach dem berühmten Trollhätta fortgesetzt. Die neueren Canal- und Schleusen-Anlagen sind von dem Verf. ausführlich beschrieben. Zugleich hat derselbe versucht, diese Anlagen gegen den Tadel zu vertheidigen, welcher besonders in Hinsicht ihrer zu kleinen Dimensionen von mehreren Schriftstellern erhoben worden ist. Die Wichtigkeit des Trollhätta-Canals für den Schwedischen Handel wird durch eine mitgetheilte Uebersicht der in den Jahren 1800 . . . 1807 durch denselben gegangenen Güter belegt. Der Gneus, mit mannigfaltigen fremdartigen Lagern abwechselnd, setzt noch immer fort. Hunne und Halleberg sind mit ihren Sandstein-, Alaunschiefer-, Kalkstein- und Trapplagen dem Gneuse aufgesetzt. Von der Betrachtung des Wener Sees, des größten unter den Schwedischen Binnen-Seen, gehet der Verf. zu einer Relation über das neue, große, für den Schwedischen Handel unendlich wichtige, Project über, den Wener See durch den Wettersee mit der Ostsee zu verbinden, und dadurch eine ununterbrochene Wasserfahrt aus der Nordsee durch das Herz von Schweden in die Ostsee zu bewirken. Nach uns vor kurzem zugekommenen Correspondenz-Nachrichten ist man schon seit einiger Zeit mit der Ausführung dieses Projects beschäftigt. Drey Millionen Reichsthaler sind dazu subscribirt, und in 8 Jahren hofft man damit zu Stande zu kommen. — Die Reise führte den Verf. zu dem Manufactur-Werke Kölleröd, und dann bey einer großen Trauerscene, der wenige Tage vorher ganz abgebrannten Stadt Uddewalla, vorüber. Bey Gelegenheit der Beschreibung der Reise durch das sterile Bahus-Län wird des

Vollkommens und der Benutzung der Lichenen gedacht.

VI. Reise vom Swinesunde nach Christiania. Bald nach dem Eintritte in Norwegen machen sich nicht allein in Ansehung der Physionomie von Schweden und Norwegen, sondern auch in Hinsicht der Bewohner beider Reiche und des Reisens in denselben Verschiedenheiten bemerklich. Die Gegenden nehmen einen Gebirgs-Character an, die Menschen den der Gebirgsbewohner; das Reisen wird etwas beschwerlicher, ob es gleich noch immer in Ansehung der Annehmlichkeit große Vorzüge vor dem Reisen im nördlichen Deutschland behält. Der Weg führte über den Glommen zur kleinen freundlichen Stadt Mos, wo ein bedeutendes Eisenwerk die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselte. Der Weg von Mos nach Christiania verschaffte einen lebhaften Eindruck von der Schönheit der Nordischen Fure (Pinus sylvestris), welche in Norwegen, so wie in Schweden, der geachtetste Baum, und besonders für jenes Reich einer der kräftigsten Hebel des Wohlstandes ist. Der Gipfel des Egeberges bietet eine unbeschreiblich schöne Aussicht auf das Thal von Christiania dar, in welchem man fern von dem 60. Grade nördlicher Breite zu seyn glaubt. — Gneus, oft mit Granit und andern untergeordneten Lagern, war im südlichen Schweden, und vom Swinesunde bis zum Egeberge in Norwegen, herrschende Gebirgsart. Die älteste Granitformation wurde nirgends angetroffen. Am Abhange des Egeberges hatte nun aber der Gneus plötzlich ein Ende, und Uebergangs-Gebirgsarten übernahmen statt seiner die Führung.

VII. Reise von Christiania nach Kongsberg. Zuerst eine geognostische Schilderung der Gegend

von Christiania. Uebergangs-Thonschiefer in häufiger Abwechselung mit Versteinerungen führendem Kalkstein ist herrschende Gebirgsart. Alaunschiefer kömmt darin am Abhange des Egeberges vor, und nicht selten sind sehr merkwürdige Gänge von Porphyr, Grünstein, Syenit. Die hohen Kuppen, welche das Thal in Westen begrenzen, bestehen größten Theils aus Uebergans-Porphyr, welcher dem Thonschiefer und Kalkstein aufliegt. Von dem Opsloer Alaunwerke unweit Christiania, dem einzigen in Norwegen, ist eine ausführliche Beschreibung geliefert. — Die Straße von Christiania nach Drammen durchschneidet die merkwürdige Porphyrkegel-Kette, welche, von dem Thale von Christiania an, in südlicher Richtung, dem Meerbusen von Christiania parallel, sich fortestreckt. Vor Drammen, am so genannten Paradiesberge, zwey sehr auffallende geognostische Erscheinungen: krystallinisch-körniger Uebergangskalkstein, der bekannte Giellebecksche Marmor, und darunter Uebergangsgranit, manchem Urgebirgsgranite zum Täuschen ähnlich. Das Uebergangsgebirge setzt noch bis Dunserud fort. Hier treten Hornblende- und Glimmerschiefer, die Gebirgsart der Kongsberger Gegend, unter demselben hervor, und mit ihnen nimmt die Gegend einen sehr abweichenden, viel rauheren, Character an. —

Als Beylage ist diesem ersten Theile der Scandinavischen Reise, welchem noch zwey Theile nachfolgen werden, eine Reise-Route durch Schweden und Norwegen angehängt. Die von unserm Riepenhausen sauber gestochene Titel-Vignette stellt den Taberg in Småland vor. Die erste Kupfertafel enthält einige technologische Zeichnungen; die zweyte eine petrographische Karte und ein Profil der Kinne-Kulle in Westgothland; die dritte lie-

fert eine Karte und einen Grund- und Profil-Riß von dem Canal und den Schleusen zu Trollhätta.

Zu den hin und wieder eingeschlichenen und hinter der Vorrede nicht mit angezeigten Druckfehlern gehören unter andern auch noch: S. 18 Zeile 14 v. o. Soole statt Sohle; S. 26 Z. 13 v. u. Mahnen statt Manen; S. 36 Z. 1 o. Abend statt Abends; S. 37 Z. 10 v. u. solcher kleinen statt solcher kleiner Reisebegegnisse; S. 96 Z. 4 v. o. so vieler neuen, abweichenden Gegenstände statt so vieler neuer, abweichender Gegenstände; S. 196 Z. 9 v. u. dem geraden, rechtwinklich-vierseitigem Prisma statt rechtwinklich-vierseitigen Prisma.

Heidelberg.

Ueber Meteorcultus der Alten, vorzüglich in Bezug auf Steine, die vom Himmel gefallen sind. Ein Beytrag zur Alterthumskunde, von Fr. von Dalberg. Mit einer Kupfertafel. Bey Mohr und Zimmer 1811. Octav 202 Seiten.

Der Steincultus machte schon in der ehemahligen Alterthumskunde, die sich mit Sammeln begnügte, ein Hauptstück aus. Ganz etwas Anderes ist er geworden, seitdem man Grund, Sinn und Entstehung des Cultus zum Gegenstand eines vernünftigen Nachdenkens und tiefer gehender gelehrter Forschung gemacht hat; wodurch die Alterthumskunde einen ganz andern Werth und Verhältniß zu andern wissenschaftlichen und historischen Kenntnissen erhalten hat. Eine neue Wichtigkeit hat dieser Steincultus durch eine Verbindung mit Naturerscheinungen erhalten, die in unsern Zeiten zur Sprache gekommen sind, die vom Himmel gefallenen Steine. Durch Umsicht nach allen ähnlichen und verwandten Dingen, Sagen, Fabeln, der Alten, und den noch dauernden Gottheitsver-

ehrungen und der dahin sich beziehenden oder gezogenen Denkmähler, vergrößern sich diese Luft-Meteoren, bey Anwendung eines großen Umfanges von Kenntnissen, Einsichten und Vorstellungen einer Masse, die in Bewunderung versetzt, und fast die Meinung erwecken könnte, es sey der Steindienst aus den Meteoren der aus der Luft gefallenen Steine entstanden; drückt man sich mit dem Worte: vom Himmel gefallene Steine, aus, so nähert man sich dem Religiösen noch mehr, so wie das Wort Himmel durch seine Vieldeutigkeit in vielen Fällen ein Gleiches veranlaßt hat. Indessen ist der Sinn des sinnreichen und scharfsinnigen Verfassers nicht so uneingeschränkt aufgestellt, oder zum Allgemeinen hinausgeführt, sondern in den gehörigen Schranken gehalten. Denn so scheint es uns, daß seine Meinung ist, aus Aerolithen habe vermuthlich ein Theil solcher für göttlich gehaltenen und verehrten Steine und Steinbilder bestanden. Bey dem rohen Menschengeschlechte dienten rohe Steine bereits als Merkzeichen merkwürdiger Ereignisse; die Merkzeichen erhielten nach und nach einen Begriff von Heiligkeit, und so weiter hin von dem, was wir göttliche Verehrung nennen; nur muß man immer dabey an zufällige Ideen-Verbindung, Accommodation und Verähnlichung vieler anderer Dinge, von verschiedenen Menschen, Völkern und Zeiten, denken, welche sich nicht aus Einem und demselben Haupt- und Urbegriff unmittelbar ableiten lassen; welches sonst in die seltsamsten Träume, Allegorien und Symbolendeutungen führen kann; kurz, man muß nicht Alles aus Einem erklären wollen. Der Verf. läßt uns nicht leicht eine Uebertreibung der an und für sich so schön und sinnreich gefaßten Haupt-Idee befürchten; selbst der Ausdruck διοπετης, vom

Himmel fallend, erlaubt noch nicht die sichere Verbindung mit dem Begriff von einem Meteorstein; allein man kann und darf von Einem auf das Andere, Aehnliche, schliessen. Der edle Verfasser belehrt uns selbst, daß die Schrift des Hrn. Dr. Münter's von den Bätylien (sie ist auch in unsern Blättern 1805 S. 1871, 72, angezeigt) ihm die Veranlassung zu der seinigen gegeben hat. Die Schrift enthält eine grosse Belesenheit von solchen Steinen göttlicher Verehrung überhaupt, von ihrer Gestalt, von ihrem Stoff und innerem Gehalt, welches alles auf Aehnlichkeit mit den Aerolithen hinzeige, S. 48 (hätte sich nur noch ein einziges solches διοπετες zur wirklichen Vergleichung erhalten! etwa das von der Ephesischen Diana, oder das Palladium von Ilium, wie es Apollodor beschreibt). — Von Bätylien, vom Abadir der Araber, von andern heiligen Steinen in Aegypten, bey den Pelasgern, Phöniciern, Syriern. Verwandte Begriffe, von den Naturkräften abgeleitet, in den Religionen, Mysterien der Cabiren; auch von den Dactyli Idäi eine sinnreiche Zusammenstellung S. 59; superstitiöse Begriffe der Alten von einigen Steinarten, vom Magnet, von Donnersteinen, von Kräften edler Steine, mit und ohne Bild, von den Talismanen überhaupt. Die Wechselwirkungen der Elemente, und die unbekannten Naturkräfte, haben einen grossen Antheil an den alten Mythen der Griechen, insonderheit in den Theogonien und Mysterien; mit vieler Geduld verfolgt der Verf. diejenigen, welche auf die Steine sich beziehen, durch die Orientalischen, Orphischen, Mystischen, Magischen, Lehren und Träume der Charlatane, durch, mit vieler naturhistorischer Kenntniß. Endlich von den zu unsern Zeiten vom Himmel gefallenen Steinen. — Daß sich in dem

Steinreiche so viel Geheimnißvolles, oder dazu Leitendes, finden sollte, hätte der Recensent nicht geglaubt. Des Verfassers eigene Vorstellung von dem Meteorcultus ist von ihm selbst in folgenden Worten S. 45, ausgedrückt: "Die Indier, wie alle alten Völker, glauben: sowohl Holz, als Stein, enthalte das Elementarfeuer, und mit ihm das Zeugungsprincip. Die Sonne, nebst den übrigen Sternen, seyen Steine. In Steinen ließen sie die Gottheit wohnen, und sich in Stein verwandeln". — "Der Steincultus scheine demnach nicht sowohl aus einem rohen Fetischismus, wie Zoega" (und mit ihm Andere) "meint, ausgegangen zu seyn, sondern derselbe scheine ihm zu seyn: "eine durch Verwilderung der in der frühesten Zeit aus dem Ursitze des Menschengeschlechts in verschiedene Weltgegenden auswandernden Stämme entstandene Ausartung der ursprünglich reinen Idee, welche die erste Naturreligion unter diesem Symbole verstand". Da sich nur zwey Wege ausfinden lassen, um das Geschichtliche des Zustandes, in welchem wir die Menschen bey der ersten historischen Dämmerung in der frühesten Völkergeschichte antreffen, daher abzuleiten, so daß die Menschen entweder vom Licht zur Finsterniß, oder von der Finsterniß zum Lichte; von roher Unwissenheit zur Kenntniß, oder von ursprünglicher reiner Kenntniß zur Unwissenheit oder zur Verdorbenheit fortgegangen, aus dem Zustande der Wildheit zur Cultur, oder aus der Cultur zur Wildheit gelanget sind: so ist die eine Möglichkeit von dem Hrn. von Dalberg mit vollem Rechte angenommen. Unsere Wißbegierde ward also bis an das Ende durch diese Schrift in Spannung erhalten, ohne doch bey jedem Einzelnen verweilen zu kön-

nen; folglich wäre noch weniger angemessen, sich in dieser Anzeige der Schrift in einzelne Ausführungen zu verlieren, ihre Richtigkeit und Beweiskraft abzuwägen, oder den critischen Probierstein anzuwenden (am wenigsten, um kleine Mißverständnisse zu berühren, wie S. 12 das Goldstück in Scythien nach dem Herodot, oder fehlerhaft geschriebene Nahmen, wie S. 17, 18, 57, 150, und dergleichen). Lieber hielten wir uns an die angeführten Gegenstände, das Neue und Mannigfaltige der Sachen und Ansichten, als einem reichen Stoffe für unerschöpfliches Nachdenken über die Mischung vom Wahren und Irrigen in allen den Sagen, Meinungen, Nachrichten, Vorstellungen, Volks- und philosophischen Urtheilen der Menschen und Völker durch die Reihe Jahrhunderte seit den ersten Spuren von angehender Bildung zur Cultur, die von einzelnen Völkern sich erhalten haben. Noch müssen wir der schönen Einleitung gedenken: welche sich mit einer feyerlichen Aufforderung eröffnet, aufzuschauen von der Erde in den Himmel, auch in dem Sinne, daß wir die Ursachen von so vielen Erscheinungen in der Atmosphäre zu suchen haben. Die Bewegungen der Weltkörper, das Leben der Elemente, die Meteoren des Luftkreises, die furchtbaren Wirkungen der Naturkräfte, führten zuerst die rohen Menschen zur Anbetung derselben, als wirkender Ursachen, erst weiterhin zur Anbetung des Unerschaffenen, wenn er ihnen nicht gleich voraus durch eine Offenbarung bekannt gemacht war. Noch dürfen wir nicht vergessen, daß ein beygefügtes Blatt sieben alte Münzen darstellt, die sich auf die Meteoren-Religion, besonders den Blitz, beziehen, und daß

auf dem Titelblatt ein erhoben Werk aus dem Mus. Capitol. den Cronus vorstellt, wie ihm Rhea den eingewickelten Stein zu verschlucken darreicht: ein Mythus, der gewiß in einem noch sehr rohen Zeitalter erdacht worden ist.

Lemgo.

Elementa philosophiae logicae scholarum in usum conscripsit *Ernestus Antonius Moebius*. Im Meyerschen Verlag 1810. Octav 112 Seiten.

Einem Schulmanne werden wir es immer zum Verdienst anrechnen, wenn er über seinen Unterricht nachdenkt, und neue Wege versucht, wie er den jugendlichen Gemüthern beykommen kann. Sollte auch der Versuch mißlingen, so ist man ihm Schonung schuldig, wenn man seine Verhältnisse bedenkt, in welchen jede unglimpfliche Abfertigung nachtheilige Folgen haben muß. Der Gedanke hatte etwas nicht ganz Verwerfliches; die Absicht war, die allgemeinsten Begriffe der Logik für die ersten Anfänger Lateinisch aus Wyttenbach auszuziehen, und diesen Anfängern zugleich in einer Lateinischen Nomenclatur Einiges von dem, was sie weiter hin im Deutschen Vortrag hören werden, voraus beyzubringen, welches ihnen zugleich für das Lesen der Ciceronischen Schriften dienlich seyn kann. Weiter konnte Zweck und Plan nicht gehen. Die Ausführung hatte immer noch ihre Schwierigkeit, die der Lehrer selbst in der Ausübung eingesehen haben würde. Nun hätte nur die Vorrede anders gefaßt werden, oder wegbleiben müssen. Bey einem neuen Drucke wird es dem Verfasser leicht werden, einige nöthige Verbesserungen zu machen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 5. August 1811.

Paris.

Auch von der ersten naturhistorischen Lieferung in der prachtvollen *Description de l'Egypte* müssen wir, außer der allgemeinen Anzeige in der oben (Stück 72) gegebenen Uebersicht des Ganzen, einige ausführlichere Nachricht ertheilen. Die Ernte in diesem Felde ist um so wichtiger, da einerseits gerade die Naturgeschichte von Aegypten mehr wohl, als die irgend eines andern Landes, ein so vielseitiges Interesse auch für so mancherley andere Wissenschaften hat, wie z. B. für die Deutung der Altägyptischen Bildwerke, für die Erklärung und respective Rechtfertigung so mancher der wichtigsten alten Classiker, Herodots u. a., und doch anderseits das, was wir bisher von der Naturgeschichte dieses ehrwürdigen Wunderlandes wußten, fast bloß fragmentarisches Stückwerk war.

Inzwischen beschränkt sich vor der Hand das, was wir in jener ersten Lieferung erhalten, nur auf einen Heft Text von 114 Folioseiten, und auf eine Lage von 31 herrlichen Kupfern in großem

Atlasformat, die aber selbst bey weitem nach nicht alle in jenem Hefte erklärt sind. Daher sich denn unsre dießmahlige Anzeige bloß auf diesen Text und die dazu gehörigen Platten erstrecken kann.

Jener enthält viererley. I. nähmlich den Anfang der Naturgeschichte der Nilfische, vom Hrn. Chevalier Geoffroy Saint-Hilaire. II. Beschreibung der Doum-Palme in Oberägypten, von Hrn. Delile. III. vergleichende Ansicht der Flora von Aegypten mit der von Frankreich, vom verstorbenen Coquebert. IV. System der Ornithologie von Aegypten und Syrien, von Hrn. Jul. Cäsar Savigny (dem Verfasser der interessanten *Histoire naturelle et mythologique de l'Ibis*).

I. In der Einleitung zur Naturgeschichte der Nilfische zeigt der Verf., wie auch die Zoologie von Aegypten sich mit der geologischen Ansicht dieses Erdstrichs und mit der bey Herodot erhaltenen Sage von der spätern Entstehung oder Ausbildung desselben zu bewohnbarem Lande reimt. — Bevor der Nil die der Breite nach laufenden Gebirgsstrecken bey Edfou und Gebel-el-Selseleh durchbrechen konnte, mußte sein vormahliges Bette oberhalb dieses Dammes erst nach Westen, und dann wieder nordlich nach dem so genannten Arabischen Meerbusen laufen. Die Spur dieses seines ehemahligen Laufes wird noch durch die Richtung bezeichnet, in welcher die Oasen liegen, so wie durch die noch jetzt merkliche Fruchtbarkeit, die weiland Libyen jenem damahligen Laufe in so reicher Maße zu verdanken hatte. Das nachherige Nilthal bildete hingegen damahls noch eine Bucht des Mitländischen Meeres, bis der Nil jenen Felsendamm durchbrochen, sich seinen neuen Weg durch Niederägypten gebahnt, und sein jährlicher Bodensatz

die vormahlige Bucht gefüllt, und das Meer allgemach bis zum Delta hinaus verdrängt hatte. — Eine natürliche Folge ist, daß sich auch in der Aegyptischen Fauna, wie man mit Linné die einheimische Thierwelt eines Landes zu nennen pflegt, keine ihr ausschließlich eigenthümlichen Geschöpfe finden, da das neue Land, so wie das neue Flußbette, seine Bewohner erst aus der Nachbarschaft erhalten konnte. — Die eigentlichen Nilfische finden sich, wie man aus Adanson's handschriftlichem Nachlasse ersehen kann, auch im Senegal, und das bestärkt die Vermuthung, daß diese beiden Ströme zu der Zeit, wenn ihre Wasser am höchsten stehen, sich mischen. Auch die Vögel und Säugthiere Aegyptens finden sich in andern Gegenden von Africa, zumahl in der Barbarey, doch auch zum Theil südlich bis zum Cap; und eben das ist der Fall mit den Aegytischen Insecten. — Aber auch die Littoral-Geschöpfe des Mittelmeeres kommen, wie der Verf. gefunden, mit denen an der Küste von Soueys überein, was denn auch auf einen Zusammenhang jenes Meeres mit dem rothen zu deuten scheint.

Unter den einzelnen beschriebenen Fischen eröffnet die Reihe 1) der abenteuerliche Polypterus *bichir*, wovon der Verf. schon vorläufig in den Annales du Muséum d'Histoire naturelle eine Abbildung und kurze Nachricht bekannt gemacht. Schon durch diese Entdeckung allein würde er sich, wie er sagt, für alle von einer so langen Reise unzertrennlichen Mühseligkeiten belohnt gehalten haben. "Il n'y a guère que *l'ornithorhynque* qu'on pourroit placer sur la même ligne, pour la singularité de ses formes". Allerdings zeichnen ihn sein langgestreckter Bauch, die zahlreichen Rückenflossen (16 und drüber), die gleichsam wie an Beinen aufsitzen-

den Brust- und Bauchflossen, die längliche Knochenplatte statt aller Strahlen der Kiemenhaut, die damit correspondirenden Spritzlöcher auf dem Kopfe, und mehr dergleichen auffallende Eigenheiten von allen andern Fischen aus, und qualificiren ihn zu einem besondern Geschlechte derselben, das auch als solches schon in dem classischen Werke des Hrn. Grafen de la Cepède aufgeführt worden. Uebrigens gehört er unter die Ordnung der Abdominalen, und nahmentlich in die Nachbarschaft des Episosteus (Esox *osseus*). Die Beschreibung und Anatomie, die der berühmte Entdecker des wundersamen Thiers hier liefert, kann als Muster von ausführlicher Genauigkeit in diesem Fache angesehen werden; so wie auch überhaupt seine Zergliederungen dieses und anderer Fische zu den wichtigsten Bereicherungen eines bis jetzt noch sehr wenig bebauten Feldes der vergleichenden Anatomie gehören. Der Bichir ist ungefähr zwey Spannen lang, von meergrüner Farbe, mit so starken Schuppen bepanzert, daß man ihn für die Küche nicht mit dem Messer durchschneiden kann, sondern ihn erst im Ofen bäckt, wodurch sich das Fleisch vom Panzer löset, so daß sich dieser wie ein Futteral abziehen läßt.

Zunächst folgen ein paar Stachelbäuche; nähmlich 2) Tetrodon *physa*, oder *fahaka* Hasselqu. oder *lineatus* Linn. unter welchen Synonymen aber bey den neuern Zoologen manche hier nun aufgeklärte Verwirrung herrschte; und 3) Tetrodon *hispidus*. Letzterer im rothen, so wie in den Indischen Meeren, aber nicht im Mitländischen. Genaue Beobachtung des eignen Mechanismus, wie dieser und andre Tetrodonten sich, besonders wenn sie von andern Fischen verfolgt werden, ihre sonst

längliche Form in eine kugelichte umwandeln, wodurch zugleich die unzähligen Stacheln, womit sie besetzt sind, steif heraustreten und zur Vertheidigung dienen. Der aufgetriebene Luftbehälter ist der Magen selbst, den sie durch die eingeschluckte Luft aufzublasen vermögen. Wir übergehen die dazu erforderliche merkwürdige Maschinerie von Muskeln und Knochen; weil sie ohne Abbildung doch unverständlich bleiben würde. Die eigentliche Schwimmblase hat Hufeisenform, und steht in keiner sichtlichen Verbindung mit dem Schlunde. Ungeachtet die Tetrodonten so wenig, als irgend ein anderer Fisch, mit wahren Lungen versehen, und folglich nach dem Aristotelischen Canon stumm sind; so ähnelt doch der Ton, den sie von sich geben, in Rücksicht der Art, wie sie zu diesem Behuf ihre Zunge bewegen, allerdings dem, welchen manche Reptilien mit gleichsam blasenförmiger Lunge hervorbringen. Eigentlich sollte dieses Fischgeschlecht auch weder den Kiemen, noch dem Gerippe nach, zu den Knorpelfischen gerechnet werden.

4) Serrasalmus *citharus*, den der Verf. für den Citharus bey Athenäus und Strabo zu halten geneigt ist. — 5) Characinus *nefasch* oder Salmo *niloticus* Hasselqu. über welchen Fisch aber in den neuesten Ausgaben des Syst. Nat. sonderbare Verwirrung waltet. — 6) Characinus *raschal* oder *dentex*, und 7) Characinus *rai* oder *niloticus*, ebenfalls zwey oft verwechselte und hier nun zuerst scharf bestimmte Gattungen.

Auf diesen Anfang der Ichthyologie des Nils folgt, wie obgedacht, II. Hrn. Delile's Beschreibung der Doum-Palme, Cucifera *thebaica*, oder Palma *thebaica* Pocock. oder Hyphaene *crinita*

Gärtn. Schon Theophrast hat sie unter dem Nahmen Cucifera, und gar kenntlich, beschrieben. Sie wächset in Oberägypten, Nubien und Arabien. Zu ihrer Befruchtung bedarf es keiner künstlichen Hülfe, da der Blumenstaub der männlichen Stämme schon durch die Luft, selbst in beträchtlicher Entfernung, auf die weiblichen gebracht wird. Das Mark der Frucht schmeckt wie Pfefferkuchen. Unter den Hieroglyphen auf den alten Kunstwerken in Oberägypten kömmt diese Palme nicht vor.

III. Coquebert's vergleichende Ansicht der Aegyptischen Flora mit der von Frankreich. In jener weit weniger Mannigfaltigkeit; denn Aegypten hat nur zweyerley Boden, den fetten im Nilthal und im Delta, und den sandigen in den Wüsten. Die Gewächse der letztern zeichnen sich nahmentlich durch ihre weit umhertreibenden Wurzeln aus. Gleichsam ein vegetabilischer Instinct treibt sie fort, um so weit und breit, als möglich, die spärliche Feuchtigkeit einzusaugen. Ueberhaupt ähnelt die Flora von Aegypten mehr der von Syrien und Candien, als der von Guinea oder Habessinien. Die Bäume und Stauden sind im Aegyptischen sehr kurzen Winter nicht halb so lange entblättert, als in Frankreich. Die ganzen großen Horden von Pflanzen, die in Frankreich in den Wäldern wachsen, fehlen in Aegypten ganz, so wie die so genannten Alpenpflanzen. Aber von Küstengewächsen und denen, die sich zwischen dem Getreide finden, haben beide Länder Vieles mit einander gemein. Von großen schattigen Bäumen gibts in Aegypten nur wenige Gattungen, wie z. B. die Pharao'sfeige (Ficus *sycomo-*

rus), die Mimosa *lebbek* und dergl. Rasen aber, zu *bowling green* etc. gar nicht. Von der vielfachen Brauchbarkeit der Dattelpalme. Mit dem Reis seyen vorlängst eine Menge anderer Indischer Gewächse, die in stehenden Wassern wachsen, zufällig nach Aegypten verpflanzt worden, daher auch die Reisfelder von den Botanikern vorzugsweise besucht werden. Von Cryptogamisten hat Aegypten fast nichts, und überhaupt in seiner ganzen Flora kaum den vierten Theil so viel Gattungen (species), als Frankreich.

IV. Hrn. Savigny's System der Ornithologie von Aegypten und Syrien. Ein mühsames, höchst verdienstliches, Stück Arbeit. Für die Vögel jener Länder ungefähr das, was für die Säugthiere überhaupt unsers sel. Erxleben's Systema mammalium. Nur in seiner Art noch vollständiger, besonders in Rücksicht der Synonymen *a*) bey den alten Classikern, *b*) bey den neuern Naturforschern, *c*) bey den Reisebeschreibern, und *d*) bey den Arabern. Durch besondere Zeichen sind diejenigen Gattungen, die der Verf. nicht selbst zu sehen Gelegenheit gehabt, von denen, die er selbst beobachtet, und unter diesen wiederum auch diejenigen unterschieden, die er mit nach Frankreich gebracht. Auch die Verschiedenheit der Morgenländischen Spielarten von den Europäischen ist genau bemerkt. Hier diese erste Lieferung vom Texte begreift die Ordnung der Raubvögel. Von den herrlichen Kupferplatten sind, eben so wie von denen zu Hrn. Geoffroy's Ichthyologie, schon weit mehrere ausgegeben, zu welchen die Erklärung erst in den folgenden Heften des Textes zu erwarten steht.

Die Vögel sind in einer starken, kräftigen Manier gestochen; die Fische hingegen, nach Redouté's meisterhaften Zeichnungen, in verschiedener, wie es ihr Habitus erforderte, also die schleimigen in weicher, punctirter u. s. w. Alle aber mit größter Lebendigkeit und Klarheit.

Wittenberg.

D. Chr. Aug. Langguth's (Professors zu Wittenberg) ausführliches systematisches Verzeichniss seiner Sammlungen für Natur und Kunst. 31 Seiten in groß Octav. Wir zeigen diese kleine Schrift in der Absicht an, um vielleicht auch auf diesem Wege die Aufmerksamkeit einer Regierung auf das darin im Allgemeinen nur summarisch beschriebene Cabinet zu veranlassen, das durch seinen Umfang, Auswahl, Anordnung und ziemliche Vollständigkeit, besonders an inländischen Natur- und Kunst-Producten, so recht für eine damit noch nicht versehene größere öffentliche Lehranstalt, beym Unterricht in der Naturgeschichte, Mathematik, Physik, Cameral-Wissenschaft und Medicin geeignet ist. — So vortheilhaft es freylich im Ganzen für die Wissenschaften ist, wenn Sammlungen dazu auch wieder vereinzelt, und andere eben dadurch vervollständigt werden, so sehr wäre es doch zu bedauern, wenn ein zu einem so zweckmäßigen, gleichsam geschlossenen, Ganzen, mit Verstand und vieljährigem Fleiß und Aufwand mühsam zusammengebrachtes, Cabinet wieder verstückelt und zerstreut werden sollte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 8. August 1811.

Paris.

Bey dem Verfasser: Les Liliacées; par *P. J. Redouté*. Livraison *XV* ... *XXVI*. (s. 1807 S. 980).

Die ununterbrochene Fortsetzung dieses, in artistischer und wissenschaftlicher Hinsicht gleich schätzbaren, Werkes läßt nicht ohne Grund eine mögliche Vollendung des Ganzen erwarten. Wir folgen bey der Anzeige der vor uns liegenden neuen Lieferungen der Ordnung der Tafeln, bedauern aber zugleich, daß die Einrichtung unserer Blätter nur einige der vorzüglichsten Bemerkungen mitzutheilen gestattet.

Funfzehnte Lieferung. 85. Ixia anemonaeflora *Jacq*. Sehr richtig wird bemerkt, daß die wesentlichen Unterschiede der Irien besonders von dem Blüthenstande, dem Verhältniß der Röhre zur Mündung, der Gestalt der Einschnitte der Mündung, der Form der Blätter und der Oberfläche hergenommen werden müssen. Diesem zufolge ist die Jacquin'sche Differenz auf folgende Art verbessert: glabra; caule simplici; foliis lineari-ensi-

formibus; floribus solitariis aut spicatis distantibus; corollae laciniis oblongis aequalibus tubo longioribus. 86. Ixia fusco-citrina *Desf. Cat.*, von Andrews als Abart der capitata angesehen, von der sie aber hinreichend verschieden ist. 87. Ixia hyalina *Desf. Cat.* (I. crocatae var. *β.* Ait. et Willd.) 88. Ixia Bulbocodium *Linn.* mit 2 Abarten: parviflora (wozu Crocus vernus angustifolius 1. II. Clus. Hist. 1. p. 208 und einige andre Synonyme gehören); und 2. grandiflora (von Clusius unter Crocus angustifolius violaceo flore Hist. 1. p. 208 beschrieben und abgebildet). Letztere hat eine mehr rundliche Zwiebel, und variirt mit weissen, violetten und gelben Blumen. 89. Ixia miniata var. nigro-maculata (I. crocata var. nigro-maculata Andrews.). 90. Gladiolus strictus *Ait.*

Sechszehnte Lieferung. 91. Dracaena terminalis *Linn.* 92. Dracaena reflexa *Lam.*, als Abart derselben ist Dr. cernua angeführt. Es wird bemerkt, daß die Beschaffenheit der Staubfäden größere Aehnlichkeit mit Dianella als Dracaena zeigt. 93. Wachendorfia thyrsiflora *Linn.* 94. Tradescantia rosea *Vent.* et *Michaux.*, die nun auch in den Deutschen Gärten vorkömmt. 95. Tradescantia virginica *Linn.* Hiervon fünf Abarten: 1. tota glabra (die gewöhnlichste); 2. pedicellis pilosis; 3. calyce externe piloso (Tr. virgin. Michaux.); 4. foliis basi ciliato-pilosis, und 5. tota pilosissima. Daß die Differenz dieser Art deßhalb verbessert werden muß, wird Jedem einleuchtend seyn. Sie wird von dem Verf. so angegeben: erecta, foliis lanceolatis longis angustis, floribus umbellato-congestis terminalibus. 96. Ixia cepacea (spica imbricata disticha, foliis fistulosis teretibus scapo brevioribus). Synonyme dersel-

den sind: Ixia alopecuroides β. Lam. Dict., und Gladiolus tubulosus *Burm.* Prodr. 2.

Der siebenzehnten Lieferung sind einige allgemeine Bemerkungen über die Gattung Allium vorangeschickt, die, wie es scheint, Hrn. Decandolle zum Verfasser haben. Es wird die Unzweckmäßigkeit der Linneischen Unterabtheilungen dargethan, zugleich aber eine passendere und in der Natur mehr gegründete Vertheilung der Arten vorgeschlagen. Da Hr. Decandolle dieselbe in seiner Ausgabe der Flore Française angewandt hat, so glauben wir der Kürze wegen auf dieses Werk verweisen zu können. Es folgen nun die Beschreibungen einiger Arten dieser Gattung, welche durch treffliche Abbildung erläutert sind. Tab. 97. Allium Moly *Linn.* 98. Das bisher noch wenig bekannte Allium tataricum, mit verbesserter Differenz. 99. Allium scorzoneraefolium *Desf.* Cat. Hort. Paris. Eine ausgezeichnete, nur dem All. Moly etwas verwandte Art mit langen, sehr schmalen Blättern und einer aus 3...4 gelben Blumen bestehenden Dolde, die zugleich einige Zwiebeln enthält. Man cultivirt sie schon seit vielen Jahren in dem Pariser Garten, ohne ihr wahres Vaterland zu kennen. 100. Allium moschatum *Linn.* Der Synonymie ist noch hinzugefügt: Allium zibethinum *Richer de Belleu.* Op. ed. Brouss. 2. 101. Allium carolinianum (bulbo oblongo, foliis planis linearibus obtusis, spatha brevi bivalvi, umbella globosa capsulifera, staminibus subulatis, ovario trianguläto subgloboso). Von Bosc in Carolina entdeckt. Zunächst mit suaveolens und hispanicum *Lam.* verwandt, doch mit keinem derselben zu verbinden. 102. Allium nigrum *Linn.*

Achtzehnte Lieferung. Tab. 103. gibt eine treffliche Vorstellung des prachtvollen Lilii superbi.

Die dem Verf. bis jetzt bekannten 18 Arten werden sehr zweckmäßig in folgende drey Abtheilungen gebracht, wovon die beyden ersten nach der Farbe der Blumen in Unterabtheilungen zerfallen: 1. *Lilia vera*, *floribus campanulatis*, *petalis sessilibus* (L. candidum, bulbiferum etc.); 2. *Lilia falsa*, *floribus campanulatis*, *petalis unguiculato-petiolatis* (L. Catesbaei und philadelphicum); 3. *Martagones*, *corollis revolutis*, * *foliis sparsis* (L. pyrenaicum, pomponium etc.); ** *foliis verticillatis* (L. Martagon cum affin.). — 104. Lilium philadelphicum *Linn.* 105. Lilium penduliflorum (foliis verticillatis trinerviis ovali-lanceolatis, flore solitario pendulo subinfundibuliformi). Stammt aus Nordamerica. 106. Hemerocallis caerulea *Andrews.* Die Vorstellung dieser Pflanze ist dem Künstler besonders gelungen, und wir glauben sie ohne Bedenken der von Andrews und Ventenat gegebenen vorziehen zu können. 107. Canna flaccida *Salisb.* 108. Commelina tuberosa *Linn.*

Neunzehnte Lieferung. 109. Ixia Liliago (glabra, foliis ensiformi-linearibus planis scapo brevioribus, floribus magnis campanulatis, tubo brevissimo, laciniis oblongis basi maculatis). 110. Antholyza aethiopica *Linn.* 111. Tulipa suaveolens *Roth.* 112. Gladiolus cardinalis *Sweet.* 113. Epidendrum sinense *Andrews.* (Cymbidium sinense *Willd.* Spec.). 114. Epidendrum aloifolium *Linn.* (Cymb. aloifol. *Sw.*).

Zwanzigste Lieferung. 115. Amaryllis undulata *Linn.* 116. Scilla maritima *Linn.* 117. Aletris fragrans. Da diese Art sich nicht nur im Aeußern, sondern auch durch ein freyliegendes ovarium von farinosa unterscheidet, so glaubt der Verf., daß

man sie vielleicht als eine besondere Gattung ansehen könne. Derselben Meinung ist auch Gawler (Curt. Mag. Tom. 20. t. 744). 118. Allium obtusiflorum (All. capillare *Desf.* Cat.). Von capillare *Cavan.* durch die sehr stumpfen Blumenblätter hinlänglich verschieden. Vielleicht näher mit tenuissimum verwandt; doch läßt es sich mit diesem, nach der Gmelin'schen Abbildung (Fl. Sib. 1. t. 15. f. 1. 2. 3.) zu urtheilen, nicht wohl verbinden. 119. Allium flavum *Linn.* 120. Ornithogalum longibracteatum *Jacq.*

Mit der ein und zwanzigsten Lieferung fängt der dritte Band an. Die erste hier unter Nr. 121 gegebene Abbildung ist die Moraea chinensis, welche Hr. Decandolle, nach dem Beyspiele von Adanson, Medicus und Andern, als eine besondere Gattung, unter dem ihr schon von Rheede beygelegten Nahmen Belemcanda, aufstellt. Der Haupt-Character ist ohne Zweifel das bey dem Reifen der Frucht frey in der Kapsel befindliche receptaculum, nebst den an den vorspringenden Ecken befindlichen beerenartigen Samen. 122. Gladiolus undulatus *L.*, variirt mit weißlichgelben und verdünnt rosenfarbenen Blüthen. Jacquin's Abbildung stellt jene, die von Streeboogt gegebene diese Abart vor. 123. Gladiolus ringens *Andrews.* Als Abarten werden hierher gerechnet: Glad. punctatus *Jacq.* und carinatus *Ait.* und *Willd.* 124. Gladiolus xanthospilus: eine neue Art, die so unterschieden ist: caule simplici flexuoso, foliis planis ensiformibus lanceolatis glabris, floribus spicatis, corolla subringente campanulata, spathis bivalvi: valvula superiore bifida, inferiore integra. Unter allen bekannten zeigt sich nur mit plicatus eine entfernte Aehnlichkeit. Eine gleichfalls neue Art, wel-

che das Mittel zwischen montanus und orchidiflorus hält, stellt Tab. 125. unter Gladiolus Orobanche vor. Diese und die vorige sind auf dem Cap zu Hause. 126. Ixia polystachia Linn.

Zwey und zwanzigste Lieferung. 127. Ixia scillaris Linn. Nach Gawler's Bemerkung ist die gleichnahmige Thunbergische und Willdenow'sche verschieden; als Synonyme gehören aber hierher: Ixia pentandra *Thunb.* et *Willd.* und einige andere Arten. 128. Ixia bulbifera *Linn.* 129. Ixia tricolor *Curt.* Magaz. 130. Scilla amoena *Linn.* 131. Fritillaria imperialis *Linn.* 132. Muscari ambrosiacum *Moench.* (Hyacinthus Muscari *L.*).

Drey und zwanzigste Lieferung. 133. Trillium sessile *Linn.* 134. Trillium rhomboideum *Michaux.* In der Flora Boreali-Americana werden von dieser Art drey Varietäten angenommen. Zur ersten, welche Michaux atropurpureum nennt, gehört Linne's sessile. 135. Leucojum aestivum *Linn.* 136. Gladiolus cuspidatus longiflorus, die hier und von Jacquin abgebildete; breviflorus, als die zweyte Abart, kömmt in der Encyclopädie unter trimaculatus vor. 137. Ixia maculata *Jacq.* 138. Ixia conica *Gawl.*, von Andrews unter capitata abgebildet. Daß man sie nicht zur maculata rechnen kann, hat schon Gawler in Curt. Magaz. bewiesen.

Vier und zwanzigste Lieferung. 139. Ixia grandiflora *Delaroch.*, mit sehr erweiterter und berichtigter Synonymie. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß diese, nebst der zuvor erwähnten tricolor, die schönsten Arten der Gattung Ixia sind. 140. Ixia patens *Ait.* (I. aristata *Sweet.*, flaccida *Salisb.*). 141. Gladiolus junceus *Thunb.* Sie weicht zu wenig von den übrigen Arten ab, um sie mit Pourret und Gawler als eine besondere Gat-

tung ansehen zu können. 142. Gladiolus mucronatus *Jacq.* Es wird eine Abart mit einblüthigem Schaft bemerkt. 143. Ornithogalum umbellatum *Linn.* 144. Kaempheria Galanga *Linn.*

Fünf und zwanzigste Lieferung. 145. Lilium pyrenaicum *Gouan.* Sehr nahe mit pomponium verwandt; doch bleibt sie, auch nach des Rec. Beobachtung, in der Cultur unverändert. 146. Lilium Martagon *Linn.* 147. Polyanthes tuberosa *Linn.* 148. Amaryllis lutea *Linn.* 149. Sisyrinchium Bermudiana *Linn.* 150. f. 1. Leucojum trichophyllum *Schousb.* Gewöhnlich enthält die Scheide zwey Blumen, doch kömmt sie auch mit einer einzelnen, und zwar rosenfarbenen, Blume vor. Letztere ist von Loiseleur (Flor. Gall.) mit Recht für eine besondere Art angesehen, die er roseum nennt. 150. f. 2. Leucojum autumnale *Linn.*

Sechs und zwanzigste Lieferung. 151. Heliconia psittacorum. Bereits von Andrews und Curtis abgebildet, indeß wird auch diese Vorstellung nicht unwillkommen seyn. Warum psittacorum *Spec. Plant. ed. Willd.* zweifelhaft angeführt wird, sehen wir nicht ein, da beide Pflanzen gewiß einerley sind. 152. Iris fimbriata *Vent.* (chinensis *Curt.*). Unvergleichlich schön! 153. Pancratium illyricum *Linn.* 154. Pancratium littorale *Jacq.* 155. Pancratium disciforme (spatha pauciflora, foliis linearibus, coronae expansae sinubus unico aut gemello dente instructis, staminibus stylo laciniisque brevioribus). Zweifelhaft wird P. mexicanum dabey angeführt. 156. Pancratium speciosum *Salisb.* Die trefflichen Vorstellungen dieser und der vorigen Arten werden durch die beygefügte genaue und durch Critik erläuterte Beschreibung noch um so schätzbarer.

Landshut.

Die lange gewünschte Vollendung des geographisch-statistischen Zeitungs-Lexicons von Wolfgang Jäger, Professor zu Altdorf, neu bearbeitet von Konrad Mannert, königl. Baierischem Hofrath und Professor der Geschichte zu Landshut, ist nunmehr erfolget mit dem dritten Theile, R... Z. (vom ersten Theil s. Gött. gel. Anz. 1805 S. 1120, vom zweyten Theil 1806 S. 1248). Nebst Zusätzen und Berichtigungen. Bey Krüll, Universitäts-Buchhändler, 1811. S. 1 ... 840. und S. 1 ... 214 in median Octav. Letztere beträchtliche Zahl Blätter ist den Zusätzen gewidmet. Gern glaubt man dem würdigen Gelehrten, wie unendlich mühsam ihm diese geworden seyn muß; da es kein bloß geographisches, sondern zugleich statistisches, Hand-Wörterbuch ist, und seyn sollte. Nun sind aber in den letzteren Jahren so viele Veränderungen in dem Besitz und Eigenthum der Länder, so viele neue Würfe, Tausche, Abtretungen und Anweisungen erfolget, daß die Abänderung deß, was sonst anders gewesen war, den andern Tag bereits wieder von neuem vorzunehmen war; und doch war auch das endlich Abgedruckte, wie es aus der Presse kam, bereits wieder anders geworden. Zusätze und Berichtigungen sind also, wie man leicht denken kann, jetzt in mehrerem Betracht eben sowohl das Wichtigste, als das Neueste. "Sollten", setzt der Verfasser selbst mit nöthiger Vorsicht hinzu, "in den nächsten Jahren neue bedeutende Umwandlungen hervortreten, so lassen sich diese durch eine dem Lexicon beygefügte Zugabe leicht nachliefern".

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 10. August 1811.

Wien.

Bey Kupffer und Wimmer: Versuch einer medicinischen Topographie von Wien. Von Dr. J. Wertheim. Mit fünf Tabellen. X u. 458 S. in groß Octav.

Medicinische Topographien, die mit Einsicht, Treue und Genauigkeit abgefaßt sind, gehören zu den nützlichsten Unternehmungen, und sind, besonders bey großen Städten, für Polizey-Directoren, Aerzte und Nichtärzte von großer Wichtigkeit. Man muß sich daher wundern, daß Wien bey seinen bekannten guten Polizey-Anstalten noch keine medicinische Topographie hatte; es müßte denn die Polizey daselbst eine geheime medicinische Topographie haben, die wohl getreuer seyn könnte, als eine öffentliche. Mit den Topographien geht es gewöhnlich, wie mit den Biographien. Wir lernen aus den schönen Lebensbeschreibungen meist nur die Lichtseite des Menschen kennen, aber nicht seine oft weit größere Schattenseite; und ohne beide zu kennen, haben wir ein Chinesisches Gemählde, in welchem keine Perspective ist. Diejenigen Männer, welche mit den Mängeln

und Gebrechen eines Ortes viele Jahre hindurch genau bekannt geworden sind, wagen sich aus leicht zu erachtenden Ursachen nicht an eine getreue medicinische Ortsbeschreibung, und die sich daran machen, kennen oft weder das wahre Gute, noch das zu verbessernde Mangelhafte, noch das Unverbesserliche so genau, daß eine getreue Schilderung von ihnen gegeben werden könnte, wenn sie auch die Kraft, den Muth und die Erlaubniß dazu hätten; und es geht ihnen dann wie den Reisebeschreibern, die nach ihrer individuellen und temporellen Ansicht loben und tadeln, und bey denen, die mit der wahren Beschaffenheit an Ort und Stelle bekannt sind, nur Lächeln oder Aerger erregen. Eine medicinische Topographie ist so genau mit der polizeylichen Einrichtung eines Orts verbunden, daß es unmöglich ist, eine getreue Darstellung zu geben, ohne sich in viele Polizeygebrechen im Detail einzulassen. Ob dieß aber überall öffentlich erlaubt, und ob es selbst rathsam wäre, ist eine andere Frage. Wir müssen also die Topographien nehmen, wie sie nach Umständen möglich sind. Aus den angeführten Gründen aber hat der Rec. die bisherigen medicinischen Topographien bisher nur wie Biographien angesehen, ohne zu glauben, daß er dadurch den Ort von seiner medicinischen Seite ganz kenne, sondern nur so genau, als der Beschreiber ihn die Leser kennen lernen wollte, konnte und durfte. Und so müssen wir dann auch diese Topographie betrachten. Der Verf. hat sich viele löbliche Mühe gegeben, zusammen zu tragen, was zu seinem Zwecke bereits vorräthig war, und hat in der Vorrede seine Quellen getreu angegeben, und wenn auch im Texte, wie es zu wünschen gewesen wäre, nicht immer die Stellen, welche der Verf. von Andern entlehnte, angezeigt sind, so möchten wir doch nicht sagen, daß er, nach S. 17, "auf einer Excerp-

ten-Strickleiter in fremdes Gebiet eingestiegen sey"; denn ein solches Werk läßt sich ohne Benutzung anderer bereits erschienenen Werke nicht ausführen. Wir möchten vielmehr sagen, daß sich der Verf. gerade dadurch von vielen neuern Büchermachern unterscheidet, die ihre von Andern entlehnten Gedanken und ausgeschriebenen Bücher dadurch als ihr Eigenthum ausgeben wollen, daß sie die verständlichsten Sätze Anderer in der neuphilosophischen, schwer verständlichen und schwülstigen Sprache wiedergekäut von sich geben; er hingegen, wenige einzelne neue Ausdrücke und einige, dem Norddeutschen unverständliche, Provinzial-Ausdrücke, wie z. B. "Schoder" und "Abschoppungen", abgerechnet, einer allgemein verständlichen Schreibart sich befliß. Was man bey dem Werke ungern vermißt, ist eine Uebersicht der abgehandelten Materien und ein Register. Das ganze Werk zerfällt in sechs Abschnitte, wovon der erste von der Lage, Bauart und den Gewässern von Wien handelt. Die Stadt Wien soll wahrscheinlich deßwegen noch nicht mit den Vorstädten auf dem Glacis vereinigt worden seyn, weil man dieses, so wie die Basteyen, als eine Vorrathskammer von frischer Luft für die Stadt ansehen könne. Und die Esplanade habe den Nutzen, daß man die Vorstädte im Schatten, aber nicht ohne dicke Staubwolken, im Sommer erreichen könne. Die Peripherie um alle Vorstädte Wiens ist 13,800 Klafter, oder 3 und eine halbe Deutsche Meile groß. Der Flächeninhalt der Stadt beträgt 412,500 Quadratklafter, der Stadt und ihrer Vorstädte aber, ohne den Prater, 7,680,000 Quadratklafter, oder $10\frac{2}{3}$ Quadratmeilen. Die Stadt hat, ohne die Kirchen, 1376 Gebäude, und die Vorstädte haben gegen 4900. Die meisten Häuser in der

Stadt haben 4 bis 5 Stockwerke. Seit 1799 aber ist es verboten, neue Häuser fünf Stockwerke hoch zu bauen. Für die Infanterie der Aerzte (wahrscheinlich entgegengesetzt den in Kutschen fahrenden, also der Cavallerie), und für alle, welche aus irgend einem Berufsgeschäft die vielen, oft hochstufigen und schneckenartig gewundenen, Treppen steigen müssen, sey dieß äußerst lästig, und das öftere Ausgleiten nachtheilig. Von den Nachtheilen der engen und düstern Zimmer, die nach dem Hofe eines Hauses gehen, und gewöhnlich den Kindern und Domestiken angewiesen seyen, und von den Kinderkrankheiten, die daraus entstehen. Ein Uebel hat jedoch der Verf. übersehen, die heutiges Tages so sehr zunehmende Kurzsichtigkeit der Jugend, die vom düstern Wohn- und Lehrzimmer entsteht. Von dem Nachtheil des hohen Preises der gemietheten Wohnungen, und dem dadurch erzwungenen Zusammenwohnen und Schlafen mehrerer Familien in Einer Stube. In den prächtigsten Gebäuden wohnen, nach Verhältniß, weniger Menschen, als in den Häusern der abgelegensten Seitengäßchen, "und selbst in diesen erhält man, auch in den höheren Stockwerken, nicht leicht ein Zimmer unter 150 Gulden Wiener Courant. Nur in den entfernten Vorstädten fällt ihr Werth um etwa ein Drittel". — Kein neues Haus darf seit 1796 bezogen werden, ehe es durch eine Commission, wobey ein Arzt ist, besichtigt worden, und diese entschieden hat, ob es ohne Nachtheil bewohnbar sey, wodurch viele Krankheiten verhütet werden. Auch muß jeder Bauriß vor Ertheilung des Bau-Consenses der Regierung zur Beurtheilung vorgelegt werden, damit die Zimmer und Höfe eine der Gesundheit der Bewohner gemäße Höhe, Raum und Lage erhalten. Die Stadt Wien

hat 110 Gassen, und 18 Plätze, unter welchen der Hof der größte ist, und nur 2 bis 3 ziemlich unbedeutende Gärten. Die engen, fast immer feuchten und schattigen, Gassen seyen Ursache, daß der rheumatische Genius fast durch das ganze Jahr dominire. Das Pflaster in Wien ist vortrefflich, von Granit und Gneus, eigentlich Sienit, und durch Vertiefungen und begitterte Oeffnungen so eingerichtet, daß durch unterirdische Canäle aller Unrath abfließen, und der dicke Unrath durch Wasserfässer mit ledernen Schläuchen verdünnt, und so schleunig weggeschafft werden kann. Mehr denn hundert Personen beschäftigen sich mit der Straßenreinigung, und arbeiten bey schlechter Witterung auch des Nachts bey Fackelschein. Die Vorstädte sind nicht gepflastert, dadurch wird ein unerträglicher Staub verursacht, der bis in die Stadt selbst dringt, und den Augen und Lungen der Einwohner nachtheilig wird. Uebrigens hält der Verf., wie wir denken, mit Recht den Staub nicht ausschließend für die Ursache der so häufigen Lungenschwindsucht, aber doch für eine wichtige Nebenursache. Gegen den Staub ist das Begießen im Sommer von der Polizey angeordnet. Das Donauwasser, weich und beständig trübe bey Wien, wird zum Trinken und Kochen nie gebraucht. Baden und Schwimmen ist, Unglück zu verhüten, in der freyen Donau auf das strengste verboten, dagegen gibt es mit Pfälen begrenzte Badestellen, Badehütten und bedeckte Korbbäder auf Flößen, deren sich beiderley Geschlecht unentgeltlich bedienen kann. Zu warmen Bädern gibt es mehrere, aber nicht sehr einladende, Anstalten. An einer großen, der Stadt und ihren Einwohnern gemäßen, Anstalt, worin sich Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Annehmlichkeit vereinigte, fehlt es noch. Es wurde aber dazu Vorkehrung ge-

troffen. Der Verf. thut gute Vorschläge zu einer solchen Badeanstalt. Das Bründelbad innerhalb der Linien ist ein mineralisches Bad. Unglücksfälle durch Schiffe und Schiffsleute auf der Donau bey Wien sollen fast unerhört seyn. Ueberschwemmungen aber richten viel Unheil an. Fast jedes Haus in Wien hat seinen eigenen Brunnen, und einigen Vorstädten, welche an Trinkwasser Mangel litten, hat die Freygebigkeit und menschenfreundliche Fürsorge des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen und seiner verstorbenen Gemahlinn, der Erzherzoginn Christine von Oestreich, vor kurzem auf eine edle Weise abgeholfen, indem sie weit entfernte Quellen bey Hütteldorf fassen, und durch eiserne Röhren auf ihre Kosten nach diesen Vorstädten leiten ließen. Das Wasser der Brunnen Wiens, einiger wenigen ausgenommen, ist durchgängig rein, frisch, wiewohl etwas härtlich, doch angenehm von Geschmack. Das Wasser aus dem Schloßgarten zu Schönbrunn, welches dem Hof überall nachgeführt werden solle, unterscheide sich, der Untersuchung nach, durch nichts von dem Brunnenwasser in Wien. Das Wasser sey als Reitz- und Ernährungsmittel für die Menschen wichtiger, als man gewöhnlich glaube. Schon Ingenhouß habe erwiesen, "daß das Wasser die Pflanzen ernähre, und die Erde keinen Antheil habe; ja, durch neuere Erfahrungen bewähre es sich noch mehr, daß die Erde ganz unwesentlich sey, und gar keinen Antheil an dem Ernährungs-Proceß habe, indem der Samen des weißen Senfs auch in gewaschenen Schwefelblumen und in feingeriebenem Bley vollkommen vegetirte, und selbst bis zur Blüthe heranreifte, ohne daß bey der chemischen Analyse sich der geringste Unterschied ge-

zeugt (gezeigt) hätte". Wir wundern uns, wie auch der Verf. durch die paradoxen Behauptungen und triegerischen Versuche angeblicher Naturforscher sich täuschen lassen konnte; und bitten, zu erwägen, daß das Blühen kein Heranreifen ist; sondern das Entstehen einer vollkommenen Frucht und eines keimbaren Samens heißt Reifen. Blühen ja manche Zwiebelgewächse sogar ohne Wasser, wie die Amaryllis, wenn man sie über dem heißen Ofen aufhängt, vermöge des in der Zwiebel schon enthaltenen Nahrungsstoffes, so auch die öhlichten Pflanzensamen bey Wasser. So lebt das Murmelthier des Winters von seinem eigenen Fette. — Nie aber hat man mit bloßem Wasserernähren der sonst in der Erde wachsenden Pflanzen einen reifen und keimbaren Samen erhalten können. Und jeder Oeconom weiß wohl, daß, um einträglichen Rübsamen zu bekommen, er seinen Acker nicht bewässern, sondern gut düngen muß. Lasse man sich daher ja nicht durch die scheinbaren Versuche leichtgläubiger und Paradoxien liebender Naturverfälscher über die wahren Eigenschaften des Wassers beym Ernährungsgeschäft verleiten. — Der Verf. führt nun, zufolge seines Glaubens, daß aus Luft und Wasser, Licht und Wärme, die Eiche und die Ceder (allein?) ihre Nahrung schöpfen, Beyspiele von Menschen an, die 18 bis 50 Jahre bey Enthaltsamkeit von Speise und bey Wassertrinken gelebt haben. Was es mit diesen Beyspielen für eine Bewandtniß habe, wissen wir aus neueren Zeiten, und daß die Naturforscher, welche an die ernährende Kraft des Wassers glauben, zu solchen Untersuchungen nicht taugen. Wir glauben: "Wasser thuts freylich nicht allein". — Zu besserer Beurtheilung der Wiener Trinkwasser hat der Verf. eine chemische Untersuchung von 16

Brunnenwasser mit Reagentien wiederhohlt unternommen, und seine Resultate in einer Tabelle mitgetheilt. — Zweyter Abschnitt. Clima von Wien. Darüber etwas Bestimmtes anzuführen, sey sehr schwer, indem sich der Luftkreis in Wien jeden Tag öfters verändere. Ueber die Bestandtheile und Güte der Luft habe seit Ingenhouß's Versuchen im Jahr 1777 Niemand mehr solche Versuche in Wien angestellt, und man könne es Niemand verdenken, da die Ausbeute so karg und unerheblich sey. — Die eudiometrische Periode scheint längst vorüber zu seyn, nachdem diese Werkzeuge so sehr täuschten, wo man große Aufschlüsse durch sie erwartet hatte. — Die Bauart von Wien und die ungeheure Bevölkerung dieser Stadt begünstige zwar nicht die Gesundheit der Luft, aber die beständigen Luftströmungen vermöge ihrer Lage reinigen die Atmosphäre, ob sie gleich auf der andern Seite an dem dort immer dominirenden rheumatischen Krankheitsgenius Schuld seyen. In einer tabellarischen Uebersicht sind die von Hrn. Prof. Triesnegger beobachteten Winde, Regen, Donnerwetter, Stürme, Schnee ꝛc. angegeben. Am häufigsten herrscht West- und Nordwestwind. Beschreibung der Witterung nach Verschiedenheit der Monathe. Der trüben Tage sind viel, der veränderlichen mehr als ein Drittheil, der heitern etwas mehr als ein Viertheil. Der Frühling dauert in Wien 81, der Sommer 113, der Herbst 71, der Winter 100 Tage. Wiederum eine Tabelle von den Barometer-Veränderungen in 15 Jahren. Der höchste jährliche Barometerstand ist 28'' 11'''; der tiefste 27'' 7'''; der mittlere 28'' 4'''. — (Die Fortsetzung im folgenden Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 10. August 1811.

Wien.

(Fortsetzung der S. 1256 abgebrochenen Anzeige des Versuchs einer medicinischen Topographie von Wien von Hrn. Dr. J. Wertheim.)

Dritter Abschnitt. Bevölkerung. Nie sey von höheren Behörden eine eigentliche Volkszählung Wiens bekannt gemacht worden. Der gelehrte Justi behaupte in den Gött. gel. Anz., und mit ihm der Verfasser der Skizze von Wien, daß man aus den Geburts- und Sterbetabellen keineswegs mit Sicherheit auf die Menge der Bewohner Wiens schließen könne, weil immer so viele junge Leute zu- und abgehen; allein es wäre lächerlich, zu behaupten, daß die Ankommenden jederzeit gerade vor ihrem Sterben wieder abgehen. — Gewiß! und wir wissen, leider, aus öffentlichen und Privatnachrichten, daß es Jahre gab, wo besonders viele junge Aerzte durch Ansteckung im großen Hospital starben, wovon wir aber hier keine Nachrichten antreffen, und die wohl unter diejenigen gehören, deren wir im Eingange gedachten. — Wenn man sage, daß die Sterbelisten deßwegen so voll seyen, weil viele unheilbare Kranke nach Wien reisen, in der Hoffnung, da noch Hülfe zu finden, so könne man auf der anderen Seite sagen, daß Viele auf dem Lande

sterben, die in der Stadt gebohren sehen: dahin gehören besonders die aufs Land geschickten Findlinge, und die Kranken, welche die Aerzte entweder in der Hoffnung der Genesung bey reiner Landluft, oder um ihrer los zu seyn, aufs Land schicken. Man könne, wie bey andern großen Städten, annehmen, daß Einer von 24 . . . 25 sterbe, und nicht, wie Justi ziemlich willkührlich setze, Einer von 60. — Ursachen der großen Sterblichkeit, worunter der Verf. auch das Streben und Ringen nach höheren Rang- und Ehrenstufen, und die damit verbundenen häufigen Gemüthsaffecten zählt. — Sterbetabelle nach Berechnung von 18 Jahren; wie viel in jedem Monath sterben. Daraus ergibt sich, daß auch in Wien, so wie an den meisten Orten, in den Monathen März und April die meisten Todesfälle vorkommen. Den Kindern aber ist der August sehr gefährlich. Die Zahl der jährlich in Wien Sterbenden ist im Durchschnitt 15,056. Formey habe gar keinen Grund für sich, wenn er in Wien unter 19 Personen Eine sterben lasse. Mehr als die Hälfte der Menschen stirbt auch hier in den Kinderjahren; und in den Sommermonathen werden fast um 1000 mehr begraben, als im Winter, obgleich im Winter mehr Menschen krank sind, als im Sommer. Unter den jährlich gebornen und getauften 11,317 Kindern, wozu noch 430 todtgeborne zu rechnen sind, werden mehr Knaben als Mädchen geboren, unter 1000 61 mehr; aber gleich in den ersten Jahren verändert sich das Verhältniß, indem 1089 . . . 1090 Knaben gegen 1000 Mädchen weggerafft werden, so daß zur Zeit der Reife ein Ueberschuß an Mädchen vorhanden ist. Der Verf. berührt zwar die Frage, warum die Natur das Entstehen der Knaben so sehr begünstige, und aus welchen Quellen in den ersten Lebensjahren die größere Sterblichkeit der Knaben herzuleiten sey? Aber gibt davon auch nicht Einen Grund an; hingegen die Ursachen, war-

um so wenig Ehen, so daß nur unter 145 . . . 146 Personen Ein Ehebündniß Statt habe, und warum auf eine Ehe nicht einmahl drey Geburten zu rechnen seyen. Auf 1000 Geburten kommen nicht mehr als 36 . . . 37 todtgeborne Kinder; und unter 1000 Todten finden sich nur 38 . . . 39 todtgeborne. Dieß Verhältniß sey noch etwas besser, als das gewöhnliche.— Dieß hat aber in katholischen Ländern einen Grund, den der Verf. vielleicht nicht kennt, und deßwegen auch nicht berührt. Da nähmlich alle, welche die Nothtaufe noch erhalten, zu den lebend gebornen gezählt werden, so ist die Zahl der lebend gebornen größer, als in protestantischen Ländern, wo man todtschwach geborne und bald nachher sterbende Kinder unter die todtgebornen zählt, indem man mit der Taufe nicht eilt, und die Unbemittelten ein solches Kind lieber zu den todtgebornen als lebendig gebornen zählen, damit sie die mit den lebend gebornen verbundene höhere Begräbnißtaxe nicht bezahlen dürfen. — Da man in Wien nur auf 31 . . . 32 Lebende eine Geburt rechnen dürfe, so folge aus den jährlichen Geburtsregistern, daß man die Volksmenge nach einer runden Zahl zu 3,60000 Menschen annehmen könne; von denen ungefähr 57 in Einem Hause wohnen. — Um das Lebendigbegraben zu verhüten, heimliche Ermordung zu entdecken, und Ansteckung von Verstorbenen zu verhüten, muß jeden Todten die Todtenschau (eine Commission, die aus einem Arzt und Wundarzt besteht) besichtigen, und bestimmen, ob der Leichnam bis zur Begräbniß in eine der offenen Leichenkammern auf den Kirchhöfen zu bringen, und was mit dem Bette und den Kleidungsstücken des Verstorbenen zu thun sey. Die Leichenkammern sind mit Oefen versehen, die Särge stehen darin mit offenem Deckel, und die Leichen mit unbedecktem Gesichte, und ungebundenen Händen und Füßen. Neben an wohnt der Todtengräber. Überdieß führt noch über

jede Leichenkammer ein besondrer zuverlässiger Mann die Aufsicht, und die Anverwandten können um den Leichnam verweilen, und Wiederbelebungsversuche anstellen. Außergerichtliche Leichenöffnungen dürfen nicht vor 24, und nicht nach 48 Stunden, und nie ohne Einwilligung der Verwandten, geschehen, und sie müssen in Gegenwart des Arztes, der den Verstorbenen in der letzten Krankheit behandelte, von Sachverständigen gemacht, und auf dem Sterbezeugniß die Stunde der Section angemerkt werden. Alle Leichname, mit Ausnahme der kaiserlichen Familie, werden außer den Kirchen und außerhalb der Stadt beygesetzt. Kein Denkmahl darf, wie billig, auf das Grab selbst, sondern nur längs den Ringmauern der Gottesäcker, errichtet werden. Denn wo sollen am Ende die übrigen Leichen Platz finden, wenn, wie auf einigen Kirchhöfen, ein einziges Cadaver keinen Platz, nach der Aufschrift des Leichensteins, vermöge der Bezahlung hundert Jahre einnimmt? — In Wien zählt man 10,000 Pferde, und an 30,000 Hunde. Die Pferde nehmen viel Raum in den Wohnungen für Menschen hinweg; aber die Hunde schaden auf sehr viele Weise sowohl der Moralität, als der Gesundheit und dem Leben der Menschen; und es ist zu verwundern, daß man nicht, nach Formey's Vorschlag, ihrer abscheulichen Vermehrung durch Castration mehr Einhalt zu thun sucht, und aller Orten das unnütze Hundehalten besteuert. Fast kein Jahr vergeht, wo man nicht von Unglücksfällen hört, welche wüthende Hunde angerichtet haben; und man will behaupten, daß dieß meist Hunde seyen, die sorgfältig verpflegt und immer zu Hause gehalten werden. — Vierter Abschnitt. Physische und moralische Bildung, Speisen und Getränke. Der Wiener ist von mittler Statur, blondem Haar, spitzigem, etwas länglicht hervorragendem, Kinn,

und nicht von der stärksten Constitution. Krüppel, und besonders Bucklichte, sind nicht selten. Schlechte, feuchte Wohnung und schwer verdauliche Speisen, als Ursachen der Rachitis, seyen daran Schuld. Schöne und wohlgewachsene Frauenzimmer mit feiner Haut und blauen Augen seyen nicht selten, aber welken so bald, daß ein wahrhaft schönes Frauenzimmer über 30 Jahre unter die seltenen Erscheinungen gehöre. Die physische Erziehung sey höchst mangelhaft. "Durch überflüssige Arzneyen zur Wegschaffung des Kindespechs werde die Entwickelung der Sensibilität und die regressive Metamorphose der Reproductions-Organe nur allzu sehr beschleunigt". Dieß klingt sehr tiefgedacht: aber zu was in einem Buche, das nicht für den Arzt allein geschrieben ist, eine solche naturphilosophische Tirade, statt: Laxirmittel für neugeborne Kinder sind meist überflüssig, und zuweilen schädlich? — Die Tugend des Selbststillens der Kinder werde häufig geübt. — Wir erinnern uns, daß ein berühmter Reisebeschreiber, Küttner, die Bemerkung machte, daß in den von Winden beherrschten Städten, wie Troja, Wien und Hamburg, die vollbusigen Frauenzimmer sehr häufig seyen, und meinte, es müsse eine gewisse, noch nicht untersuchte, Verbindung zwischen vollen Busen und einer stürmischen Himmelsgegend seyn, wie bey Homer zwischen dem Ἴλιον ἠνεμόεσσαν und den tiefbusigen (βαθυκόλποις) Weibern. — Für diejenigen aber, welche nicht selbst stillen können, hat der Staat durch eine eigene Ammenanstalt gesorgt. Viele Säuglinge werden auch ohne Frauenmilch aufgezogen. In Rücksicht der Geistes-Cultur sey der gemeine Wiener keinesweges so weit zurück, als man ihm gewöhnlich andichte; und reiche und vornehme Eltern übertreiben meist die Cultur ihrer Kinder. Durch

diese Treibhauserziehung werden sie zwar allerdings früh klügelnd und vernünftelnd, und passiren sogar, wenigstens auf einige Zeit, in den Augen des großen Haufens als wirklich klug und vernünftig: aber in der Folge leisten sie doch nie das, was sie durch eine minder übereilte Pflege hätten leisten können. — Junge Leute geringerer Stände, die oft in den Kinderjahren wenig lernen, aber eine desto kernigere und dauerhaftere Organisation bekommen, werden in der Folge um so ausdauernder in ihrem Fleiße, und eilen bald mit Riesenschritten vorwärts. — Echte Gelehrte gehen auch hier, wie überall, mehr aus dem Bürger- und Mittelstande, als aus dem hohen Adel, hervor. — Das schöne Geschlecht möge es dem Verfasser verzeihen, daß er über dasselbe kein so günstiges Urtheil im Allgemeinen fälle. So ungeheuer das Heer von Gecken sey, so sey doch das der Coquetten noch bey weitem größer. — Doch auch dem Verdienste seine Krone! Die Zahl würdiger Frauen und Mädchen aus allen Ständen, die mit den vorzüglichsten Talenten und Kenntnissen den sittlichsten Lebenswandel verbinden, sey auch groß. — Der Wiener sey gerade und offenherzig, oft etwas derb und vorlaut, gegen Fremde dienstfertig, gegen Ausländer freundlich und gastfrey, obgleich ihn der oft nachher erfolgte Undank klüger machen sollte. Es wird auf des sel. Nicolai Reise durch Deutschland verwiesen (was sich alle Reisende, welche den Mund wischen und Reisebeschreibungen machen, merken mögen!). — Ueberdieß ist der Wiener wohlthätig und milde, neugierig und wißbegierig, ruhig und friedliebend, aber unbändig, wenn man ihn zum Zorne reizt. Er liebt seinen Fürsten und sein Vaterland, besitzt aber, zu seinem Nachtheil, wenig oder gar keinen National-

stolz. — Unter den Lastern und Verbrechen macht der Verfasser die seltene Bemerkung: "Kindermord werde seit langer Zeit nicht mehr begangen, aber die Anstalten dagegen seyen auch vortrefflich". Bey aller Arbeitsamkeit des Wieners setzt ihn sein großer Hang zum Wohlleben und zum Leben über seinen Stand oft in Noth, und führt ihn zu allerhand moralischen Verirrungen. Ueber die Schädlichkeit der allzu leichten Kleidung des Frauenzimmers und den seit einiger Zeit wieder um sich greifenden Gebrauch der Schnürleibchen viel Wahres. Die Kleidung der Kinder sey zweckmäßiger. Merkwürdig und rühmlich ist es, daß in ganz Wien kein von der Obrigkeit geduldetes Bordell besteht. "Bey uns", schreibt der Verfasser, "bestehen dergleichen schändliche Häuser, die der Moralität öffentlich Hohn sprechen, und die unerfahrne Jugend in Gefahr setzen, Dank sey es der väterlichen Fürsorge unserer Regierung! nicht". Von den Ergötzungsgelegenheiten erlaubter Art in und um Wien. Die Wiener Frauenzimmer halten das Spazierengehen, aus übertriebener Verzärtelung, nicht lange aus, und belieben dann auf den Promenaden, sich "spazieren zu setzen". Kutschen sind in Wien gegen 5000. Zerbrochene Fensterscheiben der Miethkutschen setzen oft die darin fahrenden kranken Personen nachtheiligen Luftzügen aus. Die Auftragung eines starken Kaffees, welcher siedend heiß hineingeschlürft werde, sey eine unerläßliche Bedingung jeder rechtlichen, wohlconditionirten Assemblee. Wie viel Gewalt dem Gaumen der Wiener Damen durch das Kaffeeverbot nun angethan ist, läßt sich leicht erachten. Schädlichkeit des langen Sitzens in diesen Assembleen, in vollen Schauspielhäusern, bey langem Nachtessen, und der darauf folgenden Erkältungen; der heftigen und lange dauernden Tänze,

besonders des in Wien so beliebten Walzers, welcher, troz der wiederhohlten Verbote, auf das schnelleste getanzt wird. — Von dem Kaffee sagt der Verf. noch, fast Niemand könne oder wolle ihn entbehren, und selbst das gemeinste Weib trinke ihn täglich ein bis zwey Mahl, freylich manchmahl ein blosses Gersten-Decoct mit Syrup. Der Eichorienkaffee werde dem echten am meisten substituirt. Der Kaffee, in seinem Missbrauch schädlich, müsse es doch nicht immer seyn. Voltaire sey ein Argumentum ad hominem, da er, troz des häufigsten Kaffeegenusses, doch ein so hohes Alter erreichte. Ob durch seinen öftern Gebrauch der Gries und die Blasensteine sich wirklich vermindert haben, wozu ihn schon Trallianus L. IX. anwendete, wagt der Verf. nicht zu bestimmen. — Aber A. Trallian, der im 6. Jahrhundert schrieb, kannte den erst seit dem 15. Jahrhund. bekannten Kaffee noch nicht. — Thee werde wenig getrunken. Milch, die aus irrigen Begriffen von ihrer Güte beym Verkauf gequirlt oder zum Schäumen, vulgo Sprudeln, gebracht wurde, darf bey Strafe des Verlusts der Erlaubniß, Milch zu verkaufen, nicht gequirlt werden. Darauf brachten die Milchverkäufer schon von Haus ganze Eymer voll eines künstlichen Schaums mit; aber auch auf dieses hält die Polizey strenge Aufsicht, und alle verfälschte Milch wird sogleich weggeschüttet, und der Verkäufer bestraft. Ueber Nutzen und Schaden des Tobaks. Das Schnupfen ist in Wien üblicher, als das Rauchen; und wenn das Schnupfen des Tobaks wie die vom Hippocrates empfohlne Nießwurz wirkte, so müßten viele Wiener, ihres vielen Schnupfens wegen, schon höchst weise und witzig seyn; allein der Verf. meint, sie müssen doch noch nicht genug geschnupft haben. Von dem Bier, als dem wahren flüssigen Brote. Das bittere Regensburger Bier wirke manchmahl, als ob Opium dar-

ken wolle. Es sey falsch, daß der Hopfen im Biere zur Erzeugung der Blasensteine beytrage, auch nicht die erdigen Theile im Biere. Wein werde vom andern Geschlecht wenig, von Männern desto mehr getrunken. Der Wein sey, wie Haller sage, ein Medicament und kein Getränke, und wer immer medicinire, trete seine Gesundheit gewaltsam mit Füßen. Das Nähmliche könnte man aber auch vom Biere sagen, und doch trinken Viele bis ins Greisenalter immer Bier, und kein Wasser. Geschwefelte Weine seyen schädlich, und da die weißen Weine immer geschwefelt seyen, und meistens etwas mehr, als rechtlich sey, so sollten geübte Trinker nie weiße Weine zu ihrem so genannten Tischwein erwählen. — Dieß ist, die Wahrheit zu sagen, ein bißchen übertrieben, und der Verf. sagt selbst, daß der rothe Wein in Wien sehr oft schädlichen Verfälschungen durch Farbehölzer und allerley Pflanzen unterliege, und mit Branntwein vermischt werde, von welchem die Weinhändler vorgeben, er sey diesen Weinen eben so unentbehrlich, als der Schwefel den weißen. — In Wien behauptet man, daß man aus dem schlechtesten sauren Weine mit braunem Mehlzucker einen künstlichen Rheinwein verfertigen könne. — Aber gerade der Rheinwein ist derjenige, den man wegen seines eigenthümlichen Aroma gar nicht nachmachen kann; Nicht der Geschmack, der Geruch erkennt den echten Rheinwein. — Der an sich schon säuerliche Oestreicher Wein, oft vor der Zeit der Reife gekeltert, sey die Quelle der häufigen Magenbeschwerden, Dyspepsien und zum Theil der gichtischen Zufälle. — Den Vorwurf der Unmäßigkeit im Essen mache man den Wienern allerdings einiger Maßen mit Recht. Indessen sey diese Eßlust doch lange nicht so ungeheuer und fabelhaft, als Hr. Nicolai dem Auslande glauben machen möchte; die große Consumtion der Lebensmittel gründe sich zum Theil auf die raffinirte

Kunst der Köche, die aus vielen Materialien eine kleine Schüssel von vielem Nahrhaften zu concentriren wissen. Solche reitzende Leckerbissen machen denn freylich, daß, wie der Verf. sich ausdrückt, die (schon beym Anblick) ganz im Wasser schwimmenden Geschmackwärzchen ihre Köpfchen aus der Zunge hervorstrecken, um etwas mehr, als recht ist, zu sich zu nehmen. Die Nachwehen von solchen Schlemmereyen bestätigen oft in natura das Sprichwort: Daß man den Verstand nicht nur versaufen, sondern auch veressen könne. Von der Sorgfalt der Polizey für die Speise-, Koch- und Trinkgeschirre; über die Gesundheit der Lebensmittel. Die Kräuterhändler müssen, ehe ihnen die Gewerbsgerechtigkeit ertheilt wird, sich erst bey der medic. Facultät einer Prüfung aus der Wurzel- und Kräuterkunde unterwerfen, und die Marktrichter müssen unausbleiblich den Vorlesungen des Prof. v. Jacquin über die Giftpflanzen von Anfang bis zu Ende beywohnen. — Tollkirschen und Wasserschierlingpflanzen überall gänzlich auszurotten, ist gesetzlich verordnet. Weise Verordnungen wegen Verkauf der Gifte, unter andern das überall einzuführen würdige Gesetz, daß zu Vertilgung der Fliegen, Ratzen und Mäuse die gewöhnlichen arsenicalischen Gifte gänzlich zu verweigern, und dafür auf andere, den Menschen unschädliche, Mittel zu verweisen sey. Kluge Aufsicht über Mehl u. Brot. — Fünfter Abschn. Krankheiten. Die Behauptung einiger Schriftsteller, daß Wien ausgezeichnet ungesund sey, sey völlig ungegründet. Selten herrschen endemische Krankheiten, wenn man nicht catarrhalische, rheumatische und gichtische Beschwerden dahin rechnen wolle. Diese Krankheiten sind manchmahl sehr acut, hartnäckig, und erscheinen in allerley Formen, besonders in den Wintermonathen. Anzeige der Krankheiten, wie sie in verschiedenen Monathen vorkommen. Seit mehreren Jahren, da die Erregungstheorie an die Tagesordnung

kam, hörte man beynahe von keiner andern Fieber-gattung mehr sprechen, als vom Nervenfieber, die Fieber mochten catarrhalischer, rheumatischer, schleimigen, gallichter oder faulichter Natur seyn. Selbst die in-flammator. Krankheiten wurden darüber verkannt. — Der eigentliche Typhus wird fast beständig sporadisch angetroffen. Im J. 1799 überfiel er oft Wöchnerinnen unter der Form eines Kindbettfiebers, u. zwar sehr oft mit tödtl. Erfolge. Nach der Meinung eines damahls dort befindl. Primar-Arztes soll der Scharlach, wie fast immer, dabey zum Grunde gelegen haben. Nach dem Abzug der Franzosen im J. 1805 u. 6 herrschte der Ty-phus mit einer solchen Wuth, daß oft statt 20 ... 25, manchmahl 60... 80 Menschen in Einem Tage starben; wiederum herrschte er im J. 1809 u. 10, aber nicht in so hohem Grade. Wechselfieber kommen zu allen Zeiten sporadisch und häufig, am häufigsten in Herbst- u. Früh-lingsmonathen, vor, u. weichen gewöhnlich der China-rinde. Häufig seyen auch Entzündungen u. die häutige Bräune bey Kindern. Calomel, Blutigel und Blasen-pflaster seyen bisher in letzterer Krankheit am nützlich-sten gewesen. Vielerley Ursachen der häufigen Lungen-entzündung u. Lungensucht. Für ansteckend werde die Lungensucht in Wien nicht gehalten, ob sie gleich nicht selten ganze Familien befalle. In ihrer Behandlung seyen die Wiener Heilkünstler, so wie aller Orten, sehr unglücklich. Der Grund aber liege hauptsächlich in der eignen Vernachlässigung des ersten Stadiums der Pa-tienten, welche den leichten Catarrh u. übrigen Zufälle für zu geringfügig ansehen, um ärztlichen Beystand zu fordern. Die Lieblingsmittel der Wiener Aerzte in die-ser Krankheit seyen Isländisches Moos, Wasserfenchel, rother Fingerhuth, Peruv. Rinde und Mineralwasser. Die Verwechselung von Lungensucht und Auszehrung (Phthisis pulmonalis et tabes) verursache die außer-ordentl. Unzuverlässigkeit der Todtenprotocolle, wo-durch der Wahn entstanden sey, als stürbe der 4. oder 5.

Theil der Wiener Einwohner an der Lungensucht, da doch gewöhnlich unter 1000 Verstorbenen nur 110 bis 111 Personen an der Lungensucht, an Lungensucht und Abzehrung zusammen aber 200 ... 250 Gestorbene sich befinden. Das Kindbettfieber, welches in einem schweren Typhus mit Entzündung des Bauchfells, des Netzes, des Gekröses u. der Eyerstöcke bestehe, sey ziemlich selten, und manche Aerzte kennen es nur dem Nahmen nach, verwechseln es aber mit dem Milchfieber, daher man oft von geheilten Kindbettfiebern höre; da im Gegentheil im J. 1799, wo dieß Fieber wirklich herrschte, ein sehr wackerer Arzt sich rühmen zu können glaubte, daß er unter 22 solcher Patientinnen zwey gerettet habe. — Häufigkeit des weissen Flusses, dessen Grund oft in der jetzt übereilten Erziehungsweise zu suchen sey. Nicht immer aber sey solcher ein Verräther begangener Ausschweifung, sondern er beweise oft gerade das Gegentheil, u. befalle die unschuldigsten Subjecte. Er sey übrigens nicht so unbedeutend, als Viele wähnen. — Der Tripper, in Wien "Röhrlgeschwür" genannt, sey erstaunlich häufig, wie in allen großen Städten. Die Cephalagra, die sonst nur dem schönen Geschlechte anzugehören schien, befalle jetzt, nebst ihren Abarten, beide Geschlechter weit öfter, als das Podagra, vermuthlich weil in den heutigen Wienern, wegen Mangel an hoch genug gediehener Kraft und Energie, diese Krankheit nur seltener zu ihrem Ausbruch gelangen könne. Kinderblattern herrschten zuweilen so mörderisch, daß im J. 1800 unter 18,452 Verstorbenen sich 3296 befanden, die an den Blattern verstorben waren, ungeachtet der schon bestandenen Anstalten für die Inoculation. Große Wohlthätigkeit der Schutzpockenimpfung, und Geschichte ihrer Einführung in Wien seit dem J. 1799. Im J. 1803 waren unter 14,385 Verstorbenen nur 37 Pockenkranke. Bis jetzt gelang es aber noch nicht, die Pocken daselbst gänzlich auszurotten. Beantwortung verschiedener Einwürfe gegen die

Kuhpockenimpfung. Von Masern, Scharlach, Scharlachfriesel und den nicht seltenen gastrischen Krankheiten. — Bleykolik sah der V. fast jederzeit auf steigende Gaben von Moschus und Opium sich bald bessern. — Der Steinschnitt geschehe seit Pajola's Anwesenheit, und der durch ihn erlernten verbesserten Methode, von den Wiener Wundärzten häufig u. überaus glücklich. — Bey venerischen Krankheiten werden Calomel, Quecksilbersalbe, auch Sublimat, Guajak u. Sarsaparill nur selten, und die von Ad. Smith empfohlne Salpetersäure, so wie die von dem Primar-Wundarzt v. Zellenberg gerühmte Salzsäure fast nie, angewendet. — Der Vf. glaubt weder an die venerische Ansteckung der Frucht im Mutterleibe, noch an das Entstehen der Pocken bey einer Frucht, wovon man doch unbezweifelte Beyspiele aufgezeichnet hat. Tabellarische Uebersicht der Gestorbenen rücksichtlich ihrer Krankheiten, nach einer Berechnung von 10 Jahren. Der V. setzt wegen Unzuverlässigkeit des wahren Nahmens der Krankheit, an der ein Mensch starb, keinen sonderlichen Werth darauf. — Sechster u. letzter Abschn. Medicinal- u. Armenwesen. Beides in Wien in einem vorzüglichen Zustande. Erzählung der Anstalten für die Bildung der Aerzte u. Wundärzte seit Errichtung der Universität im J. 1365. Ein Candidat der Medicin, der Licentiat werden wollte, mußte damahls am Leibe nicht verschändet (folglich im Gesichte nicht von Duellwunden vernarbt) und wenigstens 26 Jahr alt seyn, u. wenn er Doctor werden wollte, mußte er wenigstens einen Doctor der med. Facultät kleiden, u. dazu 14 Ellen gutes Tuch anschaffen, auch dem Pedell ein anständiges Kleid, und am Doctorfeste selbst jedem Doctor seiner Facultät ein Biret und ein Paar gewirkte Handschuhe geben, den Baccalaureen u. Licentiaten aber nur gemeine Handschuhe. — Unter allen Oestr. Regenten nahm die Kaiserinn Maria Theresia die med. Facultät am meisten in Schutz. Sie trug die oberste Direction dem berühmten van Swieten auf.

Gegenwärtig bekleidet diese Würde der kais. Leibarzt v. Stift. Erzählung seiner verschiedenen Functionen, so wie des Vicedirectors u. Vicepräses, und der vorgeschriebenen sehr logischen Ordnung der philosophischen u. medic. Studien. Es ist den Studirenden nicht überlassen, das Hinterste zuvorderst anzufangen, und über die Vorbereitungsstudien weg zu den practischen zu eilen, und so an der galloppirenden Medicin, wie etwa an d. galloppirenden Schwindsucht, zu laboriren. Strenge Prüfung zu Erlangung des Doctorats. — Von den Systemen der Wiener Aerzte; wenige sind noch aus v. Swieten's Schule, mehrere aus Stoll's u. Frank's, übrig; manche jetzt vom Brownianismus zur Naturphilosophie übergegangen, viele Eklektiker. Der Arzt ist in Wien in Ansehen; Gelehrsamkeit fordert der Wiener im Durchschnitt nicht von ihm, aber Welt-, Sprach- u. a. zum Umgange nöthige Kenntnisse, daß er ein Mann von Bildung, von leutseligem u. treuherzigem Betragen, sey, und nimmt dann schnell seine Zuflucht zu ärztlicher Hülfe. Daher erreicht schon mancher mittelmäßige Kopf im schnellesten Adlerflug das erwünschte Ziel, welches der kenntnißvollere mühsam erklimmen muß. Pfuscher gibt es auch in Wien, wie überall, trotz aller dagegen bestehenden Verordnungen, weil sich solche elende Menschen die Protection der Großen zu erschleichen wissen. Eine eigentliche Taxe, als Norm der ärztl. Bezahlung, existirt nicht, doch rechnet man im Durchschnitt auf jede Visite 1 ... 2 Gulden. Indessen gibt es auch in Wien Leute, welche unter dem Vorwande der theuern Zeiten von ihrer Bezahlung abbrechen, obgleich dieser Umstand den Arzt eben so hart drückt, als jeden Andern. Die Zahl der Aerzte erstreckt sich auf 250; die meisten leben in der besten Eintracht unter sich, und die Veteranen unterstützen zuweilen ihre jüngern Gefährten auf das wesentlichste. Dieses freundschaftl. Verhältniß beurkundet sich durch einen schon geraume Zeit bestehenden wissenschaftl. Verein, dessen Theilneh-

mer eine Art von Lesezirkel bilden, und sich jede Woche einmahl zu einer wissenschaftl. Conversation vereinigen, wo Abhandlungen, Auszüge, Bemerkungen rc. vorgelesen werden, und man sich über den Genius der herrschenden Krankheiten bespricht, u. die besten Mittel u. Heilmethoden dagegen berathschlagt werden rc. Eine Anstalt, die überall Nachahmung verdiente. Die Zahl der Wundärzte übersteigt noch die der Aerzte. Bey der gebildeteren Classe ist Medicin und Chirurgie nur in der Ausübung, nicht aber als Wissenschaft, getrennt. Die Art der Studien u. des Lehrunterrichts von beiden Classen, zu welcher letztern die gezählt werden, die Officinen oder Barbierstuben halten. Von den Hebammen u. Geburtshelfern, ihrem Unterricht und Examen. Erstere dürfen keine Instrumente anwenden, auch keine innern Arzneyen verordnen. Hebammen werden noch ungleich öfter gebraucht, als Geburtshelfer. Wenn die Ursache in der Schamhaftigkeit liege, sagt der Vf., so sey sie hier doch wahrlich ganz und gar nicht am rechten Orte. Die Apotheker machen ein eigenes Gremium aus, an dessen Spitze zwey, alle 3 Jahre wechselnde, Vorsteher sich befinden. In der Stadt sind 18, in den Vorstädten 20 Apotheken. Eine eigne Commission wacht über den guten Zustand der Apotheken. Das Selbstdispensiren der Aerzte ist ohne Einschränkung, und mit Recht auf immer, verboten. Die oberste Leitung des Sanitätswesens von Wien ruht in den Händen der Landesregierung, u. die in dieses Fach einschlagenden Referate hat ein Arzt zu besorgen. Von 2 Stadtärzten besorgt Einer die gerichtl. Arzneywissenschaft, der andre die medic. Polizey der Stadt, welcher letztere Sanitätsmagister heißt; ihre verschiedenen Functionen, so wie des Infections- oder Sanitäts-Oberchirurgen. — Von den Armenanstalten u. ihrer großen Verbesserung seit dem J. 1801, u. dem Zwangs-, Arbeits- und Besserungshaus, der Correctionsanstalt für junge Leute; von den vielen löbl. Pensionsanstal-

ten als Privatinstituten, z. B. für die Witwen der Aerzte, der bürgerl. Wundärzte, der Mitglieder der juridischen Facultät, der Tonkünstlergesellschaft, der Kaufleute, der bildenden Künstler, der Hausofficiere, der Lehrer in den Trivialschulen, der herrschaftl. Wirthschaftsbeamten, der Trompeter u. Paucker, der Livreediener. Vom Waisenhaus: im Hause selbst können nur 330 Versorgung u. Unterricht erhalten, die meisten ausser dem Hause, in allem 1500. Taubstummeninstitut, vom Kaiser Joseph II. 1784 gestiftet: 45 taubstumme Kinder erhalten auf öffentl. Kosten Pflege u. Unterricht. Institut für Blinde: diese vom Armenbezirksdirector Klein 1804 angefangene Privatanstalt ist seit 1808 zu einem öffentl. Institut erhoben. Gegenwärtig befinden sich 10 Zöglinge daselbst, es können aber 20 aufgenommen werden. — Siechenhäuser, wie das Spital zu St. Marx, der lange Keller, das Beckenhäusel, der blaue Herrgott, oder das Versorgungshaus am Alsterbach, mit den unweit Wien befindl. Anstalten zu Ibs und Mauerbach. Grundspitäler zu Mariahülf, im alten Lerchenfelde, zu Gumpendorf u. im Lichtenthal. Bezirksanstalt für arme Kranke in ihren Wohnungen. Institut für arme kranke Kinder. Rettungsanstalt für plötzlich Verunglückte u. Todtscheinende. Hauptspital, von Joseph II. errichtet, das aus d. allgemeinen, 2000 Bette fassenden, Krankenhaus, dem Gebärhaus u. dem Irrenhause besteht, zu welchem eigentlich auch das entferntere Lazareth gehört. Das Findelhaus, mit dem Civilspital enge verbunden, und die wiederum mit diesem verbundene Vaccinations- u. Ammenanstalt. Die Handlungs-Confraternität zur Krankenhülfe und das Versorgungspensionat. Die medic. u. chirurg. Clinik. Das Spital d. barmherzigen Brüder, der Elisabethiner Nonnen, der Israeliten, der Arrestanten; das Militärspital, u. endlich die medic. chirurg. Josephsacademie. Von allen diesen eine ziemlich umständliche Nachricht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. u. 129. St.

Den 12. August 1811.

Leipzig und Darmstadt.

Bey Heyer und Leske: Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. In Vorträgen und Entwürfen von *Friedrich Creuzer*, Hofrath und Professor der alten Literatur zu Heidelberg, des philologischen Seminars daselbst Director. *Zweiter* Band. 1811. Octav 495 S. Mit Kupfertafeln VIII . . . XII. (Vom ersten Bande s. oben St. 5. 6. 7.)

Ein großes Vergnügen war es für den Recensenten, so viele bisher zerstreute Ansichten der neuern Zeit zu einem Ganzen verarbeitet und mit einem schönen Kunstsinn zusammengestellt zu sehen, mitten darunter aber, auf so manchen neuen Blick, glückliche Verbindung manches Unähnlichgeschienenen, Hinleitung auf fernere Aussichten, zu treffen. Da ehemahls immer nur von Aegypten aus, als einer einzigen Quelle, geleitet ward, was wir bey den Griechen Fremdes finden; da ferner Phrygien fast ganz vergessen war; noch mehr die Ableitung desselben aus dem höhern Asien: so werden wir hier an einer wohlthätigen Hand geleitet, aus dem

Mittelasien in Vorderasien, und so den alten Pelasgern und Hellenen, dann auch den alten Etruskischen und Römischen Religionsbegriffen und Gebräuchen, zugeführt. Zu einem Auszug ist das Werk nicht geeignet, es muß durchstudirt und mit dem vorausgegangenen ersten Theil verbunden werden. Noch weniger kann auf genaue Prüfung des Einzelnen unsere Anzeige gerichtet seyn. Lieber suchen wir die helle Seite darzustellen, und das Vergnügen Andern mitzutheilen, das uns gewährt ward, auch oft da, wo wir vorhin Verdunkelung gefühlt oder besorgt hatten. Nur dabey beharren wir: daß die Symbolik kein glückliches Mittel für Feststellung metaphysischer Begriffe und Sätze je abgeben kann, und daß Symbolik als eine Geburt der Schwäche des menschlichen Verstandes zu betrachten ist, und als die Quelle von tausend Verirrungen desselben, in den mannigfaltigen monströsen Vorstellungsarten von der Gottheit und von übersinnlichen Dingen, in den seltsamsten Religionsgebräuchen, welche nach und nach (man denke nur an den Phallus, und in Indien an den Lingam) in die wildesten Orgien und in die größte Ueppigkeit ausarten mußten, je mehr sich in der Folge der eigentliche Sinn der Symbole von Natur und Naturdienst verloren hatte; folglich konnte es auch nicht anders erfolgen, als daß der Gottesdienst in der alten Welt überall Bilderdienst und Götzendienst war, und seyn mußte; daß also jeder neuen Einmischung von Symbolik, wegen der Folgen, mit Ernst begegnet werden muß. Symbole vergnügen die Phantasie, aber sie können, als Irrwische, den richtigen Menschenverstand irre führen. Eben hierin finden wir die Scheidewand der Kenntnisse der alten und der spätern Welt, daß in jener alles von Bild und Bildwerk ausging,

und hingegen in dieser, vermittelst erfundener eigenthümlicher Worte und Sprache, abstracte Begriffe bestimmt ausgedrückt werden können. Wohin dieser Gang des menschlichen Verstandes wiederum führen kann und wird, ist ein neues Problem.

Also bloß eine oberflächliche Ansicht von diesem so vielumfassenden Werke wollen und können wir geben, allenfalls hier und da einen hervorstechenden Gegenstand oder Umstand besonders ausheben und bemerklich machen: wie könnten wir auch ohne die erforderliche Vorbereitung und Einleitung unsere Leser in Gegenstände hineinziehen, die von seltenen Studien ausgehen, denen nur Wenige sich widmen können? — Voraus gehet in diesem Bande die Phönicische und Chaldäische Kosmogonie, und dann der ganze Babylonische, Persische, Syrische, Phrygische, Bilderdienst, wunderbar in einander gemischt, selbst mit Aegyptischen Begriffen, in demjenigen, was davon auf die Griechen übergegangen ist. Dieß macht zusammen den Inhalt des vierten Kapitels (vergl. Gött. gel. Anz. oben 7. St. 69., 70. S.). Fast alles läßt sich zurückführen auf die Natur, erzeugende und empfangende, gesondert oder vereinigt, mit Einfluß von Sonne und Mond; eine Menge verschiedener Vorstellungsarten eines und eben desselben Begriffs vom Erzeugen und Gebären. Besonders bewundern wir hier die scharfsinnige Combination des Syrischen Fischdienstes, aus dem ältesten Princip der Entstehung der Dinge aus dem feuchten Elemente; ferner, des Symbols der Taube wegen ihres häufigen Brütens: denn so viel läßt sich sicher annehmen, die erste Bedeutung des Symbols war höchst einfach; Nur erst die Folgezeit hat die vielfache Bedeutung durch eine üppige Phantasie erzeugt.

findet Hr. Cr. doch am Ende (S. 78) die Taube und den gleichen Sinn im Indischen Schiwa — aber der Phallus führte nothwendig zur Unsittlichkeit, und darin am weitesten. — Ausführlich vom Adonis, Symbol des Sonnenlaufs, und verwandter Begriffe, S. 86 f. Aber S. 107 f. überraschte uns der Verf. mit einem mächtigen, weitumfassenden Blick: die Diana zu Ephesus, als der Uebergang von den Vorstellungen Asiens zu den Hellenischen; auch sie ist die Natur, und so vereiniget sich in sie Vieles aus den verschiedenen mystischen Systemen des Orients (S. 111; fruchtbar wird die Bemerkung auch für die Griechische philosophische Schule aus Jonien in Beziehung auf ihre physischen Systeme, vergl. S. 182). Hr. Hofr. Creuzer findet einen noch frühern Cultus, oder doch eine noch frühere Ableitung aus dem Norden, aber nicht dem Norden Europens, über Thracien hinauf, wo man die Hyperboreer hinsetzt, und auch schon früh hingesetzt antrifft, sondern vom Norden Asiens, von Scythien, das ist, von Armenien und den Ländern zwischen dem Pontus und dem Caspischen Meere, woher auch die Amazonen nach dem westlichen Vorderasien kamen, und Ephesus, oder doch den ersten Tempel, anlegten. Artemis, die Tochter der ersten Gebärerinn, der Ilithyia, weiter hin selbst eines mit der Mutter, die aus der Nacht hervortritt, und den Eros gebar; hier trafen wir auf mehrere neue Ideen, welche in der That mehr als bloße Willkühr sind, wenn man sieht, wie die Grundlinien in den Versen des alten Dichters, Olen, liegen. Schon nimmt für diese Ideen die Bescheidenheit ein, mit welcher sie vorgebracht werden; hier ist nichts von der Geißel zu sehen, mit welcher Andere gezwungen werden sollen, einen Geistesbastard als ein

echtes Götterkindl anzubeten. Nein, es ist alles der Pitho, der Göttinn der Ueberredung, überlassen. Von diesem Norden Asiens her kamen die Hyperboreischen Geschenke, welche nach Delus dem Apollo geschickt wurden. — Eine andere Ideenverbindung ist, Natur, Diana, Mond, Nacht; nun bildet sich eine Hecate, von dem Schrecken der Nacht abgeleitet, S. 121. Ueber den Wolf, als Symbol der Sonne, den Nahmen Apollo Lycius S. 123 f.; mit diesem die Lichtsreligion, die aus Asien abgeleitet wird; der Apollodienst wird nach Delos verbreitet. In ihn aber werden wieder mythische Begriffe aus Asien, Aegypten, wo er der Horus ist, zusammengeleitet, durch mancherley Combinationen aus der Ferne und in der Nähe; aber so viel erhellet doch, daß die Griechen mehr als Einen Sonnengott von frühester Zeit her gehabt haben, einen Helios, und einen Apollo aus der Fremde, aus vielen Begriffen zusammengesetzt; aber doch beide von ältester Zeit her, wenn gleich der poetische Apoll weiter hin jenem vordringt, und der Helios zurückgesetzt ward. Es sey also (S. 155) wirkliche Wiederherstellung der alten Priesterlehre, und nicht bloße Versuche, die Idee von Apollo und Artemis, und von Sonne und Mond, zu vereinigen. Die Ephesische Artemis mit ihren symbolischen Attributen verräth schon durch diese Attribute die zusammengesetzten Begriffe, S. 165 (lehrt aber auch das Unbestimmte und Ungewisse des Symbolischen). — Die Biene, Bild der frühesten Nahrung und der Reinheit, (S. 171, und daher Melissä, Priesterinnen), der Auswanderung, daher der Seele — sie, die Ephesische Artemis selbst, in so vielen auf sie übertragenen Beziehungen, als Nacht, Gebärerinn, Lichtbringende (Leucophryne, wäre also

auch, Lichtäugige), Mondenlicht, Natur, Venus Urania. — Die Amazonen, betrachtet als Hierodulen der Artemis S. 161 f. 181. — Heraclit, als Ephesier, erhielt hier die Grundlehren seines Systems, und die Einkleidung derselben vom Gegensatz, als Grund aller Dinge, Harmonie und Dissonanz, Bogen und Lyra; aus dem Orient auch Magie, S. 182 f. — S. 191 stießen wir auf ein Specimen von einer numismatischen Symbolik, wie wir sie uns oft gedacht und gewünscht haben. — S. 193 f. vom Mithras, eine meisterhafte Auseinandersetzung des verschiedenen darunter Begriffenen, als wir sie noch nicht gesehen haben. Aber doch muß man das Zeitalter bedauern, das seine Vorstellungsarten, so äußerst erschwert, und so ungesichert, andern mittheilte. S. 229 vom Mithras zum Hercules, oder Heracles! Wer sollte sich ehemahls diesen Uebergang gedacht haben? und doch ist es, von einem Sonnengott zum andern. Selbst Mithras-Perses, und der Perseide Hercules, verknüpfen die Asiatische Heldenreihe mit dem Aegyptischen; denn von diesem Som-Heracles zu Theben gehet der Griechische Hercules aus, nur von Phönicischen, Persischen, Samothracischen u. a. anders gestaltet. Daß der Thebanische Hercules mit seinen zwölf Abenteuern allem Ansehen nach eine spätere Ausbildung eines Stammheldens ist, auf den alles von jenem alten übergetragen ist, sahen wir sehr wohl ein; auch, daß diese durch die Dichterbehandlung selbst zu einem Epos geschaffen, und (zwar nicht von einem Epos zuerst ausgegangen, aber wohl) verarbeitet ist, findet man leicht aus. Aber was, und wie war der erste Stoff? In Aegypten war der Som-Heracles die volle

Frühlingssonne, die volle Gotteskraft. Dieser vereinigte sich mit dem Hercules zu Tyrus (denn auch dieser war die steigende Frühlingssonne mit dem Begriff von Fruchtbarkeit der Saaten und Ernte, S. 241; Ideen vom gefesselten Melcarth sehe man das. nach). — Der Hercules zu Thasos, — war einer von den Idäischen Dactylen. Heracles in Lydien, S. 249. — Dschemschid war der Persische Heracles (S. 254). Indien hatte seinen Dorsanes. S. 255. — Der Verf. braucht bey diesen Entwickelungen wieder symbolische Ausdrücke, die uns wegen fernern Gebrauchs und Mißbrauchs Bedenken machen; er führt wieder Evolutionen, Emanationen, Götter-Incarnationen, ein, wie z. B. S. 273, wo auch jede Incarnation Ausfluß aus einer höhern Potenz, und jede wird wieder in die Quelle, wovon sie ausgegangen, resorbirt". Wir fürchten, so verfallen wir wieder in das mystische Dunkel, statt deutliche, helle Einsichten und bestimmte Begriffe zu erhalten und zu geben. — Der Griechische Hercules, ausführlich S. 261 f. So sehr man sich auch selbst zu verwahren sucht gegen Täuschung der Phantasie und des Witzes; so kommen uns doch unter so vielen dunkele, zerstreute, aufgefangene, in einen Brennpunct vereinigte, helle Blicke entgegen, so daß man dem Lichte den Zugang nicht verschließen kann; man erstaunt, wie in den grotesken, abenteuerlichen Dichtungen von so ganz verschiedener, astrologischer, priesterlicher, philosophischer, allegorischer, abergläubischer, Art, gepaart, vermischt, so viel sich auffinden läßt, das eine Zusammenstellung gestattet.

Die S. 277 f. im fünften Kapitel ausgeführte älteste Religion der Griechen, oder Pelasgischer

Dienst auf Lemnos und Samothrace zeichnet sich vorzüglich aus; man erhält eine verständliche Vorstellung von diesem rohen, weiter hin ausgebildeten, durch Fremdes aller Art bereicherten und entstellten, Cultus, mit einer Weihe verknüpft, den Samothracischen Mysterien. Die Cabiren sind aus Aegypten entlehnt, durch die Phönicier verpflanzt; sie sind die sieben Planeten, denen als der achte beygefügt ist Phthas, Hephäst. Zu den Patäci, der Zwergform, den nachherigen Dioscuren, S. 313 f., war schon vorhin vorgearbeitet, so wie vom Uebergange zu den Orphischen weiter hin mehr zu erwarten stehet. (Sollten wohl vittae, ταινιαι, deren mystischer Gebrauch nicht zu verkennen ist, Schleier seyn? S. 314, also eines mit κρηδεμνον?). Ueber den Casmilos, Hermes, Mercur, viel Belehrendes S. 317. Befremdend ist es beym ersten Blick, den Aesculap als den achten Bruder der Cabiren zu finden. Aber durch eine lange Entwickelung S. 336 f. sieht man ihn mit so vielen Fäden befestiget, daß man sich darein ergeben muß, ihn für vollgültig zu achten. Auf Heilkraft gehen so viele Gottheiten hinaus, auch Apollo, Serapis, Isis, Hercules. — Daß Telesphorus mit seiner Kapuzenmütze aus den Samothracischen Teletä abzuleiten sey, leidet ohnedem keinen Zweifel, S. 343. Eben so klärt es sich auf, daß Vulcan, Metalle, Schmieden, in dieser Samothracischen Lehre begriffen sind, wenn man sieht, die Cabiren waren angesehen als Naturkräfte, welche auch auf die Erde durch Feuerkräfte wirken. S. 348. — Der Uebergang der Pygmäengestalt in der Kunst zum Epidaurischen Aesculap als Jupiters Sohn, S. 350, ist gut angedeutet.

Mit S. 365 fängt Sechstes Kapitel, Ein Blick auf die Griechischen Göttersysteme und auf die Olympier, an. Hier sollte die eigentliche Griechische Mythologie folgen, aus ihren symbolischen Mythen dargestellt, mit Entwickelung und Ableitung derselben aus dem Aelteren, das vorausgegangen ist, mit Sonderung des Verschiedenen und zugleich des Neuern, das hinzugekommen ist, insonderheit durch die bildende Kunst. Hier hat aber der Hr. Hofr. Cr. wieder die Einschränkung eintreten lassen, die er auf dem Titel ankündigte: in Vorträgen und Entwürfen; es sind größten Theils bloß Andeutungen und Summarien dessen, was er vom Catheder über die Griechische Mythologie vorträgt. Indessen sind so viele einzelne Winke, Einsichten, Andeutungen, eingemischt, daß schon diese Summarien von großem Werthe sind für den Leser, welcher in dem Fache zu Hause ist, und weiß, wohin Jedes zu ziehen, was dabey gemeint, und worauf es abgesehen ist. Von diesem ganzen Hauptstücke können wir bloß die Ueberschriften anführen: Die Theogonie der Griechen; das Griechische Göttersystem, mit den Stammsagen und Landesmährchen, also: die großen Griechischen Gottheiten, Zeus, Poseidon (ausführlicher), Pallas, Athene, hierbey vom πεπλος S. 405 (noch ausführlicher: bey beiden machte uns die Vergleichung mit des Hrn. Hofr. Böttiger's Andeutungen Vergnügen).

Endlich noch siebentes Kapitel S. 423: Andeutungen zur Historie der alten Italischen Religion. Was aus der Samothracischen Religion nach Italien gekommen seyn kann, war schon früher beygebracht. Aber hier ist der Kern von allem, was sich durch gesunde Critik aus den frag-

mentarischen Nachrichten füglich zusammenstellen läßt; besonders über die Kenntnisse und Religionsansichten der Etrusker, die uns freylich, so wie andere Religionsbegriffe der Alten, mehr nicht lehren, als, daß es Naturcultus war, aus rohen Begriffen durch Aehnlichkeiten und Symbolen fortgesetzt, nur grobsinnlicher; wenn z. B. Seherkraft, Seherkunst des Künftigen, also des Dunkeln, aus finstern Höhlen und Erddünsten abgeleitet ward; und wenn die Vögel weissageten, weil sie aus der Luft, also aus der Nähe des Himmels, kamen. Und so verhält es sich auch mit dem ganzen Spiel der Divinationsarten. Früher waren die Pelasger im Besitz dieser Superstition; weiter hin aber verlor sich der Glaube an sie bey den Hellenen, während daß sie bey den Römern tief gewurzelt hatten. Der Recensent achtet und ehret des Verf. Meinungen und Urtheile auch da, wo derselbe von ihm abgeht; über ihre Kosmogonie würde er ihm sogar, als eine Begründung des höhern Alterthums derselben, welches Hr. Hofr. Cr. vertheidiget (S. 437), eine Begründung an die Hand geben durch den S. 439 aus Arnobius angeführten Varro: wenn nur das Angeführte Worte des Varro selbst wären (Arnob. III. p. 155 ed. Herald. 1605). — Ueber die Laren und Genien sind Erläuterungen gegeben S. 441, 448, welche für die Etruskischen Denkmähler willkommen seyn müssen. — S. 456 ist, wie Vejovis, ein Vedius, aus dius und Ve, anzunehmen. — S. 461 vom Tages der Etrusker. Der Einfluß des Clima auf die Etruskischen finstern Religionsbegriffe S. 469 ist allerdings bemerklich; das Meiste trug aber doch das allgemeine, bis in das Kleinste ausgedehnte, abergläubische Voraus-

wissen der Zukunft vermittelst der Anzeichen, und die Furcht vor dem Zorn der Gottheit, mit den Versöhnungsgebräuchen, bey. Wie konnte ein Abergläubischer je eine frohe Stunde haben! — Kürzer, und meist nur summarisch, ist von den übrigen alten Völkern Italiens gehandelt; auch ergänzen läßt sich Einiges aus Arnobius, Tertullian u. a. Vätern; indessen wäre der Nutzen davon geringe. Unpoetisch sind sie alle; und sehr läßt sich zweifeln, ob die Römer, ohne die erborgten Kenntnisse von den Griechen, je eine eigene Litteratur gehabt haben würden. — Auszeichnen können wir S. 490 von der Fortuna.

So viel sich auch noch Gewagtes in diesen Entwickelungen der alten Religionsmythik finden mag; so erfreuet es uns doch, Schritte zu sehen, welche dieser wichtige Theil des Alterthums gemacht hat, seit den vierzig Jahren, da man anfing, vernünftige Begriffe in die Mythologie zu legen, die durch einander geworfenen einheimischen Mythen der Hellenen von den ausländischen, Aegyptischen, Phönicischen s. w. zu sondern, und unter gewisse Hauptbegriffe zu bringen. Das damahls neu erweckte Studium der alten Kunstwerke und der Kunstgeschichte gab den ersten Stoß; nur das, was auf diesen vorkömmt, beschäftigte das Nachdenken, Aufsuchen, Vergleichen, Ordnen, zuerst; so gelangte man doch theilweise auf gereinigte Begriffe; man ahnete bereits Vieles, was außer dem Hellenischen Fabelsystem lag, auch was fremdher, in dasselbe verwebet war, insonderheit auf Gemmen und Münzen, und Reliefs. So ward das Studium der Aegyptischen Religionsmythik zuerst erweckt; man nahm Orphisches, Phrygisches, zu Hülfe, fühlte da die Lücke mit dem übrigen Vorderasien. Nun

kam uns das erwachte Studium Hinterasiens zu Hülfe, und man sah von da aus Ausflüsse nach Westen; man sprang zwar, bald hier, bald dort, von der Richtlinie ab, wollte immer Alles von Einem ableiten, nicht einsehen, daß das Abgeleitete durch Volks- und Landeseigenheiten wieder Abänderung, Zusatz, Vermischung, erhalten hatte. Wie Vieles ist denen, die nach uns kommen, in dem Alterthum deutlich gemacht, worauf wir noch die Zeit mit Kritteln und Grübeln verwenden mußten! Lasse man manches Einzelne bey einer genauen Critik auch unhaltbar seyn: so ist es doch ein großer Gewinn, daß wir bessere allgemeine Ansichten, und hier und da helle Blicke erhalten haben; es lassen sich neue Ideen anheften, die Fäden so oder anders ziehen, entwickeln Manches mehr oder weniger glücklich. Genug, wir wissen doch Mehr, und Wahrscheinlicheres, als vorhin, wenigstens im Allgemeinen. Viel war dem Verf. vorgearbeitet, aber die glückliche Verbindung, die er in diesem Werke an den Tag legt, gibt bey Allem, wo man ihm nicht folgen kann, oder zu folgen wagt, eine Einsicht in die alten Religionsbegriffe, die seinen gelehrten Scharfsinn den Freunden der Litteratur in ehrenvoller Achtung erhalten wird; auf der andern Seite aber wird dem Rec. der Satz immer mehr, als je, klar: der Philosophie und Theologie war Bildersprache und Bilderschrift, die uns zum Vergnügen der Phantasie und Uebung des Witzes dienen kann, in der alten Welt, von dem frühern Anfange her, als das damahls mögliche Mittel der Mittheilung von Begriffen, dennoch sehr nachtheilig; Symbolik bleibt also Gegenstand des gelehrten Studiums; aber es würde gefährlich seyn, sie weiter zu begünstigen, oder wieder einzuführen.

Gotha.

In der Beckerschen Buchhandlung 1810: Hülfsmittel zur Menschenrettung aus brennenden Gebäuden. Sieben von der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe gekrönte Preisschriften. Herausgegeben von J. C. Hellbach, fürstl. Schwarzburgischem Rath. 164 S. in Octav, mit sechs Kupfertafeln (vergl. eine kürzere Anzeige dieser Schrift Gel. Anz. 1710 S. 1720).

Die Gesellschaft, durch welche schon so sehr viel zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Unternehmungen geschehen ist, gab im Jahre 1808 die Frage auf: Welches sind (außer den bisher bekannten und in einigen Europäischen Städten gebräuchlichen Erfindungen dieser Art) die zweckmäßigsten Mittel, um Menschen aus brennenden Gebäuden zu retten? Wie sind sie für eine von bestimmter Flächengröße oder Häuserzahl, und von zum Theil engen, und folglich zur Nothzeit leicht brennenden, Gassen zu dem Zwecke einzurichten und zu vervielfältigen, so daß die Hülfe nicht zu spät, und daß sie sicher erfolge? Wie werden die dazu erforderlichen Werkzeuge bey der Aufbewahrung, ohne Errichtung eigener Gebäude, am beßten gegen Luft und Wetter, so wie gegen sonstige Beschädigung und gegen Mißbrauch, gesichert? Es liefen fünf und vierzig Schriften zur Beantwortung dieser Frage ein, deren keine ganz befriedigend gefunden wurde, aus denen man aber die vorliegenden sieben, als die beßten, aushob, und unter die Verfasser derselben den ausgelobten, noch etwas vermehrten, Preis theilte.

Hr. Rath Hellbach hat diese sieben Preisschriften, deren eine sein eignes Werk ist, mit Zustim-

mung, sowohl der Gesellschaft, als auch der Verfasser, herausgegeben, und sich noch außerdem das Verdienst erworben, eine Zugabe hinzu zu fügen, in welcher eine Uebersicht der bisher bekannten, und einiger noch nicht bekannt gewesenen Vorschläge und Anstalten zur Menschenrettung aus brennenden Gebäuden, enthalten ist.

Die sieben Preisschrifter sind folgende. Nr. 1. von dem Prediger, Hrn. Kuntze, zu Vesperigen bey Lüneburg. Er schlägt eine sehr einfache Maschine vor. Einen Rundbaum mit einer Rolle am obern Ende, über welche ein Seil läuft, an dem ein Stuhl hängt, worein der zu rettende Mensch sich setzt, und durch die Personen, welche den Baum aufrichteten, herabgelassen wird.

Nr. 2. von dem Stadtrichter, Hrn. Kreuzer, in Reichenbach. Er schlägt einen kurzen Balken mit zwey Rollen vor, über welche ein Seil läuft, an dessen einem Ende ein Rettungskorb, am andern ein Gezeuge ruht. Dieser Apparat würde in jedem Hause seyn müssen, auch setzt diese Art der Rettung voraus, daß in mehreren Fenstern die Anstalt Statt fände, den Balken anzubringen. Dann könnte zwar ohne von außen hinzukommende Hülfe sich ein erwachsener gesunder Mensch selbst retten; aber alle diese Voraussetzungen machen die Anwendung dieses Rettungsmittels sehr bedingt.

Nr. 3. von Hrn. Joh. Carl Friedr. Stark in Hamburg. Es wird darin eine gegen Feuer schützende Kleidung vorgeschlagen, für einen Menschen, der in das brennende Gebäude eindringen, und vermittelst einer Rettungsleiter, einer haarnen Decke und einem Seil die Personen, welche in Gefahr sind, auf eine oder die andere Art retten soll. Das Ganze und Einzelne dieses Vorschlags zeugt von Kenntnissen und Scharfsinn; allein es möchten doch

bey der Ausführung sich manche Schwierigkeiten finden.

Nr. 4. von dem Prediger, Hrn. Stille, im Bückeburgischen. Die hier vorgeschlagene Rettungsmaschine hat mit Nr. 1. viele Aehnlichkeit, jedoch ist sie noch einfacher, als jene, und möchte, wenn sie gut gearbeitet ist, und vorsichtig angewendet wird, sehr gut wirken.

Nr. 5. von dem Fabrikanten, Hrn. Ebeling, in Hannover. Es wird dabey, wie in Nr. 2., eine Vorkehrung in jedem Hause vorausgesetzt; es sollen nähmlich über dem Fenster in jedem Zimmer des oberen Stockwerks zwey eiserne Ringe angeschroben seyn, durch welche eine Spindel gesteckt werden kann, auf der eine Welle läuft, über welche ein Rettungsseil gezogen wird, an dem der Stuhl befestigt ist, in welchen sich der zu rettende Mensch setzt. Auch ist noch eine Strickleiter und eine haarne Decke mit unter dem vorgeschlagenen Apparat. Der Verfasser hat sich auch über die Frage, wie die Werkzeuge zu vertheilen und aufzubewahren sind, verbreitet.

Nr. 6. von dem Schullehrer, Hrn. Breiß, in Hamburg. Der Mann hat sich schon lange mit diesem Gegenstande der Feuerpolizey beschäftigt, und bereits im Jahre 1801 eine Rettungsmaschine bekannt gemacht. Es bestehet dieselbe aus einem Sack oder Schlauch von grober Leinwand, der so lang ist, daß er von dem Fenster eines obern Stockwerks, an welches er angebracht wird, reichlich bis zur Erde herabhänge. — Nach dem Wunsche des Verfassers soll ein jeder Hauswirth sich einen solchen Rettungsschlauch anschaffen, der, im Falle der Noth, mit dazu gehörenden starken Schrauben an die Fensterbank befestigt wird. Da es aber nicht erwartet werden kann, daß sich Jeder

den Schlauch laufe: so muß auch ein Apparat zum Anbringen desselben von außen her dabey seyn; und dieser bestehet, nach Hrn. B's. Vorschlage, aus einer Anbringerstange, welche nach Belieben verlängert werden kann, und an deren oberem Ende eine Laterne und ein Seil befindlich ist, davon der zu Rettende Gebrauch machen kann, um den Rettungsschlauch zu sich heraufzuziehen und zu befestigen.

Nr. 7. von dem Hrn. Rath Hellbach. Der hier vorgeschlagene Rettungs-Apparat bestehet aus einer Rolle, welche vermittelst eines Hakens über der Fensterbank fest gemacht wird; einem Seile, an welchem der Rettungskorb hängt, und aus einer Zubringestange. Die Verordnung, welche Hr. Rath Hellbach entworfen hat, um den Gebrauch seiner Rettungsmittel einzuleiten, ist sehr zweckmäßig abgefaßt. Die Zugabe des Hrn. H's. in der Uebersicht der Vorschläge und Anstalten zur Menschenrettung aus brennenden Gebäuden ist sehr schätzbar, und enthält in fünf Abschnitten alles, was bisher in dieser Angelegenheit geschehen ist. — Man muß um so mehr wünschen, daß dieses Buch in die Hände aller derer komme, welche wirksamen Einfluß auf Feuerpolizey haben, je sorgfältiger alles gesammelt ist, was einem Manne Stoff zu Anordnungen für das Bedürfniß seines Ortes geben kann.

Oben 64. und 65. Stück S. 634 Lin. 6 von unten statt περι αλλογου παραφρονησεως l. παραφρονησεως.

— — S. 635 in der Mitte, statt Philodemus, Philostratus, l. Polystratus.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 17. August 1811.

Göttingen.

Im 8. Stück unserer Anzeigen von d. J. ist von der Arbeit des Hrn. Prof. Gauß über die Störungen der Pallas seit ihrer ersten Entdeckung Nachricht gegeben. Auch ist daselbst die erste, am 4. Januar auf der hiesigen Sternwarte gemachte, Beobachtung mitgetheilt, wodurch die Resultate jener Arbeit mit einer kaum erwarteten Genauigkeit bestätigt wurden. Da der Planet zu lichtschwach war, um auf unserer Sternwarte im Meridian beobachtet werden zu können, so wurden die Beobachtungen hier nicht weiter fortgesetzt, sondern nur auswärtige Astronomen, denen stärkere Instrumente zu Gebote stehen, zeitig genug benachrichtigt. So hat Hr. Prof. Gauß für die Zeit der Opposition, welche im Februar eintrat, von fünf Sternwarten her, nähmlich von Paris, Mannheim, Seeberg, Berlin und Hamburg, sehr schätzbare Beobachtungen erhalten, die ihm zur Grundlage seiner weitern Untersuchungen gedient haben. Die auf der Seeberger und Mannheimer Sternwarte von den Herren v. Lin-

denau, Barry und Harding angestellten Beobachtungen sind bereits in der Monathlichen Correspondenz abgedruckt, die übrigen theilen wir hier mit.

Beobachtungen der Pallas zu Paris, von Hrn. Bouvard.

1811 im Meridian	Gerade Aufsteig.			Abweichung südlich		
Febr. 17	146°	58′	33″15	13°	29′	42″4
18	146	47	55,95	13	5	59,4
22	146	6	27,90	11	28	19,6
27	145	18	13,65	9	19	32,9

Beobachtungen zu Berlin, von Hrn. Prof. Bode.

1811.	Mittl. Zeit			Gerade Aufst.			Abw. südlich		
Febr. 18	11h	55′	22″5	146°	48′	2″	.	.	.
19	11	50	34,0	146	37	32	12°	42′	44″5
20	11	45	57,0	146	27	4	12	19	1
März 12	10	16	33,6	143	45	29	3	32	42
16	9	59	45,1	143	29	18	1	48	3
17	9	55	35,1	143	26	13	1	22	11

Beobachtungen zu Hamburg, von Hrn. Professor Schumacher.

1811 im Meridian	Gerade Aufsteig.			Abweichung südlich		
Febr. 19	146°	37′	15″0	12°	42′	45″3
20	146	26	52,5	12	18	32,7
21	146	16	37,5	11	53	47,7
22	146	6	36,0	11	28	53,5
März 9	144	1	45,0	4	52	42,5
15	143	32	39,0	2	13	59,0
16	143	29	24,0	1	47	57,0
18	143	23	34,5	0	56	47,8

Hieraus leitete Hr. Prof. Gauß folgendes Resultat für die Opposition ab:

1811 Febr. 21. 19ᵘ 25′ 31″ mittl. Z. in Göttingen
Wahre heliocentrische Länge 152° 48′ 15″8
Wahre geocentrische Breite, südlich, 23 48 19,2

Die Uebereinstimmung dieser Opposition mit den sechs vorhergehenden, nach gehöriger Anbringung der Störungen von dem Jupiter, wie Hr. Prof. Gauß sie entwickelt hatte, ist in der That bewundernswürdig. Nachdem nur einige äußerst unbedeutende Correctionen an die schon vor der Auffindung bestimmten Elemente angebracht waren, ergaben sich die Unterschiede zwischen der Beobachtung und Rechnung, wie folget:

	Unterschied der mittlern Länge	Unterschied der heliocentrischen Breite
1803	+ 8″7	− 1″1
1804	− 7,0	− 10,2
1805	+ 1,4	− 3,5
1807	− 1,2	− 2,4
1808	− 3,1	− 21,4
1809	+ 4,5	− 2,1
1811	− 3,2	− 12,1

Hiernächst wurde die Berechnung der Störungen noch ein Jahr weiter fortgesetzt. Hr. Prof. Gauß wurde bey dieser beschwerlichen Arbeit unterstützt von Hrn. Nicolai welcher sich bey uns den mathematischen Wissenschaften mit großem Eifer widmet, und unter Hrn. Prof. Gauß Aufsicht den größern Theil der numerischen Rechnungen mit eben so viel Fleiß als Geschicklichkeit ausgeführt hat. Den Resultaten dieser Rechnung zufolge, wird die Bewegung der Pallas um die Zeit der Opposition des nächsten Jahres sich durch folgende elliptische, die Störungen bereits einschließende, Elemente darstellen lassen:

Epoche der mittlern Länge 1812 Junius 10. Mittag im Meridian von Göttingen	239°	4′	46″,1
Länge des Perihels für dieselbe Zeit	121	0	48,5
Länge des aufsteigenden Knoten —	172	32	44,5
Neigung der Bahn	34	34	54,7
Tägliche mittlere tropische Bewegung	768″5746		
Excentricität = sin 13° 59′ 1″8			
Logarithm der halben großen Axe	0,4429321		

Nach eben diesen Elementen hat Hr. Nicolai auch eine Ephemeride für die Erscheinung der Pallas im Jahre 1812 berechnet, die ihrer Ausdehnung wegen hier nicht Platz finden kann, und in der Monathl. Correspondenz und im Astronom. Jahrbuche abgedruckt werden wird. Wir setzen nur noch die gleichfalls von Hrn. Nicolai im voraus berechnete nächste Opposition (die achte) her, die zu ihrer Zeit zur Prüfung der Genauigkeit unserer Resultate wird dienen können:

1812 Junius 10. 3^{u} 32′ mittl. Z. in Göttingen

Heliocentrische Länge der Pallas	259°	28′	53″
Heliocentrische Breite, nordlich,	34	32	37
Geocentrische Breite	48	16	36
Logarithm der Entfernung der Pallas von der Sonne	0,504259		
Logarithm der Entfernung der Pallas von der Erde	0,384915		

Bey dieser Gelegenheit fügen wir noch die parabolischen Elemente des im März dieses Jahres von Flaugergues entdeckten Kometen bey, welche Hr. Prof. Gauß so eben aus einigen Beobachtungen des Hrn. v. Zach zu Marseille vorläufig berechnet hat, und die zur Erleichterung der Wiederauffindung dieses merkwürdigen Kometen gegen Ende Augusts werden dienen können:

Durchgang durchs Perihelium 1811 Sept. 10. 0ᴴ. 51′
Länge des Perihelium . . . . . 73° 14′ 35″
Logarithm des kleinsten Abstandes 9,99153
Länge des aufsteigenden Knoten 141° 4′ 59″
Neigung der Bahn 73. 48 2
Bewegung rückläufig.

Folgende Stellungen sind nach diesen Elementen berechnet:

1811 Mitternacht	Gerade Aufst.	Nordl. Abw.	Lichtstärke
Aug. 11	142° 43′	29° 54′	0,194
26	152 19	36 15	0,294
Sept. 10	167 34	43 14	0,434
25	194 22	48 35	0,576
Oct. 10	232 28	44 52	0,595

Nach demselben Maßstabe war die Lichtstärke (unter der Voraussetzung, daß der Komet sein Licht bloß von der Sonne erhält) am 11. April 0,035, und am 2. Junius 0,052; er wird also zu Anfang Octobers 17 Mahl so hell seyn, als am 11. April, und sich daher in ganz vorzüglichem Glanze am nordlichen Himmel zeigen. Nachher wird er noch mit abnehmendem Lichte die Sternbilder des Hercules und des Adlers durchlaufen, und im Anfange des nächsten Jahres im Wassermann unsichtbar werden. Hindert sein dann allmählich gar zu schwach gewordenes Licht es nicht, so kann er vielleicht im April noch einmahl im Wassermann wieder sichtbar, und mit sehr starken Telescopen noch eine geraume Zeit verfolgt werden. Aber wenn dieß auch nicht gelingen sollte, so wird er doch wegen seines ausgezeichneten Glanzes im Herbste dieses Jahrs und wegen seiner langen Sichtbarkeit, die gewiß an zehn Monathe betragen wird, in den Annalen der Kometographie eine der allermerkwürdigsten Erscheinungen bleiben.

London.

Observations on Madness and Melancholy: Including Practical Remarks on those Diseases; together with Cases: and an Account of the morbid Appearances, on Dissection. By *John Haslam*, Member of the Royal College of Surgeons, and Apothecary to Bethlem Hospital. The second Edition, considerable enlarged. 345 Seiten in Octav. 1809.

Vieles Sehen und Wirken setzt einzig in Stand, die mannigfaltigen Verwickelungen des Lebens jeder Art richtig erkennen, beurtheilen, darstellen und behandeln zu können. Wer zu wenig Gelegenheit zur Beobachtung und eignen Thätigkeit hat, entbehrt Anschaulichkeit, Wahrheit, Reichthum seiner Ansichten, und verfällt zu leicht in Einseitigkeit und in unfruchtbare, oft schiefe, Speculationen. Es ist aber zu bedauern, daß die, welche in Lagen kommen, sehr viel wahrnehmen und handeln zu können, so oft Fähigkeit und Lust verlieren, tief und mit allen Eigenthümlichkeiten aufzufassen, was zu oft und häufig ihnen in die Augen fällt, und ihr Einwirken gewöhnlich in gedankenlosen Mechanismus, in blinde Routine, ausartet. Sehr viele ärztliche Schriftsteller leisten nichts, was uns weiter bringt, weil der Kreis ihrer Kranken zu klein ist; andere, weil eine zu große Menge von Kranken ihr Denkvermögen abstumpft, ihren Blick trübt und verwirrt, sie gar nicht zur Besinnung und Ueberlegung kommen läßt, oder ihr wissenschaftliches Interesse lähmt. Vorzüglich sind es die großen Krankenhäuser, an denen manches medicinische Talent zu Grunde geht, das in einer andern Lage sich zu einer gewissen Höhe emporgearbeitet hätte, und sehr selten haben die Berichte der Hospitalärzte vielen Werth. So finden wir auch

nicht, daß dieser Apotheker des berühmten Bethlem-Hospitals, d. h. nach Englischer Sitte ein untergeordneter Arzt, dem neben den pharmaceutischen Geschäften die tägliche medicinische Besorgung der Kranken obliegt, uns große Aufschlüsse über die Natur und Arten des Wahnsinns und ihre Behandlungsweise mittheilt, obgleich die Schrift viel Schätzbares enthält, weil manche sehr auffallende Thatsachen und gewisse Resultate, die ohne besonderes Genie aus solchen Haufen von Kranken derselben Art gezogen werden konnten, aller Aufmerksamkeit werth sind. Der Verf. ist, bey einem zu weit getriebenen Skepticismus über alle Fragen der Philosophie, keiner Theorie ergeben, legt auf dürre systematische Eintheilungen keinen Werth, ist nichts weniger als erklärungssüchtig, hascht nicht nach seltenen Fällen, will nicht als feiner, subtiler Beobachter glänzen, nicht durch gewagte heroische Curen, die immer glücken, überraschen. Er ist ein schlichter, ruhiger, verständiger, ehrlicher Erzähler: alles Eigenschaften, die vielen seiner Aussagen den Stämpel der Zuverlässigkeit aufdrücken, und ihn vor vielen Täuschungen und Verirrungen schützen. Aber es ist auch nicht zu verkennen, daß er nach Vielem nicht forscht, Vieles nicht sieht, immer auf der Oberfläche bleibt, weil sein Geist nicht in steter Bewegung und Lebendigkeit erhalten wird, um Ideen, Hypothesen, Erklärungsarten, zu rechtfertigen und annehmbar zu machen, oder entgegengesetzte Ansichten Anderer zu widerlegen. Eine gewisse Art von wissenschaftlicher Untersuchung, die nur, leider! selten die gehörige Richtung hat und sich in ihren Grenzen hält, kann von der medicinischen Praxis nicht getrennt werden, ohne ihre Grundlage oder Zweck seyn zu dürfen, wenn der Geist des ausübenden Arztes sich zum genialischen Schwung erheben, oder sich nur in Frischheit und Kraft erhal-

ten will. Das häufige Anführen von Versen aus Englischen und Italiänischen Dichtern ist weder unterrichtend, noch anziehend.

Chapter I. *Definition.* Eine niederschlagende Entwickelung unserer Unwissenheit der Natur, Arten, Zahl der Seelenthätigkeiten in ihrem gesunden Zustande, des übeln Einflusses der aus der Körperwelt roh entlehnten Bezeichnung aller geistigen Erscheinungen. Der Verf. geht aber doch viel zu weit. Die Erfahrungsseelenlehre steht auf empirischem Boden fest, ist für den Arzt, für alle practische Zwecke überhaupt, lehrreich und brauchbar genug, wenn sie von metaphysischen Systemen unabhängig vorgetragen wird, sich von Subtilitäten, dürftigen Schuleintheilungen, seichtem Geschwätz, entfernt hält, und weniger die seltenen Ereignisse, die Abweichungen und Verirrungen, worein Menschen zu Zeiten verfallen, zum Gegenstande ihrer Bearbeitung macht, als vielmehr mit Tiefe und Besonnenheit am Leitfaden der Beobachtung die gewöhnlichen, Allen gemeinen, Aeußerungen der Seele erörtert und aufhellt. Unsere psychologischen Handbücher und Zeitschriften sind leider nicht Muster einer solchen echt-empirischen Naturlehre und Naturgeschichte der menschlichen Seele. Mit Unrecht bestreitet und verwirft der Verf. das Daseyn der Seelenvermögen, der Einbildungskraft, des Urtheils, der Vernunft und des Gedächtnisses. Was diese Eigenschaften begründet, ihr Ursprung, ihr Zusammenhang unter sich und mit der Organisation, ist von gewissen Seiten im Dunkeln, und wird, da man diese Untersuchungen ins Gebiet der metaphysischen Speculationen verweisen muß, ewig Gegenstand des Streites und der Unwissenheit bleiben. — (Die Fortsetzung dieser Anzeige findet sich im folgenden Stücke.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 17. August 1811.

London.

Fortsetzung der S. 1296 abgebrochenen Anzeige der Observations on Madness and Melancholy etc. By *John Haslam* etc.

— Das Daseyn der oben gedachten Vermögen, ihre Unterscheidung, viele Gesetze derselben, ergeben sich aber aus innerer Wahrnehmung, und sind völlig zu rechtfertigen; ihre Annahme ist kein Ausfluß des menschlichen Stolzes, wie es hier heißt. Ein solcher Skepticismus ist so verwerflich und anmaßend, als der weitgetriebenste Dogmatismus, und den Zwecken des Arztes ganz fremd. Dem Einfluß der äußern Sinne wird hier zu viel Gewicht beygelegt; unsichere und seichte Etymologie über die hier in Gebrauch seyenden Worte soll zu viel entscheiden. Vortrefflich ist aber, daß der Verf. sich dagegen sperrt, Verrücktheit nicht bloß als Krankheit der Einbildungskraft oder eines Mangels des Urtheilsvermögens einseitig aufzustellen. Diese Eigenschaften sind nicht getrennt und unabhängig. Wenn ein Schuhflicker sich für einen Kaiser hält, so möge man

es einen erhabenen Flug oder eine zu weit getriebene Anstrengung der Einbildungskraft nennen. Es setze zugleich einen großen Mangel im Urtheil voraus, sich für Etwas zu halten, das man nicht ist, und einen Verfall des Erinnerungsvermögens, zu vergessen, was man ist. Ueber die Eintheilung in Manie und Melancholie, gegen Ferriar's Erklärung dieser Zustände. Diese Classification könne man beybehalten, dürfe sie aber nicht als entgegengesetzte Krankheiten begreifend ansehen. Sie gehen in einander über, wechseln mit einander ab. Bey Leichenöffnungen finde sich nie im Gehirne Etwas der Melancholie besonders eigen, auch weiche die Behandlung dieser nicht wesentlich von der der Manie ab. Auf die schnelle oder langsame Ideenfolge der Verrückten habe man nicht die gehörige Aufmerksamkeit gerichtet, ob sie gleich so viel erkläre. (Herz's Lehre von der Weile im Gange unserer Vorstellungen gibt hierüber großen Aufschluß, ist eine fruchtbare Bereicherung der Psychologie, obgleich sie die Natur des Schwindels nicht darthut.) Chap. II. *Symptoms of the Disease.* Unbestimmtheit des Wortes lucidum intervallum, das Augenblicke und Jahre des Stillstandes des Wahnsinns begreift. Es sey schwierig, darüber zu entscheiden, da diese Kranken so oft Meister in der Verstellungskunst sind, oder verständig urtheilen und handeln, bis sie auf bestimmte Gegenstände kommen. Ben Johnson habe schon in seinen Discoveries Vol. VI. das Gedächtniß das zarteste und zerbrechlichste Geistesvermögen genannt, das zuerst vom Alter leide. Alte unheilbare Verrückte sprechen gewöhnlich von den Vorfällen ihrer Jugend, und zwar mit einiger Richtigkeit. Wahnsinnige, die lange eingesperrt waren, verlernen, selbst wenn sie vorher eine gelehrte Bildung hatten, auf

eine wundervolle Weise die Kunst, orthographisch zu schreiben; die Hälfte der Worte buchstabiren sie falsch; schreiben der Aussprache gemäß. Junge Personen, besonders weiblichen Geschlechts, sah der Vf., oft ohne alle Erheblichkeit, häufig in eine eigne Art Wahnsinn verfallen. Große Fähigkeit und Lebhaftigkeit zeichnete sie vorher aus; durch ihre Kenntnisse und Vervollkommnung waren sie die Lieblinge ihrer Eltern und Aufseher geworden. Um die Zeit der Menstruation bricht das Uebel aus, das nach und nach sich ausbildet. Gewöhnlich wird es einige Monathe verkannt, und die verblendeten Verwandten freuen sich der eingetretenen Veränderung, die ihnen nur ein Nachlaß der zu großen Lebhaftigkeit zu seyn scheint, der zu kluger Zurückhaltung und festem Character führe. Sie scheinen gedankenvoll, werden unthätig, unaufmerksam; was sie sonst beschäftigte und interessirte, vernachlässigen sie; hören auf, Liebe und Theilnahme zu bezeigen; sie wissen nicht, was sie eben gelesen haben, verweilen oft eine Stunde bey Einer Seite, und durchlaufen dann wieder ganze Bogen in wenigen Augenblicken. Zum Schreiben sind sie nicht zu bewegen, oder bringen es nicht zu Stande, oder schreiben wenig und falsch. Sie werden nun im Anzuge und in der Reinlichkeit nachlässig. Vorübergehenden Antrieben von Leidenschaften sind sie unterworfen, ohne alle Empfindung; ihr Weinen bedeutet so wenig, als ihr lautes Lachen. Ihre Ausleerungen lassen sie unter sich; werden fett, und endlich ganz blödsinnig. Er erinnere sich kaum, daß ein Wahnsinniger blind geworden sey, aber eine große Anzahl derselben habe das Gehör verloren. Die nicht völlig taub geworden wären, litten doch an schwerem Gehör und an Ohrensausen. Selbst im gesunden Zustande führe kein Sinn so leicht irre,

als das Gehör. Träume und Tollheit stelle man zu sehr zusammen. Bey dieser sey das Gehör gewöhnlich der Vermittler der Täuschung, bey jenen die Augen. Tolle glauben gewöhnlich das Falsche zu hören, Träumende, es mehr zu sehen, ohne daß im letztern Fall Worte ausgesprochen werden. Der Mißbrauch hitziger Getränke führe so oft zu den mißlichsten Formen des Wahnsinns. Trunkenbolde seyen sehr oft schon verrückt, ehe sie dafür gelten; und es sey die Quelle vieles Unglücks, daß die Gesetzgebung sie nicht früh unter Aufsicht und Zwang stelle. Die Mehrheit der Wahnsinnigen kann nicht in einer liegenden Lage sich befinden, ohne daß die Symptome sich verschlimmern, und in Wuth suchen sie selbst das horizontale Liegen möglichst zu vermeiden. Hervorstehende und oft glänzende Augen, und ein nicht zu beschreibender Gesichtszug, zeichnen die am Geist Zerrütteten aus. Bey einigen erschlaffen die Bedeckungen des Hirnschedels so, daß man die Haut über einander in Falten legen kann. An dem vordern Theil des Schedels findet dieses hervorstechender Statt, aber erst nach einiger Dauer der Wuth. Es ist ein Zeichen, daß zwischen den Hirnhäuten Wasser ausgetreten ist. Auf Veranlassung eines Arztes untersuchte der Verf. einmahl die Farbe der Haare und des Gesichts bey 265 Wahnsinnigen. Dunkle oder schwarze Haare fanden sich, nebst dunkelbrauner Gesichtsfarbe, bey 205, die übrigen 60 hatten eine weiße Haut und helle, braune oder rothe Haare. (Natürlich ist hierauf nur Gewicht zu legen, wenn man das Verhältniß der Farben des Gesichts und der Haare unter einer Nation überhaupt kennt.) Allgemein sey der Glaube, daß Tolle dem Einfluß der Kälte zu widerstehen vermögen, und es wären wunderbare Geschich-

ten hierüber in Umlauf. Im Bethlem-Hospital finde man das nicht so. Die Kranken daselbst wären gar sehr dem Erfrieren der Füße unterworfen. Das habe daselbst von lange her die Verordnung veranlaßt, daß der Aufseher Morgens und Abends bey großer Kälte die Füße derjenigen zu untersuchen habe, die unter strenger Einschließung sind, und daß ihre untern Gliedmaßen in Flanell eingewickelt werden sollen. Die Wahnsinnigen, welche frey herumgehen, findet man im Winter immer so nahe am Feuer, als sie seyn können. Chap. III. *Cases, with the Appearances on Dissection.* 37 Leichenöffnungen, sammt den Krankheitsgeschichten. Bloß was der Kopf Abweichendes darstellte, ward meistentheils untersucht oder angeführt. Spuren von zu starker Congestion des Blutes nach dem Kopfe, von vorhergegangener Entzündung der Hirnhäute, Entstellung dieser Häute, Anfüllung mit Blut, Austreten des Wassers zwischen die Hirnhäute und in die Gehirnhöhlen, Luft in den Adern, fanden sich gewöhnlich. Nur in Einem Falle sah der Verf. die Gehirnmasse ungewöhnlich fest und von bedeutender Elasticität; auch nur einmahl entdeckte er einen gangränösen Zustand eines beträchtlichen Theils des Gehirns. Chap. IV. *Cases of insane Children.* Interessante Beyspiele von Kindern, deren Verstand und Gefühl gar nicht zur Entwickelung kamen, deren Sprachvermögen daher gewisse Grenzen nicht überschreiten konnte. Sie nähern sich zum Theil dem Blödsinn, weniger der Wuth. Viel Bösartigkeit, eine entschiedene Zerstörungssucht, Unvermögen, für irgend Etwas Anhänglichkeit und Liebe zu fassen, ist ihnen eigen. Ihr hervorstechender Fehler ist immer, ihre Aufmerksamkeit auf Nichts lange fixiren zu

können. Wildheit, mehr oder weniger, thierische Tücke, ist ihr herrschender Zug. Diese Schilderung ergibt sich aus den mitgetheilten Erzählungen. In den Fällen, welche Rec. sah, war mehr Gutmüthigkeit und Sanftheit in der Mischung der Charactere. In allen Fällen, welche dem Rec. vorkamen, war, wie auch in den hier erzählten Geschichten eine angeborne Schwäche des Gehirns wahrzunehmen, welche dessen Entwickelung gehemmt oder krankhaft afficirt hatte; oder eine unordentlich verlaufene Krankheit, besonders aus der Classe der fieberhaften Exantheme. Mitunter ist dieser Zustand auch Folge häufiger epileptischer Zufälle. Chap. V. *Cases of Insanity*. Länger als zwey Jahre durch hielt der Verf. ein genaues Register über den Einfluß des Mondwechsels auf das Steigen und Fallen des Wahnsinns. Das Resultat fiel aber negativ aus: ein solcher Einfluß findet nicht Statt. Der Glaube an diesen käme vielleicht daher, daß der Ausbruch der Menstruation (die aber nicht mit dem Monde zusammenhängt) Verschlimmerung des Gemüthszustandes herbeyführt, und daß der helle Mondschein die schon so große Schlaflosigkeit der Verrückten befördert. Die Erblichkeit des Wahnsinns sey nicht zu verkennen, und sollte bey Heirathen mehr erwogen werden. Nicht immer bräche der volle Wahnsinn bey der Nachkommenschaft aus, sondern oft Neigungen und Richtungen, welche zu den Zwecken des Lebens gleich unfähig machen, und die häusliche Glückseligkeit zerstören, Eccentricität, niederdrückende Gemüthsstimmung, und zu Zeiten ein unglücklicher Hang zu unsittlichen Handlungen, troz der schärfsten Anweisung zu einem bessern Wandel, und aller Kraft tugendhafter Beyspiele.

Der Verf. beruft sich auf seine angeführten Leichenöffnungen, ohne uns zu sagen, ob diese alle sind, welche er je anstellte, und ob nicht er, wie so viele Andere, oft keine merkbare Veränderung in der Beschaffenheit des Gehirns und seiner Häute bey Wahnsinnigen jeder Art fand. Er nimmt an, daß sich stets Abweichungen in der Substanz, oder an den Häuten des Gehirns würden nachweisen lassen, und nur die Frage sey, ob sie Ursache oder Folgen der Krankheit seyen. Er erwähnt selbst, daß dieselben Erscheinungen wahrgenommen werden, wenn Entzündung dieses Organs auf äußere Gewalt folgt, oder der Tod durch Phrenitis oder in Fieberdelirien entsteht. Hier vermißt man ungern tieferes Eindringen, Berücksichtigung dessen, was andere zuverlässige Beobachter anführten. Chap. VI. *On the probable event of the Disease.* Die Data, welche der Verf. mit viel Mißtrauen mittheilen werde, seyen aus den Tagebüchern des Bethlem-Hospitals und aus eigener Erfahrung geschöpft. Im dortigen Clima würden Weiber öfter verrückt, als Männer. Von 1748 bis zu 1794, also in einem Zeitraum von 46 Jahren, wurden in diese Krankenanstalt 4832 Frauen und 4042 Männer aufgenommen. Mehrere Aufseher von Privatanstalten für Verrückte hätten dieses Resultat bestätigt. Unordnungen, die bey der Menstruation, Niederkunft, Ernährung der Kinder, Statt finden, erklären diese Mehrzahl der Frauen. Von jenen Mengen wurden 1402 Frauen, und 1155 Männer geheilt entlassen. Ueber die Zahl der Rückfälle sey nichts zu bestimmen, denn nicht alle wurden nach Bethlem zurückgebracht, und auch manche, die als Unheilbare aus der Anstalt treten, genesen später.

Von den 389, die in den Jahren 1796 und 1797 aufgenommen wurden, waren 53 schon vorher in diesem Hospital behandelt worden. Von 1784 bis 1794, inclusive, waren 80 Frauen daselbst, die in Folge des Wochenbettes wahnsinnig geworden waren, von denen 50 völlig hergestellt wurden. Diese Entstehungsart der Krankheit sey bey weitem der Heilung am günstigsten. Ein schlimmes Zeichen bey Frauenzimmern sey, wenn sich das Uebel zur Zeit der Regeln verschlimmere, oder diese zu sparsam oder zu reichlich fließen. In einigen Fällen hätte mehrere Jahre angehaltener Wahnsinn nach zur gehörigen Zeit ausgebliebener weiblicher Periode ganz aufgehört. Folgende Tabelle aller von 1784 bis 1794 aufgenommenen Wahnsinnigen, nach ihrem Alter, ihrer Genesung oder Unheilbarkeit, gibt zu viel Aufschluß und Stoff zum Denken, um sie unsern Lesern nicht mitzutheilen.

Alter zwischen	Aufgenommene	Geheilte	Ungeheilt Entlassene
10 und 20 Jahren	113	78	35
20 und 30 —	488	200	288
30 und 40 —	527	180	347
40 und 50 —	362	87	275
50 und 60 —	143	25	118
60 und 70 —	31	4	27
Summe	1664	574	1090

Man sieht, je jünger die Wahnsinnigen sind, desto mehr Hoffnung der Wiederherstellung ist für sie da. Das Alter zwischen 30 und 40 Jahren ist der Geisteszerrüttung am meisten ausgesetzt. Das erhellet auch aus den zehnjährigen Listen des Bicêtre, die Pinel bekannt machte. Erbliche Anlage zu diesem Uebel soll in dieser Lebenszeit am häufigsten

sich entwickeln. Dieses erkläre sich, daß in diesem Alter gewöhnlich die verwickeltern Familiensorgen eintreten, die Charactere eine ernsthaftere Stimmung annehmen, das Laster der Trunkenheit auf seine Höhe steigt, so viele Hoffnungen getäuscht werden. Wahnsinnige, welche schon länger als zwölf Monathe es waren, sind eigentlich der Aufnahme ins Hospital zur förmlichen Cur, die Ein Jahr befassen kann, unfähig, wenn nicht die Committee eine Ausnahme gestattet. Im Laufe der letzten 20 Jahre wurde mit 78 eine solche Ausnahme gemacht, die aber alle ungeheilt blieben, bis auf eine Frau, welche jedoch zwey Mahl rückfällig wurde, und endlich auch als ungeheilt entlassen wurde. Verrückte, welche wüthend sind, genesen in einem größern Verhältnisse, als diejenigen, welche in einen niedergedrückten und melancholischen Zustand versunken sind. Von 100 der ersten Art wurden 62 wieder hergestellt; von derselben Zahl der zweyten Art nur 27. Einige Mahle stellte man diese Berechnung an, und erhielt fast immer dasselbe Resultat, das spätere Erfahrung bewährte. Wenn auf Wuth Melancholie folgt, letztere eine kurze Zeit anhält, und dann wieder in erstere übergeht, so ist sehr wenig Aussicht zur Genesung. Das häufige Abwechseln dieser Zustände ist sehr ungünstig. Nach einem rasenden Anfall von langer Dauer ist es ein hoffnungsvolles Symptom, wenn eine Stumpfheit und Dummheit darauf folgt, der Kranke gern viel schläft, und nach Ruhe sich sehnt. Erhohlt er sich dann allmählich, so verspricht das eine dauernde Genesung. Zwischen Unordnung und Verfall des Verstandes sey zu unterscheiden: jener werde oft abgeholfen, gegen diesen vermöge

die Kunst nichts. Moralische Ursachen machen den Wahnsinn viel unheilbarer, als physische, wenn diese die so genannten entfernten sind. Paralytische Zufälle sind viel häufiger, als man annimmt, Ursache des Wahnsinns, so wie sie auch sehr oft eine Wirkung desselben sind. An halbseitiger Lähmung und Schlagfluß sterben mehr Maniaci, als an irgend einer andern Krankheit. Diese paralytischen Verrückten müssen warm gehalten werden, eine nährende Diät, ein reitzendes Getränk, erhalten. Im Winter leiden sie sehr. Wahnsinn und Epilepsie zusammen lassen sehr selten eine Heilung zu. Alle Schriftsteller stimmen darin überein, den religiösen Wahnsinn als schwer heilbar zu schildern. Mit grosser Wärme und vieler Einsicht spricht der Verf. die religiösen Lehren und Vorschriften, die dem echten Christenthum eigen sind, von dem Vorwurf frey, in Wahnsinn stürzen zu können. Die Anhänger der Englischen Kirche, des Katholicismus und die Quäcker verfielen auch nicht in religiösen Wahnsinn, sondern nur die Methodisten, besonders aus Schuld ihrer ungebildeten, unverständigen, schlecht gearteten Prediger. Wüthende, welche die natürlichen Blattern erhalten, sterben gewöhnlich. Unter der Convalescenz dick werden, ist ein günstiges Zeichen, und läßt hoffen, daß kein Rückfall zu fürchten sey. Werden aber diejenigen fett, welche sich dem Blödsinn nähern, so ist dieser unheilbar. Je mehr System und Methode im Wahnsinn sey, desto mehr Schwierigkeit habe die Cur. — Chap. VII. *Management.* Die Englischen Aerzte rühmten sich keiner besondern Kunst, welche sie als Geheimniß behandeln, auf Wahnsinnige moralisch einzuwirken. Diese Beschuldi-

nung Pinel's sey angerathen. Diejenigen, welche sich das Vermögen zueignen, durch ihr Mienenspiel und Benehmen Wüthende im Zaum halten und bändigen zu können, wagten doch nie, mit solchen Tollen allein zu seyn, wenn diese ihrer Glieder Herr sind. Diesen Versuch zu machen, verweigern sie stets, und so lange glaube der Verf. nicht an ein solches Vermögen. Viele Kranke dieser Art beachten auch nichts, und lassen keine Einwirkung auf sich zu. Harte Strafen, die in Schlägen u. s. w. bestehen, verwirft der Verf. Die Grausamkeit bey Seite gesetzt, so begreiffen Wüthende nicht, warum man sie züchtigt, und sind sie eines solchen Urtheils fähig, so hat man mildere und wirksamere Mittel, ihre Aufführung zu leiten. In der höchsten Heftigkeit des Anfalls müsse man sie allein in einem dunkeln, ruhigen Zimmer lassen, den Reiz des Lichts und der Töne von ihnen entfernt halten. Metallische Fesseln an den Händen zieht der Vf. vor, weil ihre Reibung am wenigsten der Haut schade. Ein Bein müsse angebunden seyn. Die Zwangsweste rühmt er sehr, aber sie reitze und beunruhige oft, vorzüglich in heftigen Anfällen und bey heißem Wetter, wenn alle Bekleidung dem Kranken so zuwider sey. Aus grosser Erfahrung empfiehlt der Verf. die grossen Vortheile eines sanften, wohlwollenden, feinen Benehmens gegen die bey weitem größere Anzahl der Verrückten, welches Zutrauen, Ehrfurcht, Gehorsam, einflöße, und mit Festigkeit und Vorsicht bestehen kann. Durch ein solches Benehmen habe er, ohne die körperlichen Eigenschaften des Ober-Aufsehers vom Bicêtre, nach Pinel's Schilderung, zu besitzen, ohne mit der Stimme donnern, mit den

Augen blitzen zu können, vermochte, 14 Jahre hindurch täglich unter einer einer so grossen Anzahl von Wahnsinnigen sich aufzuhalten, ohne je einen Schlag oder eine persönliche Beleidigung zu erhalten. Er gehe stets allein unter ihnen herum, ohne Beystand und Schutz eines Aufsehers. Wuth bräche nicht plötzlich aus, ihre Anfälle verkündigen sich auf mannigfaltige Weise voraus, und man könne sich also gegen dieselben sichern. Der Anblick derer, die in Absonderung und unter grossem Zwange gehalten werden, mache einen grossen Eindruck auf die andern, die Aeusserungen ihrer Tollheit möglichst zurück zu halten. Die Anwesenheit der Genesenden gewähre grosse Vortheile. Diese haben Interesse, Vertrauen zu ihrer Wiederherstellung und zu sich einzuflössen, beobachten die andern, weisen sie zur Ruhe und Ordnung an, leisten mannigfaltigen Beystand. Der Gewinn sey unberechenbar, den es habe, die Verrückten zu nöthigen, ihre Handlungen in ein System von Regelmässigkeit zu bringen. Wo die Gedanken irre sind, würde man es für unmöglich halten, Ordnung, Zusammenhang, Zweckmässigkeit des Benehmens, zu erzwingen, wenn die Erfahrung nicht lehrte, was Gewohnheit auf Seiten der Kranken, und fester Wille der Aufseher, hier vermöge. In Bethlem sey eine Anzahl von Kranken, deren Denken höchst zerrüttet sey, die aber bey den täglichen Vorfällen sich mit grosser Festigkeit und Angemessenheit betragen, und denen man in einer grossen Ausdehnung vertrauen könne. Nichts verwundet Wahnsinnige so tief, als die Wahrnehmung, daß man sie habe täuschen wollen. Das empört sie mehr, als die höchste Strafe. Aerzte müssen daher nie

stöhr gegen sie seyn. Chap. VIII. *Remedies for insanity.* Blutlassen. Wenn der Kranke kräftiger, vollblütiger Art sey, und sein Uebel von noch nicht langer Dauer: so gewähre Blutlassen die größten Vortheile, und sey das wohlthätigste Mittel, sowohl in Fällen von Melancholie, als von Manie. Dem Aderlassen am Arm zieht der Verf. 6 bis 8 Schröpfköpfe auf den abgeschornen Kopf vor. Hat aber die Wuth schon einige Zeit gedauert, und sind die Kopfbedeckungen schlaff geworden, oder ist Stupidität einem langen Anfall von Heftigkeit gefolgt, so ist die Zeit von Blutentziehung vorüber. 8 bis 16 Unzen Blut könne man, nach Umständen, entziehen, und diese Operation wiederhohlen. Unter mehr als 200 Kranken, denen Ader gelassen wurde, fand sich nur bey 6 eine entzündungsartige Beschaffenheit des Blutes. Nur in wenigen Fällen sah der Verf. Blutspeyen oder Hämorrhoiden der Genesung vorangehen, nie Nasenbluten. Oft verweigern Wahnsinnige, Nahrungsmittel und Arzneyen zu sich zu nehmen. Der Verf. hat eine Maschine erfunden, die hier abgebildet ist, durch welche er sie zum Hinunterschlucken nöthigt. Das bis jetzt hierzu in England angewandte Spouting-boat nennt er the most destructive and devilish engine of this set of apparatus. Abführungsmittel. Lange habe man die Meinung gehabt, Tolle wären besonders zu Verstopfungen geneigt, und höchst schwierig zu purgiren. Aber sie hätten im Gegentheil höchst zarte und reizbare Gedärme, und gewöhnliche Abführungsmittel reichen für sie schon zu. Durchfall und Ruhr sind sehr gewöhnliche Beschwerden im Bethlem-Hospital, und nur durch viele Sorgfalt hat man es dahin

gebracht, daß sie in den letzten Jahren etwas seltener geworden sind. Mit Durchfall stellt sich oft die Genesung des Wahnsinns ein, und zwar, habe man hinreichende Ursache, zu glauben, daß er sehr viel zur Wiederherstellung beygetragen habe. Eine beträchtliche Anzahl von Fällen könne zur Bestätigung dieser Behauptung aufgestellt werden. Noch merkwürdiger sey aber, wie schnell dann die Heilung zu Stande komme. Verrückte haben in manchen Fällen einen hohen Grad von Unempfindlichkeit, so daß sie das Legen von Haarseilen, Spanischen Fliegen und Schröpfköpfen nicht fühlen, und selbst den Urin lange ohne alle Beschwerde sich in der Blase anhäufen lassen. Nicht immer nehme dann der Darmcanal an dieser allgemeinen Unempfindlichkeit Theil. Man finde aber zu Zeiten, daß Magen und Gedärme Wahnsinniger von einer besondern Art von Unthätigkeit leiden. Dann wird alle Nahrung verweigert, bey hartnäckiger Verstopfung; die Zunge ist stark belegt; die Haut hat eine gelbe Farbe; die Augen haben einen glänzenden Schein und einen Ausdruck besonderer Wildheit. Hier sind starke Gaben von Jalappe angezeigt, die nicht häufige Stuhlgänge erregen. Sind die Gedärme endlich hinlänglich gereinigt, so stellt sich der gewöhnliche Appetit wieder ein. Müssen die Tollen eingesperrt gehalten werden, und dürfen nicht der freyen Luft und Bewegung genießen, so wird durch diese Umstände oft Leibesverstopfung veranlaßt, so wie im ersten Uebergang von einer schwelgerischen Diät zu einer strengen. Bey den unheilbaren Kranken, welche Jahre lang im Hospital bleiben, bemerkt man keine Verschlimmerung von der Leibesverstopfung. Aus sehr großer Er-

fahrung sey der Schluß zu ziehen, daß abführende Mittel von dem größten Nutzen und zur Heilung vom Wahnsinn unentbehrlich sind. Brechmittel. Er könne nicht günstig über dieselben urtheilen. In manchen Fällen, selbst nach vorhergegangenem Aderlassen, sah der Verf. in wenigen Stunden einem Brechmittel Zufälle von Lähmung folgen, besonders wenn der Kranke, bey Drang des Blutes nach dem Kopfe, dick war. (Solche Vorfälle, die oft anders zusammenhängen, stimmen einen Practiker nicht selten gegen eine Classe von Mitteln, welche sich sonst als nützlich bewährt.) Von mehreren Jahren sey es im Bethlem-Hospital hergebracht gewesen, in jedem Frühling allen Kranken, die man für heilbar hielt, 4 bis 5 Brechmittel zu reichen. Aus seinen Tagebüchern erhelle nicht, daß diese Praxis besonders wohlthätigen Erfolg gehabt habe. (Im Frühling eine besondere Anzeige zu Brechmitteln zu finden, und sie auf alle noch Heilbare auszudehnen, welcher Unsinn! Man sieht hier, wie leicht jede Hospital-Praxis oberflächlich und seicht wird, und wie wenig oft aus derselben zu folgern ist.) Anderthalb Gran Brechweinstein sey die gewöhnliche Gabe gewesen, die selten verfehlt habe, das gehörige Brechen zu erregen (gegen alle sonstige Erfahrung bey Wahnsinnigen. Aber der Aufenthalt in einem großen, angefüllten Hospital hat oft einen besondern Einfluß auf alle Kranke desselben, welcher den Uebeln einen eigenen Character gibt oder nimmt. Dieser Umstand, der selten gehörig erwogen wird, muß hier zur Erklärung dienen). Die wenigen Versuche, welche man anstellte, Brechweinstein in kleinen Gaben, nur bis zur Uebelkeit, zu rei-

chen, entsprachen der Erwartung nicht. Nur wenn auf diese Weise Durchfälle entstanden, war diese Gebrauchsart heilsam. Manche Tausende Brechmittel habe der Verf. angewendet, ohne ein anderes Resultat zu erhalten. In St. Luke's Hospital, dem größten Krankenhause für Wahnsinnige, sind Brechmittel nicht an der Ordnung des Tages. Man wendet sie daselbst an, um Zufälle zu entfernen, welche sich zu der Geistesverirrung gesellen, hält sie aber nicht für Specifica gegen diese. Heftiger Streit hier, wie an andern Stellen, gegen Cope. Campher. Nur in zehn Fällen wandte der Verf. ihn an. Kaltes Baden. Meistentheils wurden zugleich andere Mittel gebraucht, so daß es schwer war, ein Urtheil zu fällen. In mehreren Fällen traten einige Stunden darauf Zufälle von Lähmungen ein, besonders wenn die Kranken in Wuth und vollblütig waren. Einige Mahle folgte Schwindel, und bey andern ein beträchtlicher Grad von Fieber der Untertauchung. Das plötzliche Begießen mit kaltem Wasser war einige Jahre im Hospital in Gebrauch; besondern Vortheil gewährte es nicht. In den letzten Zeiträumen der Krankheit, wenn die Constitution durch ausleerende Mittel schon heruntergebracht sey, scheine ihm diese Art von Bad noch am wohlthätigsten. Spanische Fliegen wurden ohne beträchtlichen Nutzen auf den Kopf gelegt; sie leisten aber, auf die Beine gelegt, viel bey schon eine Zeit lang Statt gefundener Wuth, gegen welche schon Abführungsmittel gebraucht wurden. Den Mohnsaft sah der Verfasser nur nachtheilig wirken.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 19. August 1811.

Leipzig.

Die Leipziger Messe hat uns ein Hauptbuch für alte Litteratur und Naturgeschichte gebracht, unerwartet für unsere Zeiten und die Lage des Buchhandels: Aristotelis de animalibus historiae libri X. graece et latine. Textum recensuit, Jul. Caes. Scaligeri versionem diligenter recognovit, commentarium amplissimum indicesque locupletissimos adjecit *Jo. Gottlob. Schneider*, Saxo. Tomus I ... IV. In bibliopolio Hahniano, ex officina Tauchnitiana. Es gehörte eine sehr solide Buchhandlung dazu, um einen Aufwand dieser Art zu bestreiten, ein Verleger von einer liberalen Denkart, der seine Ehre darin setzte, gute und nützliche Bücher zu drucken, dabey in den Umständen war, daß er nicht gleich in der nächsten Messe den ganzen Vortheil einernten wollte: und diesen vom Thomas Fritsch ererbten Ruhm hat die Fritschische Buchhandlung behauptet, und sich dadurch eine dauernde Achtung, und selbst das Zutrauen der Gelehrten des Zeitlaufs, erworben.

Da der Verlag nun das Eigenthum einer andern rüstigen, thätigen Buchhandlung geworden ist: so läßt sich nicht zweifeln, ein solches classisches Werk, wie das gegenwärtige ist, werde nicht nur seinen Weg machen, sondern auch so verbreitet werden, daß die gelehrten Studien den zu erwartenden Nutzen wirklich daraus ziehen. — Eine Unternehmung dieser Art verdiente, daß man ein Wort vom Verleger gedachte.

Eine neue, critische und wissenschaftlich bearbeitete, Ausgabe der Aristotelischen Thiergeschichte war ein Wunsch von Sachkundigen und Sprachgelehrten seit langer Zeit her; Camus hatte durch seine Uebersetzung viel geleistet; aber eine Ausgabe des Originals so zu liefern, wie wir sie nun erhalten haben, erforderte eine Vereinigung von Studien in einem Humanisten, wie sie unser Schneider besitzt. Früher hatte er sich mit Griechischen Classikern, in Beziehung auf Sprache, Grammatik und Critik, beschäftigt; aber er ging weiter vorwärts, machte einen wissenschaftlichen Gebrauch davon, und wandte sie vorzüglich zur Naturgeschichte an, um unserm Deutschland einst ein zweyter Conrad Gesner zu werden. Wie er sich von langer Zeit dazu vorbereitet hat, lasen wir an einer Stelle p. XX, XXI, der Vorrede. Glücklicher Weise gingen seine mühevollen Studien einem Zeitalter voran, in welchem Naturgeschichte ein Lieblingsstudium geworden ist, und der Gebrauch der alten Nachrichten des Aristoteles vor allen Dingen einen berichtigten Text der Erzählung zur genauern Prüfung erfordert. Dem bessern Gebrauch des Aristotelischen Werks und der genaueren Kunde der ausländischen Thierkenntniß ist also durch diese neue Ausgabe gar sehr geholfen.

Den ganzen Werth im Einzelnen zu zeigen, sind weder unsere Blätter, noch die Kräfte und Verhältnisse des Recensenten, angemessen; es gehörte auch ein langes Studium dazu; derjenige Gelehrte, dem das Buch zugeeignet ist, wird das Verdienst leichter einsehen. Hier können wir bloß die Einrichtung unsern Lesern bekannt machen. Das Griechische Original füllt den ersten Band aus S. 1 . . . 512, in einem schönen, richtigen und deutlichen Druck; dann folgt ein zoologisches Wörterbuch, unter dem Titel: Index nominum graecorum et latinorum animalium, herbarum, metallorum, quibus vel ipse Aristoteles usus est, vel interpretes ejus, Plinius, Theodorus Gaza, et Jul. Caes. Scaliger; deinde scriptorum quorum testimonio philosophus usus est, personarum memoratarum, populorum, regionum, urbium et locorum. Die Griechischen Worte sind mit vielen Erklärungen begleitet. Voraus aber gehen noch in diesem ersten Bande, und stehen voran, die Epimetra S. XXI . . . CL, von welchen wir weiter hin einzeln Nachricht geben werden.

Im zweyten Bande folgt die Lateinische Uebersetzung Jul. Cäsar Scaliger's; aber von Hrn. Schneider neu durchgesehen, und nach dem verbesserten Griechischen Text selbst verbessert. Die bisher beybehaltene Uebersetzung von Theodor Gaza ist, wie sie es längst verdiente, ganz entfernt worden; zahllose Irrthümer in der Naturgeschichte, sagt Hr. S., sind aus der Uebersetzung des Gaza geflossen, und haben selbst den Ruhm des Aristoteles verdunkelt. In einem Aristotelischen Buche hat eine gute Uebersetzung einen ganz andern Werth, als in andern Schriftstellern, denn sie wird zugleich Sacherklärung; die Thiergeschichte zumahl; sie

wird auch mehr gebraucht, und im wissenschaftlichen Verkehr pflegt man sich darauf noch mehr, als auf das Original, zu berufen. Jedoch für das zehnte Buch, welches dem Aristoteles, wie es sich auch aus dem Inhalte erweiset, irrig beygelegt wird, da es nicht von Thieren, sondern von den Hindernissen der Erzeugung handelt, ist die alte Uebersetzung vom Albertus Magnus beybehalten; ihm ist beygefügt, das 21. Buch desselben, de perfectis et imperfectis, et caussa perfectionis et imperfectionis. Tractatus I. de gradibus perfectorum et imperfectorum animalium c. 1 ... 9. das mit beachtungswürdigem Beobachtungsgeist geschrieben ist.

Die andern beiden Bände sind den Anmerkungen zur Thiergeschichte gewidmet. Adnotationes von denen die ersten acht Bücher den dritten Band füllen, auf 690 S., und im vierten Bande, S. 1 ... 586, folgen noch: Adnotationes ad librum IX. von S. 1 ... 261, das reichlich ausgestattete Buch; von da an für das unechte zehnte Buch Anmerkungen bis S. 278. Neue schätzenswürdige Bemerkungen, Verbesserungen und Erläuterungen sind hierauf von S. 279 ... 530 beygefügt, unter der Aufschrift: Curae posteriores, worin vorzüglich mehr Gebrauch von Scaliger's Anmerkungen gemacht ist; warum Hr. Schn. auf Scaliger's Commentarios weniger Werth legte, und wie er sie brauchte, erklärt Hr. Schn. selbst, in der Vorrede p. V, VI. Sie gehen über alle zehn Bücher, mit noch einigen Blättern (bis 537) Auctarium über I ... III. Buch; worauf von S. 538 ... 586 den Schluß machen: Index auctorum quorum loca in adnotationibus vel emendantur aut defenduntur, vel explicantur, vel

censentur; Index graecus in adnotationes; Index latinus et rerum in adnotationes.

Es versteht sich, daß alle die gedruckten Hülfsmittel von Hrn. S. gekannt und gebraucht worden sind; was Conrad Gesner erläutert und verbessert, und was Fr. Sylburg noch von andern Gelehrten Bemerktes ausgezeichnet und beygebracht hat, ist vollständig eingewebt. Daß er dem Commentar von Camus sein völliges Lob gibt, versteht sich; er rühmt den aus demselben sowohl, als aus den Notices et Extraits des Mss. de la Bibliothèque nat. To. V. gesammelten Stoff von Lesarten und Verbesserungen für den critischen Theil der Arbeit. Ueber den Titel des Werks, den er beybehalten hat, erklärt sich Hr. S. ausführlich S. IX f., so auch über die verschiedenen Angaben von Zahl und Folge der neun Bücher, theils von der ersten Sammlung her, theils durch Schuld der Abschreiber; auch die Epitomae, unter denen eine vom Aristophanes von Byzanz, dem Grammatiker, selbst verfertigt war; so wie andere, welche Excerpte aus dem Aristoteles gemacht hatten, Manches beygetragen haben: diese wurden häufiger gelesen, als Aristoteles selbst; Hr. S. urtheilt ein Gleiches vom Plinius, daß er weniger ihn, als vielmehr die Excerptoren, vor Augen gehabt habe. S. XVIII.

Nun bleibt noch ein vorzüglicher Theil des Werks und der Verdienste des Herausgebers anzuzeigen, übrig: die Epimetra. Voran stehen aber noch S. XXV ... XXXVII Notizen von den Handschriften, sowohl des Griechischen Textes, als der Lateinischen Uebersetzungen, welche Camus und er selbst bey der neuen Recension des Griechischen Textes gebraucht haben; schon als litterärisch im Allgemeinen betrachtet, ein wichtiges Hauptstück.

besonders in Ansehung der alten Lateinischen Uebersetzungen. Die von Michael Scotus aus dem Arabischen verfertigte Uebersetzung fand Hr. S. nicht so wichtig. — Mehreren Spuren zufolge, seyen viele falsche und erdichtete Nachrichten von Thieren unter den Arabern aus den Arabischen Uebersetzungen des Aristoteles geflossen. S. XXII . . . Epimetrum I. von den litterärischen Hülfsmitteln und Geldsunterstützungen, mit welchen Aristoteles versehen gewesen war, oder gewesen seyn soll, seine Thiergeschichte schreiben zu können. Unter den litterärischen Hülfsmitteln ist Herodot, wie aus der Stelle vom Crocodil erwiesen wird. Von Nachrichten aus Oberasien und Indien, die durch Alexanders Feldzüge dem Aristoteles zugekommen seyn könnten, hat Hr. S. keine Spur gefunden (S. XL). — Die dem Aristoteles von Philipp oder vom Alexander gewährte Unterstützung zur Zoognosie hat große Unbestimmtheit, und die Summe ist allem Ansehen nach übertrieben (S. XLII . . . XLVI). Vergessen muß aber nicht werden, daß, außer der Thiergeschichte, Aristoteles noch mehr zur Zoologie und Zootomie gehörige Schriften hinterließ, deren Nahmen sich erhalten haben (S. XLVII). Woher er die Naturkunde von der Lebensweise der Fische unter dem Meere erhalten konnte, wird gut erläutert S. XLVIII f. aus dem Fischerleben jener Zeit, dem großen Fischhandel, und der Eßlust der Griechen von Fischen; woher die verschiedenen Gedichte entstanden waren seit Epicharmus, in welche die Zubereitung mit Naturgeschichte vereinigt war: dieß macht ein eignes Hauptstück in der Litterärgeschichte aus, welches Hr. S. beybringt und ergänzt; das Meiste davon hat uns Athenäus erhalten. Unter andern ist der berühmteste Archestratus, dessen Gedicht, Ἡδυπά-

nia, Ennius übersetzt hatte. Von jenen andern macht uns Hr. S. die erfreuliche Hoffnung, eine Sammlung der Fragmente selbst zu besorgen (S. LIII, LIV), worunter auch eine neue Bearbeitung der Fragmente aus Xenocrates de alimento ex aquatilibus begriffen seyn wird. Gegenwärtig aber erfreuet er uns durch eine critische und erläuterte Sammlung der Fragmente aus Archestratus S. LV ... LXXV. Ἀρχεστράτου Συρακουσίου, ἢ Γελῴου, Ἡδυπάθεια, ἢ, ὡς ἄλλοι, Δειπνολογία. — Epimetrum II. S. XCVI ... C de fatis librorum Aristotelicorum post mortem Theophrasti usque ad tempora Syllae. Die Schicksale der Nachlassenschaft der Bücher des Aristoteles und Theophrasts sind in neuern Zeiten mehrmahls wieder in Andenken gebracht worden; hier wird die classische Stelle im Strabo genauer geprüft. Wenn die Schriften des Aristoteles und Theophrasts durch das Verborgen unter der Erde gelitten haben: so kann das nur die esoterischen Schriften betroffen haben, nicht die exoterischen; also auch die Bücher von der Thiergeschichte nicht. Hr. S. entdeckt der Schwierigkeiten und der Widersprüche mehrere in der Erzählung, mit Vergleichung der Stellen Plutarchs und Athenäus von eben der Sache. — Epimetrum III. de librorum Aristotelicorum, praecipue physicorum, descriptione et ordine. S. XCIV ... CXXV. Ein verwickelter und schwieriger Gegenstand, da die Ordnung und Verzeichnisse der Aristotelischen Schriften von Andronicus Rhodius, Ptolemäus, Adrastus, verloren gegangen sind, und es sich auch nicht aufs Reine bringen läßt, welche recension oder Anordnung der Aristotelischen Schriften auf uns gekommen ist. Wir müssen uns dabey be-

ruhigen, daß hier und da Worte von Aristoteles angeführt werden, in welchen sich auf eine frühere Schrift bezogen wird. Wie er die Folge der naturhistorischen Schriften am wahrscheinlichsten ordnet, muß S. CXX f. nachgesehen werden. — Endlich Epimetrum IV: de fratre Guilelmo de Moerbeka, auctore versionis operum Aristotelis, et praecipue librorum X. historiae de animalibus e Graeco, saeculo XIII. factae ejusque scriptis. S. CXXVI . . . CL. Daß im XIII. Jahrhundert, vor oder zur Zeit des Thomas von Aquino, eine aus dem Griechischen verfertigte Lateinische Uebersetzung vorhanden gewesen ist, läßt sich nicht bezweifeln. Nun ist von den Büchern der Thiergeschichte noch eine alte Lateinische Uebersetzung nach dem Griechischen vorhanden: Aber wer der Verfasser sey, war streitig. Ungeachtet kein ausdrückliches historisches Zeugniß noch aufgefunden ist, hält und macht es Hr. S. doch wahrscheinlich, daß es ein gewisser Guilelmus de Moerbecka aus Brabant gewesen sey, welcher entweder alle oder einzelne Bücher des Aristoteles übersetzt haben soll, und Theodorus Gaza bezeugt ausdrücklich, daß Guilelmus Theophrasts Pflanzengeschichte übersetzt habe. — Eine Anführung von mehreren Gelehrten im XII. und XIII. Jahrhundert, die, was man sonst nicht weiß, des Griechischen kundig waren, so wie auch vom liber de rerum natura, aus welchem Vincentius Bellovacensis im Speculum naturae viele Stellen eingereihet hat. S. CXCVI. — Alles, Früchte von einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 22. August 1811.

Jena.

In der academischen Buchhandlung: Allgemeine Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften. Von Carl Christian Erh. Schmid, herzogl. Sachsen-Gothaischem Kirchenrathe, Doctor und Professor der Theologie und Philosophie zu Jena, auch Doctor der Medicin. 1810. 239 Seiten in Quart.

Unter den verschiedenen Versuchen, das Ganze der menschlichen Wissenschaften in einem summarischen Abrisse zu umfassen, ist dieser neueste einer der vorzüglicheren. Welchem Gesichtspuncte der geschätzte Verfasser folgte, können wir nicht besser, als mit seinen eigenen Worten (s. die Vorrede) sagen. Er wollte nicht nur eine wissenschaftliche Ansicht der menschlichen Wissenschaften überhaupt, und aller besondern Wissenschaften im Verhältnisse zu ihrem Ganzen, gewähren; sondern mit dieser Ansicht wollte er zugleich die Idee des wissenschaftlichen Studiums wahr und würdig enthüllen; alles Beschränkte, Niedrige und Klein-

liche, das dieses Nahmens sich anmaßt, in seiner Unwürdigkeit darstellen; dazu mitwirken, daß mehr Universalität und Einheit, mehr freyー menschlicher Geist und edler Sinn, überhaupt mehr idealisches Streben, nicht nur in den Studirenden selbst, sondern auch in allen Handlungen der Menschen und in allen Anstalten des Staats zur Weckung und Leitung wissenschaftlicher Thätigkeiten wirksam werde. Ein Buch, in diesem Geiste entworfen, verdient Achtung, auch wo die Ausführung verfehlt erscheint. In der Einleitung werden die allgemeinen Begriffe von Encyclopädie und Methodologie entwickelt, und eine hinreichende Anzahl dahin gehörender Schriften nachgewiesen. Das Werk selbst hat zwey Haupttheile, die generelle Encyclopädie und Methodologie, und die specielle. Auf die generelle ist mit Recht nicht weniger Fleiß verwendet, als auf die specielle, damit der Hauptzweck, die Wissenschaften als ein Ganzes darzustellen, und für ihre so oft verkannte Einheit zu interessiren, gehörig erreicht werde. Aber hier zeigt sich auch sogleich der Stein des Anstoßes für alle Versuche dieser Art. Jene Einheit der Wissenschaften läßt sich nicht anders, als philosophisch, erkennen. Nach der Ansicht, die man von der Philosophie, als Wissenschaft, hat, richten sich nicht nur unsre Vorstellungen vom absoluten, oder relativen Werthe unsers Wissens; auch die Zerlegung des Wissens überhaupt in ein System von Wissenschaften fällt verschieden aus, je nachdem man einem andern Systeme der Philosophie folgt; und der allgemeine Begriff des Wissens selbst ändert seine Bedeutung mit seiner Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von gewissen Systemen. Hier bleibt nun einmahl dem Philo-

sophen nichts übrig, als, entweder seinem Systeme, d. i. demjenigen, das er für das wahre hält, zu folgen, oder, auf alle philosophische Behandlung der allgemeinen Encyclopädie und Methodologie Verzicht thun. Niemand, wer nicht ein Knecht der Schule ist, wird dem Verfasser einen Vorwurf darüber machen, daß er das System, zu dem er selbst sich bekennt, in der Hauptsache das Kantische, auch bey dieser Gelegenheit geltend zu machen sich bestrebt. Aber wer nun kein Kantianer ist, wird nicht nur den Theil der Encyclopädie nicht unterschreiben, der sich in diesem Werke mit der eigentlichen Philosophie beschäftigt; er wird auch in allem demjenigen nicht mit dem Verf. übereinstimmen, was über den Zusammenhang und die ursprüngliche Verschiedenheit der Wissenschaften nur nach Kantischen Principien behauptet werden kann. Der Nutzen solcher Encyclopädien auf Universitäten wird also immer nur darin bestehen, daß sie den denkenden Geist gewöhnen, nach irgend einem System der Philosophie das Ganze des menschlichen Wissens zu überschauen und zu ordnen. Noch einen Stein des Anstoßes für solche Versuche möchte Mancher in dem Begriffe des absoluten Wissens erblicken, das von einigen philosophirenden Köpfen für das einzig wahre im philosophischen Sinne ausgegeben, von andern überhaupt nicht anerkannt wird. Trefflich unterscheidet der Verf. sogleich zu Anfange des generellen Theils seiner Encyclopädie die Wissenschaft in der Idee, oder als Ideal, von der Wissenschaft in der menschlichen Wirklichkeit unter ihren empirischen Bedingungen und Einschränkungen. Völlig einverstanden ist der Rec. mit dem Verf. über diesen Punct. Aber was werden Andere dazu sagen? Soll der Anfänger auf Glauben annehmen, was der Verf.

kategorisch, und doch ohne philosophischen Beweis, an dieser Stelle ausspricht, daß es für den Menschen keine absolute Wissenschaft gebe und geben könne? Nur gar zu wahr ist, was der Verf. bey dieser Gelegenheit gegen die neueste Zeitphilosophie der Deutschen, nicht ohne Eifer, bemerkt, daß zwar die gründlichste und tiefste Metaphysik, welche die Grenzen des menschlichen Wissens erreicht und anerkennt, keiner neueren Nation so gelungen, wie der Deutschen; daß aber dafür auch keine andere Nation die Thorheit einer verirrten Speculation so weit getrieben, und die wilden Spiele einer zügellosen Phantasie so auffallend mit nothwendigen Anschauungen und reellen Begriffen verwechselt habe, wie die Deutsche. Gleichwohl möchten wir dieß den jungen Leuten, die, wie alle junge Leute, das Neueste lieben und gern die Mode mitmachen, da nicht sagen, wo wir es ihnen nicht beweisen können. — In der generellen Methodologie, wo die verschiedenen Arten des Studirens erläutert werden, theilt der Verf. auch seine Gedanken über Schulen und Universitäten mit. Er ist der Meinung, daß auch auf den gelehrten Schulen, die keine Universitäten sind, keine Wissenschaft, am wenigsten Philosophie, als höchste Wissenschaft, gelehrt, desto mehr aber der Schüler durch Vorübungen und Unterricht in den Vorkenntnissen auf den eigentlich wissenschaftlichen Unterricht, der ihn auf der Universität erwartet, vorbereitet werden solle. Zu den Vortheilen unsrer Deutschen Universitäten zählt er auch das freye und fröhliche Zusammenleben junger Männer von mancherley Naturell und Beruf, damit die Universität auch Vorschule des menschlichen Lebens werde. — Die durchgeführte Zusammenstellung der materiellen Vollkommenheit der Wissenschaften mit der formali-

len kömmt der systematischen Genauigkeit, mit welcher der Verf. den allgemeinen Theil seiner Encyclopädie und Methodologie abhandelt, sehr zu statten. Aber besondere Hindernisse gab es wieder zu Anfange des speciellen Theils zu überwinden. Denn nach welchen sicheren, nicht auf Glauben angenommenen, Principien sollen die Wissenschaften classificirt werden? Sorgfältig unterscheidet der Verf. die drey möglichen Eintheilungsgründe; die rein objectiven, nach der wesentlichen Verschiedenheit des Objects; die rein subjectiven, nach der Verschiedenheit der Erkenntnißart; und die objectiv-subjectiven, durch Vereinigung beider Gesichtspuncte. Aber in der tabellarischen Ausführung dieser drey Theilungsbegriffe nach der Vorstellungsart des Verf. zeigt sich schon ein herrschender Kantianismus. Daher seine Unterscheidungen des Rationellen von dem Empirischen u. s. w. Daher auch hier der Gegensatz einer Metaphysik der Natur und einer Metaphysik der Sitten, doch mit dem Zusatze einer Metaphysik des All. Ueberhaupt möchte des Verfassers Classification der Wissenschaften noch manchen Widerspruch finden. Zu den positiven Wissenschaften wird vom Verfasser neben die positive Theologie und Jurisprudenz die Philologie gestellt. Die Theorie der Redekünste ist der practischen Philologie untergeordnet, und jene Theorie selbst ist eingetheilt in Stylistik, Rhetorik und — Poetik. Die Stylistik soll zum Gegenstande haben die Kunst, bloß zu lehren; die Rhetorik soll sich beschäftigen mit der Kunst, zu bewegen; und die Poetik soll die Kunst, bildend zu erfreuen, abhandeln. Was uns aber in der Classification der Wissenschaften nach der Vereinigung der subjecti-

den Eintheilungsgründe mit den objectiven bey dem Verfasser am meisten befremdete, ist der Mangel eines bestimmten Platzes für die Philosophie unter diesem Titel. Vorher hatte doch der Verfasser die Philosophie die Mutter der Wissenschaften genannt. Hier erscheint sie nun wie zerstückelt unter andern Rubriken, wenn gleich in der Ausführung wieder hergestellt unter dem Nahmen Metaphysik. Alle menschlichen Wissenschaften werden zuerst in Vernunftwissenschaften und empirische Wissenschaften eingetheilt. Die Vernunftwissenschaften sollen seyn bloß formale, oder materiale. Unter jene ordnet der Verfasser die reine Mathematik und die reine Logik. Materiale Vernunftwissenschaft heißt bey ihm die Metaphysik, die er weiter abtheilt in Metaphysik der Natur, der Sitten, und des All. Hier tritt also die Metaphysik an die Stelle der Philosophie überhaupt, und der ganze practische Theil der Philosophie, die Moral und das Naturrecht, ist zu einer Unterabtheilung der Metaphysik der Sitten geworden. Wenn man nun auch dem Verfasser die Freyheit einräumt, sich der Wörter Philosophie und Metaphysik als bloßer Synonyme zu bedienen, so wird doch nicht leicht Jemand außerhalb der Kantischen Schule mit ihm einverstanden darüber seyn, daß die practische Philosophie, die, als solche, nur gebietet und verbietet, in ihrem ganzen Umfange einerley sey mit der Metaphysik der Sitten, durch welche die übersinnliche Realität des Sittlichen im Menschen erkannt und gesichert wird. Selbst nicht einmahl alle Kantianer scheinen Kant's Idee einer Metaphysik der Natur und der Sitten so zu erklären, als ob dadurch der Unterschied zwischen theoreti-

scher und practischer Philosophie in andern und älteren Bedeutungen aufgehoben werden sollte. Schwerlich war auch Kant's Meinung, den formalen Theil seiner Philosophie in ein solches Verhältniß zu dem realen zu stellen, den er Metaphysik der Natur und der Sitten nannte, daß die Critik der reinen, und zum Theil auch der practisch=formalen, Vernunft noch nicht selbst Philosophie, sondern nur, wie nach dem Verfasser (S. 127), Untersuchung der Principien seyn sollte, durch welche philosophische Erkenntniß möglich wird. Wie der Verfasser nun gar unter die Metaphysik des All, die er der Kantischen Metaphysik der Natur und der Sitten hinzufügt, die Aesthetik aufnehmen, und wie er weiter die Teleologie als zweyten Theil der Metaphysik des All, der Aesthetik gegen über stellen kann, ist schwer zu begreifen, auch wenn man sich an Kant's Critik der Urtheilskraft erinnert, wo die Aesthetik an die Teleologie geknüpft ist, weil Kant die Idee des Schönen auf den formalen Begriff der Zweckmäßigkeit zurückführen zu können glaubte. Die philosophische Religionslehre finden wir an eben dieser Stelle vom Verfasser als Ethikotheologie oder absolute Teleologie untergebracht, und doch wieder in theoretische und practische Theologie eingetheilt. Um indessen auch andere Wissenschaften unterzubringen, die man sonst zu den philosophischen zählte, fügt der Verfasser die Rubrik, angewandte Philosophie, hinzu. Unter diese Rubrik stellt er die empirische Physik und Psychologie; die angewandte Moral und die Philosophie der äußern Gesetzgebung; und endlich die Philosophie der

schönen Künste zugleich mit der Organomie und der Critik der empirischen Religionsformen. Wir überlassen unsern Lesern, über diese ungewöhnlichen Trennungen und Zusammenstellungen nach ihrer eigenen Ansicht der philosophischen Wissenschaften zu urtheilen. Nach der Pädagogik und der Politik sahen wir uns um: Wir fanden sie ganz getrennt von der Philosophie, auch von der angewandten, unter den empirischen Wissenschaften, und zwar unter denjenigen, welche der Verfasser pragmatische nennt, nachdem er die empirischen Wissenschaften überhaupt in historische und systematische, und die systematischen wieder in natürliche und positive abgetheilt hat. Die angewandte Moral, Aesthetik und Religionslehre, die vorher als angewandte Philosophie vorläufig aufgeführt waren, werden nun unter den systematisch-empirischen Wissenschaften vom Verfasser abgehandelt. — Doch wir dürfen über diese Systematik der Wissenschaften weiter kein Gutachten mittheilen, wenn wir nicht die Grenzen dieser Blätter überschreiten wollen. Eben diese Grenzen erlauben uns auch nicht, einen vollständigen Abriß von der Organisation oder Architectonik jeder Wissenschaft nach des Verfassers Ansicht zu geben. Die Sprache könnte wohl hier und da etwas bestimmter seyn, z. B. S. 18, wo gesagt wird: "Die absolute Wissenschaft oder die Wissenschaft als Ideal ist die absolut vollkommenste Erkenntniß, das ist, die absolut vollkommenste Erkenntnißart des absolut vollkommenen Objects, oder die absolute Einheit aller Erkenntniß".

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 24. August 1811.

Livorno.

Sulla Musica da Chiesa. Memoria di *Gian. Paolo Schulthesius.* In den Schriften der Accademia italiana etc. zu Livorno. T. I. P. II. S. 837 (oben zu Stück 119 S. 1177 und 1184).

Kirchenmusik ist (wenigstens in der protestantischen Christenheit) beynahe ganz verloren, oder doch wenigstens sehr ausgeartet. Desto verdienstlicher ist es, einen so würdigen und so wichtigen Gegenstand in unsern Zeiten, wo man kaum hoffen darf, von Einigen, noch weniger von Vielen, gehört zu werden, dennoch zur Sprache zu bringen. Der Verfasser ist ein Geistlicher, der es fühlt, wie viel eine gute Kirchenmusik zur Erbauung und zur Feyerlichkeit des Gottesdienstes beytragen kann; der es auch weiß, wie sehr sich seine protestantischen Collegen durch Vernachlässigung dieses Erbauungsmittels ihre eigene Sache verdorben haben. So weit wir die Geschichte der Religionen, mit der ihnen vorgeschriebenen Art der äußern Gottesverehrung, kennen, hat stets die Musik den größten Antheil daran genommen, die Gemüther

zu ihnen hingezogen, sie dafür belebt, und dadurch nicht nur zu ihrer ersten Einführung und Verbreitung, sondern auch, nachdem sie ausarteten, zu ihrer Wiederherstellung die wichtigsten Dienste geleistet. Ausgemacht ist es, daß eine Kunst, die ganz Sprache oder Ausdruck des Gemüths ist, in einer Angelegenheit, die, wie Religion und öffentliche Gottesverehrung, ebenfalls für das Gemüth gehört, keine unbedeutende Nebenrolle weder spielen kann, noch darf. Der öffentliche Gottesdienst wird durch den Verlust einer seiner schönsten Zierden und eines seiner kräftigsten Erbauungsmittel zu kalt und zu unfeyerlich. Leere Kirchen sind die Folge davon. Was für Folgen aus dieser nun weiter entstehen, überlassen wir Andern, zu berechnen.

Rec. freut sich, in dem Verfasser des vorliegenden Aufsatzes einen Deutschen zu finden, der seinen Landsleuten in Rücksicht gründlicher Ansicht und Behandlung seines Gegenstandes Ehre macht, und von dieser schätzbaren Eigenschaft durch ein vierzigjähriges Leben im Auslande nichts verloren zu haben scheint. Er will nicht bloß Musik überhaupt in der Kirche haben, sondern lediglich diejenige, die dahin gehört, die dem Zweck der Kirche nur allein angemessen ist. Zu dem Ende unterscheidet er die so genannten musicalischen Schreibarten, und bestimmt mit großer Genauigkeit, welche von ihnen ausschließlich in die Kirche gehöre. In Zeiten, wie die unsrigen sind, wo die Componisten Kirchen- und Operetten-Compositionen mit einer und derselben Feder schreiben, wo man kaum merken kann, wenn es nicht durch das Locale (nähmlich den Tempel oder das Schauspielhaus) geschieht, was für Gott oder den rohen Haufen gehören soll, sind solche Unterscheidungen, von denen man nichts

mehr weiß und wissen will, sehr nothwendig. Sie sollten dem musicalischen Volke nicht einmahl so höflich, wie es der Verf. thut, sondern recht stark und kräftig, in die Ohren getrompetet werden. — Außer den gewöhnlich angenommenen Schreibarten, nähmlich der Kirchen-, Theater- und Kammer-Schreibart, glaubt der Verf., könne man noch zwey andere, nähmlich die Jagd- und Kriegs-Musik, annehmen. Rec. möchte diesen beiden Musikgattungen nicht gern die Ehre besonderer Schreibarten zugestehen. Sie enthalten in sich nur das Niedrigste, was in der Kammer- und Theater-Schreibart enthalten, und für den besondern Gebrauch der Jagd und des Kriegs davon abgezogen ist. Es sind nur gewisse Formeln, die in der Jagd und im Kriege als Signale gebraucht werden; ein Dienst, den in einem Falle der halbe Mond, und im andern eine Anzahl von Trommeln, besser, als die wirkliche Musik, verrichten kann. Weit eher ließe sich eine besondere Schreibart für die Tanzmusik annehmen, die, zwar nicht im bloß gesellschaftlichen Tanz, sondern in der höhern characteristischen Tanzkunst, gar großer Mannigfaltigkeit fähig ist, folglich sich auch weit mehr zu einer besondern Schreibart eignet. Die Alten, bey welchen die höhere Tanzkunst in weit größerer Achtung stand, als der bloß gymnastische Tanz, haben daher selbst in ihren musicalischen Lehrbüchern schon eine besondere hyporchematische Schreibart angenommen. Wenn wir aber auch dieser höheren Tanzkunst den Ausdruck und die Darstellung aller möglichen menschlichen Gefühle zugeben wollen, so liegen die musicalischen Mittel dazu doch ebenfalls schon in der theatralischen und der Kammer-Schreibart, folglich würde auch hier kein wesentlicher Unterschied Statt

stehen, und durch diese erweiterte Classification der Schreibarten nichts gewonnen werden.

Die Erinnerungen und Behauptungen über das Eigene des Kirchenstyls bekräftigt der Verf. mit Zeugnissen mehrerer Schriftsteller aus Deutschland, Frankreich und Italien. Es finden sich darunter einige, die einander sehr widersprechen. So sagt z. B. Gretry: ein Kirchen-Componist sey sehr glücklich, daß er sich aller möglichen Reichthümer des Contrapuncts bedienen könne, deren Gebrauch das Theater selten erlaube; der unbestimmte Ausdruck einer Musik (expression vague) habe einen weit magischeren Reiz, als der bestimmte (Musique declamée), und müsse deßfalls hauptsächlich zu geistlichen Texten angewendet werden; der Kirchen-Componist müsse sich der metaphysischen musicalischen Sprache (de la Metaphysique du langage musical) bedienen. Alles sehr wahr, und gut gesagt! Aber ein anderer, ein Professor und Capellmeister, Gervasoni, sagt: Man müsse sich in der Kirchen-Schreibart nach dem gangbaren Geschmack (Gusto corrente) richten, und ihm so viel Würde und Heiligkeit beyfügen, als möglich, um nicht in das Gemeine zu fallen; man sollte stets der Empfindung folgen, oft auch dem Klang der Worte; wenn der Musiker nicht solchen Vorschriften folge, so könne seine Musik zu jedem andern Texte gebraucht werden, wie die Recepte der Marktschreyer für jede Krankheit. Rec. gesteht, daß er dieser Meinung, besonders dem Gusto corrente, keinen Geschmack abgewinnen kann. Was ist der Gusto corrente anders, als der leibhafte Modegeschmack? Der ewig bleibende Geschmack der Natur, und zwar der erkannten höhern, veredelten Natur, gehört in die Kirche, und kein anderer; nicht ein solcher, dem man erst Etwas beyfügen muß, um

ihm einen Schein des Edeln zu geben. Er muß ursprünglich edel empfunden, gedacht und ausgeführt werden. Er würde sonst ein Mischmasch ungleichartiger, nicht zusammen gehöriger, Ausdrücke seyn. — Manche andere Meinungen der angeführten Zeugen lassen wir unberührt, um nicht weitläuftig zu werden. Es finden sich einige sehr gut gesagte darunter, denen man es augenblicklich ansieht, daß ihre Urheber verstanden, was sie sagten, und ihrer Sache völlig kundig waren. Das bekannte Urtheil Rousseau's über die polyphonische Musik überhaupt, und besonders über die Fuge, wird nach Verdienst gewürdigt. Der Schluß dieser Würdigung lautet so: La Musica non conosce in Rousseau che un dilettante, e se egli ha preteso di avvilire la fuga, tacciandola di pedanteria, noi non siamo tenuti far gran caso di sue parole, ma convien credere piutosto che essa non fosse al suo genio confacente.

Der Verfasser gedenkt in der Folge auch über die Theater- und Kammermusik ähnliche Aufsätze, vermuthlich ebenfalls in den Schriften der Accademia italiana etc., zu liefern, denen gewiß Kunstfreunde, bey welchen richtige Ansicht, genaue Unterscheidung, und überhaupt gute Ordnung in den Kunstgattungen etwas gilt, mit Verlangen entgegen sehen werden. Forkel.

Duisburg und Essen.

Philalethia. Eine Zeitschrift für Lehrer und nachdenkende Freunde der Religion. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. Joh. Wilhelm Reche, evangelisch-Lutherischem Prediger zu Mülheim am Rhein. — Bey Bädeker und Kürzel, Universitäts-Buchhändler,

1811. Octav. Diese Zeitschrift ist als Fortsetzung der vom Hrn. Natorp, nunmehrigen Ober-Consistorialrath zu Potsdam, herausgegebenen sehr beliebten Quartalschrift für Religionslehrer angekündigt. Es sind bereits drey Hefte als erster Band davon erschienen. Der Plan ist nunmehr dahin erweitert, daß nicht blos auf Prediger und Lehrer gesehen, sondern auf Freunde der Religion in andern Ständen Rücksicht genommen ist. Die Einrichtung bleibt sonst die vorige: In vier Fächern, einem theoretischen, einem practischen, einem litterärischen und einem historischen, finden wir verschiedene belehrende und erbauliche Aufsätze begriffen. Es zeichnen sich auf eine vorzügliche Weise aus: Ueber religiösen Sinn, von J. F. Möller, mit den trefflichen Zusätzen des Herausgebers, mit Unterscheidung religiöser Gedanken, religiöser Gefühle, religiösen Sinnes und Religiosität als Willen und Habitus. Ueber die Offenbarung Gottes durch das Gewissen, von C. J. J. Besserer. Noch ein Intelligenzblatt. Im historischen Fache macht die Sammlung der neuesten Vorfälle der Religionen und Confessionen besonders aufmerksam. Auch religiöse Poesien sind eingerückt: darunter sind S. 404 Christus. Ein Lehrgedicht vom Apollinaris (das wäre der Bischof Sidonius Apollinaris im fünften Jahrhunderte, von welchem Epistolae und Carmina auf uns gekommen sind. Nun wird aber beygefügt: Nach dem Lateinischen des vormahligen Reichskanzlers von Frankreich, Mi. de l'Hospital: dieß trifft zu; das Gedicht in nativitatem domini nostri J. C. steht in der Sammlung seiner Lateinischen Gedichte liber I. Epistolar.)

Dresden.

Predigt beym Schlusse des von Sr. Königl. Majestät zu Sachsen ausgeschriebenen allgemeinen Landtages am 12. May 1811 über den vorgeschriebenen Sonntägstext bey dem Evangelischen Hofgottesdienst zu Dresden gehalten von Dr. Franz Volkmar Reinhard, königl. Ober-Hofprediger, Kirchenrathe und Ober-Consistorial-Assessor. 1811. Octav.

Für den Eingang bot sich natürlicher Weise das Scheiden und die Trennung der Stände des Vaterlandes, nach so vielen, das allgemeine Wohl betreffenden, Beschlüssen, dar. Was wahre Beredtsamkeit mit starken Gefühlen vermag, bey einem Gegenstande, der die Seele zu großen, würdigen Gedanken, Betrachtungen und Vorstellungen der Folgen derselben erhebt, die in einer großen Versammlung ausgesprochen werden, wo der Gegenstand und die Veranlassung derselben zur lebhaften Theilnahme an dem, was gesagt werden wird, vorbereitet: läßt sich hier an einer Anrede wahrnehmen, durch welche wir uns selbst wie unter die Anhörenden im Geiste versetzt fühlten. Unerwartet wurden wir, da wir durch diesen Eingang so sehr gerührt waren, aufgeschreckt, als wir an den Text gelangten, welcher in den Worten Ezechiels 33, 11. auf Bekehrung des Gottlosen von seinem Wesen, daß er lebe, dringt. Natürlich machte das vorher erweckte Gefühl die nun erfolgende Aufforderung zur Bekehrung desto eindringender; sie, die Aufforderung, ist eingekleidet in herzliche Bitten an die scheidenden Stände des Vaterlandes, und an alle redliche Bürger desselben. Die Bitten sind geordnet, und betreffen: die häuslichen, die bürgerlichen und die kirchlichen Verhältnisse. Auf mehr Rein-

heit der Sitten, auf bessere Bildung und Erziehung der Jugend, bessere häusliche Zucht, auf Einfachheit und Genügsamkeit in der ganzen Lebensart, auf Gehorsam gegen die Gesetze des Vaterlandes, Eifer bey Verwaltung der öffentlichen Aemter, auf mehr Deutsche, Christliche Redlichkeit in allen Arten des Verkehrs, endlich auf mehr Achtung gegen die äußerliche und öffentliche Verehrung Gottes, und mehr Freymüthigkeit und Eifer beym Bekenntniß des Evangelii, wird mit feyerlichem Ernst gedrungen. Ohne merkliche Wirkung auf die Gemüther kann der Vortrag nicht geblieben seyn.

Leiden.

Die Lehren der Stoiker περὶ Φαντασιῶν, de visis, und de evidentia, περὶ ἐναργείας, fanden wir gut aus einander gesetzt, vorzüglich nach Anleitung Cicero's, in einer juristischen, in gutem Latein geschriebenen, academischen Streitschrift: sie ist verfertigt und unter dem Hrn. Sebald Justin Brugmanns vertheidigt im März d. J. von Hrn. Wilh. Theodor Baumhauer, aus Amsterdam, an 120 S. in Octav stark. Vorausgeschickt ist Specimen juridicum inaugurale de Lege VIII. C. *si certum petatur*, welche zwar an und für sich keine Schwierigkeiten enthält, aber den Stoff abgibt, um die Lehre vom mutuum, usura, pignus, zweckmäßig darzustellen. Dann folgen Tria capita observationum in Ciceronis librum II. academicarum Quaestionum unter dem Titel: Observationes literariae, in welchen eben die gedachten Stoischen Sätze ausgeführt und erklärt sind. Angehängt sind noch einige Obss. miscellaneae in Ciceronis librum primum Acad. Quaestion. seu Lucullum.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.

Den 24. August 1811.

Gotha.

In der Beckerschen Buchhandlung: Beschreibung der spanischen Amalgamation oder Verquickung des in den Erzen verborgenen Silbers, so wie sie bey den Bergwerken in Mexiko gebräuchlich ist, mit ausführlicher Darstellung einer neuen Theorie, nach zwölfjährigen practischen Erfahrungen und auf speciellen Befehl des General-Tribunals der Bergwerke von Neuspanien, beschrieben und erläutert von Friedrich Sonneschmid. 408 S. in gr. Octav. 1810.

Es fehlte bisher an einer genauen Beschreibung der bey den Mexicanischen Bergwerken eingeführten Amalgamation, daher dieses Buch ein angenehmes Geschenk für alle Freunde der Metallurgie seyn muß. Dieses Urtheil kann bestehen, wenn man gleich mit manchen Aeußerungen und Meinungen des Verfassers, besonders mit der von ihm aufgestellten Theorie der Verquickung, nicht ganz einerley Meinung seyn sollte.

In der Einleitung vertheidigt der Verf., der zwölf Jahre lang bey den Mexicanischen Amalgamir-

werken lebte, die Mexicanische Amalgamations-Methode gegen die Angriffe eilfertiger und irre geleiteter Beobachter. Wenn gleich der Quecksilberverlust bey der in Deutschland eingeführten Amalgamation geringer sey, so werde doch der Hauptzweck dieser Operation, das Herausziehen des Silbers aus den Erzen, bey keiner Amalgamations-Methode vollkommener erreicht, als bey der Mexicanischen. Beyläufig werden dann auch die hin und wieder verbreiteten falschen Vorstellungen von dem Drucke und dem Elende, worin die bey den Mexicanischen Bergwerken angelegten Sklaven seufzen sollen, kräftig widerlegt. — Das zweyte Kapitel handelt von dem Trocknen und Rösten der Erze vor dem Pochen. Angenehm würde es seyn, vorher eine genaue Beschreibung der zur Amalgamation kommenden Erze und deren Verbindungen unter einander und mit andern Fossilien, zu finden, weil diese die Zweckmäßigkeit der nachfolgenden Proceduren in ein deutlicheres Licht setzen könnte. Der Verf. geht aber, ohne hierauf Rücksicht zu nehmen, gleich zur Beschreibung der Operationen über, und verweiset in jener Hinsicht auf seine mineralogische Beschreibung der vorzüglichsten Bergwerks-Reviere in Mexico. Nur die reichhaltigen Erze kommen zur Amalgamation; die geringhaltigen werden über die Halde gestürzt, wo sie dann von Weibern und Kindern noch wohl durchklaubt werden. Der nassen Aufbereitung der geringhaltigen Erze soll sich Mangel an Aufschlagewassern, der hohe Lohn der Arbeiter, und der beschwerliche Transport nach den Pochwerken, entgegen stellen. Manche Erze, nahmentlich manche schwefelkieshaltige, werden vor dem Pochen geröstet. Feuchte Erze, und besonders solche, welche vermittelst trockener Pochwerke sogleich in Mehl verwandelt werden sollen, trocknet

man in Reverberir-Oefen vor dem Pochen. In der Regel aber pocht man die Erze gleich nach der Anlieferung. — **Drittes Kapitel. Das Zermalmen der Silbererze in gewöhnlichen Pochwerken.** Die gemeiniglich von Maulthieren bewegten Pochwerke gleichen im Wesentlichen den bey den Europäischen Bergwerken gebräuchlichen. Das zermalmte Erz wird durch Siebe von Rindsleder gegeben. Die Pochwelle hat keine eingezäpfte Hebarme, sondern es werden hölzerne, mit einem runden Ausschnitt versehene, Dreyecke auf die Welle gesteckt, darauf befestigt, und mit Rindsleder überzogen; also etwas Aehnliches, wie unsere vollkommneren eisernen Wellfüße, welche mittelst eines Kranzes um die Welle gelegt werden. — **Viertes Kapitel. Das Feinmahlen der Silbererze.** Es geschieht auf den Erzmühlen, den so genannten Tahonas. An einer stehenden Welle sitzen mehrere horizontale Arme, um welche sich die mit Stricken daran gebundenen Mühlsteine drehen. Die Sohle, auf welcher sie laufen, ist mit harten Steinen, oft mit Basalt gepflastert, und sie selbst bestehen aus Porphyr, Trapp oder Basalt. Die Bewegung geschieht durch Maulthiere. Man hat zweyspännige so genannte Doppelmühlen (Tahonas de marca) mit vier Läufern, und einspännige mit zwey Läufern (Tahonas sencillas). Diese Mühlen scheinen noch großer Verbesserungen fähig zu seyn. Die Erze werden naß gemahlen, und bilden nach dieser Operation einen dünnen, flüssigen Schlamm. — **Fünftes Kapitel. Das Schlichausziehen oder Schlämmen reichhaltiger Silbererze.** Ein sehr einfacher und unvollkommener Waschproceß, bey welchem man noch nicht entfernt die großen Fortschritte zu ahnen scheint, welche die mechanische Aufbereitung der Erze bey so vielen Europäischen

Bergwerken gemacht hat. — Sechstes Kapitel: Die Verquickung des in den Silbererzen befindlichen Goldes. Durch einen angemessenen Quecksilberzusatz bey dem Mahlen der Erze auf den Tahonas wird eine vorläufige Anquickung des in den Erzen befindlichen Goldes, in Verbindung mit einem Theil des Silbers, bewirkt. Das güldische Amalgam wird von Zeit zu Zeit aus den Erzmühlen gesammelt, gereinigt, durch eine Art von Destillation vom Quecksilber befreyet, und auf dem Treibheerde in Bley getränkt und abgetrieben. — Siebentes Kapitel. Ingredienzien, welche die Spanische Amalgamation erfordert. Neuspanien besitzt nicht genug Quecksilber, um die dortigen Amalgamirwerke hinreichend damit versehen zu können. Einen großen Theil bezieht man daher von Almaden und Idria. Das nöthige Kochsalz wird theils an den Seeküsten, theils aus einigen Lagunen im Innern, gewonnen. Eine wichtige Rolle bey der Mexicanischen Amalgamation spielt das so genannte Magistral, ein geröstetes Kupfererz. Das beste Magistral wird aus Kupferkies bereitet. Am meisten bedient man sich einer Verbindung von Kupfer- und Schwefelkies. Nachdem dieses Erz gröblich gepocht, und dann entweder gesiebt, oder in den Erzmühlen mit Wasser feingemahlen worden, wird es in besondere Behälter geschüttet, und nach dem Trocknen in Reverberir-Oefen bey Flammenfeuer geröstet. — Achtes Kapitel. Die Vertheilung des Erzschlammes in kleine und große Haufen (Montones und Tortas) und die Art und Weise der Reibung oder Trituration, welche der Amalgamations-Proceß erfordert. Der zur Amalgamation bestimmte Erzschlamm wird auf dem Amalgamirhofe in größere oder kleinere Haufen vertheilt; mit dem Quecksilber und den übrigen Zuschlägen beschickt, und nach

zwey verschiedenen Methoden triturirt; entweder nähmlich durch Arbeiter (Repasadores), welche den Erzschlamm mit den Füßen treten, oder durch Pferde oder Maulthiere, die man auf den großen, ausgebreiteten Erzschlammhaufen umhertreibt. Vordem war die erstere Methode die allgemein gebräuchiche; letztere ist später eingeführt, hat aber jene beynahe ganz verdrängt. Der Verf. hat Recht, wenn er auf das sorgfältige Trituriren des Erzschlammes mit dem Quecksilber und den übrigen Zusätzen ein großes Gewicht legt; aber unläugbar nd doch die großen Vorzüge, welche bey dieser Operation die Anwendung von Maschinen, wie sie ch z. B. bey dem Sächsischen Amalgamirwerke finen, vor der in Mexico üblichen Methode haben uß. — Neuntes Kapitel. Die Amalgamirrobe (Tentadura) oder die Untersuchung des ustandes, in welchem sich der Amalgamationsroceß befindet. Diese Amalgamir-Probe ist chts anders, als eine sorgfältige Verwaschung er Schlämmung eines sehr kleinen Theils des im malgamations-Processe stehenden Erzschlammes. ierzu bedient man sich kleiner Näpfe oder Tassen, : von der äußern Schale oder Rinde einer Frucht rfertigt werden, welche ein Baum trägt, der in exicanischer Sprache Xicalquahuitl heißt. Für Mexicanische Amalgamation ist diese Probe von ßer Wichtigkeit, da der ganze Gang des Pro'es darnach beurtheilt und modificirt werden muß. e würde es nicht in dem Grade seyn, wenn man Erze vor der Amalgamation besser mechanisch bereitete, und die verschiedenen Sorten auf ihMetallgehalt vorher probirte. Dann würde 1 mit dem Zusatze des Quecksilbers und der übriIngredienzien nicht so im Dunkeln tappen und von der Amalgamationsprobe die Entscheidung arten dürfen, ob man das richtige Verhältniß

getroffen habe oder nicht. — Zehntes Kapitel. Zusatz von salzsaurem Natrum. Hundert Pfunde trockenes Silbererz erfordern nur anderthalb, höchstens zwey Pfund Kochsalz, wenn dieses von guter, reiner Beschaffenheit ist. — Eilftes Kapitel. Die Incorporation. Hierunter (Incoporar la Torta oder el Incorporo) wird die erste Trituration verstanden, wobey dem schon vorher mit Kochsalz gemengten Erzschlamme Magistral und Quecksilber einverleibt werden. So bald der mit Kochsalz beschickte Erzschlammhaufen den erforderlichen Grad von Steifheit erlangt hat, und gehörig triturirt und gewendet worden, so wird ihm das Magistral zugesetzt. Nach der Beschaffenheit der Erze ist auch das Quantum dieses Zusatzes verschieden. Ein halbes oder ein Procent ist hinreichend, wenn das Erz nicht rebellisch ist, d. h. sich leicht amalgamiren läßt; da hingegen man bey den Metales rebeldes wohl fünf bis sechs Procent Magistral nöthig hat. Auch die Qualität des Magistrals hat Einfluß auf das zuzusetzende Quantum. Der beste bringt, mit Wasser befeuchtet, in der Hand eine empfindliche Hitze hervor, welches einen Gehalt an freyer Schwefelsäure anzudeuten scheint, obgleich der Verf. diese Erscheinung S. 92 nur der Bindung von Krystallisationswasser in dem schwefelsauren Kupfer und Eisen zuschreibt. Zum Empfang des Quecksilbers wird der Erzschlammhaufen mit Schaufeln geebnet. Das Quecksilber wird dann aus kleinen, mit Leder gefütterten, Fässern durch leinene, über den Haufen gehaltene, Tücher gegossen, und durch diese, einem Regen gleich, über den ganzen Haufen möglichst gleichförmig vertheilt. Die Quantität des bey der Incorporation zuzusetzenden Quecksilbers beträgt nie weniger als ein Drittel, und nie mehr als höchstens zwey Drittel der ganzen Quecksilbermasse, die zur völligen Beendigung des Amal-

gamations-Processes nöthig ist. Für die ganze Amalgamation pflegen auf jede Mark des im Haufen befindlichen Silbers drey Pfund Quecksilber gerechnet zu werden. Auf den Quecksilberzusatz folgt dann die sorgfältige Trituration des ganzen Haufwerks — Zwölftes Kapitel. Die der Incorporation nachfolgenden neuen Quecksilberzusätze, welche der Amalgamations-Proceß erfordert. Das Quecksilber, welches bey der Incorporation zugesetzt worden, hat sich mit dem Silber nach Verlauf von zehn, höchstens zwanzig Tagen, durch drey bis vier, höchstens sechs Triturationen, theils in trockenes Silberamalgama, theils in Limadur — mit Quecksilber nur oberflächlich verbundene Silbertheile — verwandelt. Der Quecksilberzusatz und die darauf folgende Trituration müssen darauf noch einige Mahle wiederhohlt werden, wobey man sich hauptsächlich mit durch die Beschaffenheit der Limadur leiten läßt. — Dreyzehntes Kapitel. Das Ende des Amalgamations-Processes. Das sicherste Kennzeichen der vollendeten Amalgamation besteht darin, daß in der Probirschale da, wo vorher die Limadur war, Quecksilber erscheint, welches durch das Reiben mit dem Finger in kleine Kügelchen verwandelt wird, die sich an der geneigten Fläche der Schale senken oder wälzen (rodar). — Vierzehntes Kapitel. Ereignisse, die zuweilen während des Amalgamations-Processes Statt finden. Zu den wichtigsten gehören die so genannte Erwärmung oder Erkältung des Amalgamir-Haufwerks. Bey der so genannten Erwärmung findet eine zu starke Oxydirung des Quecksilbers Statt, welche vermuthlich durch vorstechende Säure bewirkt wird, daher man sich eines Zusatzes von Kalk oder von Asche als eines Gegenmittels bedient. Bey dem erkälteten Zustande scheint ein Säuremangel zu seyn, daher ein Magistral-Zusatz

ein kräftiges Gegenmittel ist. Der erwärmte Zustand kann durch zu vielen Zusatz von Kalk oder Asche in den erkälteten übergehen. — Funfzehntes Kapitel. Das Verwaschen des amalgamirten Erzschlammes, um das Silberamalgam und Quecksilber davon zu trennen. Dieses geschieht in Neuspanien auf dreyerley Weise: 1) in einem einfachen Bottich; 2) in zwey oder drey mit einander verbundenen Bottichen; 3) in dem so genannten Kasten. Kleine Schlammhaufen werden zuweilen in großen hölzernen Schüsseln verwaschen, auf welche Weise ein geschickter Arbeiter in weniger als zwey Stunden einen Haufen von zwanzig Centner verwaschen kann. — Sechszehntes Kapitel. Das Filtriren des Quecksilbers, Ausbrennen des Silberamalgams und Berechnung des Quecksilberverlustes. Nach dem Verfasser beträgt der ganze Quecksilberverlust auf jede Mark Silber, welches durch die Spanische Amalgamation ausgebracht wird, mindestens zehn, höchstens vierzehn Unzen — ein sehr bedeutender Verlust! — Siebenzehntes Kapitel. Silbergehalt der Rückstände, und Bestimmung der zur Amalgamation schicklichen und unschicklichen Silbererze. Das, was hier über die verschiedenen Arten von Silbererzen und ihr verschiedenes Verhalten im Amalgamations-Proceß gesagt wird, hätte eine schicklichere Stelle im Eingange des Buchs gefunden. Von den acht bis zehn Millionen Centnern silberhaltiger Erze, welche in Neuspanien im Durchschnitt jährlich amalgamirt werden, wird wenigstens die Hälfte so vollkommen und gut bearbeitet, daß die Rückstände, im Ganzen genommen, nur ein Viertelloth Silber im Centner halten. Viele halten aber auch nur ein Achtelloth; selbst Rückstände von Erzen, die vor der Amalgamation 2 bis 6 Mark Silber im Centner hiel-

ten. — Achtzehntes Kapitel. Benutzung der Rückstände, welche mehr als gewöhnlich silberhaltend sind. Sie wird bewerkstelligt durch nochmahlige Amalgamation nach vorhergegangener Röstung. — Neunzehntes Kapitel. Das Rösten der Erze nach dem Pochen, als vorbereitendes Hülfsmittel zur Amalgamation. Das gröblich zermalmte Silbererz oder auch das feine Erzmehl vor der Amalgamation in Reverberir-Oefen zu rösten, gehört in Neuspanien zu den Seltenheiten. Der Verf. meint, das Rösten gewähre kein großes Hülfsmittel, um die Rückstände von den der Amalgamation sich widersetzenden Erzen ärmer zu machen. — Zwanzigstes Kapitel. Besondere Eigenheiten, welche in einigen Revieren bey der Amalgamation bemerkt werden. Dahin gehört der in einigen Revieren, wo viel Hornerz bricht, übliche Zusatz von Silber- oder Bley-Amalgam, wodurch die gewöhnliche lange Dauer der Verquickung sehr abgekürzt werden soll. — Ein und zwanzigstes Kapitel. Die Kessel-Amalgamation. Manche Erze werden in Fässern mit kupfernen Böden, worunter ein gelindes Feuer unterhalten wird, amalgamirt. Man wendet diese Methode, welche mit der von Barba beschriebenen Aehnlichkeit hat, besonders bey Erzen an, welche viel Hornerz, in Verbindung mit wenig Schwefelkies und Eisenoxyd, enthalten. — Zwey und zwanzigstes Kapitel. Warum ist die in Deutschland eingeführte Amalgamir-Methode in America nicht anwendbar? Der Verfasser gibt die großen Vortheile zu, welche die Deutsche Amalgamation vor der Mexicanischen, besonders in Hinsicht des weit geringeren Quecksilberverlustes, gewährt; sucht aber zu zeigen, daß die Deutsche Methode in America mit ungleich größeren Kosten, als die jetzt dort übliche, ver-

bunden seyn würde, theils wegen des höhern Arbeitslohnes, theils wegen der Theurung des Holzes. — Drey und zwanzigstes Kapitel. Beschreibung einer neuen Methode, rohe Silbererze, ohne sie zu rösten, in Fässern oder Tonnen zu amalgamiren. Mehrere im Großen angestellte Versuche haben bewiesen, daß bey manchen Mexicanischen Erzen die Fässer-Amalgamation ohne vorhergegangene Röstung vortheilhafte Anwendung finden kann. Die dabey angewandte Manipulation wird von dem Verfasser genau beschrieben. — Vier und zwanzigstes Kapitel. Eine neue Entdeckung, welche für die Spanische Amalgamation sowohl, als auch für andere Amalgamir-Methoden, die hoffnungsvollesten Aussichten gewährt. Sie bestehen darin, daß kupferhaltiges Kochsalz und Natronkupfer, in der Spanischen Amalgamation gehörig angewendet, das Magistral bey einigen Erzgattungen ganz, bey andern zum Theil, entbehrlich machen, und daß schon das ätzende Natron für sich allein, ohne Kupfergehalt, bloß in Verbindung mit dem Quecksilber, bey der Amalgamation einer oder einiger Erzgattungen gehörig angewendet, der Vollkommenheit nahe Resultate gewährt. — Fünf und zwanzigstes Kapitel. Theorie der Amalgamation. Sie nimmt 83 Seiten von dem Buche ein. Rec. muß aber bekennen, daß ihm diese Theorie nicht recht deutlich geworden ist, und daß der Verf. ein sehr zusammengesetztes Spiel von Verwandtschaftskräften dabey anzunehmen scheint, welches in der Natur nicht ganz begründet seyn dürfte.

Wien.

Von den Fundgruben des Orients (vergl. Gött. gel. Anz. 1810 S. 1394) haben wir das

eyte und dritte Heft vor uns, mit fortlaufen-
: Seitenzahl S. 85 : . . 190. Sie enthalten
lgendes. 1) Das Lob Malekschah's und Bag-
ds, nach dem Persischen Text des Anweri, der
h S. 95 . . . 97 beygefügt ist. (Dieser Titel
unrichtig; das Gedicht ist dem Atabek Coth-
din Maudud ben Zengi von Mosul gewidmet,
sen Söhne, Seifeddin und Azeddin, auch darin
nannt werden, und der, wie sein Großvater,
atthalter zu Bagdad gewesen seyn muß.) Un-
annt war es bisher, daß Anweri sich in Bag-
) aufgehalten habe, von dem man sonst nur
iß, daß er am Hofe des Seldschuken Sandgiar
Chorasan lebte. Sollte das Gedicht wirklich
i ihm seyn? Die Uebersetzung ist sehr frey,
Ottaven. — 2) Das Regentröpfchen, die be-
inte wunderschöne Fabel, und der Kürbis und
atan, von Saadi, übersetzt von Helmina Che-
3) Türkische Inschrift einer ehemahligen Tür-
hen Moschee in Ungern vom Jahre 1569, nebst
er Abbildung. 4) Auszug eines Schreibens des
:. Salvatori, der von Constantinopel aus die
anzösische Gesandtschaft nach Persien als Arzt
leitete. Auch der Verf. fand in Kleinasien mei-
is Elend, Armuth und Unfruchtbarkeit: eine
lge der Bedrückung und Unsicherheit des Eigen-
ms. Bey Nicomedien ist ein Dorf von freisi-
: Bulgaren bewohnt. Daß Erzerum 150,000
nwohner habe, ist so viel, als sonst dem ganzen
schalik beygelegt werden. 5) Auszug eines
iefs des Hrn. Collegien-Assessors Seezen aus
jira vom 4. Febr. 1809 (S. 112 flg.) über den
ichthum und die Mängel der Arabischen Littera-
, gelegentlich auch von der Persischen, Indi-
n ꝛc. Der Verf. glaubt, daß die Araber vor
hammed eine Litteratur hatten, die durch den
am zerstört sey, und hält die Persische für rei-

cher, als die Arabische. Wenn sich der Verf. von der Bibliothek des Tippo Saib so hohe Vorstellungen macht, daß er sie mit der Eroberung eines Königreichs in Parallele stellt, so scheint er nicht bedacht zu haben, daß Tippo ein eifriger Mohammedaner war, und schwerlich Indische Schriften sammelte. Der Verfasser trägt darauf an, daß eine Mission von vier jungen Gelehrten nach Persien, Indien, Sina und Japan geschickt werde, um Handschriften und Bücher anzukaufen. S. 121 Beyspiele von Orientalen, die sich Europäische Kenntnisse zu erwerben suchen, als Belege zu der Ausführbarkeit seiner Idee von einer wissenschaftlichen Propagande. Der Französische Consul zu Damiette, Hr. Facher, ein geborner Aegypter, hat unter andern Lalande's Astronomie ins Arabische übersetzt, und geht mit einer Uebersetzung von Rousseau's Contract social und des Code Napoléon um. S. 124 über den See Menzaleh und die darin befindlichen Menschenknochen, nebst Vorschlägen, ihn auszutrocknen, so wie der Mareotische jetzt durch den Eifer des Ali Pascha ausgetrocknet worden. 6) Ode von Giami, übersetzt von Chabert. 7) Was steht von der Critik für den Koran zu erwarten? von Hrn. Dr. Rink: ein lehrreicher Aufsatz. Die Antwort ist natürlich: wenig von der Wortcritik, mehr von der so genannten höhern Critik, besonders durch Sonderung der einzelnen Aussprüche Mohammeds nach der Zeitfolge, worauf auch Rec. in der Abhandlung de Mohammede alias religg. tolerante hingedeutet hat. 8) Sur la galanterie de Saladin et son frère Malec Adet, von Hrn. v. Hammer, veranlaßt durch eine Stelle der Mad. Colin. 9) Auszüge aus der Sunnah oder mündlichen Ueberlieferung Mohammeds, fortgesetzt im folgenden Stück. Aus 7000 Ueberlieferungen sind hier 700 mit Sorg-

Fast gewählte mitgetheilt. Aber auch in diesem Auszug sind mehrere doppelt, oder nur wenig verschieden, z. B. 18 und 19; 20 und 22; 26 steht zwey Mahl. 47 und 48; 70, 71, 188; 86 und 87; 97 . . . 99; 125, 126; 273, 388 u. a. Diese Sammlung, die wir dem Hrn. v. Hammer verdanken, ist um so verdienstlicher, je weniger wir bisher von der Sunnah besaßen. Es sind darunter sehr merkwürdige Aussprüche, z. B. N. 76, 191, 332, die auf die Moralität und Politik der Mohammedaner entschiedenen Einfluß gehabt haben, daß die Religion mit Gewalt solle verbreitet werden, daß durch Almosen der Besitz der Güter gesetzmäßig wird, daß die Nichtmoslemen, مشركون, aus Arabien vertrieben werden sollen. 281 Milde gegen Thiere ꝛc. ꝛc. Bey einzelnen hätte man eine erklärende Anmerkung gewünscht, z. B. 23, 28, 43, 61, 85, 298, 380. Einige widersprechen sich, wie 86, 107; 247, 248. Einige sind schon verfälscht, z. B. 53, wo von Moslemem in Syrien die Rede ist. 142, 155. Ein paar Mahl schien dem Rec. die Uebersetzung nicht bestimmt genug, z. B. N. 160 müßte wohl heißen: ohne Gott Etwas gleich gestellt zu haben. N. 166, 235, 293, des redlichen Knechts (Mamluken, gibt eine schiefe Idee). 10) Aus einem Briefe des Grafen Rzewuski an Hrn. v. Hammer, ein Werk über die Kriegskunst betreffend, aus der Zeit des Kreuzzugs Ludwigs des Heiligen, also dem 13. Jahrhundert, wo schon von Verfertigung des Schießpulvers und vom Griechischen Feuer die Rede ist. Der Hr. Graf wird es ganz übersetzen. 11) Ein Gedicht auf die Einweihung eines Landhauses der Gräfinn Rzewuska zu Baden, dessen Verfasser sich Jousouf unterschreibt.

Drittes Heft. 1) Notice sur la secte des Wehabis, von Hrn. Rousseau, jetzt kaiserl. Franzöf.

Consul zu Haleb, enthält manches Eigene und Neue. 2) Simorg, der Persische Phönix: eine Mythe, vom Freyherrn v. Dalberg. Dieser Aufsatz, voll sinnreicher Combinationen, ist keines Auszugs fähig. Die Haupt-Idee ist, die Mythe sey in einer nördlichen Gegend unter dem 71. Grad der Breite entstanden. Der heilige Vogel Phönix wird mit dem vollendetstem Baume, der Palme, verbunden, und beide hatten den allgemeinen Nahmen Zeit, peneh, phene im Aegyptischen, daher Φοινιξ. 3) Observations sur quelques monumens de Perse. Hierzu gehört die Kupfertafel mit Abbildung einiger Amulete aus Raspe und Caylus, die aber nicht alle Persisch, sondern zum Theil Aegyptisch sind. Zur Erklärung der alten Denkmahle müsse man eine Haupt-Idee festhalten, daß nähmlich die Bildwerke, die mehrere Figuren darstellen, dienten, à exprimer des textes *suivis*, aussi propres à la lecture que des compositions quelconques. So soll N. 5, voll Aegyptischer Vorstellungen, den 96. Psalm, besonders V. 11 ... 13, darstellen. Der König, mit dem Becher in der Hand, auf den Denkmahlen von Persepolis, scheint die alte Formel zu sprechen: Ich will den Kelch des Heils nehmen, und den Nahmen des Herrn anrufen rc. Ps. 116, 13. 14. Der Verf., der sich P. unterzeichnet, will anderswo das Princip der Aehnlichkeit zwischen den Persischen und Aegyptischen Denkmahlen und den Ausdrücken der Bibel darlegen, verweiset indessen auf *Picinelli* lumi resessi, die von Erath 1702 ins Lateinische übersetzt sind. Dieses wird wohl für die Liebhaber solcher Erklärungen alter Kunstwerke hinreichend seyn, und man wird dem V. gern die Mühe einer neuen Ausführung erlassen. 4) Ueber ein in Abulfeda's Geographie oft angeführtes Werk, Allobab betitelt, von Hrn. Prof. Rosenmüller. Der V.

t nicht, wie Michaelis glaubte, Samani, sondern
Ebn el Athir, der aus dem großen Werke des Samani,
as aus 8 (nicht 80) Bänden bestand, einen Auszug
nter diesem Titel verfertigte. 5) Berichtigung ei-
er Stelle in Frähn's Ausgabe von Ebn al Vardi
Aegypten, vom Ritter-Italinsky. 6) Verse vom
Derwisch Seid Refeet über die letzte Revolution in
Constantinopel. Der V. war Vertheidiger des neuen
Systems, und spricht sich hier sehr derb aus. 7) Mé-
moire historique sur la vie et les ouvrages de Ala-
eddin Ata Melic Gouaini, der unter den Ginghischa-
niden in hohen Aemtern stand, und eine Geschichte der
Mogolischen Eroberungen schrieb, vom Hrn. Prof.
Quatremère zu Rouen, S. 220 ... 234, mit der be-
kannten Gründlichkeit des V. 8) Türkische Oden von
der Dichterinn Fitnet, von Hrn. v. Rosenzweig zu
Pera übersetzt. 9) Aus einem Briefe des Ritters
Italinsky, nebst dem Bericht des Erzbischofs Adami
von Haleb, den von Vella entstellten Codex Martinia-
nus betreffend. Der V. zeigt auf das klareste, daß er
eine Art von Lebensbeschreibung Mohammeds enthält,
und der Ritter Italinsky bestätiget dieses durch Ver-
gleichung einer ähnlichen, ihm gehörigen, Handschrift.
10) Aus einem Schreiben des Hrn. Grafen Rzewus-
ki; Recept zur Verfertigung des Schießpulvers, aus
der St. II. N. 10 erwähnten Handschrift. Für باردوق
muß wohl gelesen werden بارود. Das Alter der Hand-
schrift verdiente eine genauere Untersuchung. In der
von Hrn. v. Hammer S. 248 beygefügten Note, daß,
zufolge einer alten Chronik auf der kaiserl. Bibliothek
in Wien, schon K. Salomon von Ungern bey der Belä-
gerung Belgrads 1730, Kanonen gebraucht habe, muß
1030 gelesen werden. 10) Ermahnungen an Islam-
bol, oder Strafgedicht des Türk. Dichters (Uweissi)
über die Ausartung der Osmanen aus dem Deutschen

(Türkischen) übersetzt und mit Anmerkungen erläutert vom geh. Leg. Rath u. Prälaten, Hrn. v. Diez. 7 Strophen dieses Gedichts waren in Cardonne Melanges de litterat. orient. II. p. 267 f. übersetzt. Hier erscheint es ganz mit dem Originaltext und sehr belehrenden Erläuterungen. Auf die von den Herausgebern beygefügten Noten bezieht sich eine uns zugekommene kleine Schrift, die zu Berlin im Format der Fundgruben gedruckt ist, unter dem Titel: Widerlegung der 7 Noten, welche von den HH. Herausgebern der Fundgruben des Orients St. III. zur Uebersetzung des Gedichts von Uweissi gemacht worden, nebst Verzeichniß der Druckfehler — vom Hrn. Leg. Rath v. Diez, der sich mit Recht über die Ungenauigkeit des Abdrucks beschwert. 12) Extract from a letter of Mr. Renouard, Fellow of Sidney College zu Cambridge, Nachricht von den in England erschienenen neuesten Schriften für Oriental. Litteratur. 13) Griech. Grabschrift auf den Engländer John Tweddel, der zu Athen im Tempel des Theseus begraben liegt, von Rob. Walpole. Gehört auf keine Weise hierher, u. zeichnet sich nicht besonders aus. 14) Fortsetzung der Auszüge aus der Sunnah, s. oben. 15) Extrait des Annales de l'Empire Ottoman. Aus Raschid, dem Fortsetzer des Saadeddin, Etwas vom Tode Ahmed III. und der Thronbesteigung u. Regierungsgeschichte Mustapha II., von Hn. Chabert übersetzt. — An Mannigfaltigkeit fehlt es dieser Zeitschrift nicht, und wenn auch einzelne Artikel weniger belehrend und interessant sind, so überwiegt doch bey weitem die größere Zahl der vorzüglichern, und läßt eine ununterbrochene Fortsetzung wünschen. Nur darf man auch wünschen, daß die Correctur sorgfältiger sey; die Menge der Druckfehler, wodurch besonders N. 11 entstellt ist, hat, nebst den unnöthigen Noten, den Hrn. v. Diez bewogen, seine übrigen Beyträge den Fundgruben zu entziehen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 26. August 1811.

Göttingen.

Beyträge zur Naturgeschichte, von J. Fr. Blumenbach. Zweyter Theil. 1811. 144 S. in Octav, mit Vignetten. — Dieses Bändchen enthält zwey Aufsätze, die, so wenig sie auch unter einander in Verbindung stehen, doch beide auf den ersten Theil Bezug haben. Der eine vom Homo sapiens ferus Linn., und nahmentlich vom Hamelschen wilden Peter; der andere über die Aegyptischen Mumien.

I. Vor etlichen und 80 Jahren ward bey Hameln ein ungefähr zwölfjähriger so genannter wilder Junge eingefangen, welchen König Georg I. bald darauf nach England bringen ließ, von wo aus er unter den Philosophen und Naturforschern seiner und der folgenden Generationen eine allgemeine Celebrität erlangt hat. Man hoffte durch diesen wilden Peter (den Nahmen hatten ihm gleich bey seiner ersten Erscheinung in Hameln die Straßenjungen gegeben, und der ist ihm bis in sein Greisenalter geblieben) die Aufgabe zu lösen, ob es angeborne Begriffe gebe, auch beschäftigten sich

daher die ersten Nahmen aus dem damahligen goldenen Zeitalter der Englischen Litteratur, Swift, Arbuthnot rc. mit ihm; späterhin erhoben ihn Büffon, J. J. Rousseau und so viele Andere zum Musterbilde des ursprünglichen wilden Naturmenschen; Linne hat ihn im Natursystem unter dem Nahmen von juvenis Hannoveranus eingeführt; und noch neuerlich erklärte Lord Monboddo seine Erscheinung für merkwürdiger, als die Entdeckung des Uranus, oder als wenn die Astronomen noch ein 30,000 neuer Sonnen zu den schon bekannten hinzufänden. — Schon diese so allgemeine und so hohe Sensation, welche Peter erregt hat, veranlaßte den Verf., vollends bey den wundersamen, theils gerade einander widersprechenden, Varianten und theils abenteuerlichen Sagen, die von Peter the wild Boy in Umlauf gekommen, seine wahre Geschichte und Leben und Wandel nach authentischen, großen Theils ungedruckten und gleichzeitigen, Notizen, die er zusammengebracht, aufzustellen und mit den Nachrichten von andern so genannten wild gefundenen Kindern zu vergleichen. — Und da ergibt sich denn 1) daß Peter selbst nichts mehr und nichts minder war, als ein blödsinniges, stummes Kind eines Gastwirths im Paderbornischen, das sich gar nicht lange vor seiner nachherigen Captur von Hause verlaufen, und dessen Vater keinen Beruf fühlte, es, da er es versorgt wußte, eben zu reclamiren. 2) aber, daß unter den sämmtlichen übrigen Beyspielen von Homo sapiens *ferus* (wie Linné, sonderbar genug, im Syst. Nat. diese vorgeblichen wilden Kinder nennt), alles mit dem Fabelhaften bey ihren Biographen abgerechnet, auch nicht zweye sind, die mit einander übereinkommen, und nicht Eins, das als Musterbild des ursprünglich wilden Naturmenschen aufgestellt

werden dürfte; sondern daß das Resultat da hinausläuft, daß sich für den Menschen, der zum Hausthier geboren ist, gar kein ursprünglich wilder Naturzustand gedenken läßt. — Andere Hausthiere wurden es erst durch ihn; Er ward es von Natur. Jene wurden durch ihn vervollkommnet; Er ist das einzige, das Sich Selbst vervollkommnet. — Statt daß aber so manche andere Hausthiere, Katzen, Ziegen u. s. w., wenn sie durch Zufall in Wildniß gerathen, im Naturell gar bald wieder ihrer wilden Stammrasse nacharten: so waren hingegen alle jene so genannten wilden Kinder in ihrem Benehmen, Naturell rc. himmelweit von einander verschieden, eben weil sie in gar keine ursprünglich wilde Stammraße zurückarten konnten, als dergleichen in dem zum vollkommensten aller Arten von Hausthieren erschaffenen, und jeder Lage, jeder Lebensweise, so gut wie jeder Zone, sich anpassenden Menschengeschlechte, nirgend existirt.

II. Ueber die Aegyptischen Mumien hatte der Verf. schon früher zwey Abhandlungen drucken lassen. Eine in unsers sel. Lichtenberg's Göttingischem Magazin; die andere in den *Philosophical Transactions*; letztere, die auch in verschiedenen Französischen und Italiän. Journalen übersetzt, aber noch nicht Deutsch, erschienen, ward dadurch veranlaßt, daß ihm mehrere berühmte Gelehrte in London, besonders aber die Vorsteher des Brittischen Museums, mit einer eben so seltenen als wahrhaft edeln Humanität Gelegenheit gaben, nicht weniger denn sechs Mumien öffnen und theils zerlegen zu können. Daß er aber nun beide jene Abhandlungen hier zusammen in Eins verbunden, aber großen Theils umgearbeitet und sehr vermehret, herausgibt, das verdankt er der Gnade Sr. Durchl. des regierenden Herrn Herzogs zu Sachsen=Gotha und

seines Herrn Bruders, des Prinzen Friedrichs Durchl., die ihn vor kurzem mit einer ausnehmend wohl erhaltenen Mumie aus dem Privatnachlaß ihres hochsel. Herrn Vaters beschenkt, und dadurch zugleich die Einzige bisherige bedeutende Lücke in seiner anthropologischen Sammlung von Schedeln und theils ganzen Skeleten und Mumien u. s. w. auf das vollkommenste gefüllt haben.

Königsberg.

Gemählde von Griechenland, entworfen von F. A. Ukert. 1810. Duodez 379 Seiten, mit 6 Kupfern. — In der Form eines Taschenbuches macht Hr. Prof. Ukert in Gotha mit der gegenwärtigen Arbeit gewiß Vielen ein angenehmes Geschenk. Der Nahme Griechenlands verliert nie seinen Reitz. Wer versetzt sich nicht gern in Gedanken dahin, wenn man auch weiß, daß das Glück des Lebens jetzt dort noch schwerer, als anderwärts, zu finden ist? Bey der größern Aufmerksamkeit, welche dieß Land in den letztern Jahren erregt hat, muß eine critische Ansicht seines jetzigen Zustandes um so willkommener seyn, da die verschiedenen Reisebeschreibungen dieselbe nur immer theilweise geben. Der Verf. schickt zuerst eine Uebersicht der Geschichte voraus, von den Zeiten des Peloponnesischen Krieges, mit welchem der Verfall begann, bis auf die Türkische Herrschaft. Eine solche Einleitung war wohl nothwendig, um zu zeigen, wie die Nation das geworden ist, was sie jetzt ist. Kein Detail durfte hier Statt finden; aber auch eine Uebersicht reichte hin, um jene Frage zu beantworten. Nur das bleibt dabey fast unerklärlich, wie es noch eine Nation der Griechen gibt? Wenn man die Annalen dieser mehr als zweytausendjährigen, nie unterbrochenen, Leiden gelesen, wenn

man gesehen hat, wie stets ein Sturm dem andern folgte, ja wie auch selbst in den Zwischenräumen kaum ein Sonnenblick des Glückes ihm zu Theil ward, so frägt man sich verwundernd: ist es möglich, daß ein Volk so viel ertragen kann, nicht nur ohne physisch zu Grunde zu gehen, sondern ohne seine moralische Kraft gänzlich zu verlieren? So wie dagegen es auch wieder erklärlicher wird, wie in jenen glücklichern Zeiten, die seinen Ruhm verherrlichten, gerade ein solches Volk so schnell und so hoch sich emporschwingen konnte. Viele Betrachtungen drängen sich hier auf; die Eine Bemerkung mag hier nur stehen, daß es schwer zu sagen ist, ob der Despotismus, oder ob die Religion hier größere Uebel herbeygeführt hat? — Hierauf folgt die Geographie, nach den bessern neuern Reisebeschreibern. Sie umfaßt, wie billig, auch Macedonien und die Inseln des Archipelagus; die an der Westseite sind übergangen. Keine ausführliche Beschreibungen; aber kurze Nachrichten der Oerter und ihrer Merkwürdigkeiten nach ihrem jetzigen Zustande. Leider! muß dieser Abschnitt immer dürftiger werden! Auch die Trümmer zerfallen endlich in Nichts. Wie Vieles von dem, was noch Stuart zeichnete, ist nicht mehr vorhanden! Die Barbarey der hoch cultivirten Europäer, besonders der Britten, welche wegschleppten, was sich wegschleppen ließ, um das, was Gemeingut der Menschheit bleiben sollte, in ihre Landhäuser einzuschließen, hat keinen geringen Antheil daran! — Von S. 107 beginnt das Haupt-Thema, die Nation. Der Verf. hat gesucht, sie nach ihren verschiedenen Seiten zu schildern, ohne sich an eine ängstliche Ordnung zu binden. Um desto weniger ist das Ganze eines Auszugs fähig, den man ohnehin nicht erwarten wird. In dem, was über die

Sitten, Gewohnheiten, Lebensart, Umgang der Geschlechter u. s. w. gesagt wird, wird man oft auf die Bemerkung zurückgeführt, wie Manches sich noch aus dem Alterthum erhalten habe. Dieß führt von selbst auf die Beantwortung der gewiß nicht uninteressanten Frage: was denn bey einer niedergedrückten und herabgewürdigten Nation sich von ihrem Characteristischen am längsten erhält, am spätesten verliert? Die Vergnügungen der Sinnlichkeit. Der Putz, die Tänze, die Spiele, die poetischen Tändeleyen, sind sich noch ähnlich; während die edlern Gefühle und der hohe Geist der Nation entflohen ist. Ob diese jemahls wieder werden zu beleben seyn, stehet dahin. Die Religion, die hier in den gröbsten Aberglauben ausgeartet ist, legt schon allein ein zu mächtiges Hinderniß in den Weg, das sich wenigstens nicht schnell wegräumen läßt. Es wird mehrerer Generationen dazu bedürfen. Was man indeß da, wo durch zufällige Umstände der Druck weniger fühlbar war, sieht, wie auf einigen Inseln, macht einige Hoffnung. — Die sechs dem Werke beygefügten Kupfer stellen die vorzüglichen noch übrigen Denkmähler der Baukunst in verschiedenen Theilen Griechenlands dar, und geben selbst in diesem verkleinerten Maßstabe eine anschauliche Idee von der Schönheit dieser Gebäude.

Ofen.

Unter den neuen Statistikern hat sich der gelehrte Hr. Prof. Martin von Schwartner einen vorzüglichen Nahmen erworben; seine Statistik des Königreichs Ungern, Pesth 1798, ward mit vielem Beyfall aufgenommen. Von einer zweyten, verbesserten und vermehrten, Ausgabe erhielten wir kürzlich den ersten Band 1809: Statistik des Kö-

nigreichs Ungern. Ein Versuch. Octav 443 S. Bey der jetzigen Lage des Buchhandels wissen wir nicht, ob die Fortsetzung erschienen ist. In dem, was wir in Händen haben, bewundern wir das einsichtsvolle, rastlose, und dabey so glückliche Streben des Verfassers. Es ist darin, nächst der Einleitung, enthalten: I. Theil, Ungerns Grundmacht, in Abschnitten: Das Land, die Leute, die Producte, der Handel.

Leipzig.

Bey Tauchnitz, schöner Griechischer Druck, 14 Seiten in Folio: Ειδυλλιον κατα την αισιον και χαρμοσυνον γεννησιν του βασιλεως της Ρωμης ποιηθεν ὑπο Αποστολου Αρσακη Ηπειρωτου. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Geburt des Römischen Königes auch in einem Griechischen Gedichte ist besungen worden. So viel wir wissen, ist der Verfasser ein studirender Grieche zu Halle. Das Gedicht ist bucolisch, in Theocritischer Form und Dialect; Die Nachbildung im Ganzen ist schätzbar. Dem alten Hirten Daphnis laufen die Schafe, die er weidet, davon, gescheucht durch ein gewaltiges Getöse und furchtbaren Wiederhall, dessen Ursache er nicht begreifen kann. Der junge Hirte Thyrsis kömmt dazu, und belehrt ihn über die Ursache; es werden in der Ferne die Kanonen gelöset: von welchem Orte aus, wird nicht gleich gemeldet; an Paris oder Wien darf man nicht denken. Er selbst habe erst geglaubt, es wäre die Feyer eines Sieges; aber dann habe er seine Heerde dem Corydon anvertrauet, sey über das Meer geschwommen nach Corfu hinüber: also wohl von Epirus aus; hier habe er die rechte Ursache gehört, daß des Königes von Rom Geburt verkündet worden sey.

Nun folgen Freudens- und Glückwünschungsgesänge von beiden Hirten, auch in Beziehung auf Griechenland, das seinen Befreyer erwartet. Belesenheit, im Theokrit besonders, und Kunde des Griechischen, fällt in die Augen. Daß aber die Metrik und Prosodie unsern Hellenisten, die gegenwärtig in beidem weiter gegangen sind, Genüge leisten sollte, getrauen wir uns nicht zu verbürgen.

Neustrelitz.

Bey Ferdinand Albani 1811, Octav: Sokrates, als Mensch, als Bürger und als Philosoph, oder Versuch einer Charakteristik des Sokrates, von G. Wiggers, Dr. der Theologie und Philosophie, Professor der Theologie und Director des pädagogisch-philologischen Seminariums zu Rostock. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. 215 Seiten. (Die erste Ausgabe war in unsern Gel. Anz. 1807 S. 1391 f. mit gebührendem Beyfall angezeigt worden.) Die gegenwärtige neue Ausgabe ist mit vielem sichtbaren Fleiß neu durchgearbeitet, selbst dem Stile nach gefeilt, durch wiederhohlte Erwägung der Quellen, Vergleichung des von Andern Gesagten und Beurtheilten, besonders nach dem, seit der ersten Ausgabe, Erinnerten und Neubemerkten, verbessert, bereichert und vollendet, so daß sie forthin als eine der vorzüglichsten Schriften über Sokrates betrachtet werden kann. Mit guter Auseinandersetzung und Bestimmung beharret der Verfasser dabey, daß mit Recht der kunstlose Xenophon mehr, als Plato, zum Grunde gelegt worden sey, und werden müsse.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 29. August 1811.

Göttingen.

Der 13. August d. J. war der in den Annalen unserer Universität unvergeßliche Tag, an welchem Ihro Majestäten der König und die Königinn von Westphalen die hiesige Stadt und Universität mit Allerhöchst-Ihrer Gegenwart beglückten, die wir, es fehlten nur wenige Tage daran, seit beynahe Einem Jahre entbehrten. Der Ankunft Ihrer Majestäten ging um einige Tage das königl. Geschenk einer aus dem schönsten Carrarischen Marmor trefflich gearbeiteten, und die majestätisch-milden Züge unseres Monarchen so treu darstellenden Büste voran, welche sofort in einem der Hauptsäle der Bibliothek aufgestellt wurde. Diese Büste, und das den Regenten in Lebensgröße und im vollen königl. Costume darstellende, ebenfalls unsere Bibliothek zierende, Bildniß unseres Regenten, wir betrachten sie als die Penaten auf dem Heerde der Wissenschaften, an welchem sich unsere Gelehrten erst wie zu Hause fühlen, und durch den Anblick derselben sich, wie zur tiefsten Dankbarkeit gegen den die Wissenschaften kennenden, liebenden und

schützenden Regenten, so auch zur eifrigsten Erfüllung ihrer Pflichten als Bürger in der Gelehrten-Republik hingerissen fühlen. Wie mußten aber diese Gefühle durch den persönlichen Anblick des erhabensten königlichen Paares noch mehr in uns entflammt werden! — Kaum abgetreten in der hiesigen Präfectur, eilten Allerhöchstdieselben schon auf unsere Bibliothek, um den Ausbau der mit zu diesem litterärischen Institut gezogenen ehemahligen Universitätskirche in höchsten Augenschein zu nehmen. Se. Majestät fanden ihn Ihren Erwartungen entsprechend, und vernahmen es gnädigst gern, daß dieser von unserm geschmackvollen, kenntnißreichen und unermüdet thätigen Districts-Baumeister, Hrn. Müller, geleitete wichtige Bau in zwey Monathen vollendet seyn werde; worauf dann der Anfang mit dem Transporte der Helmstädtischen und Wolfenbüttelischen Bibliothek hierher gemacht werden soll. Der zeitige Prorector, Hr. Abt Dr. Pott, genoß hier auf der Bibliothek, wo das Corps der hiesigen academischen Lehrer versammelt war, die höchste Gnade, Ihren Majestäten die Huldigungen der ganzen Universität in kurzen Anreden wiederhohlen zu dürfen, welche huldreichst aufgenommen und mit den gnädigsten Aeußerungen erwiedert wurden, daß Se. Majestät mit der Universität im Allgemeinen und im Einzelnen, besonders auch mit der Handhabung der Disciplin, sehr zufrieden zu seyn Ursache fänden, und unsere Lehranstalt ferner in höchsten Schutz nehmen würden. Hierauf geruheten Se. Majestät, auch noch den botanischen Garten zu besuchen, wo Höchstdieselben nicht nur über das neue, eben so zweckmäßig eingerichtete, als geschmackvoll ausgeführte, Gewächshaus, sondern auch über die innere Einrichtung und Wartung des Gartens, Ihre ganz besondere

Zufriedenheit zu erkennen gaben. Allenthalben wurden Se. Majestät von dem Hrn. Minister des Innern, Grafen von Wolffradt Excellenz, und dem Hrn. Staatsrathe und General-Director des öffentlichen Unterrichts, Baron von Leist, begleitet, welche aus der gnädigsten Zufriedenheit des Monarchen mit der Universität die schönste Belohnung für ihre vielen patriotischen Sorgen und Bemühungen für das Wohl derselben schöpfen mochten. Bald darauf verließen Se. Majestät die hiesige Stadt unter den lauten und stillen Segenswünschen aller Einwohner. Insbesondere aber priesen sich alle Mitglieder der Universität in der erneuerten lebendigen und ermunternden Ueberzeugung glücklich, die hiesige Lehranstalt von einem Solchen Regenten geschützt, und von einem solchen Directorio geleitet zu wissen!

Marburg.

In der neuen academischen Buchhandlung: *Beyträge zur Charakteristik und Critik des Code Napoleon, von Dr.* Anton Bauer, *ordentl. Prof. der Rechte und Beisitzer der Jur. Fac. zu Marburg. Erste Abtheilung.* 1810. VIII u. 232 S. groß Octav. — Der Verfasser, bemerkt die Vorrede, habe noch nicht die Absicht, ein Werk zu liefern, welches den Code Napol. von allen Seiten charakterisire und würdige; ein solches lasse sich einst erst von den vereinigten Resultaten mehrjähriger Forschungen Deutscher Gründlichkeit und Deutschen Scharfsinnes erwarten; vorliegende Schrift solle daher nur darauf beschränkt seyn, eine Reihe einzelner Beyträge zur vorläufigen Berichtigung der Urtheile des Publicums über den Code Napol. mitzutheilen, dadurch den unwissenden Absprechern entgegen zu arbeiten, und richti-

gere Vorstellungen von der wahren Beschaffenheit dieses Gesetzbuches besonders unter denjenigen Lesern zu verbreiten, welchen es an Gelegenheit und an Mitteln einer gründlichen Selbstbelehrung fehle. — Nach dieser Anlage des Buchs wird für eine Anzeige desselben wenigstens eine detaillirte Angabe der Rubriken nothwendig. Ehe sich aber Rec. dazu wendet, glaubt er bemerken zu müssen, daß der Verf. in der vorliegenden Abtheilung nicht gerade für ein einzelnes Deutsches Territorium geschrieben, sondern nur beyläufig auf einige theilweise hier und dort geschehene Veränderungen Rücksicht genommen hat. — Fünf Abhandlungen liegen vor uns, zwar unabhängig von einander, doch in einer sehr passenden Ordnung. Die erste spricht von den allgemeinen Grundlagen der Gesetzgebung des *Code Napoléon*. Der Verf. findet diese der Form nach: in einer Verschmelzung des alten und neuen Rechts, in einer Vermeidung dessen, was bloß zur Wissenschaft des Rechts gehört, und in einer gleich weiten Entfernung von bloßer Metaphysik des Rechts und von juristischer Casuistik; — der Materie nach: in der Beachtung der Staatszweckmäßigkeit, verbunden mit dem Anschließen an Französische Verfassung und Individualität, in dem Anschließen an den Zeitgeist, in der Abneigung gegen Beschränkungen der Dispositions-Freyheit, in der Sicherung der Rechtsverhältnisse durch vorgeschriebene Formen, in der Wachsamkeit für die Rechte Schutzbedürftiger, in der billigen Vereinigung der widersprechenden Rechte verschiedener Interessenten, und in der Verhütung von Processen. Es ist nicht leeres Wortgepränge, es sind deutliche und präcise Ausführungen, welche man bey einem jeden der angeführten Puncte findet. — Die zweyte Abhandlung gibt eine Uebersicht von den

Gegenständen der Gesetzgebung des *Code Nap.*, dieselben theils an und für sich, theils in Vergleichung mit dem Römischen und Deutschen Civilrechte, betrachtend. In einer genauen Aufzählung spricht der Verf. in der letztern Hinsicht zuerst von den eigenthümlichen Lehren des Code Napol., und zwar nicht bloß von den hierher gehörenden ganzen Rechts-Instituten, sondern auch von den wichtigsten dahin zu rechnenden einzelnen Rechtsgrundsätzen; sodann von den Instituten des Römischen und Deutschen Civilrechts, welche dem Code Napol. fremd sind; endlich von denen, welche letzterer mit jenen gemein hat, worin er jedoch von beiden wesentlich abweicht. Die Darstellung des Einzelnen beweiset, daß der Verf. die etwaigen Unbequemlichkeiten einer Collision bey der genannten Unterabtheilung durch Deutlichkeit zu heben oder doch unschädlich zu machen verstand. — Die dritte Abhandlung enthält allgemeine Bemerkungen über die Personen, welche bey der Discussion des *Code Napoléon* concurrirten, über den Geist der dabey gepflogenen Berathungen und über das bey denselben beobachtete Verfahren; erwähnt dann auch im Einzelnen einiger von den Veränderungen, welche an dem Entwurfe des Gesetzbuches gemacht, so wie verschiedener Vorschläge, welche entweder verworfen oder nicht berücksichtigt sind. — In der vierten Abhandlung werden die allgemeinen Eigenschaften der Redaction des *Code Napol.* kürzlich bemerkt, und darauf einzelne Erinnerungen hinzugefügt, theils über verschiedene Beschlüsse des Staatsrathes, welche bey der Redaction nicht beachtet, theils über einige Artikel, welche mangelhaft scheinen, theils über einzelne Puncte der Terminologie, theils endlich über die in vorliegender Hinsicht beobachtete Proportion und Oeconomie. — Die fünfte Abhandlung spricht von der Ordnung

des *Code Napol.*, dieselbe theils überhaupt, theils im Einzelnen betrachtend. — Daß der Verf. diejenigen Materialien, welche er bey seiner Arbeit benutzte, mit eben so großem Fleiße, als Scharfsinne benutzt habe — beides sowohl bey der Darstellung, als bey der Beurtheilung bewährend — darf Rec. versichern. Wer wird so unbillig seyn, dem Verfasser einen Vorwurf darüber zu machen, daß er noch nicht alle Quellen und Hülfsmittel gebraucht habe? Dem Rec. scheint es wenigstens äußerst einseitig, wenn man in unsern Tagen bey dem vorliegenden Studio zu tadeln sich unterfängt, daß etwa ein Anderer nicht alles das excerpirt und citirt habe, was ein Dritter vielleicht sehr zufällig vor Augen gehabt. — Indem also Rec. mit Vergnügen versichert, daß er nichts mehr wünscht, als solche Untersuchungen, wie die vorliegenden, an die Stelle der vielen unbestimmten und oberflächlichen Urtheile über den Code Napoléon treten zu sehen, — hält er für sehr überflüssig, gegen einzelne Ideen des Verf. zu Felde zu ziehen. Daß er mit mehreren Ansichten der Schrift nicht übereinstimmt, kann für das Publicum bey dem Lesen dieser Anzeige nicht anders, als gleichgültig seyn. Es würde unmöglich fallen, die abweichenden Meinungen in diesen Blättern mit Vollständigkeit auszuführen; und — ohne diese — mit absprechendem Tone zu notiren, könnte gerade bey einer solchen Schrift wohl am wenigsten zu verzeihen seyn.

Gotha.

Hr. Professor Uckert gab, vor seinem Abgange nach Danzig, noch einige Blätter heraus, worin er sein Vorhaben einer umfassenden Revision der geographischen Kenntnisse des Alterthums ankündigt. Daß sich in der Weltkunde der Alten viel

Unsicheres und Unbestimmtes findet, und daß bey der Menge der Hülfsmittel und der Werkzeuge, welche die Neueren haben, auch die Weltkunde der Neueren ungleich weiter gehen könne und müsse, ist sehr natürlich; den Griechen gereicht es zu keiner Schande, wenn ihre frühern wissenschaftlichen Kenntnisse noch unvollkommen waren. Einer der streitigsten Gegenstände ist die Lehre von den Stadien, und von den verschiedenen Arten derselben, welche die Griechen bey ihren Messungen gebraucht haben; über diese Arten ist man verschiedener Meinungen, und keine leistet Genüge; Ein gemeinschaftliches bestimmtes Maß ließ sich doch hier am ersten erwarten. Mancher Gelehrte mag bereits den Gedanken gehegt haben, den Hr. Prof. Uckert hier äußert: daß die Griechen überhaupt keine völlig richtige Bestimmung der Stadien gehabt haben, wenn sie gleich das Olympische Stadium genau kennen konnten; die Anwendung aber für entfernte Weiten hatte für sie unübersteigliche Schwierigkeiten. Was sie aus dem Orient an Kenntnissen erhalten haben konnten, ging selbst nicht weiter. Verschiedenheiten der Angaben von Entfernungen in ihrem eigenen Lande gestatten die Ausflüchte nicht, die man gebraucht hat, ihre Abweichungen, unter einander selbst, über entfernte Länder zu entschuldigen. Diese Behauptungen gedenkt Hr. Prof. Uckert in einer besondern Schrift auszuführen, und in dieser eine kurze Uebersicht der Geschichte der Geographie und der verschiedenen Systeme von den frühesten Zeiten bis auf Ptolemäus, nebst einer critischen Würdigung der Schriftsteller, welche uns diese Nachrichten überliefert haben, zugleich mit Untersuchungen über die Karten der Alten, beyzufügen. — Wir be-

folgen seinen Willen durch diese Bekanntmachung; so bedenklich es auch seyn mag, eine Anklage dieser Art, sogar voraus, anzukündigen. Der Gewinn der Schrift für uns Andere wird zwar mehr negativ, aber in so fern nicht geringe seyn, daß wir mit mehr Vorsicht und Mißtrauen die geographischen Angaben der Alten zu gebrauchen, und sie erst durch neue Messungen zu berichtigen suchen werden.

Griechische Gedichte in unsern Zeiten verdienen eine Aufmerksamkeit, auch wenn sie bloß Uebungsstücke sind. Wir haben zwey in Händen, welche noch von einer andern Seite als Merkwürdigkeit angesehen werden können. Eines führten wir im vor. Stücke an. Ein älteres vom vorigen Jahre ist von einem edeln Verfasser, dessen Liebe für die Griechische Muse uns schon vorhin bekannt war: vom Hrn. General Pardo de Figueroa, zu Petersburg sehr ansehnlich gedruckt in der kaiserl. Druckerey 1810, gr. Octav 70 S., mit vorgesetztem Apollo mit der Lyra, in einem feinen Kupferstich: Διατριβη περι την τινων ωδων Ὁρατιου Φλακκου του Λυρικου μεταφρασιν εις την Ελληνικην Φωνην. Ein rühmlicher, zum Vergnügen gemachter, Versuch mit folgenden Oden I, 1. 2. 3. 5. 22. II, 1. 16. 19. III, 1. (sehr lieblich). IV, 2. 8. mit einer Zueignung an die würdigen Gelehrten, Wolf, Böttiger und Collegienrath Köhler in Petersburg. Mit vielem Vergnügen bemerkten wir das viele Gelungene, besonders in Stellen, wo der Römische Dichter selbst Griechische Vorgänger hatte; vorzüglich schien uns dieses in der Pindarischen Ode IV, 2. der Fall zu seyn. Wir hätten gewünscht, noch die zweyte Königinn der Oden Griechisch zu lesen: Tyrrhena regum progenies.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. Stück.

Den 31. August 1811.

Marburg.

Bey J. C. Krieger: Der freymüthige Hippokratische Arzt, geschrieben von einem Veteranen der praktischen Heilkunst. Ersten Bandes erstes Heft. — Dieses erste Heft mit dem besondern Titel: "Erfahrungen und Bemerkungen aus dem Felde der medicinischen Praxis". Vorrede 48 S., Text 100 S. in Octav.

Wenn Veteranen in der practischen Heilkunst mit Hippocratischem Geiste und Wahrheit ihre Beobachtungen niederschreiben und dem Publico mittheilen, so kann sich dieses freuen; und wenn vollends ein Mann mit ganz außerordentlicher Einsicht, Erfahrung und Glück sie mittheilt, so kann die Heilwissenschaft einen großen Gewinn erwarten. So dachte der Verfasser dieser Anzeige, wie er den Hippocratischen Arzt zur Hand nahm; aber er kann es nicht beschreiben, wie ihm dabey wurde, als er die Vorrede las. Er mußte sich oft selbst fragen: Hat denn das wirklich der Verf. selbst geschrieben? — Die Regel Salomonis: "Laß dich einen Andern loben" rc., deren Befol-

gung wir jedem grossen Arzte zutrauen dürfen, hat ihn oft irre gemacht. Von Hippocratischem Geiste fand er keine Spur, aber alles voll von der Μαρτυρία ποιητική, von welcher Hippocrates in seinen παραγγ. schreibt: Si vero etiam vulgi gratia velis dissertationem ad audiendam te facere, non valde gloriose id captes: non tamen cum testimonio ac ostentatione poetica. — Von dieser poetischen Ruhmredigkeit des ihm unbekannten Verfassers will Referent nur Einiges zur Probe aus der Vorrede, so viel möglich mit den eigenen Worten des Verfassers, anführen. Der Verfasser hat sich jetzt "beynahe funfzig Jahre der Medicin gewidmet, und mit großem Beyfall und Nutzen die ersten 15 Jahre in Physik, Physiologie, Naturgeschichte, Chemie rc. Unterricht gegeben; sodann, mit den nöthigsten und nützlichsten Kenntnissen ausgerüstet, im Jahre 1774 seine medicinisch-practische Laufbahn betreten, und es da nicht gemacht, wie die unzeitigen Probirärzte, die, wenn sie den Doctor-Grad und das medicinische Zunftrecht erhalten haben, sich gleich für ihre Mühe bezahlen lassen, sondern er hat die ersten Jahre allen Kranken seine Verordnungen unentgeltlich ertheilt, um durch diese uneigennützige Dienstfertigkeit frühzeitig recht viele Kranken und Krankheiten kennen zu lernen. Dafür wurde aber auch seine Praxis nach und nach so groß, daß er viele Krankheiten an vielen tausend Kranken, und die Ruhr allein an sechs tausend, behandelte, ihre Verhältnisse genau aufzeichnete: dadurch aber auch sehr viele Krankheiten weit besser kennen lernte, als alle andere Aerzte (S. 21), ja zu der größtmöglichen Wahrheit und Gewißheit in der medicinischen Praxis; zu einer sehr genauen Kenntniß der Krankheiten nach allen ihren Nüançen, Ver-

wickelungen und Symptomen; zu einer nicht gemeinen und vorzüglichen Diagnostik und therapeutischen Fertigkeit und Einsicht; zu einem schnellen und richtigen Blick; zu einer sichern Beurtheilung bey seiner Ausübung der innern Heilkunst; zu einer vorzüglichen Stärke, Entschlossenheit und Fertigkeit, bey einer großen Mannigfaltigkeit von Umständen den günstigsten Moment zum Handeln zu wählen, ja zu einer solchen Ueberlegenheit über seine Mitärzte gelangte, daß er (S. 22) unzählige Mahl Kranke heilte, woran Aerzte alle ihre Kunst fruchtlos verschwendet hatten, die im allgemeinen Rufe der gelehrtesten und geschicktesten standen, und die Kranken für unheilbar hielten. Nie, nie wurde dagegen seit 25 . . . 30 Jahren ein Kranker von andern geheilt, dem der Verf. nicht helfen konnte. Er heilte (S. 25) seine Kranken seit 25 Jahren wirklich geschwinder, sicherer und glücklicher, als andere Aerzte. Unzähligen Kranken leistete ein einziges Mittel von ihm schon die gewünschte Hülfe gegen die heftigsten, bedeutendsten Zufälle. Wo andere, sonst gelehrte und achtungswerthe, Aerzte ihre Arzneyen schon dutzendweise fruchtlos, und sogar mit schlechtem Erfolge, verschwendet hatten, kam er sehr oft mit einem einzigen oder etlichen wenigen Mitteln aus, und heilte die Kranken damit in sehr kurzer Zeit aus dem Grunde, zum Beweise, wie vorzüglich seine practischen Einsichten und medicinischen Berechnungen waren. Manche Krankheiten heilte er in Einem oder wenigen Tagen, wozu andere Wochen und Monathe brauchten, und doch nicht immer damit fertig werden konnten (S. 25), und nie befand er sich seit 25 Jahren in dem umgekehrten Falle". Daß ein Mann, der dieses von

sich sagen kann, ohne, nach S. 29, ein feiner Weltmann zu seyn, dennoch mit der Würde eines geheimen Rathes und Leibarztes (S. 31) "durch eigene Verdienste und Vorzüge" beehrt, und "wegen seiner Kunst und Rechtschaffenheit mit seltenem Vertrauen, Achtung und Beyfall seines Publicums und der größten practischen Aerzte unter den Veteranen" beglückt wurde, nimmt uns gar nicht Wunder; aber daß ein Mann von so außerordentlicher Erfahrung und Einsicht, der mehr, als Hippocrates, περὶ νούσων müßte liefern können, uns seine überlegenen Einsichten in der Arzneywissenschaft vorenthält, und dagegen ein Journal anfängt, worin es, wie das erste Stück genugsam beweiset, und die Vorrede besagt (S. 41), nur darauf abgesehen ist, "die medicinischen und moralischen Fehler seiner Kunstverwandten, sie seyen Practiker, Lehrer, Kunstrichter, Geburtshelfer, Wundärzte oder Thierärzte, mitunter auch Dummheiten, Thorheiten und Grobheiten, zu rügen und öffentlich zur Schau zu stellen", das wundert uns, und ist unter der vorhin genannten Würde. Der ganze Text dieses Heftes zeugt jedoch davon, daß dieß das Lieblingsgeschäfte des Verfassers seyn müsse; denn der erste Aufsatz schon enthält nichts als Fehler, fehlerhafte Recepte, welche aus "gänzlichem Mangel an chemisch-pharmaceutischer Kenntniß sehr häufig von Aerzten begangen werden"; der zweyte, den Beweis, daß schwache Vitriolsäure den Salpeter im mindesten zersetze; der dritte, daß die fetten Oehle eine große schmerz- und krampfstillende Kraft haben; und der vierte enthält folgende vermischte Bemerkungen: 1) Wie groß der Nutzen der Ipecacuanha, "zu ½ bis ⅔

Gran gegeben ist, sey, das habe er seit etlichen und 30 Jahren alljährlich durch mehr als tausend Versuche und Beobachtungen, folglich durch etliche und dreyßig tausend Beobachtungen, bestätigt gesehen. 2) Unschicklich componirte Recepte werden noch heutiges Tages verschrieben. 3) Es gibt saures Rosenwasser. 4) Arzneyen, worin Schwefel ist, stinken in der Wärme. 4) Hühneraugen und Fußgeschwüre heilen bey langem Liegen von selbst. 6) Ein Beyspiel von zusammengewachsenen Zwillingen. 7) Eine Portion Netz, die in eine Wunde eingeklemmt war, wurde ohne Schaden abgeschnitten. 8) Traurige Folgen der Brownischen Excitirmethode im Allgemeinen. 9) Ein Beleg dazu. 10) Eine sehr gewöhnliche Charlatanerie schlechter Aerzte. — Der Verf. schließt dieses Heft mit dem Spruch: Precandum est, ut sit mens sana in corpore sano; und wir wünschen, daß seine Bitte erfüllt werde.

Nordhausen.

Fortgesetzte Nachrichten über die Schulen der männlichen Jugend zu Nordhausen. Eine Einladungsschrift — von Joh. Chr. August Heyse, Rector des Gymnas. und der Töchterschulen. Voran Einige Blicke in Sparr's Leben und Wirken. 1811. Octav 86 Seiten. Sehr ausführlich, für die, welche den Verstorbenen gekannt haben, anerinnernd, und für andere Leser, zumahl Schulmänner, unterrichtend, sind diese neuen Lebensnachrichten von dem verstorbenen Director Sparr, dessen Stelle noch nicht wieder besetzt ist, dessen Andenken aber noch sehr geachtet und geschätzt wird. Die fortgesetzte Nachricht selbst (so benennt, in Beziehung auf eine

frühere, welche wir Gött. gel. Anz. 1808 S. 961 angezeigt haben) enthält von jetzigen Lehrersum am Gymnasium, die Lehrgegenstände, die Einrichtung des Unterrichts und die zu Unterrichtenden; den Zustand der Stadt-Knabenschulen, der Freyschule im Waisenhause. Einladung zum Examen.

Wien.

Bey F. X. Stöckl: Images des Saints et Saintes issus de la famille de l'Empereur Maximilien I. En une suite de cent dix neuf planches gravées en bois par différens graveurs d'après les dessins de *Hans Burgmaier*. Folio.

Aus einer, nur gar zu kurzen, Vorrede ersehen wir, daß diese Blätter auf Befehl und Unkosten Kaiser Maximilians I. in Holz geschnitten worden sind, und die Bildnisse der Heiligen enthalten sollten, welche zu dem kaiserlichen Hause gehören. Allein wir finden eine große Menge, welche mit demselben in keiner Beziehung steht, oder von den Päpsten nur geduldet, nicht aber canonisirt worden ist. Von den 122 Holzschnitten, welche in der kaiserl. königl. Bibliothek zu Wien aufbewahrt werden, haben nur 119 benutzt werden können, indem die übrigen drey durch die Würmer unbrauchbar gemacht worden sind. Die Künstler, welche diese Holzschnitte verfertigt haben, arbeiteten in den Jahren 1517 und 1518, und man findet diese Jahrzahlen nebst ihren Nahmen auf der Kehrseite der Holzschnitte. Es sind achte an der Zahl, die aber, Französisch ausgedrückt, wohl nicht ganz fehlerfrey seyn können. Nähmlich: Hans Frank (?), Corneille Liefrink (?), Alexis Lindt (?), Josse de Negker (?), Wolf-

... Kelsh, Hans Taberith (?), Guillaume Taberith (?), und Nicolaus Seemann (?). Für die Liebhaber der vaterländischen Kunstgeschichte muß dieses Werk allerdings ein willkommenes Geschenk seyn, weil die Meister, so wie ihre Nahmen da stehen, ganz unbekannt sind. Unsere Bemühungen, irgend ein Monogramm zu finden, wurden nicht belohnt; nur auf Nr. 43 entdeckt man das Monogramm H. 2. K.; da aber Christ (Dictionnaire des Monogrammes p. 147) zwey Künstler anführt, welche sich dieses Monogramms bedienten, deren Nahmen aber mit den oben erwähnten Meistern nicht übereintreffen, so schweben wir auch hier im Dunkel. Rec. hätte gewünscht, daß nur irgend eine kurze Notiz von den hier abgebildeten Heiligen beygefügt worden wäre, weil, wenn man so fortfahren wird, altdeutsche Heiligenlegenden ohne einen erläuternden Text herauszugeben, ein großer Theil derselben uns in der Folge eben so unverständlich seyn wird, wie die Aegyptischen Hieroglyphen.

Kopenhagen.

De occulto urbis Romae nomine ad locum Apocalypseos XVII, 5. — D. *Fridericus Münter*, Seelandiae ordinumque regiorum equestrium Episcopus, Eques Danebrogicus. 1811. Quart. Eine Einladungsschrift der Geistlichen seiner Diöces zu einer Synode. Die Aufschrift reizt die Wißbegierde. Es war im Alterthum, auch bey den Juden und Römern, ein gemeiner, nur aus verschiedenen Quellen abgeleiteter, Glaube, daß der Nahme mit der Sache selbst in einer innern Verbindung stehe; daß ältere Nahmen etwas Bedeutendes hätten, welches durch die Götter- und Menschensprache schon bey Homer bezeichnet ward;

daß durch Aussprechen des eigentlichen Nahmens auf Person und Gegenstand könne gewirkt, also auch geschadet werden; die Evocatio deorum ist bekannt. Es gab also geheime Nahmen der Städte und ihrer Schutzgottheiten, die als Heiligthum verwahrt und verschwiegen werden mußten. Ein solcher Glaube von den geheimen Nahmen Roms und seiner Schutzgottheit, zu dessen Verwahrung sogar eine dea Angerona angenommen war, wird hier in einer gelehrten Forschung in ein mögliches Licht gesetzt. Freylich kömmt man nicht weit über Muthmaßungen hinaus, welches der geheime Nahme war: vermuthlich Ops; sinnreich ist die Anerinnerung an die Mater deum aus Pessinus, eben die Ops des alten Roms, die daher nach Rom gehohlt ward. Sonst hätte der Nahme Valentia, als Uebersetzung des Grichischen ῥωμη, einen Vorzug. An den Nahmen Saturnia wird auch gedacht. In der *Offenbarung Johannis* ist Babylon Rom, als der Sitz alles Frevels, Sittenverderbens und der Abgötterey, benannt; sie trägt an ihrer Stirne den geheimen Nahmen. Kaum ist es glaublich, daß der Seher ihn gewußt, oder hat anzeigen wollen, sondern er hat ihn, der Sage und dem gemeinen Glauben zufolge, als das geheime Mittel zu ihrer Vernichtung, bloß erwähnt, weil man sich vorstellte, die Aussprache von dem geheimen Nahmen sey ein Mittel, das Verderben über sie zu bringen, da bey der Weise, wie alle Provinzen und Völker von Rom aus behandelt wurden, der Haß und die Verwünschung der Tyranney allgemein war. Es ist viele seltene Belesenheit von diesem gelehrten Bischof in wenigen Blättern an den Tag gelegt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

139. Stück.

Den 31. August 1811.

Paris.

Da der historische und antiquarische Theil des Prachtwerkes über Aegypten (Description de l'Egypte etc.) bereits von andern Recensenten in diesen Blättern angezeigt worden ist, so bleibt uns nur übrig, unsre Gedanken über die Kunst der Aegypter, vorzüglich über den Geschmack, den Styl und die Behandlung ihrer Architectur, mitzutheilen.

Ehe sich die ersten Keime der Cultur, des Ackerbaues und des künstlerischen Triebes unter den Aegyptern zeigte, lebten sie als Höhlenbewohner an den Ufern des Nils, und diese Gewohnheit, in unterirdischen Gemächern sich aufzuhalten, bestimmte für die Folge den Gang ihrer Architectur, und wurde durch den weißen, leicht zu bearbeitenden, Tuffstein, den ihnen die Natur darbot, erleichtert. Die zahllosen Höhlen, welche man in Aegypten antrifft, muß man daher nicht immer für Grabmähler, sondern für die ursprünglichen Wohnungen des Volks halten. Die hohe Einfalt in der Anlage ihrer Gebäude, der außer-

ordentliche Durchmesser ihrer Säulen, die pyramidalische Form ihrer Thüren, und die Peristyle, welche stets in die Seitenmassen der Gebäude eingezwängt sind, geben ihnen vollkommen das Ansehen künstlich bearbeiteter Höhlen. Der Mangel an Gewölben, Frontons und Dächern deutet ebenfalls auf ihren unterirdischen Ursprung hin. Holzwerk wurde niemahls zu den ältesten Aegyptischen Gebäuden angewandt; und wenn auch ihre Säulen und Capitäle die Nachahmung der einheimischen Bäume und Pflanzen verrathen, so bezieht sich dieß nur auf die Verzierung, aber nicht auf die ursprüngliche und unabänderliche Weise ihrer Architectur. Aegypten war ferner arm an Bäumen und Zimmerholz, daher man zu den Decken keine Balken, sondern ungeheure glatte Steine nahm; von Gewölben findet man keine Spur. Der Verfasser dieser Anzeige läßt die Frage, ob Aegypten ursprünglich ein Priesterstaat war, oder von Despoten beherrscht wurde; ob die Pyramiden einen astronomischen Zweck hatten, oder zu Begräbnissen dienten, auf sich beruhen. So viel bleibt gewiß, daß eine ewige Dauer das Hauptaugenmerk bey allen ihren architectonischen Unternehmungen blieb, und daß sie sich sehr bemühten, die Leichname ihrer Vorfahren zu verbergen, was vielleicht mit ihren Begriffen von Religion, Seelenwanderung u. s. w. zusammenhing. Kein Volk auf der Erde hat es in der Festigkeit seiner Gebäude so weit gebracht, als die Aegypter; sie scheinen weder an das Wiedererbauen, noch an das Restauriren gedacht zu haben.

Die Materialien, deren sie sich bedienten, waren Tuff- und Sandstein, weißer Marmor, rother und grauer Granit und Porphyr. Die letztere Steinart wurde jedoch sehr selten zu Gebäuden

und Kut in Oberägypten, gebraucht. Die Obelisken, Säulen, colossalen Statuen rc. verfertigten sie aus Granit; auch findet man Statuen aus Basalt und Paragon. Im Allgemeinen sind die Denkmähler aus Granit seltener in Aegypten, als man sonst behauptete, wenn man die Monolithen ausnimmt. Fast sämmtliche Haupt-Monumente, von Syene bis Denderah, sind von Sandstein aufgeführt, aus welcher Steinart auch fast alle Gebäude auf der Insel Phile bestehen, wiewohl sie mit Granitfelsen umringt ist. Die Mauern ihrer Tempel, sie mögen noch so dick seyn, sind stets mit gehauenen Steinen zusammengesetzt; sie wurden niemahls mit unregelmäßigen Steinen oder Kalk angefüllt, und haben immer eine etwas schräge Lage, wie unsere Festungswerke. Was ihren Werken ein so imponirendes Ansehen gibt, sind die zwey ungeheuern Pilastrone, welche einem am Eingange ihrer Gebäude entgegenstarren. Die Herausgeber nennen sie Pylone, nach dem Worte πύλων, dessen sich Diodorus von Sicilien in seiner Beschreibung des Grabmahls des Osymandyas bedient. Als Bindungsmittel brauchten die Aegypter eine Art von Erdpech, um ihre Cisternen wasserdicht zu machen, und Sand, mit Kalk vermischt, zu andern Gebäuden. Allein das stärkste Bindungsmittel war die eigne Schwere der Gebäude. Um nur Ein Beyspiel anzuführen, so ist der große Porticus des Tempels zu Edfu mit Steinen bedeckt, die den Platfond bilden, von denen jeder 18 Fuß lang und 6 Fuß breit ist, so daß das Gewicht eines einzigen Steins 70,000 Pfund beträgt, der dabey das Ansehen hat, als sey er vor einigen Tagen hingelegt worden. Auch die Säulen sind aus großen Steinen gehauen, auf einander gesetzt, und nur gliederweise durch einen

Zapfen verbunden, den man in einem Loche in der Mitte anbrachte. Wie bereits gesagt worden, kannten die Aegypter den Gebrauch der Gewölbe nicht; jedoch findet man Decken, welche man Eselsrücken (dos d'âne) nennt. Die Säulen haben zuweilen Basen, zuweilen auch keine, und kein Capitäl. Sie sind theils rund, theils polygonisch; die runden erscheinen glatt, oder mit Hieroglyphen verziert. Einige haben das Ansehen eines Bündels von Stäben, der kreisförmig umwickelt ist. In der Form der Säulen und Capitäle herrscht die größte Mannigfaltigkeit. Das Gebälke kann nicht einfacher gedacht werden, übrigens ist es gemeiniglich mit Hieroglyphen geschmückt, und besteht aus dem Theil, den wir Kranz zu nennen pflegen. Die Thüren sind länglich-viereckig, haben zuweilen eine pyramidalische Oeffnung, und gleichen durch ihre schräge Anlage den Eingängen in unsere Festungswerke. Niemahls findet man den Gebrauch mehrerer Stockwerke, oder Säulen, welche auf andern ruhen, indem dieß die hohe Einfalt in dem Ansehen des ganzen Gebäudes gestört haben würde. Die Regelmäßigkeit in allen Theilen, oder die Eurythmie, ist auf das strengste beobachtet. Alles besteht aus geraden Linien; das Intercolumnium ist gemeiniglich enge, aber in dem Umfange des Gebäudes übertrafen die Aegypter alle Nationen, so daß nur das Grandiose und eine unbezwingbare Festigkeit ihr Hauptzweck gewesen zu seyn scheint. Die Anlage ihrer Tempel, welche vielleicht nach heiligen Regeln bestimmt wurde, behielt stets einen einförmigen Charakter, und weicht dadurch wesentlich von den Griechischen und Römischen Tempeln ab, welche ein einziges geschlossenes Ganzes bildeten, dagegen die Aegyptischen aus einer Masse von verschiedenen Theilen

bestehen, welche durch Säulengänge, Vestibuln, Galerien und andere Gebäude mit einander verbunden sind. Die Aegypter scheinen daher nicht sowohl ein eignes System der Architectur, als vielmehr eine von religiösen Principien abhängige Bauart, gehabt zu haben.

Die Blätter, welche vor uns liegen, lassen sich in vier Classen bringen. Es sind 1) topographische Karten; 2) wahre mahlerische Ansichten des gegenwärtigen Zustandes der Monumente; 3) architectonische Darstellungen der Monumente, bey welchen man die fehlenden zerstörten oder mit Sand bedeckten Theile mit der größten Genauigkeit abgebildet hat, und 4) Vorstellungen der zahllosen Basreliefs und Hieroglyphen, welche, zum Theil bemahlt, die innern und äußern Wände jener colossalen Monumente verzieren. Unter den topographischen Karten zeichnen sich, nach unserm Urtheil, durch Feinheit, Schönheit und technische Vollendung aus: Tab. 1. Die Insel Phile. 30. Die Catarracten bey Syene. 31. Die Insel Elephantine und Syene. 39. Ombos. Von den mahlerischen Ansichten verdienen die Blätter 2, 3, 4, 24, 25, 40, 46, 48, 49, 65, die größte Bewunderung. Die architectonischen Details sind wahre Meisterstücke, und können den Baukünstlern zum Studiren nicht genug empfohlen werden. So findet man Tab. 29. die Abbildung eines Römischen Monuments auf der Insel Phile, das jedoch von Aegyptischen Baumeistern aufgeführt seyn muß. Die ganz eigenthümliche Construction und mehrere andere Anzeigen setzen dieses außer allen Zweifel. Dagegen erblickt man wieder Aegyptische Gebäude, in welchen eine Griechische oder Römische Hand nicht zu verkennen ist. Die Blätter 7, 8, 21, 42, 75, 76, 77, stellen die schönsten Capitäle dar,

von denen einige, zwar nur aus dem Groben gearbeitet, dennoch so vollkommen sind, daß sie zum Vorbilde dienen können. Die angeführten sind mit Blättern, Weintrauben und Voluten geschmückt, wie man sie an dem Korinthischen Säulenknauf antrifft. Ein großer Theil hat mit dem Kelch der Wasserlilie (Nymphaea lotus und Nymphaea caerulea) eine auffallende Aehnlichkeit; andere gleichen den fächerartigen Zweigen der Datteln, Palmen u. s. w.

Der Architrav ruht niemahls unmittelbar auf den Capitälen, sondern auf Würfeln. Unstreitig wollte man damit der Säule ein schlankeres Ansehen geben, und zugleich die Last des Architravs mindern, der durch seine Schwere leicht den Kranz des Capitäls zersprengt haben würde, durch seine Lage auf dem Würfel aber gerade auf das Centrum der Säule wirkt. In einem Tempel auf der Insel Elephantine (Tab. 35) wird man eine gewisse Verbindung gewahr, die außerhalb des Characters der Aegyptischen Baukunst liegt. Er hat die Gestalt eines Peripteros. Ein gleiches läßt sich von dem großen Tempel zu Philä (Tab. 5) sagen, wenn man die verschiedenen Verbindungen in dem Grundriß untersucht. Der große Tempel zu Apollinopolis aber (Tab. 56) scheint gleich nach dem ersten Plan, der ihm zum Grunde lag, vollendet zu seyn. Befremdend ist die Construction des Tempels zu Ombos (Tab. 39), weil er in zwey Theile getheilt ist, und dadurch der sogenannten Basilike zu Pästum nicht unähnlich wird. Sehr interessant sind die Details, Aufrisse und Durchschnitte auf den Blättern 41, 51, 52, 53, 55, 61, 83 ꝛc.

Ohne uns auf die Bedeutung und den Inhalt der zahlreichen Basreliefs einzulassen, in welchen

man wohl hier und da Mosaische Begriffe wiederfinden möchte, wollen wir nur ihren Kunstwerth zu würdigen suchen. Im Ganzen scheinen die Aegyptischen Figuren von Menschen und Thieren, welche ganz erhoben gearbeitet sind, den Vorzug vor den Reliefs und Mahlereyen zu verdienen, indem eine gewisse Kenntniß der Anatomie und ein Bestreben, die Natur so treu, wie möglich, nachzuahmen, unverkennbar ist, und überall hervorleuchtet. Hier also wieder ein Beweis, daß die Kunst nur mit der Form anfing, und daß die Mahlerey schwieriger, als die Sculptur ist. Um eine Statue hervorzubringen, brauchte der Künstler nur ein Muster, das er von allen Seiten betrachten, genau messen, und nach einigen leicht zu fassenden Regeln auf seine große, selbst colossale, Nachbildung übertragen konnte. Beym Relief, diesem Uebergang der Sculptur auf die Mahlerey, mußte er die Gesetze der Perspectiv beobachten, welche dem Aegypter ganz unbekannt waren. Und gerade im Relief erkennt man den Geist des Künstlers, das gegenseitige Verhältniß der Mahlerey und Sculptur, und die Quelle, aus welcher beide Künste gemeinschaftlich emporspringen. Alle Aegptische Gebäude, welche bis auf den letzten Punct vollendet sind, sind überall mit Sculpturen geschmückt, wenn man die Riemen ausnimmt, oder die Karniese, welche stets glatt erscheinen. Alle Säulen, Mauern, Architrave, Decken, alle, selbst die kleinsten, Theile, welche in die Construction eindringen oder hervorspringen, sind mit Sculpturen oder Hieroglyphen verziert, die, wenn auch, wie es oft der Fall ist, bemahlt, die erhabene Einfalt der geraden Linien nicht stören. Es gibt zwey Gattungen von Reliefs, mit welchen die Gebäude sowohl von außen,

als von innen prangen. Zu den erstern gehören die Reliefs, mit welchen die äußern Wände der Gebäude geschmückt wurden. Sie sind so gearbeitet, daß selbst die erhobenen Theile nicht über die Grundfläche, auf welcher der Künstler arbeitete, hervortragen; sie stören also auf diese Weise weder die hohe Simplicität, noch sind sie irgend einer Beschädigung ausgesetzt. Zu der zweyten Gattung kann man diejenigen Basreliefs rechnen, welche man großen Theils im Innern der Tempel bewundert. Sie sind zwar der ersten Gattung in der technischen Ausführung gleich, aber nicht vertieft, und sämmtlich bemahlt. Tab. 16 stellt zwey Reliefs dar, auf welchen die Farben sich bis jetzt vortrefflich erhalten haben. Diese sind: Blau, Grün, Gelb, Braunroth und Weiß. Indem die Reliefs bemahlt wären, brauchte der Künstler wegen der Wirkung des Hell und Dunkel unbekümmert zu seyn. Was seine Kunst nicht leisten konnte, brachte die Natur hervor. Auf eine ähnliche Weise sind (Tab. 14 und 15) einige Vasen dargestellt, mit colorirtem Relief. Besondere Aufmerksamkeit verdienen als Reliefs die Blätter: 10, 16, 22, 37, 45, 57, 58, 59, 62, 63, 65, 68, 70, 74. Das Blatt 68 enthält merkwürdige Vorstellungen des häuslichen Lebens des Aegypters. Man erblickt ihn hier als Jäger, Fischer, Landmann. Die Zeichnung der Hände und anderer Glieder ist mangelhaft, auch scheinen die weiblichen Figuren nur Eine Brust zu haben, aus Unkunde der Perspectiv. In dem unvollendeten großen Tempel zu Ombos (Tab. 44 Fig. 3) findet man die Entwürfe zu Reliefs, und zwar durch Gitter mit rothen Strichen, angedeutet, so wie die Mahler noch gegenwärtig eine kleine Zeichnung auf eine größere Fläche zu übertragen pflegen.

In einigen Grotten trifft man Mahlereyen an, welche auf einer übertünchten Wand ausgeführt sind. Die außerordentliche Gewissenhaftigkeit, mit welcher die Künstler und Kupferstecher gearbeitet haben, vorzüglich aber die große Kunst, mit welcher beide Gattungen von Basreliefs dargestellt worden sind, verdienen das größte Lob. Wenn dieß Werk vollendet seyn wird, so hoffen wir, den Lesern die Nahmen der Männer bekannt zu machen, welche sich durch ihren Grabstichel um Wissenschaft und Kunst ein unsterbliches Verdienst erworben haben.

Halberstadt.

Im Bureau der Litteratur und Kunst: Kurze Geschichte der ehemahligen Benedictiner-Abtei Huysburg, nebst einem Gemählde derselben und ihrer Umgebungen, von Karl von Eß (vormahligem) Prior und (nunmehr) erstem Pfarrer zu Huysburg. 1810. VI und 140 Seiten in Octav, mit 3 illuminirten Kupfern.

Die gut angelegte Geschichte eines alten Klosters, einer ursprünglich religiösen Verbindung, die nachher mancherley Nebenzwecke wollte und erreichte, gewährt an und für sich aus mehreren Hinsichten oft höchst lehrreichen Eindruck, der gerade jetzt so sehr verstärkt wird, durch das Hinführen in eine für uns völlig abgeschlossene Zeit, in deren volle Verhältnisse wir uns nur mit Mühe zurück versetzen: so fremd ist sie uns geworden; gegen welche wir daher, nahmentlich gegen Schöpfungen dieser Art, nur zu leicht ungerecht werden, die wir verachten. Dem wohlthätigen Geiste, der die Stiftung aufführte, ist ein so ganz entgegengesetzter gefolgt (wenig wäre zu sagen, hätten sich bloß die Formen, der Gegenstand, ge-

ändert), daß man meist nur Schmähungen desselben hörte, und selbst, nachdem durch manche kräftige Vorstellungen ein Theil der Menschen kühler und gerechter geworden ist, jetzt hat er sich noch durch mancherley grausame Härten und unnöthige Bedrückungen gezeigt; ohne sonderliche Bewegung hat der größte Theil der Menschen das ganze Institut nicht nur umschmelzen, nein, untergehen sehen. Wie man auch in Hinsicht der Klöster denken mag: Niemand wird von ihnen kalt wegsehen, wenn er an ihre alten, wichtigen, einflußreichen Verhältnisse denkt, wie sie bisweilen (hier und da bedeutend) auf die Cultur des Bodens und des Landes gewirkt haben, was wir ihnen verdanken, wenigstens für die Erhaltung der ältern köstlichen Erzeugnisse des menschlichen Geistes, für die Pflege oder, wenn wir wollen, den Zufluchtsort, den die Künste and Wissenschaften bey *ihnen* fanden; war die Unterstützung auch nur kümmerlich, wir sehen nicht auf den Willen, auf den Erfolg. Daher ist eine einzelne Klostergeschichte kein gleichgültiges Werk, und immer fördert sie doch, wie wenig es auch sey, einige alte Nachrichten und Urkunden für ihre Gegend, die jetzt nur um so leichter untergehen, je weniger die Antiquität geachtet wird! (Für die Halberstädtische Geschichte gibt es bis jetzt nur einige, durch fleißige Männer mühsam zusammengebrachte, Materialien, die aber zu einer Geschichte noch nirgends zureichen. Jede Vermehrung muß daher mit Dank aufgenommen werden, je länger sich die Herausgabe der umfassenden Arbeit des Hrn. Reg. Assistenzrath Lucanus verzieht.) Diese Vortheile gibt uns nun freylich die vorliegende Geschichte nicht. Der würdige Verfasser, rühmlich durch die Uebersetzung unserer heiligen Bücher bekannt, hat sich bey der Ausarbeitung

und zu enge Grenzen gesteckt; von der freyen Höhe herab hatten wir etwas Anderes erwartet. Er, welch seine alten und neuen Verhältnisse mehr, als irgend ein Anderer, stets zu wehmüthigen Erinnerungen an den Wechsel der Dinge hingerissen, tröstete sich etwas: "sehens- und besuchenswerth werde die Huysaburg doch immer noch bleiben, auch nach Jahrhunderten als Ruine noch, ihrer reitzenden Umgebungen wegen. Das bestimmte mich, den Freunden der Natur und vaterländischen Denkwürdigkeiten diese paar Blätter zur Hand zu geben, und sie damit auf ihren Wanderungen hierher zu begleiten" (Vorrede S. III).

Also mehr ein Wegweiser, ein Hülfsmittel, um dem künftigen Besucher gleich in der Kürze, was er zu wissen wünscht, darzubieten, als eigentliche Geschichte; diese fortzuführen, eines ihrer Beete anzubauen, war nicht sein Hauptzweck, und ist es nicht geworden, ob es gleich der Titel erwarten läßt. An den ersten Theil, die Geschichte des Klosters, dürfen wir keine Forderungen als historisches Product machen, nicht nur, weil sich nichts Neues und vorher Unbekanntes darin findet, selbst das, was gesagt wird, ohne Begründung bleibt (ein sehr wichtiger Punct!), nicht einmahl die Quellen, wie billig, zum voraus im Allgemeinen angegeben sind, der Verf. auch das Mittelalter nicht zu kennen scheint (Beleg: S. 12: "Schirmvögte ihres Klosters, das heißt, Leuten, denen sie die Handhabung der Gerechtigkeit in ihrer Civil-Behörde anvertrauet hatten", oder was S. 112 über die civitas (Burg) Huyseburg gesagt wird), sondern auch, weil er die Geschichte zu einseitig angelegt hat. Wenig hat er von den äußern Verhältnissen, den Gütererwerbungen (hier bleibt für diese Akten immer Bertling's Aufsatz, der freylich we-

der genau, noch vollständig ist, das Hauptwerk — Preußisch-Brandenburgische Miscellen 1804 — und wird es bleiben, da weder Paullini's ältere Arbeit, noch die Urkunden, die er benutzte, nun wohl erscheinen werden). Der größte Theil der Erzählung bezieht sich auf das Innere, auf den Zustand des Klosters als religiösen Verein, und das Verhalten seiner Vorgesetzten. Für den Zweck des Verf. hätte dieses mehr zusammengefaßt, und unter Hauptgesichtspuncten eindrücklicher dargestellt werden sollen. Indeß gibt es hier doch manche bedeutende Andeutungen, z. B. S. 21 daß gerade von der im nördlichen Deutschland so berühmten Bursfelder Congregation eine so wichtige Sache, als die Beschäftigung mit den Wissenschaften und die Cultur derselben ist, gar nicht beachtet war, daher auch andere Benedictiner-Klöster mit bessern Regeln sich über diese erheben, und ihnen in aller Hinsicht vorkommen mußten. "Daher geschah es dann, daß fast ein bloßes Chorgehen an die Stelle der vorhin daben gethanen, für Staat und Kirche nützlichen, Werke trat, und daß die Klostergeistlichen in die alte Sünde des Nichtsthuns und der darauf folgenden Ausschweifungen aufs neue wieder versielen". Daß durch die Erfindung der Buchdruckerkunst die einzige für die Wissenschaften nützliche Beschäftigung, das Bücherabschreiben, auch aufhörte, ist sehr richtig; indeß hatte sie doch in den Klöstern nur da ganz die schädlichen Folgen, wo man so engherzige und kleinliche Regeln befolgte. Andere legten selbst Druckereyen an, und für Congregationen wie die von S. Maur wurde die Buchdruckerkunst ein neuer Sporn der Thätigkeit, und brachte Arbeiten hervor, die noch lange dankbar an sie erinnern werden. So viel hängt vom Gei-

sey besonders der Vorsteher, ab. Viel that freylich, daß man an manchen Orten, indem in der Nähe keine Novizen zu bekommen waren, solche ohne Auswahl aus den niedern Ständen nahm, nur froh, überhaupt die Zahl voll zu erhalten: da waren denn freylich wenig gebildete, noch geistvolle Menschen darunter. Was S. 23 von dem Abt Johann III. zur Zeit der Reformation gesagt wird, er sey leichtsinnig genug gewesen, in jenen tumultuarischen Zeiten Alles über und über gehen zu lassen und gehen zu machen, trifft wohl bey den meisten Prälaten der Zeit zu. Es lag in der Neuheit der Verhältnisse, in welche sie sich nicht zu finden wußten, lag in ihrer Lage; sie mußten überall schonen und nachgeben, damit nur ihr klösterliches Wesen im Ganzen gerettet werden konnte. Laien und Geistliche griffen ja zu, während die Einkünfte nirgends mehr zulangten. Gab nicht der Bischof von Halberstadt, Cardinal Albrecht, seinem Canzler das Kloster Conradsberg! solcher Canzler gab es mehr. Von allen Äbten der neuesten Zeit wird (wie er es verdient) Nicolaus von Zitzwitz hervorgehoben, ein braver Deutscher Character! Rührend ist S. 51 die Geschichte der Aufhebung im Jahre 1804 erzählt, erfreulich dabey, daß sie mit einer Milde und Schonung geschah, welche der Regierung, wie ihren Bevollmächtigten, gleich sehr zur Ehre gereicht: wir wissen ja, daß es nicht überall so war. — Schätzbar ist der allenthalben hervorleuchtende religiöse Sinn des Verf.; nur bisweilen scheint der Stil uns etwas ins Frömmelnde überzugehen (S. 15 z. B.), was in einer geschichtlichen Erzählung einen widrigen Eindruck macht.

Der zweyte Theil schildert nun die Abtey, ihre Lage, die Gegend, die Umgebungen, sehr ins Ein-

zelne, und oft etwas gezwungen und gesucht. Eine Bibliothek war hier von etwa 4000 Bänden und einigen hundert Manuscripten (welches Inhalts aber, das erfahren wir von beiden nicht); die Universität Halle sollte die Auswahl haben, fand aber nur einige hundert Stücke, die nicht unterdessen verloren gegangen waren (so geht es immer bey solchen tumultuarischen Veränderungen: das zeigt die Reformation, die Revolution u. s. w.); den Rest will der Verf. an sich kaufen. Im J. 1746 wurde ein neues Gebäude gebauet, zur Bewirthung der Fremden bestimmt, das 180,000 Thaler kostete, und jetzt vom Verf., dem es wehe that, dasselbe unter seinen Augen Ruine werden zu lassen, für 50 Thaler jährlich gemiethet ist. Er hat nun 11 Nonnen aus dem Kloster Egeln hier einen ruhigen Wohnsitz bereitet; den Plan aber, hier eine Druckerey anzulegen, aufgegeben. (Was hätte sich mit dem Gelde nicht Nützlicheres schaffen lassen! nur mit $\frac{1}{180}$ desselben wäre durch den Druck von Paullini's Chronik und der Urkunden ein Monument errichtet, das alle Gebäude überlebt hätte.)

Leipzig.

Homeri Carmina graece. Tomus I. continens Rhapf. I . . . XII. 185 Seiten. To. II. continens Rhapf. XIII . . . XXIV. 302 Seiten.

Homeri Odyssea graece. Tomus I. continens Rhapf. I . . . XVI. 312 S. Tomus II. continens Rhapf. XVII . . . XXIV. Accedunt minora carmina Homero tributa. 279 S. Tomus III. continens Var. Lect. e cod. Harlej. et notas Ricardi Porson. 188 S. Alle fünf Bändchen: Sumtibus et typis Car. Tauchnitii 1810. Nun kömmt zur Odyssee noch der Haupttitel: Corpus poetarum

graecorum ad fidem optimorum librorum edidit *Godofredus Henricus Schaefer.*

Es ist eine bekannte Erzählung von Alexandern, da ihm aus der Persischen Beute ein kostbares Kästchen gebracht war, daß er es zur Verwahrung seines Homers bestimmte. Welchen Eindruck möchte wohl diese Ausgabe auf ihn oder einen andern Bewunderer Homers aus dem Alterthume machen, wenn er den Dichter in diesem Druck und Format sehen sollte! Wird ihn nicht bereits ein Jeder unter uns lieb gewinnen, ihm das beste Plätzchen unter seinen Büchern einräumen, wo ihn der Anblick gleich reitzen könnte, ein Bändchen in die Hand zu nehmen, und sich von ernsten oder verdrießlichen Arbeiten und Geschäften zu erhohlen! Rein, sauber und correct ist der Druck, mit Geschmack abgesetzt und getheilt. Tauchnitzens Kunst, und Schäfer's gelehrtes Auge in Vereinigung, haben ihrem Verdienst um die schönsten Griechischen Dichter durch eine Reihe Drucke, die an Correctheit und Anmuth in einem so kleinen Formate Meisterwerke sind, das Siegel durch den Homer aufgedrückt; denn vorher waren bereits gedruckt, auch von uns angezeigt: Theocrit, Bion und Moschus, 1809; Sophocles, in zwey Bändchen, 1810: alle, cum brevi adnotatione emendationum curante Godofred. Henric. Schaefer. Seitdem ist noch ein reitzender Abdruck vom Pindar dazu gekommen, dessen Anblick dem Recensenten viele Freude machte. Nun folget Homer, für dessen Abdruck die Oxforder Ausgabe aus der Clarendonschen Presse 1801 vorgezogen ist, welche einen Vorzug hat, der den Deutschen Ausgaben noch entging; denn der gelehrte Porson hat sie besorgt, und dabey ein paar Hülfsmittel ge-

braucht, von denen Heyne mehr nicht, als eine Notiz erhalten hatte (To. III. p. XLI u. p. XCVII). Es ist nähmlich zu Oxford ein alter Codex von der Ilias, der den Nahmen führt: Codex in Bibliotheca Collegii Novi; und zu London ist im Brittischen Museum ein anderer alter *Codex Harlejanus* 5674 von der Odyssee, mit Scholien. In der neuen Oxforder Ausgabe, die den Clarkischen Text, so wie er in Deutschland in den Ernestischen und Heynischen Ausgaben wieder abgedruckt ist, beybehalten hat, war, der vorgesetzten Versicherung zufolge, in der Iliade jener Codex Collegii Novi hier und da eingesehen worden; aber der andere, der Harlejische von der Odyssee, ganz verglichen, und zwar von dem berühmtesten der Griechischen Critiker unserer Zeit, dem Hrn. Richard Porson. Diese Collatio codicis Harlejani 5674 cum Odyssea editionis Ernestinae 1760 ist, mit vorgesetzter Notiz vom Codex, in der *Oxforder* Ausgabe am Ende der Odyssee mit einer Nachlese vorhin übersehener Abweichungen (Postscriptum) beygedruckt, und von Hrn. Schäfer den Deutschen Gelehrten To. III. der Odyssee mitgetheilt: ein wichtiges Geschenk für künftige Bearbeiter der Odyssee, so viel diese durch Handschriften gewinnen kann. — Von S. 137 an bis 188 hat Hr. Prof. Schäfer noch der ganzen Sammlung einen eignen Werth der größern Brauchbarkeit gegeben durch Indices in notas ad Bucolicos poetas, Homerum, Pindarum et Sophoclem: I. Index scriptorum; II. Index verborum et rerum, mit Bezeichnung der Wörter, die noch in den Wörterbüchern fehlen.
